Psychische Studien.

MONATLICHE ZEITSCHRIFT

VORZÜGLICH DER UNTERSUCHUNG DER WENIG GEKANNTEN PHÄNOMENE DES SEELENLEBENS GEWIDMET.

NEUE FOLGE.

BEGRÜNDET VON
ALEXANDER AKSAKOW,
K. RUSS. WIRKL. STAATSRAT

REDIGIERT VON
DR. FRIEDRICH MAIER,
PROF. A. D. IN TÜBINGEN

UNTER FREUNDLICHER MITWIRKUNG MEHRERER DEUTSCHER UND AUSLÄNDISCHER GELEHRTEN.

XLII. JAHRGANG.

1915.

LEIPZIG,
VERLAGSBUCHHANDLUNG VON OSWALD MUTZE.

Inhalts-Verzeichnis

der „Psychischen Studien" für den XLII. Jahrgang 1915.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. | Januar. | 1915.

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Die im Kriege entscheidenden psychischen Faktoren.

Von Josef Peter, Oberst a. D. (München).

Angesichts der großartigen und furchtbaren Kämpfe, welche Deutschlands Söhne an den Ost- und Westgrenzen des Reiches zu führen gezwungen sind, ist es wohl nützlich für die in banger Sorge Daheimgebliebenen, sich die psychischen Faktoren klar zu legen, welche die Wagschale auf die Seite des schließlichen und endgültigen Erfolges sinken machen werden. Es ist ein Irrtum vieler, zu glauben, daß die absolute Zahl der Krieger und die waffentechnische Überlegenheit den Sieg gewährleisten. Ein tieferer Einblick in die Geschichte der Völkerkriege enthüllt uns die Tatsache, daß es in allererster Linie **psychische Faktoren** sind, welche die Entscheidung der großen Schlachten und der Kriege bringen. Der Laie ist geneigt, diese Faktoren im modernen Kriege und bei der modernen, fast möchte man sagen internationalen Ausbildung des Soldaten auf beiden Seiten der Kämpfenden als fast gleichwertig vorhanden anzunehmen, — indes diese Voraussetzung trifft nicht zu.

Die Kämpfer treten von Haus aus mit verschiedener Psyche in den Kampf. Die Begeisterung und das unerschütterliche Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu fechten, diese auf die Dauer unentbehrlichsten psychischen Faktoren kann man den heutigen Heeresmassen, in welche alle nur denkbaren Charaktere, Männer von hohem Mute und stolzer Kühnheit, wie solche von furchtsamer, zagender Seele zusammenströmen, nicht beim Ausmarsche mitgeben, wie Gewehre und Kanonen. Der Krieg muß populär sein, d. h. die ganze Nation muß von der unerbittlichen Notwendigkeit desselben überzeugt und von dem festen Bewußtsein getragen sein, daß

die größten Opfer für Recht und Ehre einzusetzen sind. Nur ein Volk, welches von solchem Geiste in all' seinen Schichten erfüllt zum Schwerte greift, wird die furchtbare Belastungsprobe bestehen, welche der Völkerkrieg von heute fordert. Man glaube nicht, daß die psychischen Faktoren, welche wir mit dem Namen Begeisterung und Vertrauen in die gerechte Sache bezeichnen, künstlich den Millionenheeren einzuimpfen sind. Ein Blick auf unsere Gegner zeigt dies schlagend. Lügen und Verleumdungen, Prahlerei und Selbstüberhebung, Verhöhnung des gehaßten Deutschlands und Weihrauchopfer für die ausziehenden Truppen, die beladen wurden mit Lorbeerkränzen auf Vorschuß — all' das war nicht imstande Begeisterung für den gegenwärtigen Kampf auszulösen. Dieser furchtbare Krieg ist weder in Frankreich noch in Rußland, noch in England populär. Er kann es nicht sein; denn in weiten Volkskreisen erkannte man längst, daß ungerechte und niedrige Vorwände sich hinter den hochtrabenden Worten einiger weniger gewissenlosen Abenteurer verbergen, die dann schwache Herrscher zu willenlosen Spielzeugen erniedrigten.

In Frankreich war selbst die Revanche-Idee immer nur als Peitsche in den Kämpfen der inneren Politik verwertet worden. In Rußland wurde der Krieg als ein erwünschtes Ventil benützt, um Korruption und Revolution zu verhindern, und in England sind es egoistische Parlamentarier, welche mit dem Neid des Konkurrenten auf das mächtig emporblühende Deutschland blicken und nach dem Niederringen des gehaßten Wettbewerbers einen reichen Fischzug im Trüben erhoffen.

Es ist kein Zweifel, sowohl in Frankreich, wie in Rußland und in England sind Millionen, die keinen Krieg wollen und den Frieden, um den sie betrogen wurden, sehnlichst herbeiwünschen.

Die Söhne Frankreichs und Rußlands können in den Krieg ziehen mit dem Willen und Vorsatz, ihre beschworene Pflicht zu erfüllen, aber Begeisterung kann man nicht erwarten; denn hierzu fehlen die psychischen Grundbedingungen. Und was die Söldnerscharen Englands betrifft, — für welche Ideale können sich wohl im Tagelohne bezahlte Söldlinge begeistern?

Anders ist es in Deutschland. Jeder Deutsche weiß, daß seit langem die „Einkreisung" begonnen hat, daß man ihm das Licht an der Sonne nicht gönnt, daß man schmähliche Vorwände genommen hat, um ihn mit brutaler Übermacht zu erdrücken. Nun ist der Zorn des deutschen Volkes in hellen Flammen ausgebrochen und, als der Kaiser das Schwert zog und die denkwürdigen Worte sprach: „Sie sollen sehen, was es heißt, Deutschland anzugreifen", da jubelte ihm ganz Deutschland zu, — die Parteiunterschiede waren gefallen und die deutsche Nation war ein „einig Volk von Brüdern."

Begeistert zog die Armee in den Krieg, bereit, bis zum letzten Hauch von Mann und Roß für des teuren Vaterlandes Ehre zu kämpfen. Und in den Massen der Millionenheere hat der unendlich wertvolle psychische Faktor der Begeisterung gewissermaßen suggestiv gewirkt und sich zum eisernen, durch nichts zu brechenden Willen zum Siegen verdichtet. Ein gut erzogenes und trefflich ausgerüstetes Heer aber, das „vom Willen zu siegen" getragen in die feindlichen Reihen bricht, ist unwiderstehlich, — auch die brutale Übermacht zerschellt an dieser Wehr.

Noch ein anderer psychischer Faktor kommt in Betracht, ein Faktor, welcher weder die Waffentechnik, noch die Zahl ersetzen kann, ein Faktor, der in Verbindung mit dem Willen zum Sieg den Erfolg in seinem Schoße birgt: Das unerschütterliche Vertrauen des Soldaten auf seine Führer — die Quelle des blinden Gehorsams. Mehr als sonst ist es im Kriege die Macht der unbedingt anerkannten Autorität, welche die Menge in ihren Bann zwingt. In ihr allein liegt die Möglichkeit, Massen, wie sie der heutige Krieg in den Kampf schickt, zu leiten. Dieser psychische Faktor ist es, welcher die einzelne Persönlichkeit ausschaltet und den Willen des Einzelnen in die schrankenlose Unterordnung unter jenen des Führers restlos aufgehen läßt. Diese gewissermaßen Suggestivwirkung des Vorgesetzten auf den Untergebenen wird aber nicht durch das Können und die höhere Intelligenz des ersteren allein ausgelöst. Erst wenn der Soldat unbegrenzte Hochachtung und Verehrung für seine Führer besitzt, wenn sein Herz für seinen Führer schlägt, dann folgt er ihm unweigerlich bis in den Tod.

Gott sei's gedankt, besteht dieses psychische Band in unserer herrlichen Armee in nie erreichter Weise, und in dieser Tatsache liegt auch das Geheimnis der Überwindung von Schwierigkeiten durch die deutsche Land- und Seemacht, die unseren Gegnern als nicht zu bewältigen galten.

In den angedeuteten psychischen Faktoren, die im deutschen Heere dem obersten Führer, wie dem letzten Soldaten eigen sind, liegt eine ungeheuere Kraft, die weder durch Fanatismus, noch durch die Kosakenpeitsche, noch durch die Revanche-Ideen, und am allerletzten durch die Goldmünzen des Soldes erreicht werden kann. Im Bewußtsein dieser Kraft können wir Deutsche inmitten des Sturmes, der in diesen Tagen die Völker der Erde beben macht, das Trostwort sprechen:

Lieb' Vaterland mag'st ruhig sein!

Per discordiam ad concordiam.

(Durch Zwietracht zur Eintracht).

Eine philosophische Kriegsbetrachtung mit einer moralischen Rechtfertigung Deutschlands und seiner Verbündeten.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.).

»Geist der Natur! Du Leben
Von Welten unzählbar;
Du Seele mächt'ger Sphären,
Die ihren ew'gen Pfad
In Himmelstiefen wandeln,
Du Seele kleinster Wesen,
Für die ein Sonnenblick
Ein ganzes Leben faßt;
Der Mensch, gleich jenen willenlosen Dingen,
Erfüllet deinen Willen unbewußt,
Und seine Zeit des ew'gen Friedens
(Der ihren gleich) reift sicher rasch
Heran. Dann wird der grenzenlose Bau,
Den du durchwallst, ohn' jeden Makel sein
Und tadellos des Weltalls Symmetrie.«

Percy Bysshe Shelley.[1])

Es bedarf der äußersten Selbstbeherrschung und aller philosophischen Besonnenheit, um angesichts eines so furchtbaren Ereignisses, wie es der von den „christlichen" Staaten Europas entfachte Weltkrieg ist, nicht von den Gefühlen des Abscheus und der Entrüstung übermannt zu werden und, auflodernd in heller Empörung, sich einer Philosophie in die Arme zu werfen, die derartige Tatsachen, wenigstens bei isolierter Betrachtung, ebenso einfach als treffend erklären würde. Diese Philosophie, die das Welträtsel auf eine sehr einfache Formel reduzieren würde, läßt sich, wofern wir das vom Mikrokosmos Gesagte auf den Makrokosmos ausdehnen, kurz und gut in eine poetische Form kleiden, indem wir uns folgende Stelle aus Lenau's Faust hierzu erwählen:

„Liebend zeugen, hassend morden,
Ist Menschenherzen Süd und Norden;
Und was dazwischen inne steckt,
Sind Keime, doch zurückgeschreckt,
Sind Sprossen, doch die halben matten,
Von Totschlag oder von Begatten."

Die Klippen des Dualismus, des Bösen und des Übels, an denen bis jetzt fast jede Religion und Philosophie gescheitert, wäre glücklich umschifft und mit dieser Annahme eines der Weltsubstanz von

[1]) Der Geist dieses englischen Dichters steht in direktem Gegensatze zu dem Krämergeiste, der das Brittenreich jetzt beherrscht.

Urbeginn an immanenten Schöpfungstriebes, der um sich ewig genug tun zu können und Raum für neues Schaffen zu gewinnen, als eine notwendige Folge die Zerstörung nach sich zöge. — Der mitfühlende Mensch ist auch sehr geneigt im Hinblick auf das namenlose Elend, wie es eine solche Katastrophe mit sich bringt, Gott anzuklagen, und er mag sich mit dem Dichter sagen:

„O Freund, sei bis zum Tod betrübt,
Daß du so dumm warst und geliebt,
Wie es dein Glaube dir geboten,
Den ungeheuren Urdespoten."

Da solche durch Gefühlsausbrüche veranlaßte Gedankengänge, die stets in Negationen enden und die Weltenschöpfung zu einer Art Fehlgeburt, zu einem Pfuschwerk erniedrigen würden, weder Vernunft noch Gemüt auf die Dauer zu befriedigen vermögen, so wird man trachten müssen, wieder festen Boden zu gewinnen, indem man sich auf den Standpunkt des Kausalitätsgesetzes stellt, und von diesem aus das welterschütternde Ereignis betrachtet und beurteilt.

Nach diesem ist dieser Weltkrieg das Endglied einer schier endlosen Kette von Ursachen und Wirkungen, ein Ereignis, das notwendig eintreten mußte, als die Bedingungen dafür vorhanden waren. Wir haben es demnach mit einer Tatsache der natürlichen Entwicklung zu tun, mit einem gesetzmäßigen Resultat derselben.

Die erzeugenden Bedingungen müssen solchen Wirkungen entsprechen und man hat ihren eigentlichen Ursprung in einem unvollkommenen Entwicklungszustand der Menschheit zu suchen, in dem rohe Selbstsucht herrscht und sich in reaktionären Institutionen verkörpert. Eine Menschheit, welche ein in den niederen Bereichen der Natur wirksames Gesetz, den brutalen „Kampf ums Dasein" skrupellos zur allein maßgebenden Lebensnorm erwählt; ein Geschlecht, das aus purer Eigenliebe die allerentsetzlichsten Grausamkeiten der Vivisektion stillschweigend duldet, charakterisiert sich dadurch selbst als moralisch unentwickelt und man kann von einer Menschheit, welche derartige Gesinnungen hegt, füglich nicht erwarten, daß Nächstenliebe oder Friedensliebe sie beseelt.

„— Der Teufel ist ein Egoist
Und tut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem Andern nützlich ist." [2])

---

[2]) Der bekannte königl. preuß. Sanitätsrat Dr. Heinr. Bruno Schindler spricht schon in seinem im Jahre 1857 erschienenen Werke „Das magische Geistesleben" von Symptomen eines sozialen Zersetzungsprozesses. „Da wird denen," sagt er darin, „welche die Zeichen der Zeit beherzigen, gar unheimlich zu Mute, und es darf

Sehr richtig sagt der Somnambule Davis, in den „Prinzipien der Natur“: „Die Gesellschaft steht auf schlechter Grundlage — ist auf ein Verkennen und Mißverstehen des wirklichen Prinzips gegründet, welches den Menschen bewegt. Sie sucht eher das isolierte als das allgemeine Beste; und daraus ist eine Zerstörung der Moral und des Friedens in der Gesellschaft hervorgegangen“; und im ‚Reformator‘ behauptet er, daß der Irrtum darin bestehe, daß in den menschlichen Geist ein Gesetz der niedrigen vierfüßigen Welt gleichsam übertragen werde, mit dem der Mensch, wenn er auf einer höheren Stufe geboren und durch Ausbildung darin feste Wurzel gefaßt hat, von Natur übereinzustimmen nicht imstande ist.

Den Krieg betrachtet auch er als die natürliche Konsequenz eines niederen Entwicklungszustandes, den man, insofern er sich durch einen bis zur Grausamkeit gehenden Individual- und Kollektiv-Egoismus charakterisiert, passend als Barbarei bezeichnet. „Der Krieg“, sagt er, „ist der einen Stufe der menschlichen Entwicklung ebenso angemessen, wie einer anderen der Frieden. — Zwang und Gewalttätigkeit sind natürlich, bis das Geistige erreicht ist, alsdann sind die aus dem Geistigen entspringenden Bedürfnisse natürlich und Gewalt und Krieg werden naturwidrig und unnötig. Möge sich jeder die Frage vorlegen: ‚Ist der Krieg meiner Vernunft und meinen Neigungen entsprechend?‘ Wenn ihr hierauf mit einem ‚Ja‘ antworten müßt, alsdann schreiben wir errötend und traurig den Urteilsspruch nieder, daß eure Entwicklung keine geistige ist.“

Den Konflikt der Interessen und die unnatürliche Assoziation [3]) einer von Egoismus beherrschten Menschheit samt den

---

uns nicht wundern, wenn uns hier und da Mahnungen werden, daß bei aller Höhe unserer Kultur, bei dem Blühen der Fabriken und des Handels, bei der höchsten Ausbildung der Technik und der noch nie dagewesenen Entwicklung der exakten Wissenschaften wir dem Verfall entgegeneilen. So schreibt Niebuhr am 15. Oktober 1850 in der Vorrede zu seiner „Römischen Geschichte“: „Jetzt blicken wir vor uns in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfahren, auf Vernichtung des Wohlstandes, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft.““

[3]) Unter unnatürlicher Assoziation oder Gesellung versteht Davis die künstliche Verbindung einander widerstrebender individueller Elemente zu einem sozialen Gebilde durch kollektivegoistische, auf Zwang und Gewalt basierte Institutionen; im Gegensatz zur natürlichen Assoziation, worunter er die Vereinigung von Individuen zu sozialen Gebilden durch die natürlichen und festen Bande des Altruismus und einer wechselseitigen Sympathie versteht. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer natürlichen Gesellung und von der Schädlichkeit einer bloß künstlichen Assoziation kommt auch in folgenden Stellen der jüngsten Enzyklika

daraus entspringenden Konsequenzen schildert Davis in seinen Prinzipien der Natur treffend, wie folgt:

„Die Interessen einer Person sind in direktem Gegensatz mit den Interessen der andern; und was eines Menschen Interesse ist, schlägt zum Unglück eines anderen aus. Die Interessen der Individuen zentrieren und sondern sich ab in ihren vereinzelten und verschiedenartigen Grundsätzen und Bestrebungen; und der verdorbene Zustand der Gesellschaft und der Welt liegt in der großen Menge individueller Ausgeschlossenheit von den gemeinsamen Rechten der Menschheit. — Daher ist die Welt, anstatt vereinigt zu sein, uneinig; und anstatt harmonisch zu sein, verwirrt. Anstatt eines allgemeinen Friedens und guten Willens, herrschen Krieg und Verwüstung, und anstatt, daß der Einzelne sein Glück mit dem allgemeinen Glücke identifiziert, sucht er nur sein eigenes und sei es auch auf Kosten aller andern."

Folgende, an derartige Betrachtungen sich knüpfende Frage des amerikanischen Sehers ist in hohem Grade zeitgemäß. Ich gebe sie daher wortgetreu hier wieder:

„Anstatt daß die Gesellschaft und die Welt in einem vereinigten und desorganisierten Zustande bestehen, der ganz von äußeren Umständen abhängt und der unmittelbaren Herrschaft künstlicher Gesetze unterworfen ist, würde es da nicht besser sein, das Gesetz zu verstehen und anzuerkennen, welches die Natur und den Menschen mit einer unabweichbaren und unveränderlichen Genauigkeit beherrscht? Würde es nicht besser sein, diejenigen Gesetze zu verstehen, auf deren Resultat man sich zu allen Zeiten verlassen kann, so daß in Übereinstimmung mit ihren Forderungen alle Handlungen und Interessen der Menschheit allgemein wechsel-

---

des Papstes zum Ausdrucke. „Einen anderen, nicht minder verderblichen und selbst noch ernsteren Krieg, den Krieg der Geister, müsse man als den Ursprung des anderen Krieges, des blutigen Krieges der Körper, betrachten. Seine Hauptursachen seien in folgenden Faktoren zu erblicken: Im Mangel aufrichtiger Nächstenliebe unter den Menschen. In Ungerechtigkeit in den Beziehungen zwischen den verschiedenen Massen der Bürger (z. B. in Klassenjustiz). In der Tatsache, daß das materielle Wohl das einzige Ziel der Tätigkeit der Menschen geworden ist. Wenn man gegen diese Feinde wirksam ankämpfen würde, so würden zweifellos Friede und Wohlfahrt auf Erden wieder einkehren. In der Tat hat der Heiland, der gekommen ist, um das Reich des Friedens unter den Menschen wieder zu errichten, es ausschließlich auf das Fundament der brüderlichen Liebe gestellt. Er wollte uns mit der ganzen Macht seiner Beweise von dieser Liebe überzeugen. Aber nicht dieser Geist ist es, welcher heutzutage auf Erden herrscht. Nationen, Stämme, Städte und einzelne Menschen sind mehr als durch Berge, Schranken oder Mauern durch Uebelwollen und Selbstsucht von einander getrennt."

seitig gemacht, und alle individuellen Interessen mit den Interessen und der Glückseligkeit des Geschlechts in Harmonie gesetzt werden könnten?"

Davis spricht dem Menschen die Kraft zu, das in dieser Frage angedeutete ungeheure Werk zu vollbringen und die Macht der Selbstsucht zu brechen, deren starre, alle geistige Entwicklung hemmende Institutionen eisernen Fesseln gleichen, die sich die Menschheit in ihrer egoistischen Verblendung selbst geschmiedet hat. Er behauptet kühn: „Der Mensch hat die Kraft, die wichtigen Züge der Wahrheit, welche unsichtbar und ewig ist, zu begreifen und zu erforschen, und wenn er die Kraft richtig benutzt hätte, so würde er nicht fühlen, daß er unter unbeherrschbaren und vorher angeordneten Umständen existiert, sondern er würde seine wahre Natur und Würde entfalten durch Erforschung und Beseitigung der Ursachen, von denen diese Umstände die Wirkungen sind; und wenn diese Ursachen beseitigt wären, würden die Wirkungen von selbst aufhören. Aber eine bevormundende Klugheit hat durch die Welt geherrscht und die Kraft und Neigung zerstört, diese Umstände zu verändern. — Eine Wiederherstellung seiner vernichteten Rechte übersteigt auch heute noch seine Begriffe; denn sein Geist besitzt nicht die Freiheit, sich auszudehnen, wenn er wollte, oder auch nur auf eine Widerauferstehung zu hoffen.— Kein Prinzip der Gerechtigkeit oder der Natur ward mehr anerkannt als eine forttreibende Kraft, um den Menschen in seinen Handlungen zu bestimmen." —

Aus diesen Darstellungen des Somnambulen würde sich ergeben, daß die Desorganisation der Gesellschaft und die daraus entspringenden kriegerischen Verwickelungen die natürlichen Folgen eines Mißverhältnisses sind, welches zwischen den alles Leben beherrschenden Grundkräften; der trennenden, den Individualisationsprozeß bewirkenden, und der ordnenden und einigenden Grundkraft, welche die eigentliche Triebkraft fortschrittlicher Entwicklung bildet, infolge einer der rudimentären Evolution eigentümlichen und naturgemäßen hochgradigen Prävalenz der ersteren besteht.

Eine Verschärfung hat jenes Mißverhältnis und damit auch die gegenwärtig daraus resultierende Kriegskatastrophe zweifellos dadurch erfahren, daß die „Wissenschaft" der auf Erfahrung begründeten einfachen Wahrheit, wonach jedes Wesen seine eigenen, seiner besonderen Natur angemessenen Lebensgesetze besitzt, mit der Faust ins Gesicht schlug, und den, sowohl den individuellen, als auch den kollektiven Egoismus in's Maßlose steigernden „Kampf ums Dasein" zum allgemeinen, auch für die gesamte Menschheit giltigen, Lebensgesetze erhob.

Nach Davis ist der Krieg kein absolutes Übel, sondern ein bloß relatives; eine Art Kinderkrankheit der Menschheit, nicht aus

Zuständen resultierend, die überhaupt nicht sein sollen, sondern die als wirkende Faktoren im Entwicklungsplane liegen und den Keim der Verbesserung in sich tragen; ein Mißgeschick, durch welches der Mensch schließlich gezwungen werden wird, den Sinn des Lebens tiefer und richtiger zu erfassen und den in den unveränderlichen Naturgesetzen sich kundgebenden Weltwillen zu begreifen, um den Individualwillen damit in Einklang zu bringen.

Eine solche Anschauung, welche auch mit dem Kausalitätsgesetze übereinstimmt, hat sicherlich ihre philosophische Berechtigung und besitzt außerdem den Vorzug, angesichts der erschütternden Tatsache des jetzt tobenden Weltkrieges, eine gewisse Beruhigung zu gewähren, ganz besonders jenen, welche wie unsere Staaten, sich in der Lage der Notwehr befinden. Der Seher Davis glaubt fest an die Wirksamkeit eines allmächtigen, reinigenden, verbrüdernden Prinzips, das alle Teile von Gottes gemeinsamem Tempel durchdringt und erfüllt, — eines Prinzips, welches Atome und Planeten in ein erstaunliches System vereinigt und welches der von Gott ererbte Schatz jeder Seele ist. Dieser Anschauung gemäß bekundet er einen Optimismus, der auch da nicht versagt, wo der jedes Andern ohnmächtig zusammenbricht. „Die Dinge“, sagt er, „scheinen ins Niedrige zu streben und die Verzweiflung zu rechtfertigen; wir sehen, wie Schurken befördert, Gerechte hintergangen werden; und doch wird von Schurken wie von Märtyrern die gerechte Sache nur gefördert. Obgleich Schurken in jedem politischen Streite gewinnen, obgleich die Gesellschaft aus den Händen einer Klasse von Verbrechern in die einer anderen Klasse von Verbrechern überliefert zu werden scheint, sobald die Regierung wechselt, und obgleich der Weg der Zivilisation und Gesittung eine Reihe von Missetaten ist, so wird dennoch einem allgemeinen Zwecke entsprochen. Wir sehen Ereignisse sich durchsetzen, welche den Bildungsgang des Zeitalters zu verzögern oder rückgängig zu machen scheinen. Aber der Weltgeist ist ein guter Schwimmer, und Stürme und Wogen können ihn nicht ertränken. Er hält sich mit seinen Fingern an Gesetzen fest; und so scheint durch die ganze Geschichte hindurch die Natur durch niedrige und arme Mittel zu wirken. Durch Jahre und Jahrhunderte, durch anscheinend üble Werkzeuge, durch Spielzeuge und Atome strömt unwiderstehlich eine große und wohltätige Absicht.“

Eine gleiche, unerschütterliche Zuversicht offenbart sich auch in folgenden Worten des Dichters:

„Herrschende! übermütig, wahnverloren,
Blickt auf zur Nacht, wenn ihre Sterne flammen,
Und schaut den Feind, dem ihr den Tod geschworen,
Und zittert schaudernd in euch selbst zusammen!

Gedanke heißt der Heilige, der Held,
Der im Urkampf ersiegt dies weite Feld;
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,
Er gab den Stand den Sternen und die Flucht,
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht;
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.

Ihn wollt ihr hemmen, wenn er sichtbar werden
In menschlicher Gestaltung will auf Erden?
Haut alle grünen Sprossen ab zur Stunde,
Reißt alle Wurzeln aus dem Muttergrunde,
Und schießt die Vögel aus den Lüften nieder,
Wenn ihr das Grünen hasset und die Lieder,
Ihr könnt den Drang nicht hemmen und nicht stillen
Den unaufhaltsam starken Frühlingswillen."

Nikolaus Lenau.

Da gegnerischerseits nicht nur von chauvinistischen Blättern, sondern sogar von geistvollen Männern, wie Bergson, Maeterlinck, Saint-Saens usw., von Philosophen, Gelehrten, Künstlern gegen das Deutsche Reich wiederholt der Vorwurf erhoben wurde, durch seine Politik den Weltkrieg heraufbeschworen zu haben, so erscheint es mir angebracht, um solchen Invektiven wirksam zu begegnen, im Anschluß an die vorige Kriegsbetrachtung den Nachweis zu liefern, daß der jetzige Weltkrieg von Deutschlands Feinden schon von langer Hand sorgfältig vorbereitet worden war, indem ich mich hierzu eines wohlbekannten russischen Schriftstellers, des Grafen Leo Tolstoi, bediene, den sicherlich niemand der Unwahrhaftigkeit und Parteilichkeit wird zeihen können. In seiner Schrift „Christentum und Vaterlandsliebe" [4]) gibt uns Tolstoi hierüber manche, für jetzt besonders interessante und wertvolle Berichte und Aufschlüsse. Er schildert uns darin den im Jahre 1891 erfolgten Besuch eines französischen Geschwaders in Kronstadt und den zwei Jahre später stattgefundenen Gegenbesuch der russischen Seeleute in Toulon und Paris, wobei, wie er sagt, viel gegessen und getrunken und viele verlogene und dumme Reden angehört und selbst gehalten wurden. Diese Festivitäten erzeugten eine Art patriotischer Berauschung oder Exaltation, welche gleich einer geistigen Epidemie immer weitere Kreise der Bevölkerung und schließlich ihre ganzen Nationen erfaßte, so daß Russen und Franzosen sich plötzlich einbildeten, einander ganz besonders zu lieben. [5]) Auffallenderweise kehrte in jeder

---

[4]) Deutsch von L. A. Hauff, Verlag von Otto Janke, Berlin.
[5]) Erscheinungen wie diese gehören in das Kapitel der Massensuggestion.

Rede, jedem Zeitungsbericht, jedem Telegramm die Behauptung wieder, der Zweck aller dieser Orgien sei der Friede Europas. Nach dem Festmahl, welches die Vertreter der russischen Presse gaben, sprachen alle vom Frieden. Herr Zola, der noch kurz vorher schrieb, der Krieg sei unvermeidlich und sogar nützlich, sowie H. Vogué, welcher in seinen Schriften mehr als einmal dasselbe behauptet hat, sprachen kein Wort vom Krieg, sondern nur vom Frieden. — — Aber die Listigkeit aller Geisteskranken ist bekannt, und eben diese beständige Wiederholung, daß man nicht den Krieg wolle, sondern den Frieden, und die Verschweigung dessen, was alle denken, — das eben ist die bedrohliche Erscheinung."—

In vielen Zeitungsartikeln über die Feierlichkeit wird sogar ganz naiv und geradeheraus die Befriedigung darüber ausgesprochen, daß während der Feierlichkeit von niemand das ausgesprochen worden sei, was tacito consensu zu verschweigen beschlossen worden sei, sowie darüber, daß nur ein unvorsichtiger Mensch, welcher sogleich von der Polizei abgeführt worden sei, laut geschrien habe, was alle Leute dachten, nämlich: ,Nieder mit Deutschland!' T o l s t o i wird durch diese Festlichkeiten zu folgenden Worten veranlaßt: „Das, was in Toulon und Paris geschah und jetzt von den Zeitungen fortgesetzt wird, muß augenscheinlich zu ebensolchem oder noch entsetzlicherem Elend führen, wie wir es im Türkenkrieg erlebten. — Die Folgen der Touloner und Pariser Epidemie aber, welche Menschen ergriffen hat, die über eine furchtbare Macht, ungeheuere Geldsummen, Werkzeuge zur Gewalttat und zur Verbreitung ihres Wahnsinns verfügen, können und müssen entsetzlich sein."

Diese reflexive Vorschau seines Geistes ist gefolgt von Bildern, die ihm seine Phantasie vorzaubert. Nach einer von verlogenen Zeitungen geführten Preßfehde glaubt er schon im Geiste „die gewöhnliche, unheilverkündende, abgeschmackte Proklamation: ,Wir von Gottes Gnaden, Selbstherrscher aller Reußen usw.'" zu erblicken und schildert uns dann mit einer Anschaulichkeit, als ob er das Künftige schon als gegenwärtig empfände, die sich daran anschließenden kommenden Ereignisse in ihrer bunten Folge: „Alle Glocken werden geläutet, langhaarige Menschen kleiden sich in goldgestickte Säcke und beten für den Mord. Und dann beginnen wieder die alten, längst bekannten, entsetzlichen Vorgänge. Die Zeitungsschreiber rühren sich und reizen die Menschen unter der Maske des Patriotismus zum Haß und Mord auf und freuen sich dabei im stillen, daß ihre Einnahmen sich verdoppeln. Auch die Fabrikanten und Kaufleute, die Armee-Lieferanten rühren sich in der Erwartung reicher Gewinne. Es rühren sich auch die Beamten aller Art, welche die Möglichkeit vor sich sehen, mehr zu stehlen als gewöhnlich. Es rühren sich auch die Spitzen des Heeres, welche

doppelten Gehalt und Kriegsrationen erhalten und für den Menschenmord verschiedenen, von ihnen hochgeschätzten Tand zu gewinnen hoffen. Es rühren sich auch müssige Herren und Damen, unterschreiben sich als Mitglieder des roten Kreuzes und treffen Vorbereitungen, um diejenigen zu verbinden, welche durch ihre Männer und Brüder verwundet werden, indem sie sich einbilden, ein sehr christliches Werk zu vollbringen.[6]) Und Hunderttausende von einfachen und gutmütigen Leuten, welche ihrer friedlichen Arbeit, ihren Frauen, Müttern, Kindern entrissen worden, ziehen mit Mordwaffen in den Händen dahin, wohin man sie treibt, indem sie die Verzweiflung in ihren Herzen durch Lieder, lästerliche Reden und Branntwein zu betäuben suchen." —

Eine andere Vision, welche die Touloner und Pariser Vorgänge in Tolstoi's Geist erweckten, schildert er uns in ebenso lebendigen Farben. Er schreibt: „Das gute, dumme Volk steht grinsend, seine gesunden, weißen Zähne zeigend am Festplatze und bewundert mit naiver Freude alle diese ausgeschmückten Admiräle und Präsidenten, die über ihnen wehenden Flaggen, die Feuerwerke, die lärmende Musikbande. Und ehe es sich versieht, sind Admiräle und Präsidenten, Flaggen, Musiker verschwunden, nur ein nasses, ödes Feld, Kälte, Hunger und Kummer liegt vor ihm, auf welchem der mörderische Feind steht, und hinter ihm die unnachgiebigen, antreibenden Anführer, Blut, Wunden, Leiden, verwesende Leichen und der unsinnige, nutzlose Tod."

„Vier Jahre früher", berichtet Tolstoi in derselben Schrift, „kam als erste Schwalbe des Frühlings von Toulon ein bekannter französischer Agitator für den Krieg gegen Deutschland, namens Déroulède nach Rußland. Dieser besuchte auch Tolstoi auf seinem Gute und machte auch da für seine Ideen Propaganda. Die Unempfänglichkeit Tolstoi's hierfür bald gewahrend, wandte

[6]) In Rußland steht der Herrscher allem Anscheine nach nicht über dem Einfluß dieser am Kriege interessierten Kreise; er sollte sich daher in seiner Bedrängnis direkt an die Gesamtheit seines Volkes wenden und es über Krieg und Frieden entscheiden lassen. Ein hervorragendes Beispiel, wie man solchen Einfluß bricht, hat der jetzige Kaiser des Deutschen Reiches anläßlich der Marokko-Krise gegeben. Wenn die Charakteristik, welche Davis in seiner Schrift „Penetralia" von den russischen Herrschern gibt, richtig ist, würde man darin die Ursache der russischen Expansionspolitik zu suchen haben. Er sagt darin: „Die russischen Herrscher besitzen eine starke Liebe zur Macht. Die ererbten und angenommenen Charaktere zwingen sie, Machtanbeter zu sein. Sie beten um Vergrößerung ihrer Länder, ihrer Macht und Regierung. Sie studieren eifrig, wie sie die ganze Welt unter ihre Herrschaft bringen. In dieser Beziehung ist ihre Festigkeit unveränderlich und unerschütterlich. Sie denken fest, stark und eigenwillig. Sie sind abergläubisch genug, zu denken, daß sie das geistige und legitime Haupt einer von Gott eingesetzten Institution sind."

er sich an dessen Feldarbeiter, machte aber auch bei diesen Fiasko. Déroulède teilte einem alten Arbeiter Tolstois, namens Prokofy seinen Plan mit, den zwischen Russen und Franzosen befindlichen Deutschen von zwei Seiten zu erdrücken, was dieser als einen bloßen Scherz auffaßte. Als er ihm dann den Ernst seines Vorhabens klar zu machen versuchte, schnitt Prokofy die Unterredung mit den Worten ab, er solle nächstens lieber kommen, um mit ihnen zu arbeiten, und dazu auch den Deutschen mitbringen."

* * *

Nachtrag. Ein mir nach Schluß obiger Kriegsbetrachtung noch zugekommener Bericht über einen Vortrag von Dr. Friedrich Leiter in W. Ö. Gewerbeverein am 20. Nov. 14: „Die Zeitung im Kriege" („Neues Wiener Tagblatt" Nr. 322 vom 21. XI. v. J.) enthält beachtenswerte Winke für die Zukunft, die ich als Beiwerk noch anfügen möchte. Der Bericht lautet:

Nach dem Kriege — der Abbau des Hasses. — „Kriegserklärungen suspendieren die Gesetze der Menschlichkeit. Es ist, als ob gleichzeitig mit der Kriegsproklamation in den Amtsblättern kundgemacht würde: das edle, hehre Glaubensfundament: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" gilt nicht mehr. Es wird in seinem Innersten brüchig und baufällig und über amtliche Anordnung demoliert, oder zum mindesten in seinem Geltungsbereich ganz außerordentlich eingeschränkt: Bis zur Grenze und nicht weiter! Schon gar, wenn ein ganzer Weltteil in Waffen tobt und selbst das sich weitdehnende Meer die Ausbreitung der blutigen Kämpfe nicht zu hindern vermag. Es ist tatsächlich kaum ein grellerer Kontrast auszudenken, als der Bajonettkampf, das Zücken der Waffe von Mann gegen Mann, und das Gebot der Nächstenliebe. An Stelle der Internationalität in der Verständigung über soziale und humanitäre Ideen, ein Lieblingsgedanke, der in den letzten Jahren gehegt und gepflegt wurde auf den mannigfachsten Gebieten, und, was im jetzigen Augenblicke als Pikanterie erscheint, unter spezieller liebevoller Förderung Englands in Paragraphen und Traktaten festgelegt wurde, ist die Internationalität des Hasses und die unersättliche Sucht der Vernichtung getreten. Die Wahrung von Mein und Dein, sonst in Kulturstaaten durch alle möglichen Formen des Polizeiaufgebotes streng gewährleistet, hat aufgehört, der Respekt vor dem Privateigentum ist geschwunden; unsere Feinde erschöpfen sich in Gesetzen und Anordnungen über Vermögenskonfiskationen, der Rechtsstaat ist zum Rechtslosigkeitstaat geworden. Die Drangsalierung und Quälerei der Österreicher, Ungarn und Deutschen in Feindesland äußert sich in einer verabscheuungswürdigen Behandlung. Es wird uns in der Geschichte zum Ruhm

und zur Ehre gereichen, daß wir es vermeiden ‚Gleiches mit Gleichem zu vergelten.‘ Ein Chimborasso von Böswilligkeit und Verbitterung türmt sich immer höher und höher zwischen den Völkern; die Abtragung wird viel Mühe erfordern. Und wenn ich dennoch versuche, aus dem Trübsal der Gegenwart einen Ausblick auf freundlichere Tage, die schließlich auch einmal kommen müssen, und von denen wir alle hoffen und wünschen möchten, daß sie nicht gar fern wären, zu gewinnen, so freue ich mich des ermutigenden Gefühls, daß der Zeitung eine schöne bedeutsame Aufgabe erwachsen wird: der Abbau des Hasses. Es wird keine leichte Arbeit sein, aber wir werden sicherlich alle freudig und mit allen Kräften an ihrer Vollbringung mitzuwirken uns bestreben.“

„Der Abbau des Hasses“ würde, wenn künftig zum Wahlspruch der Presse erwählt und getreulich befolgt, sicherlich dem Frieden mehr dienen, als alle Friedenskongresse der Welt. Vorläufig bleibt er freilich nur ein löblicher Vorsatz, dem die Möglichkeit der Ausführung noch fehlt. Um ein so schwieriges Werk vollbringen zu können, müßte die Presse nach allen Seiten hin vollkommen unabhängig gemacht und vor allem dem Einfluß jener Kreise entrückt werden, welche an Streit und Krieg lebhaft interessiert sind. Und das kann noch lange dauern!

Eine geschichtliche Urkunde zur „Geisterkunde“.

Mitgeteilt vom Red. Dr. Fr. Maier.

Eine Bestätigung der in unserem Oktoberheft (S. 550) vor. Jahres in dem Artikel: „Okkultes aus dem Leben der Lieblingsschwester Friedrichs des Großen“ mitgeteilten Anmeldung eines soeben Gestorbenen finde ich nachträglich in dem von erfahrenen Spiritisten nicht mit Unrecht hochgeschätzten Buch des bekannten Mystikers, bzw. Pietisten Jung-Stilling (geb. 1740, gest. 1817), das den Titel führt: „Theorie der Geisterkunde, in einer Natur-, Vernunft- und Bibelmäßigen Beantwortung der Frage: Was von Ahnungen, Gesichten und Geistererscheinungen geglaubt werden müsse. Von Dr. Johann Heinrich Jung, genannt Stilling, Großherzoglich Badenscher Geheimer Hofrath. Mit einem Titelkupfer (Wahre Abbildung der hin und wieder erscheinenden sogenannten „Weißen Frau“, Agnes, Gräfin von Orlamünda genannt). Frankfurt und Leipzig 1808“. Dieses hinterlassene Hauptwerk eines aufrichtig frommen, von der göttlichen Offenbarung der heiligen Schrift tief überzeugten

Christen, eines philosophisch und literarisch gründlich gebildeten und auf dem okkulten Gebiet praktisch vielerfahrenen Mannes, dessen eigenartige Autobiographie 1806 erschien, enthält eine Fülle von fesselnden, keineswegs den Eindruck der Leichtgläubigkeit oder der Selbsttäuschung machenden einschlägigen Materials, woraus wir, mit der Beibehaltung der altertümlichen Rechtschreibung, den nachfolgenden authentischen Bericht (S. 207—211) als Nachtrag jener Erzählung zum Abdruck bringen:

(§ 198). „Beyspiele belehren am sichersten: ich will also noch einige zuverlässige Erscheinungen erzählen, in welchen Geister entweder Freunden ihren Tod anzeigten, oder sonst noch etwas zu besorgen gehabt haben. Um aufs genauste bey der Wahrheit zu bleiben, rücke ich meine Urkunden wörtlich ein: Nachfolgende Anekdote ist mit möglichster Sorgfalt nach der ehemaligen Erzählung des unten erwähnten kaiserlichen geheimen Raths von Seckendorf hieher notirt worden.

„König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Vater Königs Friedrichs des IIten, stund mit dem König August dem IIten von Polen, in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß sie einander, wenns möglich war, wenigstens einmal des Jahrs sahen. Dies geschah auch noch kurz vor dem Tode des Letzteren, derselbe schien sich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas bedenkliche Entzündung an einer Zähe. Die Aerzte hatten ihn daher für jedem Uebermaaß in starken Getränken sehr gewarnt, und der König von Preußen, welcher dies wuste, befahl seinem Feldmarschall von Grumbkow (der den König bis an die Gränze begleitete, und ihn dort in einem königlichen Schloß noch Standesgemäß bewirthen sollte), daß er bey jenem Abschiedsschmauß, alles sorgfältig vermeiden möchte, wodurch die — dem König von Polen aus erwähnter Ursache von den Aerzten so sehr empfohlene Mäßigung, im Genuß des Weins, überschritten werden könnte.

„Als aber König August noch gleichsam zu guter Letzte einige Bouteillen Champagner verlangte, so gab Grumbkow, der diesen Wein selbst liebte, nach, und genoß dessen auch seiner seits so viel, daß er sich, indem er über den Hof des königl. Schlosses in sein Quartier gieng, an einer Wagendeichsel eine Rippe zerbrach, und sich daher in einem Tragsessel zum König August bringen lassen mußte, als dieser seine Reise des andern Morgens sehr früh fortsetzen, und ihm noch einige Aufträge an König Friedrich Wilhelm geben wollte. Hiebey war der König von Polen, außer einem vorn geöfneten Hemd, nur mit einem kurzen Polnischen Pelz bekleidet.

„In eben diesem Aufzug, nur mit geschlossenen Augen, erschien er am 1sten Febr. 1733 früh, ungefähr um 3 Uhr dem Feldmarschall von Grumbkow und sagte zu ihm:

„Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment a Varsovie. („Mein lieber Grumbkow! ich bin soeben in Warschau gestorben").

„Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf gestatteten, hatte unmittelbar zuvor, bey dem Schein seiner Nachtlampe, und durch seine dünne Bettvorhänge, bemerkt, daß sich die Thüre seines Vorzimmers, worin sein Kammerdiener schlief, öffne, daß eine lange menschliche Gestalt herein komme, in langsam feyerlichem Schritt um sein Bett herumgehe, und seine Bettvorhänge schnell öffne. Nun stand die Gestalt Königs Augusts gerade so, wie Letzterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm gestanden war, vor dem erstaunten Grumbkow, und gieng dann, nachdem er obige Worte gesprochen hatte, wieder zu eben der Thür hinaus. Grumbkow klingelte, fragte den zur nähmlichen Thür hereineilenden Kammerdiener: ob er den nicht auch gesehen habe, der so eben gerade da herein und hinaus gegangen sey? — der Kammerdiener hatte nichts gesehen.

„Grumbkow schrieb sogleich den ganzen Vorgang an seinen Freund, den damals bey König Friedrich Wilhelms Hoflager befindlichen kaiserlich königlichen Gesandten und Feldmarschall Grafen von Seckendorf, und bat letzteren, die Sache dem König bey der Parade, mit guter Art zu hinterbringen. Bey dem Gesandten von Seckendorf befand sich, als ihm das Grumbkowische Billet schon um 5 Uhr zukam, dessen Schwestersohn und Gesandtschafts Sekretär von Sekendorf, nachheriger Brandenburg Anspachischer Minister, und zuletzt kaiserlicher Geheimer Rath. Jener sagte zu diesem, indem er ihm das Billet zum lesen darbot: sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Visionär gemacht? ich muß aber den Inhalt dieses Billets noch heute dem König hinterbringen.

„Nach 40 Stunden (wo ich nicht irre) langte durch die von Warschau nach Berlin von 3 zu 3 Stunden unterlegten Polnischen Ulanen, und Preusischen Husaren, die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen in der nämlichen Stunde da Grumbkow jene Erscheinung gehabt hatte, zu Warschau gestorben sey.

Aus der ‚Geschichte, Leben und Thaten des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms des Ersten, Hamburg und Breslau 1735' pag. 454, kann folgendes noch zur Erläuterung beygefügt werden: hier wird auch bestätigt, daß der König von Polen den 1sten Febr. 1733 gestorben sey, und daß man diese Nachricht schon den 4ten in Berlin erhalten habe. Ferner wird auch bemerkt, daß der König von Polen, bey seinem Hin- und Herreisen zwischen Dresden und Warschau, seinen Weg von Dresden aus, über Crossen nach Karga, und von da vollends nach Warschau, genommen, bey welcher Gelegenheit der König von Preußen fast allemal den Ge-

neral und Staatsminister von Grumbkow nach Crossen schickte, und den König da bewillkommnen ließe.

(§ 199). Die Wahrheit dieser Geschichte beruht auf der Glaubwürdigkeit solcher Personen, an deren Kopf und Herz zu zweifeln Verbrechen seyn würde, sie ist also gewiß. König August empfand bey herannahendem Tode sicherlich sehr tief, daß er bey Grumbkows Gastmahl den Rath seiner Aerzte so schlecht befolgt hatte; zugleich mochte er auch wohl diesem seinem Wirth den Vorwurf machen, daß er, da er den Sinn der Aerzte wuste, und noch dazu vom König von Preußen gemessenen Befehl hatte, sorgfältig alles zu vermeiden, was seinem erhabenen Gast schaden könne, alles Schädliche hätte entfernen, und in das Verlangen nach Champagner, nicht hätte einwilligen sollen. Mit dieser tiefen Reue, und gleichsam fixen Idee starb er; die Sehnsucht, dem Herrn von Grumbkow sein Versehen ans Herz zu legen, war die Ursache, daß er auf seine Imagination würkte, sein Ahnungs-Vermögen entwickelte, woher dann die Erscheinung entstand.

(§ 200). Bey solchen Erscheinungen muß man sich nicht vorstellen, daß die Seele des Königs, von Warschau nach Crossen hätte reisen müssen — wer meine Grundsätze, die ich gleich im Anfang dieses Werkes aufgestellt habe, hinlänglich gefaßt hat, der wird sich erinnern, daß die Menschenseele in ihrem Körper, vermög der sinnlichen Werkzeuge, alles in Raum und Zeit empfindet, so bald sie aber aus dem Körper geschieden ist, so hört das was wir Raum, Körper, Ausdehnung, Entfernung usw. nennen auf; man verstehe mich wohl, die Vorstellung die sie in diesem Leben von den Gegenständen der Sinnenwelt erhalten hat, die hat und behält sie, die bleiben ihr, aber von nun an empfindet sie nichts mehr von ihr, ausser was sie von den Seelen die immerfort im Geisterreich ankommen, erfährt, oder wenn sie in den seltenen Fall geräth, mit einem noch Lebenden in Rapport zu kommen, und ihm zu erscheinen. Dann bitte ich auch wohl zu bemerken, daß die Seele ihr Wesen nicht verändert; die Grundformen ihrer Vorstellungskraft, nähmlich Raum und Zeit, behält sie ewig, aber beyde sind ihr jetzt von allem dem leer, was sie hier empfand, dagegen empfindet sie nun die Gegenstände der Geisterwelt, aber auch in Raum und Zeit, sie kann nicht anders; doch mit dem großen Unterschied, daß ihr in Zeit und Raum alles nahe, nichts fern ist, sie kann wissen was in der Ferne, und was in der Zukunft geschieht, insofern es ihr die Gesetze des Geisterreichs erlauben.

(§ 201). Ich weiß, daß viele würdige Männer, und christlich denkende Personen die Vermuthung haben, man würde nach dem Tode die Werke der Schöpfung recht betrachten, von Stern zu Stern reisen, dort Aufträge ausrichten, und darinnen einen großen Theil der Seeligkeit finden; solche Leser dieser Schrift werden den Kopf schütteln, und mit meiner Vorstellungart nicht

zufrieden seyn; diesen gebe ich aber hier den Trost, daß ich selbst diese Vermuthung habe, aber daß dies dann erst statt finden werde, wann die Seele mit ihrem neuen verklärten, und unsterblichen Körper versehen sein wird."

Okkulte Erlebnisse in einem Privatkreise.

Ein Beitrag zur okkultistischen Forschung.

Von Dr. jur. Wolfgang Stöckert-Berlin.

Ausgehend von dem Gedanken, daß auch der kleinste Beitrag möglicherweise einen Baustein zu dem Gebäude der wissenschaftlich-okkultistischen Forschung abgeben kann, unterbreite ich als eifriger Leser der „Psychischen Studien" den Mitlesern die Erlebnisse einiger bemerkenswerter Versuche. Meine Experimente fallen in den Winter 1910; als Medien dienten mir ein etwa 52jähriger Freund meines Vaters, Herr K. S., und dessen etwa 14jährige Tochter G. S., die ihre mediumalen Fähigkeiten allmählich entwickelt und zu einer beachtenswerten Höhe gebracht hatten. Von den vielen, von uns angestellten Versuchen, will ich hier nur zwei hervorheben, die mir wertvoll erscheinen.

1. Herr K. S. hatte die Fähigkeit erlangt, Gedanken der Umsitzenden zu erraten, und zwar ging dies folgendermaßen vor sich: Kurze Zeit nachdem wir, im ganzen 4 bis 5 Teilnehmer, bei Gasbeleuchtung im Kreise sitzend, die Sitzung begonnen hatten, hatte Herr S. das Gefühl, als sterbe seine rechte Hand bis zum Kugelgelenk hinauf ab. Seine Hand „ging — wie er sich ausdrückte — los" ohne daß er selbst es hindern könnte oder wüßte, in welcher Richtung sie sich bewege. Herr S. führte dann mit der Hand genau die Tätigkeit aus, die ihm einer der Teilnehmer vorzunehmen in Gedanken befohlen hatte (z. B. streichelte einen der Umsitzenden, faßte ihn beim Ohr, zog ihm den Ring ab u. s. f.). Während der Teilnehmer nun einen Wunsch zu stellen hatte (in Gedanken), den die „Hand" ausführen sollte, saß ich mit übereinandergeschlagenen Knien da und hatte meine Hände darüber gefaltet. Ich dachte jetzt bei mir: wenn jetzt die Hand käme und meine Hände löste! Unterdessen führte die Hand genau aus, was sich der betr. Teilnehmer gewünscht hatte. Jetzt kam ich an die Reihe und sollte mir eine Handlung, die Herr S. vornehmen sollte, denken. Nicht weit von Herrn S. stand ein Teetischschen, auf dem sich eine Zuckerdose, Milchkanne usw. befanden. Ich wünschte jetzt, die Hand möge die Milchkanne ergreifen und sie über dem Haupte eines der Anwesenden (meines Vaters) gleichsam ausgießen. Was geschah? Die Hand kam und löste meine Hände von den Knien.

Handelte es sich um gewöhnliche Gedankenübertragung, so mußte Herr S. gleichzeitig zwei verschiedene Gedanken zweier Teilnehmer gelesen haben. Ich habe ein ähnliches Beispiel in der okkultistischen Literatur noch nicht gefunden. Will man dies nicht annehmen, so kann man nur zur spiritistischen Hypothese greifen. Herr S. behauptet, unter der Kontrolle eines Spirits zu stehen, wenn seine Hand sich automatisch in Bewegung setzte. Ich wäre dankbar, wenn mir aus dem Leserkreise ähnliche Fälle mitgeteilt werden könnten. (Adr.: Berlin W. 30, Martin Luther-Straße 19).

2. die zweite Art von okkulten Vorgängen, deren Echtheit außer Zweifel steht, waren Hebungen schwerer Gegenstände; die an sich nichts Neues bieten. Die Manifestationen gingen bei Tageslicht und vor Zeugen vor sich, und zwar erhob sich, nachdem ich und eines der beiden Medien unsere Hände flach auf die obere Platte eines von oben bis unten voll mit Wäsche bepackten Vertikos gelegt hatten, dieses Spind auf Seiten des Mediums hoch, rückte von der Wand ab und beantwortete typtographisch gestellte Fragen. Gleichzeitig ertönten im Innern des Spindes Klopflaute. Da nur die Anwesenheit eines Mediums erforderlich war, und sich auf die andere Spindseite jeder Dritte stellen konnte, war ich imstande, davorstehend alles scharf zu beobachten. Dem 14jährigen Mädchen wäre ein Aufheben des Spindes mit Händen, Füßen oder beiden unmöglich gewesen. Die Manifestation erfolgte oft nach knapp einer Minute. Die auf der Platte stehenden Nippsachen und Photographien fielen bemerkenswerterweise nicht um und veränderten ihre Lage nicht. Die Medien befanden sich bei vollem Bewußtsein, waren ganz im normalen Zustande, man lachte und scherzte über die Vorgänge, wie über etwas durchaus selbstverständliches. Die Kundgebungen waren aber bedingt dadurch, daß wenigstens einer der Anwesenden die übliche Anrede: „Gott zum Gruß, lieben Freunde" sprach. Spontane Phänomene habe ich bei diesem Medium, obwohl sie vorgekommen sein sollen, persönlich nicht beobachtet, wohl aber bei einem anderen Medium, mit dem ich später experimentierte. Als bemerkenswerte physikalische Erscheinung erwähne ich noch, daß ein schwerer, ovaler Nußbaumtisch sich auf Seiten des Mediums — mit dem ich allein am Tische saß und im Zimmer war — hob, bis die Tischplatte etwa in einem Winkel von 45 Grad zur Erde geneigt war und dann auf 2 Beinen unbeweglich fest stand. Trotzdem ich mich mit meinem ganzen Körpergewicht dagegen auf die Tischplatte warf, konnte ich den Tisch nicht herunterbringen; es war, als ob gewaltige dynamische Kräfte ihn hochdrückten. Darauf senkte der Tisch sich ganz langsam und allmählich in seine normale Lage zurück. Auch dieser Vorgang spielte sich bei dämmerndem Tageslicht ab. Nicht unerwähnt soll

bleiben, daß die Teilnehmer keineswegs Anhänger der spiritistischen Hypothese waren; man sprach im Gegenteil sogar davon, wie bedauerlich es doch sei, daß man diese gewaltigen dynamischen Kräfte nicht für die Industrie und Technik verwerten (!) könne.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Ueber wahre und falsche Moral mit Bezug auf die natürliche Entwickelung.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.).

(Schluß von Seite 617 v. J.)

Nachdem dem Egoismus, wie Swedenborg sagt, tatsächlich eine Tendenz zur Expansion oder ein Wille zur Macht innewohnt, so ist der Kollektivegoismus offenbar auf dessen Wirksamkeit zurückzuführen; es ist daher durchaus logisch anzunehmen, daß mit der Macht des Egoismus auch die Gefährlichkeit desselben wächst, und daß der Kollektivegoismus eine ungleich größere Gefahr für den Individualismus bedeutet, als der Individualegoismus für den Sozialismus oder Staat. Wenn man uns belehrt, daß der Sozialismus das System einer, von Beeinträchtigung der Persönlichkeit und Selbständigkeit des Einzelnen freien, auf Gemeinsamkeit gegründeten Staatseinrichtung sei, so könnte man darin das Ideal eines Sozialsystems erblicken.

Daß der Sozialismus diese Bestimmung in Wirklichkeit nicht erfüllt, sondern daß er von dem frei und höher entwickelten Individuum gleich jeder anderen auf Kollektivegoismus gegründeten Organisation oder Staatsform als eine die freie Bewegung oder selbst das Leben hemmende Zwangsjacke oder eiserne Jungfrau empfunden wird, dürfte selbst von den Verehrern des Systems kaum bestritten werden. Der Sozialismus ist in seiner heutigen Form eben auch nur ein kollektivegoistisches System und bildet als solches keinen durch natürliche Entwicklung entstandenen, durch innnere Kraft zusammengehaltenen Organismus, sondern eine durch äußeren Druck erzeugte anorganische Verbindung.

Da der Egoismus als das trennende Prinzip trotz aller Kunstgriffe der Intelligenz den Altruismus als das einigende nicht zu ersetzen vermag, so ist es wohl selbstverständlich, daß der Kollektivegoismus dem Mangel an innerer Verbindung durch Anwendung von äußerer Gewalt abzuhelfen sucht. Eine durch Egoismus

künstlich zusammengehaltene Kollektivität, die man in irgend eine Staatsform gepreßt hat, gleicht einem Dampfkessel, gegen dessen Stahlmantel die Expansionskraft des Dampfes beständig ankämpft, und die, um diesem inneren Druck auf die Dauer gewachsen zu sein, beständig verstärkt werden muß.

Seit altersher sehen wir die menschliche Intelligenz bemüht, diesen törichten Versuch zu wiederholen, und so oft daraus auch Unheil entsprang, konnte sie dadurch nicht vermocht werden, davon abzulassen. Sie gleicht darin dem sagenhaften Sisyphus, der nicht müde wurde, mit seinem Felsblock nutzlose Arbeit zu leisten. Wie jeder menschliche Irrtum bildet auch dieser, von der menschlichen Intelligenz verschuldete ein notwendiges Glied in der langen Kausalkette von Ereignissen des natürlichen Entwicklungsprozesses; nur darf man nicht in dem Wahne verharren, als befände man sich damit im Strome einer fortschreitenden organischen Entwicklung und nicht in einer ihrer gewaltigsten Gegenströmungen.

Der Strom fortschreitender organischer Entwickelung muß ein kontinuierlicher sein; als ein unterbewußter kann er nicht plötzlich beim Menschen abreißen, um dann als oberbewußter neu ein- und sich als solcher fortzusetzen. Nicht nur der physische, sondern auch der psychische Mensch wurzelt im Unterbewußten und dieses im Kosmos, und nur in Verbindung mit diesen und niemals aber außer derselben ist eine fortschreitende organische Entwicklung und wahres physisches und psychisches Wachstum möglich.

Vermochte die menschliche Intelligenz sich auch von der Existenz und Wirksamkeit einer fortschreitenden Entwicklung zu überzeugen, so hat sie doch ihre Gesetze und deren Bestimmung, besonders was den Menschen anbetrifft, so total verkannt, daß sie, anstatt des das Individuum vervollkommnenden und sie zu einem harmonischen Ganzen verbindenden, altruistischen, unterbewußten Prinzips, das in Individuen trennende, egoistische, oberbewußte Prinzip als das für die fortschrittliche Entwicklung allein maßgebende erachtet, und dabei trotz der verderblichen Folgen dieses Irrtums, trotz der hierdurch bewirkten Demoralisation und sozialen Desorganisation, auch noch in dem Wahne verharrt, auf solche Weise die natürliche fortschrittliche Entwicklung kulturell fortzusetzen. Da nicht die sinnliche, sondern die übersinnliche (transcendentale) Wesenshälfte, nicht das Bewußte, sondern das Unterbewußte den entwicklungsfähigen Teil des Menschenwesens bildet, so wird man, um sich mit den Entwicklungsgesetzen in Einklang zu setzen, vor allem der Pflege der inneren menschlichen Natur jene Sorgfalt widmen müssen, die man bisher ausschließlich auf die der äußeren verwendete, indem man mit völliger Vernachlässigung der intuitiven und emotionellen Fähigkeiten nur ein-

seitige Verstandeskultur trieb, die zuletzt zu einer Intelligenzidolatrie ausartete.

Den Entwicklungsgesetzen gehorcht man mit nichten, wenn man gewisse Lebensgewohnheiten der Raubtiere nachahmt, und man darf von keinem Entwicklungsfortschritt sprechen, wenn es dem Menschen mit Hilfe seiner Intelligenz gelingt, die angenommene Raubtiernatur ins Dämonische zu steigern. Die Entwicklungsgesetze, welche für die Menschennatur maßgebend sind, sind ihr selbst eingeschrieben und können nicht in der äußeren unentwickelteren Natur gefunden werden. Was der Mensch von den ihm untergeordneten Lebewesen jedoch lernen könnte, ist die Treue gegen die eigene Natur. [Sehr gut! Red.]

Wie schon erwähnt, zeigt sich die Intuition der Intelligenz an Tiefe der Einsicht weit überlegen, darum verfällt sie auch nie in so alberne Fehler, wie sich ihm die Intelligenz inbezug auf das Entwicklungsgesetz zu schulden kommen ließ. Der Seher Davis ist sich über die Immanenz des Entwicklungsgesetzes vollkommen im Klaren, wenn er sagt:

„Jeder Mensch kommt mit einem Kodex unveränderlicher Naturgesetze ins Dasein. Diese Gesetze sind gerecht, der Entwicklung des ganzen Menschen angepaßt und jede Übertretung wird, wenn er sich gegen deren Gebote vergeht, eines Tages ihm schwer sein. Genaue Befolgung dieser Gesetze wird den angeborenen Charakter jedes Einzelnen verschieden, aber harmonisch entwickeln. Unter dieser Bedingung würde jeder Mensch ein individueller Mensch werden, und nicht ein bloßes Ding der Mode, wie er es jetzt ist, ein bloßer Nachäffer anderer, Minderentwickelter, ein automatischer Nachfolger irgendeiner besonderen Zeit oder Persönlichkeit. (Penetralia S. 275). — Das Individuum befindet sich allenthalben unter dem herrschenden Einfluß dreier Gesetze, welche Gesetze in seinem physischen System, in seinen sozialen Verhältnissen und in seinen moralischen und geistigen Beziehungen zu der äußeren und inneren Welt mit einer unabweichbaren Genauigkeit wirken. Diese Gesetze verlangen von dem Individuum, daß es harmonisch sei. Insofern wir von den Prinzipien unseres Daseins beherrscht werden und nur glücklich und harmonisch sind, wenn wir ihnen gehorchen, ist es klar, daß jede Abweichung von ihnen in Entzweiung und Unglück ausschlagen wird in einem Maße, welches stets dem Grade der Abweichung verhältnismäßig ist („Der Lehrer")." —

Jedes Individuum befindet sich von Natur aus unter dem Einfluß gewisser Gesetze, von deren pünktlicher Befolgung die Harmonie seiner Existenz unabweisbar abhängig ist; aber diese Gesetze machen sich ihm für gewöhnlich nicht unangenehm bemerkbar, sondern erinnern das Individuum stets nur dann erst in

vielleicht unliebsamer Weise an ihr Dasein, wenn es den erforderlichen Gehorsam gegen dieselben irgendwie außer acht gelassen hat. — — Jeglicher Mensch ist bestimmt, in diesem universalen Drama eine ganz besondere Aufgabe zu vollziehen, welche ihm von seiner eigener Natur klar und deutlich vorgezeichnet wird, — und zwar eine Aufgabe, in welcher er einzig vortrefflich und glücklich sein kann. Die unterschiedliche Art dieser Naturaufgabe ist der gesamten Konstitution des Menschen aufgeprägt: sie schlummert in den zartesten Fibern und Muskeln, in jedem Atom und Element seines Körpers, durchrieselt in unermüdlichem Kreislauf alle Adern und Venen, kommt dem Individuum durch Vermittlung des Gehirns zur bewußten Anschauung, wird alsdann durch Überlegung zum leuchtenden Genius, zum trefflichen Anwalt seiner Attraktionen, und dieserart zum alleinigen rechtmäßigen Beherrscher wie unfehlbaren Wegweiser seines Lebenslaufs. — Doch es möge wohl beherzigt werden, daß diese durch die Natur diktierte Aufgabe die einzige ist, die der Mensch — und zwar zu seiner eigenen Glückseligkeit sowohl, als auch zum Nutzen seiner Mitmenschen tadellos zu volenden vermag! —

Dieselbe Ansicht vertritt auch Ralph Waldo Emerson: „Es lebt ein Geist im Zentrum der Natur, der sie mit seinen starken Zauberkräften dermaßen erfüllt, daß sie uns fördern, wenn wir seinen Weisungen gehorchen. Für jeden von uns findet sich eine Führung, und wenn wir demütig hinhören, werden wir das rechte Wort vernehmen. Jeder Mensch hat seinen besonderen Beruf. Das Talent ist der Ruf. Dieses Talent und dieser Beruf hängen von seiner Organisation ab oder dem Grade, in welchem der allgemeine Geist in ihm Gestalt angenommen hat. Er begehrt danach, etwas zu vollbringen, was ihm leicht gelingt, und was in seiner Ausführung auch gut ausfallen wird, was aber sonst kein anderer Mensch tun kann. Er hat keinen Rivalen. Denn je getreuer er seine Kräfte zu Rate zieht, um so mehr wird sein Werk von dem anderer abweichen. Jeder Mensch hat in sich diesen Beruf der Macht, etwas ganz Einzigartiges zu tun, und kein Mensch hat einen irgendwie anders gearteten Beruf.“ [1])

Deutlicher noch als bei Emerson finden wir den essentiellen Individualismus bei Davis gekennzeichnet, wie dies aus folgenden Stellen ersichtlich ist:

---

[1]) Einen Menschen, der sich in einen ihm nicht angemessenen Beruf einlebt, vergleicht Emerson mit einem Hund, der einen Bratspieß dreht. Ein solcher, sagt er, wird zu einem Teil der von ihm bewegten Maschine, der Mensch aber ist in ihm verloren.

„Zielt“, sagt er, „auf die Ausgrabung des Innersten. — Der Hauptzweck, der erreicht werden soll, ist die Entwickelung des individuellen Geistes im strikten Gehorsam gegen seine eigenen, allerinnersten Neigungen. Der Geist muß in Übereinstimmung mit seinen allerinnersten Neigungen gebracht werden. Der ideale Charakter muß das Ziel eures Strebens bilden. — Blicke in dich, o Mensch, und sieh das Vergängliche! Die beste Idee deines göttlichen Vorfahren ist da, das Innerste, das Harmonische und Ewigdauernde. — Es ist notwendig, mit seinem eigenen zentralen Bewußtsein in Freundschaft zu stehen. — Urteilt selbst darüber, was recht ist, handelt wie eure Seele in ihrer höchsten Stimmung einer allgemeinen Gerechtigkeit es von euch verlangt zu handeln. Aus dem Himmel heraus spricht eine Stimme zu jeder individuellen Seele: „Entäußere dich alles Überflüssigen, was dich an deiner Entwicklung hemmt und folge der Wahrheit. — Die eigenste, tiefste und höchste Überzeugung ist jedes Menschen eigenste Wahrheit.“ “ —

Davis war sich aber darüber durchaus nicht im Zweifel, daß es nicht in der Macht des Einzelnen gelegen ist, das Innerste der Menschennatur zur Entfaltung zu bringen, sondern daß dies an der Ungunst der äußeren Entwicklungsbedingungen scheitert, wie sie durch die Entwicklungsformen des Egoismus und Kollektivegoismus geschaffen worden sind.

„Leider ist aber das Unglück der Welt“ sagt er in seiner Schrift: „der harmonische Mensch“, „daß es den Erdenbewohnern unter den obwaltenden Umständen nur in den allerseltensten Fällen vergönnt ist, in vollkommener Übereinstimmung und Harmonie mit jenen Anziehungen zu leben, die der Schöpfer einem Jeden zu eigen gegeben hat. Und welches ist nun die natürliche Folge? — Laßt uns sehen! — Stellen wir uns ein Individuum vor, das durch unleidliche Zustände dazu getrieben wird, seiner Natur untreu zu werden, insofern als das zu seinem leiblichen wie geistigen Wohl unbedingt Wesentliche rücksichtslos übergangen wird, und es statt dessen gezwungen ist, eine Aufgabe zu übernehmen, die seinem innersten Wesen widerspricht, demzufolge also seine höchsten Anziehungen in eiserne Fesseln geschlagen werden, und somit das heilige Vermächtnis des Schöpfers und der Mutter Natur auf die nichtswürdigste Weise geschändet wird, — ich sage, stellen wir uns all' Dieses einmal in seiner ganzen bedeutungsvollen Schwere klar vor Augen, und es kann uns dann unmöglich allzusehr wundernehmen, daß dieses mißgerichtete Wesen, — dieses Opfer menschlicher Unwissenheit gar bald ein leider nur zu ergiebiger Quell ganzer Legionen schroffer Widersprüche und schriller Dissonanzen wird. Diese nehmen nun in ihrer fortschreitenden.

fruchtbaren Entwickelung schließlich einen so diabolischen Charakter an, daß sich die Welt in ihrer Wissensbeschränktheit bemüßigt sieht, hinsichtlich des Ursprungs dieser Übel die Existenz eines gewissen dunklen, geheimnisvollen Wesens, — des Teufels anzunehmen.“ —

Jeder, welcher sein Denkvermögen noch selbständig zu gebrauchen versteht, wird zugeben müssen, daß der intuitive Blick dieser beiden amerikanischen Autodidakten tiefer in das wahre Wesen der Entwicklung und ihrer Gesetze eingedrungen ist, als die Gelehrtenbrille der Naturalisten, die von ihrer eigenen Natur so oberflächliche Kenntnisse besitzen, daß sie sich bemüßigt sahen, ihre Entwicklungsgesetze außerhalb derselben zu suchen.

Mit dem Teufel hat sich die menschliche Dummheit und Unfähigkeit, die Entwicklungsgesetze zu begreifen, in der Kulturgeschichte ein bleibendes Denkmal gesetzt, doch war der Gipfelpunkt der Torheit damit noch nicht erreicht; diesen zu erklimmen, blieb dem Naturalismus vorbehalten, denn er hat das Bewußtsein, sich mit den Maximen in direktem Gegensatze zu den Entwicklungsgesetzen zu befinden, das sich noch im Teufelsglauben ausdrückt, so vollständig verloren, daß er sich statt dessen in Einklang mit ihnen wähnt.

Will die Menschheit den Strom der natürlichen Entwickelung wieder gewinnen, um sich von ihm vorwärts tragen zu lassen, so wird sie vorerst darauf bedacht sein müssen, seine treibenden Kräfte aus ihrer eisigen Erstarrung zu befreien, in die sie während der eisigen Winternacht des Egoismus verfielen. Ehe nicht die Sonne einer besseren Einsicht aufgeht, wird die Winternacht nicht weichen und die inneren Kräfte können sich nicht lösen und ihre Wirksamkeit entfalten. Noch scheint das Tagesgestirn so fern, daß, ehe die trostlose Polarnacht des Egoismus ihr Ende erreicht, noch viele grause Winterstürme sie durchtoben dürften.

Es ist die Ohnmacht individueller Entwicklungsbestrebungen gegenüber der Ungunst äußerer Entwicklungsbedingungen, die in folgender Stelle aus Goethe's Faust ihren klaren Ausdruck findet:

„— Was hilft dem Menschengeist Verstand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wütet,
Und Übel sich in Übel überbrütet.
Wer schaut hinab von diesem hohen Raum
In's weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,
Das Ungesetz gesetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrtums sich entfaltet.—

So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen, was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln,
Der einzig uns zum Rechten führt?"[2])

Die Wiederverkörperung.

Von Fritz Veigel (Mainz).

In dem Aprilheft 1914 der „Psychischen Studien" (Seite 217—221) wird eine kritische Abhandlung veröffentlicht, in welcher Alois Kaindl sich bemüht, die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit von den wiederholten Erdenleben des geistig-seelischen Menschenwesens in Abrede zu stellen.

Vor allen Dingen betont der genannte Verfasser, daß die Wiederverkörperungslehre eher der Ausfluß eines Gemütsbe-

[2]) Nachträglich ging uns vom Herrn Verf. noch die nachfolgende Ergänzung zu: „In meiner obigen Arbeit wird auch das bekannte Beispiel vom Spanier und Algerier angeführt, an dem Schopenhauer die Richtigkeit seines Moralprinzipes demonstriert. Kürzlich fand ich in der „Linzer Tagespost" vom 21. XI. 13 einen Fall berichtet, der nicht nur zeigt, zu welchen Leistungen die naturalistische Ethik befähigt, sondern der auch infolge seiner Drastik geeignet ist, neben jenem, dessen sich Schopenhauer bedient, angeführt zu werden. Diese Blüte am Baume der naturalistischen Ethik möge nun ihren Duft entströmen: „„Betrug an Arbeitslosen. Berlin, 20. November. Ein Ingenieur namens Bartum hat einen großen Betrug an Arbeitslosen begangen. Er schickte ein gefälschtes Telegramm des Reichskanzlers der Stadt Reichenbach mit dem Ersuchen, angeblich für industrielle Zwecke ein Terrain anzuweisen. Dann nahm er in Berlin Tausende von Arbeitern auf, von welchen er sich Vorschüsse geben ließ, bestellte sogar einen Extrazug bei der Bahn und, als die Arbeiter auf dem Bahnhof erschienen, verschwand er. Auf diese Weise hat er 8000 Mk. herausgeschwindelt."" — Wahrlich es gehört eine in intellektuellem Pedantismus vertrocknete Wagnernatur oder ein seelen- und skrupelloser Krämergeist dazu, um angesichts solcher Proben moderner Schurkenhaftigkeit noch vom Fortschritt zu sprechen, wie es mit Emphase die Naturalisten tun. Was soll uns aller intellektuelle Fortschritt, wenn er sich immer mehr in den Dienst egoistischer Immoralität stellt und dadurch den sozialen Zersetzungsprozess beschleunigt? „Qui proficit in literis et deficit in moribus, plus deficit quam proficit!" — In meiner Arbeit habe ich mehrfach dichterische Zitate verwendet, von der Ueberzeugung ausgehend, daß in den tiefsten Lebensfragen intuitive Eingebungen oft maßgebender sind, als alle noch so ingeniösen Spekulationen der Intelligenz. Uebrigens sagt ja auch Schopenhauer: „Bei einem moralischen Gegenstande ist auch das Zeugnis der großen Dichter von Gewicht. Sie reden nicht nach systematischer Untersuchung, aber ihrem Tiefblick liegt die menschliche Natur offen." Das ist auch meine Meinung. K."

dürfnisses sei, als das Ergebnis ernster Gedankenarbeit. Er stößt sich ferner daran, daß es bis jetzt nicht gelungen sei, Beweise für diese Lehre zu erbringen.

Diese Einwände sind auf den ersten Blick scheinbar berechtigt und auch erklärlich. Aber selbst wer ganz auf dem Boden der modernen exakten Wissenschaft steht, und vom Standpunkt des Materialismus die Welt beurteilt, wird ohne weiteres zugeben müssen, daß auf Grund der Darwin'schen Entwicklungstheorie nicht alle Menschen gleichmäßig weit entwickelt sein können und daß also einzelne Menschenwesen da sein müssen, die außer den bei den „normalen" Menschen vorhandenen fünf Sinnen noch weitere Sinne zur (wenn auch nur teilweisen) Entwicklung gebracht haben. Mit Hilfe dieser in andern Menschen noch schlummernden Sinne muß es logischerweise möglich sein, auch das Bewußtseinsgebiet des menschlichen Daseins zu erweitern und auf Dinge auszudehnen, die dem Durchschnittsmenschen noch unbekannt sind und auch unbekannt bleiben müssen, solange er nicht auf derselben Entwicklungsstufe angelangt ist. Der geistige Horizont eines solchen weiter fortgeschrittenen Menschen erscheint also mehr oder weniger erweitert gegenüber dem Gesichtskreis des Durchschnittsmenschen. Wenn nun ein solcher der großen Maße vorausgeeilter Mensch von Dingen spricht, die der mit nur fünf ausgebildeten Sinnen begabte Mensch in seinem engeren Gesichtskreis nicht finden kann, wie soll man solche Dinge beweisen? Nehmen wir z. B. einen Blindgeborenen und erzählen ihm von Farben, dann wird der Blinde entweder glauben müssen oder er wird das Vorhandensein der Farben ablehnen, da man es ihm ja nicht beweisen kann. Vorhanden sind aber die Farben, gleichviel ob der Blinde glaubt oder nicht. Welcher von zwei Blinden steht nun der Wahrheit näher, der Skeptische, der Beweise fordert, die mit einem seiner vier Sinne wahrnehmbar sind, da ihm ja der 5. Sinn fehlt oder derjenige, der zugibt, daß andere Menschen die einen Sinn mehr besitzen, auch mehr wahrnehmen müssen? Sollte sich der letztere nicht doch zu der Überzeugung durchringen können, daß das, wovon die sehenden Menschen übereinstimmend berichten, auch Tatsache sein kann? Bei ernstlichem Nachdenken ergibt sich daraus notwendigerweise der unumstößliche Grundsatz: Wer nur die Beweise gelten lassen will, die innerhalb seines Gesichtskreises liegen, mit dem ist nicht zu diskutieren, denn was ein solcher Mensch mit seinen fünf Sinnen wahrnehmen kann, braucht gar nicht erst bewiesen zu werden, und was außerhalb dieser Wahrnehmungen liegt, existiert für ihn einfach nicht. Und doch gibt es verschiedene Möglichkeiten, sich vollgiltige Beweise zu verschaffen auch über solche Dinge, die außerhalb des Erkenntnisgebietes eines mit fünf Sinnen begabten Menschen liegen. — Die nächstliegende

Methode ist die, daß man die Mitteilungen der mit höheren Sinnen und Fähigkeiten ausgestatteten Menschen (Geistesforscher, Seher, Eingeweihte usw.) mit einander vergleicht, wenigstens soweit diese Mitteilungen sich auf die hauptsächlichsten Rätselfragen des menschlichen Daseins beziehen. Stimmen nun die Mitteilungen verschiedener Geistesforscher im Großen und Ganzen überein, so ist dies zwar noch immer kein sogenannter „exakter Beweis", aber immerhin ergeben sich schon daraus ziemlich sichere Anhaltspunkte, sofern man nur ganz unbefangen und objektiv zu denken gewohnt ist und jede Sympathie oder Antipathie in bezug auf diese oder jene „Autorität" auszuschalten sich bemüht. — Eine weitere wesentlich sicherere, aber auch schon etwas mühevollere Art der Beweisführung in bezug auf geistige Wahrheiten besteht darin, daß man sich die Lehren der Geisteswissenschaft etwas genauer ansieht und versucht, sie mit den Beobachtungen im täglichen Leben in Zusammenhang zu bringen. Bei diesen Beobachtungen an sich und seinen Mitmenschen ist natürlich erst recht jede Voreingenommenheit für irgend eine Lehre oder Theorie, jede Spur von Sympathie und Antipathie, ja jedes zustimmende oder ablehnende Urteil von vornherein auszuschalten. Unbefangenes, von den bisherigen Ansichten und Meinungen ganz unabhängiges Denken ist erforderlich, wenn man auf diese Weise zur Klarheit und schließlich zur Wahrheit gelangen will. — Die dritte und schwerste Art der Beweisführung liegt darin, daß der Wahrheitssucher durch eine entsprechende Schulung (womöglich unter Führung und Anleitung eines ernsten Geistesforschers) seine in ihm schlummernden geistigen Organe zu solcher Fähigkeit entwickelt, daß er selbst in die Lage kommt, Dinge wahrzunehmen, die für andere Menschen eben noch nicht wahrnehmbar sind. Dann kann er sich auch die Beweise verschaffen, die er als Durchschnittsmensch nicht finden konnte.

Auf Grund dieser Ausführungen ergeben sich für die Lehre von der Wiederverkörperung für den vorurteilslos und unbefangen denkenden Menschen folgende einwandfreie Beweise: Die erste Art der Beweisführung veranlaßt uns, Vergleiche zu ziehen über das, was zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Forschern über die Wiederverkörperung gesagt ist. Ohne auf die vielen, in allen möglichen Zeitschriften und geisteswissenschaftlichen Werken enthaltenen Einzelbeispiele von übereinstimmenden Urteilen der verschiedenen Denker der alten und neuen Zeit näher einzugehen, sei hier nur daran erinnert, daß fast alle größeren Religionssysteme in mehr oder weniger deutlicher Form die Wiederverkörperung oder Wiedergeburt als Kernpunkt ihrer Lehre enthalten, wenn auch der Sinn dieser Lehre im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende manchmal entstellt und verdunkelt wurde. —

Bei der zweiten Art der Beweisführung: „Bestätigung durch das tägliche Leben", stehen wir zunächst vor einem scheinbar undurchdringlichen Dunkel. Wie bestätigt sich die Lehre von der Wiederverkörperung im Zusammenleben der Menschen? Scheinbar gar nicht. „Es ist noch keiner wiedergekommen, der schon einmal da war!" ist die regelmäßig wiederkehrende Redensart oberflächlich denkender Menschen. Wenn man der Sache näher kommen will, muß man schon die Frage etwas spezialisieren und fragen: Was hat das menschliche Leben für einen Sinn ohne eine Wiederholung des irdischen Daseins und durch welche Beobachtungen kann man zur Überzeugung von der unbedingten Notwendigkeit der Wiederverkörperung kommen? Betrachtet man den Menschen lediglich als ein höher entwickeltes Tier, das nur aus einem durch Lebenskraft in Bewegung gesetzten und von Trieben und Leidenschaften erfüllten Organismus besteht, der sich in seine mineralischen Bestandteile auflöst, sobald die genannten Kräfte nicht mehr ausreichen, die abgenützten Organe in Funktion zu halten, so ist damit der Sinn des Lebens doch keinesfalls geklärt, sondern dann beginnen erst die Fragen aufzutauchen. Zunächst drängt sich die zwar ganz einfach scheinende, aber doch schwer zu lösende und dabei ganz berechtigte Frage auf: Wie kommt es, daß man sagt: ich h a b e einen Körper, oder der Mensch h a t einen gesunden Organismus? Niemals wird man sagen: „Der Mensch i s t ein Körper." Also ist der „Mensch" eigentlich etwas anderes als sein Körper. Daß ein geistig-seelisches Wesen hinter dem Menschen stehen muß, wird übrigens angesichts der weitgehenden Forschungen auf geisteswissenschaftlichem Gebiete auch wohl kaum noch von ernsthaft und tief denkenden Menschen bestritten werden. Ohne die Annahme von der Existenz einer geistig-seelischen Wesenheit hätte das Leben für den weitaus größten Teil der Menschheit überhaupt keinen Zweck; der Massenselbstmord wäre die äußerste Konsequenz eines solchen Aberglaubens. Und ein Aberglaube ist diese Hypothese von dem Tiermenschentum, denn bewiesen ist diese Annahme keinesfalls. Ein Arzt soll einmal den Ausspruch getan haben, er habe schon soundso viele Leichen seziert und nie eine Spur von Geist oder Seele finden können. Im ersten Augenblick klingt dies ja recht überzeugend. Aber wie kommt der Arzt dazu, in dem toten Körper nach dem geistig-seelischen Leben zu suchen, das doch gerade beim Tode den physisch-mineralischen Körper verlassen hat? Ferner darf man doch nicht erwarten, daß mit den gewöhnlichen physischen Sehorganen etwas wahrzunehmen sei, was nicht physisch ist und nur für denjenigen erkennbar wird, dessen geistige Organe bis zu einer gewissen Stufe entwickelt sind.

Wenn aber eine geistig-seelische Wesenheit in dem menschlichen Körper lebt: woher kommt sie und wohin geht sie?

So wie Lebendes nur aus Lebendigem hervorgehen kann, so entsteht auch das Geistig-Seelische nur aus Geistig-Seelischem. Wer vermag die zwingende Logik dieses Satzes mit stichhaltigen Gründen zu widerlegen? Also der Geist kommt aus dem Geistigen und geht auch wieder in die geistige Welt, wenn er die verbrauchte physische Hülle abgestreift hat. Erfahrungen sammeln und überhaupt sich betätigen kann der Geist allerdings nur durch die Materie; deshalb muß er sich in größeren Zeitabständen, wenn die Verhältnisse auf der Erde sich vollständig geändert haben, von neuem in der Welt der Materie verkörpern, d. h. in einen physischen Körper eintreten. Die in dem früheren Leben gemachten Erfahrungen haben sich während des langen rein geistigen Bewußtseinszustandes in Fähigkeiten und Neigungen umgewandelt; entsprechend diesen Fähigkeiten und Neigungen sucht sich der zur Verkörperung drängende Geist ein Elternpaar aus, welches in Verhältnissen lebt, worin der Mensch seine Fähigkeiten verwerten und seine Neigung ausleben zu können hofft. Allerdings spielt hierbei auch das Karmagesetz eine bedeutsame Rolle; außerdem steht der Mensch auch mehr oder weniger unter der geistigen Führung höher entwickelter Wesensheiten, so daß also bei der Wiederverkörperung nicht allein seine eigenen Neigungen und Wünsche mitwirken. Doch würde es über den Rahmen dieser Abhandlung hinausgehen, wenn auf diesen Punkt näher eingegangen würde. —

Also nicht als „Leidensschule" oder „Ort der Sühne" darf man das Erdenleben betrachten, sondern zunächst als einzige Möglichkeit für den Geistmenschen, sich überhaupt zu betätigen und weitere Erfahrungen zu sammeln. Allerdings werden die niederen Leidenschaften und Triebe durch die vielen, zum Teil recht trüben Erfahrungen allmählich veredelt und schließlich, wenn die geistigen Organe in ihrer Entwicklung eine gewisse Stufe der Reife erlangt haben, wird der veredelte und vergeistigte Mensch nicht mehr genötigt sein, weitere physische Verkörperungen durchzumachen, sondern er wird alsdann mit Hilfe der geistigen Organe (die bei den heutigen Menschen erst mehr oder weniger keimhaft vorhanden sind) sich in der geistigen Welt betätigen können und in seiner Entwicklung fortschreiten. —

Als ein weiterer Einwand gegen die Lehre von der Wiederverkörperung wird der fortgesetzte moralische Rückschritt der Menschheit erwähnt und dabei betont, daß besonders unsere europäische Kultur einen korrumpierenden Einfluß ausübe und daß ein Mensch, der in diese Afterkultur hinein geboren werde, von der Gefahr bedroht sei, einer seelischen und geistigen Verkrüppelung anheimzufallen.

Unter diesen Umständen sei also eine Wiederverkörperung nicht nur zwecklos, sondern sogar schädlich. Bekräftigt werden derartige Einwände noch mit dem Hinweis auf die Tatsache, daß manches sogenannte heidnische oder wilde Volk moralisch höher steht als der moderne europäische Kulturmensch; und mit einer gewissen Berechtigung wird diese Tatsache hervorgehoben. Auch unsere Vorfahren standen tatsächlich der geistigen Welt noch näher, als unsere heutigen „gebildeten" Kulturmenschen, und waren auch inniger mit dem göttlichen Schöpfergeiste verbunden als manche heutigen Anhänger der in äußerlichen Formen und Dogmen erstarrten staatlich anerkannten Religionsgemeinschaften. Aber wer etwas tiefer in die Lehren der Geisteswissenschaft einzudringen sich bemüht, wird bald finden, daß man erst einen gewissen Überblick über die Gesamtentwicklung der Menschheit gewinnen muß, um die scheinbaren Widersprüche und Disharmonien zu begreifen. Der Entwicklungsgang der Menschheit führt aus dem (zunächst unbewußten) geistigen Zustand hinein in den physisch-körperlichen Zustand, durch die Materie hindurch aber wieder zum nunmehr bewußten geistigen Zustand. Unser jetziges Zeitalter ist als dasjenige anzusehen, in welchem die Menschheit sich vom Geistigen loslöst und sich ganz und gar in die Materie verliert. Jeder Mensch muß einmal diesen Zustand in mehr oder minder krasser Form durchmachen, sei es nun in dem jetzigen oder in einem späteren Erdenleben. Eine kleinere Anzahl der heutigen Menschen hat allerdings den tiefststen Standpunkt der Entwicklung bereits hinter sich und den bewußten Wiederaufstieg in die geistigen Welten oder Daseinsformen begonnen oder wenigstens vorbereitet. Die fast völlige Loslösung der Menschheit vom Geistigen war notwendig, um unsere kulturellen technischen Fortschritte zu ermöglichen, die uns die letzten Jahrhunderte gebracht haben. Diese technischen Errungenschaften (vor allem die unglaublich schnelle Verbreitungsmöglichkeit des geschriebenen und gesprochenen Gedankens) dienen nur wieder dazu, den geistigen Wiederaufstieg zu ermöglichen und zu erleichtern. Wer die Literatur und das öffentliche Leben der letzten Jahrzehnte aufmerksam verfolgt hat, wird bemerkt haben, daß dieser Aufstieg, wenn auch nur in seinen allerersten Anfängen, bereits in Erscheinung getreten ist. Natürlich werden die Vorkämpfer dieser neuen Epoche zunächst noch vielfach als „Schwärmer" und „Phantasten" betrachtet, da sich eben die schwerfällige, gedankenlose Masse nicht so leicht von dem Althergebrachten und Bequemen zu trennen vermag. —

Daß auch ethische und moralische Gründe für die Annahme der wiederholten Erdenleben sprechen, möge mit folgenden logischerweise unanfechtbaren Gedanken dargetan werden: Wer den Menschen nur als höheres Tier betrachtet, der muß doch kon-

sequenterweise seine Befriedigung zunächst darin suchen, daß er seine Triebe, Begierden und Leidenschaften gerade so ausleben will, wie die etwas niedriger stehenden Tiere, wenn auch zugegeben werden muß, daß durch Erziehung, gutes Beispiel, Erfahrungen usw. die Befriedigung der sinnlichen Leidenschaften und Triebe bis zu einem gewissen Grade veredelt werden kann; auf diese Weise können es die Atheisten, Materialisten, Monisten usw. dahin bringen, daß viele von ihnen moralisch höher stehen als mancher Anhänger irgend einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft, welcher meistenteils durch versprochenen Lohn (in der Ewigkeit) zum Guten angehalten oder durch Androhung von Höllenstrafen vom Bösen abgehalten wird. Ganz anders aber ist die Moral desjenigen, der sich zu der Überzeugung von der Möglichkeit der wiederholten Erdenleben hindurchgerungen hat. Nicht um den Lohn einer „ewigen Seligkeit" oder gar, um auf Grund seiner jetzigen guten Taten in einer späteren Verkörperung ein Schlaraffenleben führen zu können, vollbringt er das Gute, sondern zunächst um sich selbst zu bessern und geistig weiter zu entwickeln, aber nicht allein um sein eigenes Schicksal zu verbessern, sondern er will in die Lage kommen, seinen Mitmenschen soviel wie möglich helfen zu können. Dadurch trägt der Einzelne zur Hebung und geistigen Weiterentwicklung der gesamten Menschheit bei und dieses hohe Ziel gewährt demjenigen, der ernstlich darnach strebt, eine völlige geistig-seelische Befriedigung. —

Der Einwand des „Vergessens der früheren Verkörperungen" ist ebenfalls nicht haltbar. Erst wenn der Mensch die erforderliche moralische Reife und eine gewisse Stufe der geistigen Entwicklung erreicht hat, wird er mit Hilfe der inzwischen entwickelten geistigen (hellseherischen) Organe befähigt sein, das Bewußtsein auch auf die früheren Erdenleben auszudehnen. Unter den heute lebenden Menschen gibt es allerdings wenige, die auf dieser geistigen Höhe angelangt sind; aber wir stehen eben erst am Anfang des geistigen Aufstiegs der Menschheit; außerdem ist zu berücksichtigen, daß diejenigen, die „sehend" geworden sind, ihre Wahrnehmungen möglichst nur in internen Kreisen preisgeben, wo sie das nötige Verständnis dafür voraussetzen dürfen; für die breite Öffentlichkeit sind solche Mitteilungen noch nicht geeignet, da der Durchschnittsmensch dieselben nicht in vollem Umfange zu erfassen und zu würdigen vermöchte.

Ein tiefer veranlagtes Gemüt, ein ernsthaft und logisch denkender Geist wird sich befriedigt fühlen in dem Bewußtsein, daß dieses Erdenleben einem wirklich erhabenen Zweck dienen soll; daß der menschliche Geist nicht aus dem Nichts kommt, und auch keineswegs in dem Nichts verschwinden wird; daß dasjenige, was in dem einen kurzen Erdenleben sich nicht völlig auswirken kann, in einem später folgenden Erdendasein seinen Ausgleich

finden wird; daß eine Möglichkeit besteht für den Menschen, sich immer höher und höher zu entwickeln zum Wohle des Einzelnen wie der gesamten Menschheit. Weder der Gedanke an eine völlige Auflösung oder Vernichtung mit dem Tode, noch die Aussicht auf ein ewiges unabänderliches Schicksal der Seligkeit oder der Verdammnis kann dem tiefer denkenden Gemüt diese hohe Befriedigung gewähren wie die Überzeugung von der Richtigkeit der Lehre von der Wiederverkörperung.

Schlaf, Träume und Bewußtsein.

Von Lili Suburg (Livland, Homeln-Egeri).

Nachdem ich mich einmal unterstanden habe, im Chor der hochgelehrten und hochherzigen Forscher auf dem okkultistischen Gebiete meine schwache Stimme zu erheben, finde ich jetzt immer wieder Veranlassung dasselbe weiter zu tun. Hat ja auch die Schriftleitung freundlichst Raum freigegeben, daß ich meine persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete den verehrten Lesern dieser echte Kultur fördernden Zeitschrift in der Apostelgeschichte des menschlichen Geisteswesens habe mitteilen können. Ja, nur eigene Erfahrungen kundgeben, nicht in irgendwelchen Meinungsaustausch mit gelehrten Mitarbeitern treten, oder sogar Widerspruch gegen die Behauptungen solcher erheben, — zu solcher Überhebung meines geringen Wissens bin ich überhaupt nicht fähig — wollte ich ja, wozu ich mich unwiderstehlich getrieben fühle.

Schlaf, Träume und Bewußtsein, so lautet diesmal mein Thema. Alle bisherigen Definitionen über die Traumgeburten könnte ich ja schließlich unterschreiben, nur läßt es mich unbefriedigt, daß dabei die symbolischen Träume meist vollständig ignoriert, bzw. nicht gehörig beachtet worden sind. Und doch lassen diese sich nicht verleugnen — selbst Aksakow erkennt in seinem Bibelbuche des Spiritismus („Animismus und Spiritismus") sie an. Zur Bestätigung solcher Behauptungen erlaube man mir nachfolgendes zu erzählen:

Es war im Jahre 1881, gegen Ende Februar, wo ich zwei auffallende Träume kurz hintereinander hatte, geradeso, wie nachher die symbolisch angezeigten Ereignisse kurz aufeinander ins Leben traten. Aber ich muß hier, um den Bildern einen faßlichen Hintergrund zu geben, eine Schilderung des Traumschauplatzes vorausschicken.

Es steht in meinem Geburtsorte die Kirchspiels-Kirche auf einer ziemlichen Erhöhung, malerisch von grünem Rasen, Laubbaumgruppen und im weiteren Kreise von einem Tannenwalde um-

geben. Da stand ich nun im Traume auf diesem Kirchenhügel, sah jedoch nichts von der Kirche, nur ein hoher Turm ragte zu den Wolken hinein. Der ganze freie Platz war von einer Menschenmasse besetzt, man sah nur Köpfe wie Meereswellen hin- und herwogen. Da aufeinmal brach der Turm am Sockel plötzlich ab; ohne sich erst irgendwie nach unten geneigt zu haben, stürzte er auf die Volksmenge herab. Ich erwachte an einem lauten Schrei darüber. Einige Nächte darauf fand ich mich im Traume wieder auf demselben Platze, jetzt aber der Kirche gegenüber, vor welcher ein langer Tisch mit einem weißen Tuche gedeckt stand. An diesen Tisch drängte sich von allen Seiten viel Volks heran. Es gab da ebenfalls wieder ein Wogen und Bewegen wie im ersten Traume, nur nicht in solchem Maße. Einige Tage darauf, am 1. März, zog mit Donnergetöse die Trauerkunde durchs Reich: Kaiser Alexander II., der „Befreier", ist in Petersburg ermordet worden. Besonders die baltischen Völker, die zu ihrem Befreier von der Leibeigenschaft wie zu einer Gottheit hinaufschauten, von der sie immer noch weiteren Schutz und Schirm gegen ihre Unterdrücker erhofften, wurden durch diese Mordtat — dieses plötzliche Abbrechen des Warteturmes — bis aufs Lebensmark erschüttert, ich als Mücklein in der Masse natürlich mit. —

Ich lebte zu jener Zeit nicht mehr in meiner Geburtsheimat, sondern in P., wo ich im Begriffe stand, eine Mädchenschule zu gründen. Vor meiner Übersiedelung zur Stadt hatte sich jedoch eine Intelligenz, ein hochherziger Patriot des Esthenvolkes aus der Residenz, im Kirchspiele angekauft, sich in mein Elternhaus als Gleichgesinnter eingeführt und hatte mich, als die älteste Tochter, die Erzieherin der Geschwister, überhaupt die Seele des Hauses, zum Mitwirken, hauptsächlich auf schriftlichem Wege, am patriotischen Neuaufbau des Volkslebens aufgemuntert. Er gründete eine Volkszeitung, durch die er mächtig wirkte. Ich schrieb eine viel staubaufwirbelnde Novelle und redigierte ein Jahr lang ein kleines politisches Blättchen. So gingen wir als Patrioten in politischer Gesinnung Hand in Hand, jedoch trennten uns abweichende Begriffe von Moral und Sitte, so daß ich zurzeit meiner Schulgründung mich von ihm schließlich kühl abgewandt hatte und seiner wenig gedachte, zumal auch beinahe hundert Werft zwischen uns lagen. Da am 6. März trifft mich plötzlich, während man nichts von seiner Krankheit vernommen hatte, die Nachricht vom unerwarteten Tode dieses 41jährigen kräftigen Mannes, dessen Leben und Wirken seinem Völkchen von größter Bedeutung war, bis in des Herzens tiefste Tiefe.

Von vorhergehenden, fernwirkenden seelischen Strömungen auf ein „Unterbewußtsein", von Affektion der Nerven, konnte hier keine Rede sein. — Die Symbolik steht hier doch zu klar, zu isoliert von aller Symptomatographie da. Woher stammte sie also? Wohl ein un-

erklärliches Rätsel! Leider, leider! — Warum führte mir aber nicht das Ahnungsvermögen vom Unterbwußtsein Traumbilder vom dritten schrecklichen Ereignisse, das mir am nächsten lag, vor? — Da wurde nämlich in den Osterfeiertagen, ich glaube Ende des verhängnisvollen März-Monats, mein Schutzpatron bei der Schulgründung, den ich immer im Gedächtnis hatte, zu dem ich verehrend aufblickte, von einem gemein gesi ten Unterlehrer vergiftet. Dieser von seinen Schülern schwärmerisch verehrte Gymnasialdirektor, hochintelligenter, hochherziger Mann, hatte Juden zu Vorfahren und bestrebte sich Schulreformen zum Besten der lernenden Jugend einzuführen. Grundes genug für gewisse engherzige Politiker konservativer Richtung, einen solchen Mann sich aus dem Wege zu räumen.

Ja, es muß ein Jenseits geben, wo das Göttliche im Menschen zur Geltung kommen kann, — hier in diesem Diesseits hindern uns Unverstand und tierische Leidenschaft an der Vervollkommnung unseres geistigen Ichs zu arbeiten. Möchten wir doch die Winke, die uns vom Jenseits gegeben werden, verstehen lernen, dann würden wir unsere Lebensrichtung doch vielleicht etwas richtiger zu nehmen wissen, wie jetzt, wo wir im Dunkeln umhertappen.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Geheimnisvolle Musik.

Der schwedische Dichter Verner von Heidenstam hat laut einer Mitteilung im Juniheft v. J. der „Neuen Zeitschrift für Musik" (81. Jahrg. Leipzig) vor einiger Zeit ein seltsames, unerklärliches Erlebnis gehabt, wie sein Landsmann, der Tondichter Gösta Gejer, in einem neuerschienenen Buche über musikalische Probleme erzählt. Er hatte sich für den Winter ein Rittergut in Södermanland gemietet, das seit vielen Jahren unbewohnt dastand; hier glaubte er ungestört arbeiten zu können. Mitten in der Stille der Nacht wurde er nun oft von einer wunderlichen Musik geweckt, deren Herkunft ein Rätsel blieb. Die Tonfolge und Töne unterschieden sich von aller Musik, die er je gehört hatte; sie schienen von einem alten eigentümlichen, vielleicht harfenähnlichen Instrumente zu kommen. Die Musik begann, so schien es, in der einen Ecke des Zimmers und floß nach und nach an die andere Seite über, um endlich durch die Wand zu ver-

schwinden. Auch die Frau des Dichters, die sehr musikalisch war, hörte diese geheimnisvolle Musik und konnte sie bald auswendig. Eines Tages, als sie in die Küche trat, trällerte sie leise die Melodie vor sich hin. Erstaunt hielt sie inne, als sie die Augen des Dienstmädchens verwundert auf sich gerichtet fühlte. Es stellte sich heraus, daß auch das Mädchen seit langem die mystische Musik regelmäßig nachts gehört hatte; sie erkannte die Melodie sofort wieder. Heidestam zeichnete die Melodie auf und sandte die Noten dem Komponisten Gejer, der nicht wenig überrascht und betroffen war. Denn es zeigte sich bei fachmäßiger Untersuchung, daß diese seltsame Musik sich auf einer mittelalterlichen Tonleiter aufbaute, der sogenannten mixolydischen Tonleiter, die weder Heidenstam noch seine Frau kannten, und von deren Existenz beide keine Ahnung gehabt hatten. Dieses seltsame Erlebnis erzählte Wirchow im „Merker". Zur Bekräftigung der Erscheinung gibt er die Melodie in Noten wieder und fügt auch einen Brief Verner von Heidenstams bei, der die Erzählung vollinhaltlich bestätigt, und schließlich ist er in der Lage, ein Seitenstück zu dieser rätselhaften Musik anzuführen, für das ein Buch aus dem Jahre 1740 den Beleg bildet. Dieses Buch, das in Hamburg erschienen ist, führt den Titel: „Etwas Neues unter der Sonnen, oder das unterirdische Klippen-Concert in Norwegen, aus glaubwürdigen Urkunden auf Begehren angezeigt von Mattheson". Dieser Mattheson war ein vielseitiger Musiker und Musikschriftsteller; in seinem Buche teilt er seinen Briefwechsel mit dem ihm befreundeten General Georg v. Bertuch mit, und dieser legte ihm eines Tages eine merkwürdige Urkunde bei, die Heinrich Meyer, „Stadtmusikant in Christiania bei Aggerhuus" am 4. Januar 1740 unterzeichnet hat und für deren lautere Wahrheit er sich verbürgt. Es wird darin erzählt, wie er im Jahre 1695 bei einer Musikprobe war; ein Bauer kam zufällig dazu, im Scherz sagte der Lehrherr: „Du bekommst heute kein Geld für deine Butter und Milch, denn du hast genug zugehört zur Bezahlung", und hierauf erwiderte der Bauer: „Der und der hole mich, höre ich es nicht alle Weihnacht abend viel besser, ein klein Stück Wegs von meinem Hofe in den Klippen daselbst." Der Lehrherr, der Kantor und der Organist lachten den Bauern zuerst aus, dann aber gingen sie zu Weihnachten mit ihm in eine Klippe in der Nähe Bergens, und gegen Mitternacht hörten sie nun eine merkwürdige Musik. In der Urkunde heißt es wörtlich: „Bald hernach fieng es im Berge zu klingen an / als ob es nahe bey / uns wäre. Erst wurde ein Accord angeschlagen / hernach ein gewisser Ton gegeben / um die Instrumente zu stimmen. Hiernächst folgte das Vorspiel auf einer Orgel / und gleich darauf wurde mit Singstimmen / Zinken / Posaunen / Violinen und anderen Instrumenten ordentlich musicirt / ohne daß sich

das geringste dabey sehen ließ. Wie wir nun lange zugehört hatten / entrüstete sich der Organist über die unsichtbaren Musikanten und unterirdische Virtuosen so sehr / daß er mit diesen Worten herausfuhr: Ey! seyd ihr von Gott / so laszt euch sehen; seyd ihr aber vom Teufel, so hört einmahl auf. / Flugs wurde es stille; der Organist fiel nieder / als ob er vom Schlage gerührt wäre; der Schaum drang ihm zur Nasen und zum Munde heraus. In solchem Zustande trugen wir ihn hin, in des Baueren Haus / deckten ihn im Bette wohl zu; so daß er des Morgens wieder auflebete oder zu sich selber kam / und wir zusammen nach Bergen eilten / wohin wir auch bei guter Frühzeit gelangten: denn der Ort / da wir dieses seltsame Concert gehöret hatten / war eine Meile von der Stadt entfernt / und bei Bierchelands Kirche gelegen. /“ General Bertuch, dem Mattheson diese rätselhafte Urkunde verdankt, fügt noch hinzu, er wisse noch viele dergleichen Begebenheiten, die in Norwegen vorgefallen sind und sich bis zur Stunde ereignen. Danach scheint es, daß solche Ereignisse in dieser Zeit nicht ganz selten waren. Worum es sich damals wie bei dem Erlebnisse Heidenstams handelte, ist vorläufig ein Rätsel; als Halluzination kann man die geheimnisvolle Musik wohl kaum erklären, denn sie ist von verschiedenen Personen unabhängig voneinander auf gleiche Weise gehört worden. A. Kniepf.

Professor Richet als Politiker.

Offener Brief von G. Bresina (Stettin).

[Wir geben dieser Einsendung vom 12. November vor. Jahres in unserer nichtpolitischen Monatsschrift Raum, weil es für unsere Leser von Interesse ist, zu sehen, wie Forscher ersten Ranges, auch auf dem okkulten Gebiete, von politischer Leidenschaft (wie jüngst Bergson, Maeterlinck und so mancher andere Gelehrte) verblendet oder auch unter dem unbewußten Einfluß einer chauvinistischen Lügenpresse im eigenen Land, sich zu unbedachten, vielfach ebenso ungerechten, als unvernünftigen Behauptungen hinreißen lassen. So war schon vor einiger Zeit zu unserer Verwunderung zu lesen, daß sogar Prof. Richet, einer der ersten und bedeutendsten Vorkämpfer des Völkerfriedens, in einem römischen Journal sich über deutsche Barbarei beklagt habe, weil die französischen Gefangenen in Deutschland zu Zwangsarbeiten angehalten werden. Wenn der große Friedensfreund sehen würde, wie freundlich und gut seine Landsleute z. B. hier in Tübingen behandelt und gepflegt werden, während doch deutsche Gefangene in den feindlichen Ländern vielfach den empörendsten Unbillen, ja Mißhandlungen ausgesetzt sind, so würde er es wohl

selbst für billig erachten, daß man Leute, die man ernähren muß, zu leichter, für sie selbst und ihre Ernährer wohltätiger Arbeit anhält. Übrigens haben wir schon früher (S. Dezemberheft 1913, Kurze Notiz b „Prof. Richet als Nobelpreisträger") unserem Erstaunen und Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß ein so hochgebildeter und human denkender Forscher als grausamer Vivisektor keinen Sinn für die Gerechtigkeit zu haben scheint, die auch das wehrlose Tier vom edlen Menschen zu beanspruchen hat. Es heißt eben auch hier: Der Zweck heiligt das Mittel! — Auch wir Friedensfreunde müssen bei dieser Gelegenheit freilich offen bekennen, daß wir uns in unserer Hoffnung getäuscht sehen, internationale Streitigkeiten könnten vor dem Haager Schiedsgericht eine gerechte Entscheidung finden. Schmückt ja doch Carnegies Friedenspalast das Ölbild des fluchbeladenen Zaren, der, wenn er Gewissen und Charakter besäße, lieber abgedankt hätte, als sich zum Unterschreiben des Mobilmachungsbefehls zu Gunsten der serbischen Mörder drängen zu lassen, der den von dem heuchlerischen England längst aus Neid angestifteten Weltkrieg trotz aller Friedensbemühungen des deutschen Kaisers vollends zum Ausbruch bringen mußte. Was wäre jetzt aber aus Deutschland ohne seine ausgezeichnete militärische Rüstung geworden? Erst eine hoffentlich nicht allzuferne Zukunft kann den ersehnten Völkerfrieden bringen. Red.]

* *
*

In der Einlage übersende ich Ihnen als alter Abonnent der „Psych. Studien" einen angestrichenen Artikel des „Berliner Tageblatts" vom 23. IX. 14. Es ist auch in anderen Zeitungen auf diese Arbeit von Richet hingewiesen worden, und ich würde es für zweckmäßig halten, wenn die Leser der „Psych. Studien" ohne Ausnahme Herrn Richet auch von dieser Seite kennen lernen würden. Daß der Mann ein solches Rechenexempel aus innerer Überzeugung aufstellt, muß jeder denkende Mensch fast für ausgeschlossen halten, sobald man in Richet ernstlich den klaren Gelehrten annehmen will, als welcher er sich ja auch forschend auf unserm Gebiet betätigt hat. Es muß also bei ihm doch nur „der Wunsch der Vater des Gedankens" gewesen sein und es würde wirklich heute, wo das Licht der Wahrheit doch überall hinleuchten soll, nicht schaden, wenn wir auch kennen lernen würden, welch nette innere Eigenschaften ein wirklich gebildeter Mann dennoch entwickeln kann, trotzdem er sich mit so ernsten Problemen befaßt, wie Richet es stets auf wissenschaftlichem und auch okkultem Gebiet getan hat, bei welcher Betätigung man doch annehmen sollte, daß alles kleinlich Menschliche, wie es in dieser Leistung Richet's offenbar zu Tage tritt, völlig verschwunden sein müßte. Der angezogene Artikel lautet:

Das „Gespenst der Hungersnot“.

Deutschland muß in 5 Monaten verhungern.

„Der französische Gelehrte Professor Charles Richet rechnet im ‚Journal‘ den Franzosen vor, daß Deutschland in 5 Monaten mit seinen Lebensmitteln zu Ende sein werde, und es ist interessant zu sehen, wie der Wunsch, Deutschland zu überwinden, selbst die klarsten französischen Köpfe verwirrt. Nach den Ausführungen des Prof. Richet ist Deutschland heute vollkommen blockiert. „Im Westen“, sagt Richet, „versperrt Frankreich, im Osten Rußland den Zugang zu seinen Grenzen. Im Norden wird der Weg durch das Baltische Meer und die Nordsee, im Süden der Zugang durch das Adriatische Meer von den verbündeten Flotten unmöglich gemacht. Die kleinen neutralen Länder, die Schweiz, Holland, die skandinavischen Staaten werden nur mit größter Vorsicht die Durchfahrt von Lebensmitteln, die Konterbande darstellen, gestatten. Und selbst wenn die verbündeten Mächte die Durchfahrt von ein oder zwei Millionen Zentner gestatten, so werden doch größere Lebensmitteltransporte unmöglich sein. Deutschland hat niemals seine Bevölkerung aus eigenen Produkten ernähren können. Es hat wohl die gleiche Ausdehnung wie Frankreich, aber während Frankreich nur 73 Menschen auf den Quadratkilometer zu ernähren hat, muß Deutschland 124 versorgen, hat also 70 Prozent Menschen mehr zu ernähren. Deutschland muß selbst in guten Zeiten für drei Monate des Jahres die Nahrungsmittel für seine Bevölkerung aus dem Auslande beziehen, versorgt also seine Einwohner nur während neun Monaten des Jahres selbst. Man darf aber nicht etwa denken, daß diese neun Monate, für welche Deutschland sich selber versorgt, vom 1. August d. J. gezählt werden dürfen. Man muß bedenken, daß die Ernte durch den Ausbruch des Krieges sehr erheblich vermindert worden ist. Außerdem sind die Lebensmittel nicht gleich verteilt. Wenn etwa Bayern Maßregeln gegen eine Hungersnot getroffen hat, so kann sie Schlesien um so weniger treffen. Und wenn irgendwo die Bevölkerung ein Jahr zu essen hat, so ist in anderen Teilen des Reiches das Land nur für ein halbes Jahr versorgt. „Und dann“, sagt Herr Charles Richet, „das Schreckbild des Hungers ist ebenso furchtbar wie der Hunger selbst. Ist es denkbar, daß 70 Millionen Menschen bis zur letzten Stunde warten, um festzustellen, daß sie nicht ein Stück Brot zu essen haben? (!!) Und selbst wenn Deutschland materiell für neun Monate zu essen hat, moralisch, kann es nicht fünf Monate leben. Diese Angst vor der Hungersnot (!!) wird immer lebhafter werden. Sie wird

sich voraussichtlich schon im Monat Dezember 1914 sehr fühlbar machen, und sie wird in den ersten Monaten des Jahres 1915, wenn der Krieg so lange dauern sollte, immer stärker werden. Schon machen sich gewisse Anzeichen bemerkbar. Ein Dutzend Eier kostet in Hamburg bereits 15 Franks (!!!), und die deutsche Regierung läßt Brot aus Roggen gemischt mit Kartoffelmehl machen." — Ja, wenn wir 15 Francs für 12 Eier bezahlen müssen, dann haben wir wirklich nicht mehr lange zu lachen."

Und dabei ist in Deutschland von Hungersnot oder Angst vor solcher bis dato nirgends etwas zu merken! Also so schwer können Gelehrte sich irren und mit ihren superklugen Berechnungen harmlose Leser ins Bockshorn jagen.

Kurze Notizen.

a) Entlarvter Schwindel einer Kriegsprophezeiung. Nach einer von Hofrat Prof. Max Seiling veranlaßten Anfrage beim Pfarramt von Altötting über die angeblich dort aufgefundene Weissagung eines Mönches aus dem Jahre 1841 (s. Nov.-Dez.-Heft, S. 648, Kurze Notiz c), ging uns die nachfolgende amtliche Erklärung zu, aus der leider hervorgeht, daß auch diese „Weissagung" wieder von einem gewissenlosen Schwindler mit einer unverantwortlichen Frivolität erfunden wurde, um der Sensationslust der Tagespresse einen fetten Brocken zu liefern. Es ist nicht nur moralische Pflicht, sondern zugleich ein nicht hoch genug anzuerkennendes Verdienst um die Erforschung der Wahrheit, solchen literarischen Freibeutern das Handwerk gründlich zu legen. Die uns gütigst zum Abdruck überlassene Auskunft des hochwürdigen Geistlichen lautet:

„Altötting, 26. XI. 14. Auf Ihre geschätzte Anfrage beehre ich mich zu erwidern, daß die rubr. Weissagung tatsächlich eine freie Erfindung ist, die anscheinend in Österreich ihren Ursprung hat. Verschiedene Anfragen aus diesem Nachbarlande habe ich mit dem Ersuchen um Berichtigung in den mir nicht näher bekannten Blättern aufklärend beantwortet. Hier ist nirgends von einer derartigen Weissagung etwas bekannt, weder im Pfarramt, noch in den Klöstern. Hochachtungsvoll ergebenst

Prälat Konrad."

b) Himmels-Erscheinung. „Anfang August vor. J., abends um 5 bis 6 Uhr zeigte sich am Himmel gegen Morgen zwischen Marbach und Bietigheim, (am schönsten auf der Höhe über Neckarweihingen gegen Osweil), folgendes Bild: Zuerst

bildete sich eine Wetterhose, indem sich eine Wolke sackartig senkte und eine Säule bildete, die sich gegen die Erde erweiterte und hier wie glühend wurde. (Verbindung zwischen Himmel und Erde durchs Gebet.) Dann sah man links davon aus einer Wolke sich ein springendes Roß bilden mit Reiter, dessen Mantel und Mähne wie im Winde flatterte (Krieg), dann bildete sich rechts der Wasserhose eine kleine Säule, wie aus dem Boden wachsend, und entwickelte sich zu einem schönen Palmbaum (Frieden). Die Gegend links erschien wüste und leer, dagegen rechts eine liebliche Landschaft sich zeigte, mit reichen Weizenfeldern und Reben und freundlichen Häuschen (Friedensreich). So von Vielen gesehen am Abend des 11. August 1914. (Apostelg. 2, 17—20; Joel 3,3; Luk. 21, 11)."— Der Einsender dieser auf hübscher Postkarte abgebildeten Vision, der bekannte Verleger der christlich-theosophischen Neu-Salemsschriften und Vertreter der tiefsinnigen Werke von J. Lorber von Graz, C. F. Landbeck in Bietigheim a. E. (Württemberg) versendet auch „Schlichte Reime zum Weltkrieg" mit Zeichnung: „Ein Sinnbild des Völkerkriegs als Weltgericht: (Wie Gott's will) Michael gegen Satan (ich, ich will's), so wahr und treu gegen Lug und Trug zu kämpfen hat", nebst einem mystischen Gedicht, das den Verehrern Lorber's aus der Seele gesprochen sein wird. Eine Biographie des letzteren findet sich in den „Psych. Studien", Jahrgang 1878, S. 158 mit Berichtigung 1879, S .481. — Zu der berichteten „Himmelserscheinung" vergleiche man unseren Bericht über „Eine merkwürdige Wolkenphantasie" im Nov.-Dez.-Heft, S. 644 ff.

c) Ein weiterer Fall scheinbarer Besessenheit wurde uns (dat. Delitzsch, den 28. Nov. 1914) von einem freundlichen Leser, Herrn H. Poppenberg, kgl. Oberbahnassistent a. D., wie folgt berichtet:

„Beim Durchlesen des Heftes 11/12 Ihrer Zeitschrift fiel mir bei dem Artikel ‚Besessenheit' folgende Erzählung eines meiner Lehrer, namens Wulkow, ein. „ „Wir hatten", so erzählte er, „einen Mitschüler auf dem Seminar, der von eigentümlichen Anfällen heimgesucht war. In jedem dieser Anfälle tobte er im Zimmer mit festverschlossenen Augen herum, fuhr dabei unter Tisch und Stühle, ohne aber im Geringsten anzustoßen und Schaden zu nehmen. Es war, als ob er einen Gegenstand fassen wollte. Dabei führte er ein Doppelgespräch, wie wenn zwei Personen sich in ihm gegenüberständen. In der Hauptsache handelte es sich bei diesen Gesprächen darum, daß ihn der plagende Geist nun endlich verlassen sollte. Zum Schluß dieser Unterhaltung bestimmte die zweite Persönlichkeit jedesmal Zeit und Stunde, wo er ihn wieder besuchen wolle. Nach Beendigung des Anfalls war der Schüler stets in Schweiß gebadet und äußert matt und hinfällig.

Bei einem solchen Anfalle sagte einmal die zweite Stimme, daß er morgen in Lebensgefahr geraten werde. — „Wir machten", so erzählte der Lehrer weiter, „am nächsten Tage mit einem Lehrer einen Spaziergang. Bei einem Gerstenfelde, das in Ähren stand, brach der kranke Mitschüler eine Ähre ab und nahm sie in den Mund. Beim Sprechen rutschte diese Ähre dem Schüler weiter in den Schlund, so daß er in einen äußerst kritischen Erstickungszustand geriet, und nur mit Gewalt und vieler Mühe die Ähre zu entfernen war. Bei dem vorletzten Anfall sagte die zweite Persönlichkeit, daß er wiederkomme, nannte genau die Zeit und teilte ihm mit, daß er dann von ihm befreit werden würde. An dem bestimmten Tage und der bestimmten Stunde war das Zimmer (die Aula) dicht mit Lehrern und Schülern besetzt. Beim Eintritt des vorhergesagten Anfalles entwickelte der Schüler eine Staunen erregende Heftigkeit. Er fuhr, wie immer, mit verschlossenen Augen unter alle Möbel. Es war noch im Sommer, alle Fenster standen offen. Mit einem Male fuhr er unter das Klavier und griff — wenigstens hatte es so den Anschein — ein unsichtbares Etwas mit beiden Händen, stürmte zum Fenster und machte unter großen Anstrengungen die Bewegung, einen Gegenstand zum Fenster hinauszuwerfen. Nachdem dies geschehen war, brach er in Schweiß gebadet zusammen und der Anfall hat sich hierauf nie wiederholt." "

Diese Erzählung stammt aus dem Munde eines von uns hochgeschätzten Lehrers, dessen Wahrheitsliebe außer allem Zweifel stand." — [Es handelt sich hier offenbar um einen Fall krankhafter Persönlichkeitsspaltung, wie solche den Psychiatern wohlbekannt sind und auch in früheren Jahrgängen unserer Monatsschrift wiederholt besprochen wurden. — Red.]

d) Zur Frage vom bewußt überlegenden Denken der Tiere liefert einen, wie uns scheint, bestätigenden Beitrag die nachfolgende, der „Tübinger Chronik" vom 23. November 1914 entlehnte Notiz aus Untertürkheim (bei Stuttgart), Datum 21. November:

„In einem großen Werke hier kommt jeden Tag um Mittagszeit ein schwarzer Hund mittlerer Größe mit einem Einsatz im Maul an, um seinem Herrn das warme **Mittagsessen zu bringen.** Der Weg des Hundes geht von Ostheim über Gaisburg, unter Benützung eines Feldweges zu dem Werk. Dort angekommen, geht das Tier direkt die Treppen hinauf in die Kantine, um seinem Herrn das Erwartete abzuliefern. Nachher nimmt der Hund das entleerte Geschirr mit und legt denselben Weg wieder zurück. Bemerkenswert ist, daß das treue Tier täglich auf die Minute in Untertürkheim ankommt und auch um die gewohnte Zeit wieder an dem Abgangsorte eintrifft."

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Die Heilkräfte des Logos. Von Peryt Shou. Verlag Karl Pracht, Berlin-Charlottenburg. Preis 1.50 M.

Der Verfasser ist durch seine Studien über die orientalische Geheimlehre und ihre praktische Verwertung auch in unserem Leben seit Jahren bestens bekannt geworden. Gestützt auf erstaunlich umfassende und gründliche Kenntnis der esoterischen Wissenschaft, sowie auf eine gediegene klassisch-wissenschaftliche Bildung versucht er den aufrichtig strebenden Leser in die Hauptprobleme der psychischen Kultur einzuführen. Da er hierbei nicht nur auf das theoretische Verständnis, sondern auch auf die praktischen Fortschritte Wert legt, unterscheidet sich seine Studie vorteilhaft von der Flut unterhaltend erbaulicher Schriften, die unter der Flagge der Theosophie Scharen von Lesern suchen und auch finden. Wer Zeit und die nötige Ausdauer hat, um an sich zu arbeiten, sein eigener Arzt zu werden und die mittelbar eingreifende Wirkung der heute üblichen Psychotherapie durch die harmonische Verbindung seiner Individualität mit den kosmischen Kräften zu ersetzen ernstlich bestrebt ist, findet in dem Buche einen Führer, dem er so leicht nicht wieder begegnet. Es ist zu wünschen, daß viele solchen Führer nicht nur kennen lernen, sondern ihm auch in ernsten Uebungen folgen, damit der praktische Wert der alten esoterischen Wissenschaft auch für unsere Zeit und für unser Geschlecht einwandfrei festgestellt wird. A. Grobe-Wutischky.

Maria's jungfräuliche Mutterschaft. Ein völkerpsychologisches Fragment über Sexualsymbolik. Von A. J. Storfer. Mit Abbildungen. 8°, 204 S. 1914, Verlag Barsdorf, Berlin. Preis brosch. 5 M., geb. 6 M.

Die Methode der Völkerpsychoanalyse ist derjenigen der Individualpsychoanalyse analog. Mit der Religionsgeschichte hat sie nichts gemein. Sie sucht auch in den religiösen Erscheinungen das Wiederkehrende, das Gesetzmäßige. Was sich bei dieser Arbeit der „Entzifferung" als grundlegend herausstellt, ist der Umstand, daß die Chiffern der mythischen Geheimsprache Symbole sind und zwar vorwiegend Sexualsymbole. Der Verf. greift nun aus dem Mythenkreis um die christliche Gottesmutter einzelne charakteristische Momente heraus, die er einer eingehenden Analyse unterwirft, und er nennt deshalb sein Werk ein „Fragment"; aber er bemerkt selber mit vollem Recht, daß es dem Psychologen klar sei, daß es nicht nötig ist, gegen das Zentrum einer völkerpsychologischen Erscheinung von allen Seiten her Schächte zu bauen. Die hauptsächlichsten Behandlungsgegenstände sind Maria's Darbringung, Josef's Auserwählung, Maria's Verkündigung, Maria-Symbole und die phallische Komponente der Christus-Vorstellung. Es ist kaum angängig, bei beschränktem Raum über die nicht uninteressanten Ausführungen des Verfassers eine einigermaßen genügende Uebersicht zu geben. Wir müssen dieserhalb auf das Original verweisen, welches von Freund und Feind als ein Werk von einer gewissen Bedeutung anerkannt werden dürfte. Im Schlußkapitel: „Die mythischen Tendenzen" weist Verf. darauf hin, wie die Entstehung des Christentums aus wirtschaftlichen Verhältnissen heraus zu verstehen sei. Er betont den kommunistischen Zug im historischen

Urchristentum und die ausgesprochen antipatriarchalische Tendenz des christlichen Mythus. Der am frühesten zum Gemeingut gewordene wichtige Bestandteil dieses Komplexes sei der Opfer- und Auferstehungsmythus. Er knüpfe erstens an den nationalen Messiaswunsch des jüdischen Volkes an und wirke zweitens durch seine Sexualsymbolik inbezug auf das in der patriarchalischen Ordnung unterdrückte Weib emanzipatorisch. Es folge dem Auferstehungsmythus der Marienmythus. Maria's Jungfräulichkeit bedeute bloß ihre Ehelosigkeit, bedeute bloß, daß Maria außerhalb der vaterrechtlich eingeengten Sexualordnung stehe. Der Hetärismus sei in der Phantasie wieder hergestellt: es gebe keinen Vater mehr. Der christliche Mythus führe die Absetzung Gottvaters durch den Sohn durch. Man sieht, an Kühnheit fehlt es dem Verf. nicht. Ob man nun seinen Gedanken Beifall spenden oder ihnen widersprechen möge, manche neue und ungewöhnliche darin verdienen sicher unsere Beachtung. Der Druck ist vorzüglich und auch die sonstige Ausstattung des rühmlichst bekannten Spezialverlages Barsdorf würdig. Freudenberg-Bonn.

Das Kausalgesetz der Weltgeschichte von Dr. Max Kemmerich. 2 Halbfranzbände, Großoktav, 398 u. 452 S. Verlag von Albert Langen in München, 1913. Preis 30 M.

Der erste Band ist ein Beitrag zur Individual-Psychologie. Verf. schildert innere Erlebnisse, die sprungweise seine Entwicklung ins Geniale herbeigeführt haben sollen. Nach einer starken seelischen Erschütterung unterdrückte er alle Haßgefühle durch solche verzeihender Liebe, worauf sich bei ihm eine außerordentliche Steigerung seines Denkens und Empfindens einstellte, ihn so starke Glücksgefühle überströmten, daß sie schmerzhaft waren und sich Bewußtseinsstörungen bemerkbar machten. Gleichzeitig hatte er die Empfindung einer elektrischen Erscheinung, eines intensiven Lichtes, das seine Augen blendete. Er glaubte, sterben zu müssen und ist überzeugt, den „Weltgeist" erlebt zu haben. Es erwachte dann in ihm das Dämonium des Sokrates, das ihn zwang, die Rolle eines Propheten und Religionsstifters zu übernehmen, trotz innerlichen Widerstrebens. Unter diesem Einflusse schrieb er in einer Art Trancezustand das Werk, von dem er sagt, daß es ihm in die Feder diktiert wurde. Beim Studium des ersten Bandes wird man oft abgestoßen durch Aeußerungen maßloser Selbstüberschätzung und durch breite Schilderungen allerintimster persönicher Erlebnisse. K. glaubt seine Mission darin zu erblicken, eine Synthesis der Lehren Jesu mit denen Nietzsche's der Welt zu offenbaren als die Religion der Zukunft. Der zweite Band ist sachlicher gehalten. Er behandelt die Moral der Zukunft, das Glücks- und Leidensquivalent, Geschichtsphilosophie, das Kausalgesetz der Weltgeschichte, Richtlinien der inneren Politik in besonderer Anwendung auf Deutschland, Recht und Religion. Kemmerich's Ausführungen hierüber sind scharf und klar, versuchen überall neue Wege zu gehen und regen zum Nachdenken über die besprochenen Probleme an. Manches wird davon vielleicht die Zukunft verwirklichen, vieles ist durch den Weltkrieg überholt worden und wird wohl eine ganz andere Lösung finden, als K. prophezeit. Alles in allem ist das Werk trotz seiner oft abstoßenden Diktion interessant und ein beachtenswerter Beitrag zur Individual-Psychologie und Kultur-Philosophie. E. W. Dobberkau.

Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Heft 1: Das religiöse Erlebnis. Von Paul Eberhardt. 32 S. Preis 50 Pf.

Für die allermeisten ist Religion nur denkbar, wenn sie sich in bestimmte Formen kleidet. Alles andere erscheint ihnen zu allgemein und nichtssagend. Gegen diese Auffassung wendet sich vor allem dieses Heftchen. Seine Bedeutung liegt in dem Nachweis, daß nur die Rückkehr zur Religion selbst ein tiefes und wahrhaftes Leben verbürgt; denn nur das im Gefühl Erlebte hat Wert für uns, daraus ergeben sich die wichtigsten Aufgaben für eine künftige Psychologie der Religionen.

Heft 2: Worin liegt der Wert des Christentums als Religion? Von Paul Eberhardt. 30 S. Preis 50 Pf.

Gegenüber den vielen Bemühungen, das Christentum von diesem allein aus als Religion zu erfassen und zu empfehlen, liegt der Wert dieses Büchleins darin, daß es versucht, vom Standpunkt der dogmenfreien, durch keine geschichtliche Entwickelung bedingten Religion selbst aus zu der Frage Stellung zu nehmen. Religion beweist sich nicht, sie erweist sich. Im Sinne von Dilthey's „Ideen über eine beschreibende und vergleichende Psychologie" (Sitzungsbericht der Berliner Akademie der Wissenschaft, 1894, II, S. 1229) sucht Verf. nachzuweisen, daß der seelische Zusammenhang den Untergrund des Erkenntnisprozesses bildet. Erkenntnistheorie ist Psychologie in Bewegung und zwar nach einem bestimmten Ziel einer Zusammenfassung in einem Letzten — dem Gott in uns.

Heft 3: Die Religion und der Krieg. id. 40 S. Preis 50 Pf.

„In diesem Krieg muß alles schweigen außer der Religion." Verfasser ist bekannt als Uebersetzer aus den Upanishads und den Gathas des Avesta. — Freunde des „Aufbau, Bund für Suchende aller Bekenntnisse" erhalten diese gehaltvollen Hefte, sowie die weiter erscheinenden je nach Wunsch durch eine Sortimentsbuchhandlung oder vom Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G. zu Gotha, zugesandt. Dr. —r.

Zeitschriftenübersicht.

Zeitschrift für Spiritismus, Somnambulismus und verwandte Gebiete. Juli — Oktober 1914. — Eine Einführung in die spiritualistische Frage. — Mystisches Steinewerfen. — Ungarische Aristokratinnen als Spiritisten. — In einem Spukhause. — Memento mori! — Mitteilungen aus dem Jenseits. — Ein Reformvorschlag. — Ein Pionier des 20. Jahrhunderts. — Die Briefe eines lebenden Toten. — Näher mein Gott zu dir! — Kriegsprophezeiungen. — Das Glück. — Das Heidentum in der christlichen Kirche. — Wie kann ich mich nützlich machen? — Die Silberschnur. — Der Sturm auf Namur und Lüttich. — Trostgründe beim Verluste eines unserer Geliebten. — Eine Geistererscheinung, die mir den Krieg verkündete. — Die falsche Sparsamkeit. — Allerseelen! — Kriegsprophezeiungen 1914. — Wie Japan seinen Dank an Deutschland abstattet. — Uebersinnliche Begebenheiten. — Tagesneuigkeiten u. a. m.

Tierseele. 1. Jahrg. Nr. 1—4 (1913—1914). — Die gelehrten Pferde von Elberfeld. — Versuche mit dem klugen Hans. — Die Elberfelder Pferde und ihre Kritiker. — Zum Denkproblem der Tiere. — Weltnaturschutz in der Schweiz. — Rolf, der Hund von Mannheim. — Ein Mensch ohne Großgehirn. — Zur Geschichte des Instinktbegriffs im Altertum. — Die Krisis in der Tierpsychologie. — Ueber die Schlauheit des Bären. — Das Tier in Kunst und

Schrifttum. — Versuche mit dem klugen Hans (Prüfung des Farbensinnes). — Die Zahl als Reiz. — Mr. Pol, der Freund der Vögel. — Vorläufer der denkenden Tiere. — Die denkenden Tiere und ihre Kritiker. Freudenberg-Bonn.

Der Türmer. Nr. 4 11. — Eine Quelle des Seelenwanderungsglaubens (in der „fausse reconnaissance"). — Die Entdeckung der Erdseele (im Sinne Fechner's). — Verschüttete Wegspuren (der altindischen Allbeseelungslehre). — Bergson's Philosophie. — Todesahnungen und Todessehnsucht (der Fürsten).

Zeitschrift für Pathopsychologie. Heft 4. — Psychische und physische Forschung (von H. Bergson). — Zur Phänomenologie abnormer Glücksgefühle. 3. Band. 1. Heft. — Vom Traumbewußtsein. — Zur Psychopathologie des Zahlenverständnisses. — Der Beziehungswahn und das Problem der Kausalität.

Die Uebersinnliche Welt. Nr. 2—9. — Usborne Moore's „Stimmen". — Das Problem des Fortlebens. — Spukvorgänge auf Java. — Prof. Hyslop über die Schwierigkeiten der mediumistischen Forschung. — Ein Fall von Hellsehen? — Die Ermordung M. Cadien's und die Rolle der Somnambulen. — Tiere im Geisterreich. — Neue Sitzungen mit Eva C. — Das zweite Gesicht. — Geheimnisvolle Versetzung von Gegenständen. — Beispiele von mundanem und transmundanem Spuk nebst Erklärungsversuchen. — Die Tierwelt und das Okkulte. — Zur Methodik von Prophezeiungen. — Aus einem spiritistischen Familienzirkel. — Ein Rückblick auf die Entwickelung des Okkultismus. — Die Somnambule von Nancy. Weitere Sitzungen mit Eva C.

Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für psychische Forschung. Nr. 4—9. — Hypnotisch-medianime Experimente. — Suggestion und Hypnose in der Erziehung. — Falcomer und der Spiritismus. — van Eden's Traumforschungen. — Ist das Od eine Realität? — Ueber die Autodiagnostik Somnambuler. — Neue Experimente in Hellsehen, Hellschmecken und Hellriechen. — Ein hypnotisches Verbrechen. — Zur Frage des zweiten Gesichts.

Prana. Nr. 5. — Traumtelepathie.

Psyche. Nr. 1—4. — Rochas' „Aufhebung des Lebens". — Die Phänomene des Fluidalkörpers. — Antiker und moderner Okkultismus. — Eine interessante Experimental-Untersuchung des Prof. J. Hyslop. — Telepathie. — Voraussagung meteorologischer und seismischer Katastrophen. — Ein okkultes Erlebnis.

Neue metaphysische Rundschau. Nr. 3—4. — Ueber das Wesen der Theosophie (als inneres Erleben des Uebersinnlichen und sonst Unbewußten).

Westermann's Monatshefte, Nr. 10. — Mediumistische Kunst (mit 15 schwarzen und drei farbigen Bildern).

Der Turmhahn. 2. Juniheft. — Probleme der modernen Seelenforschung (von Dr. W. Stekel). Nervenkrankheiten sind Seelenkrankheiten!.

Zentralblatt für Okkultismus. Nr. 9 12. — Vorschau und Ahnung. — Eine Besessenheit von 35 jähriger Dauer. — Aus dem Wellenschlage der okkultistischen Bewegung. — Ein Ausflug nach Tripolis zu den Marabuts. — Praktischer Okkultismus auf dem Lande. — Neues vom siderischen Pendel. VIII. Jahrg. Nr. 1—3: — L. Tieck als Okkultist. — Ueber die supernormalen Phänomene der Levitation. — Doppelgänger oder telepathische Halluzination? — Der Weltkrieg 1914, eine Betrachtung über alte und neue Prophezeiungen. — Zum Problem des räumlichen Fernsehens. — Die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand in okkultistischer Beleuchtuug. E. W. Dobberkau.

Eingelaufene Bücher etc.

Religion der Arznei das ist Herr Gotts Apotheke. Erfindungsreiche Heilkunst für jedermann. Signaturenlehre als Wissenschaft von Emil Schlegel, Arzt in Tübingen. [Erscheint demnächst zum Preis von 5 M. im Verlag von H. Laupp-Tübingen. Der Verf., der zur Herstellung dieses eigenartigen Werks als gesuchter homöopathischer Arzt schon 30 Jahre beobachtet und geschrieben hat, sagt zur Erklärung in seinem Prospekt: „Religion der Arznei" bezeichnet die Wiederanknüpfung der Heilkunde an die naürlichen Anfänge und an das Göttliche, zugleich die heilige Ueberzeugung vom Werte der Arznei. In ihr ist uns eine Art Begnadigung von eingeleibten Lebensfehlern angeboten. Der Arzt ist hier als Vermittler dieser Barmherzigkeit aufgefaßt. „Herrgotts-Apotheke" bedeutet die Ursprünglichkeit der Heilmittel, wie sie von der Natur dargeboten werden und wie sie die Merkmale ihrer Brauchbarkeit an sich tragen; es handelt sich also um die Gestalten der Sinnendinge in den Naturreichen. Wem die Augen aufgetan sind zu sehen, der erkennt vieles. Not lehrt die Augen auftun. Der Arzt, welcher fremde Not als eigene empfindet, sieht für seine Kranken. Aber alle Menschen sollten für dies Schauen erschlossen und erzogen werden, daher: Erfindungsreiche Heilkunst. „Signaturenlehre als Wissenschaft" ist dahin zu verstehen, daß auch der wissenschaftliche Anteil nicht fehlt, daß das gelehrte Denken die Beleuchtung und Veständigung des Gebotenen unternimmt. Man darf vom Herausgeber, dessen Schrift „Das Heilproblem" Wilhelm Ostwald veröffentlichte, erwarten, daß auch die wissenschaftlichen Ausführungen beachtenswert sind. Im ganzen betrachtet der Verf. diese Arbeit als die wichtigste seines Lebens und als ein mehr schöpferisches, denn beschränkt wissenschaftliches Werk, in welchem künstlerisch gestaltet sein soll, was einer Kunst dienen muß. Von jeher Kämpfer und auf Vorposten, arbeitet der Verf. mit gehobenem Gefühl während des vaterländischen Krieges und erblickt in seinem Buche zugleich eine Mitarbeit, die Welt für deutschen Geist zu gewinnen. Wir empfehlen es angelegentlich der Aufmerksamkeit unserer Leser.]

Der „Weltbund zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion" Abteilung Württemberg e. V. Stuttgart, Langestr. 51 (Eßlingen a. N., mittlere Beutau 79, adr. W. v. Gizyki) entsendet mit seinem Geschäftsbericht für das Jahr 1913 und seiner Satzung verschiedene, zum Teil illustrierte Flugblätter (das Stück 4 Pf., 100 St. 2.50 M.), sowie Künstlerpostkarten (das Stück 5 Pf., 100 St. 3 M.) und 64 verschiedene Tierkärtchen (auch als Bilderbuch mit Versen oder als Postkarten zu beziehen vom „Berliner Tierschutz-Verein", Berlin SW., Wilhelmstr. 28), deren Erwerb wir unseren Lesern wiederholt aufs angelegentlichste empfehlen.

Führer zur gesundheitlichen Lebensreform. (Als Manuskript gedruckt: eine Zusammenstellung sämtlicher Literatur über Naturheilkunde, Vegetarismus, Abstinenz, Homöopathie, Gartenstadt- und Eigenheimbewegung, Bodenreform, Erziehung des Kindes, Kulturprobleme, Tierschutz und verwandte Gebiete). 80 S. Herausgeg. von Fr. Paul Lorenz, Verlagsbuchhandlung, Freiburg (Baden), Belfortstr. 2, und Leipzig, Kreuzstr. 20.

Ein **„Jahrleiter"**, dem deutschen Volk zu kräftiger Erbauung, herausgeg. von Gusto Gräser, Falterau, Degerloch bei Stuttgart [will „ein deutlich deutscher Begleiter durch das Jahr" (1915)

sein und das Wort Kalender mitsamt dem übrigen lateinischen Wortkram der Monatsnamen etc. beseitigen. Die Monate sollen künftig Eiser, Fiebrung, Merzing, Prill, Mai, Sonnhöh, Wittrer, Reifruh, Fülleborn, Laubrost, Niblung, Jul, die Tage Sonntag, Mondtag, Erdtag, Heimtag, Tortag, Freitag, Samtag heißen. Verf., eigenartiger Dichter-Philosoph, Zeichner und Naturmensch, will deutsche Sprache und Sitte durch Reinigung zu gründlicher Genesung von undeutschem Wesen führen! 10 dieser Flugblätter sind von ihm für 50 Pf., 30 für 1 M. erhältlich].

Die Kriegsausgabe von Reclams Universum (jedes Heft 35 Pf., vierteljährlich 4 M.) berichtet allwöchentlich über die großen Ereignisse der verschiedenen Kriegsschauplätze. Eine große Zahl bewährter Kriegsberichterstatter, Zeichner und Photographen liefert den Lesern eine reich illustrierte, zuverlässige Wochenchronik. Auch einzelne Bändchen von Reclams Universalbibliothek (zu je 20 Pf.) eignen sich vorzüglich zur Massenverteilung an unsere tapferen Krieger, sowie namentlich an Verwundete und langsam Wiedergenesende durch Menschenfreunde und wohltätige Vereine.

Druckfehlerberichtigung.

Im Nov.-Dez.-Heft sind u. a. nachstehende korrigierte Fehler stehen geblieben. Es war zu lesen: S. 593, Z. 21 v. o.: widerstreitet (st. widerstreiten); S. 594, Z. 2 v. u.: nicht, an dem (st. den); S. 597, Z. 8 v. u.: die sich an (st. die an sich an); S. 608, Z. 4 v. u. (Fußnote 6): Das kann nur durch Geist und Edelsinn überlegenen Naturen, wie einem Jesus oder Goethe gelingen!; S. 611, Z. 13 v. u.: ihres (st. ihrer); S. 612, Z. 6 v. o.: **mißleiteten** (st. mißachteten); dieselbe S. Z. 23 v. u.: an welche (st. welcher); S. 613, Z. 3 v. u.: Foetor (Gestank, st. Factor); S. 615, Z. 19 v. o.: versetzen (st. versetzten); S. 616, Z. 19 v. u.: furchtbaren (st. fürchterlichen). — Sodann noch im Okt.-Heft, S. 571, Z. 2 v. u.: Bronikowski (st. Bronzowski) und S. 577, Z. 12 v. u.: Entmutigung (st. Ermutigung).

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **Februar.** **1915.**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Moderne psychische Forschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D. (München).

Prof. Hyslop, der Sekretär der amerikanischen Gesellschaft für psychische Forschung, hat ein interessantes Buch geschrieben: „Psychische Forschung und Fortleben", in welchem die heutigen Anschauungen auf diesem Gebiete eingehend dargelegt werden. Die wissenschaftliche Art, in welcher Hyslop das schwierige Thema behandelt, hat unbedingten Anspruch auf volle Beachtung, nicht nur von Seiten der okkultistischen Forschung, sondern auch seitens des Wissenschaftlers der materialistischen Richtung, der natürlich an manchen Stellen Einspruch erheben wird.

Hyslop sagt: „Psychische Forschung wird leicht mißverstanden infolge zweier verschiedener und einander entgegengesetzter Denkweisen. Beide behaupten, daß es sich um Geister handle; allein die Einen lachen über die Sache und die Andern forschen nach Beweisen für ihre Hoffnung oder ihren Glauben. Beide sind im Irrtum, wie aus der Geschichte der modernen psychischen Forschung erhellt."

Den ersten Anstoß zur Bewegung gab die englische „Gesellschaft für psychische Forschung," welche unter Mitwirkung von hervorragenden Gelehrten im Jahre 1882 in London gegründet wurde. Man hielt es für schmachvoll, daß die Wissenschaft gewisse, anscheinend supranormale Phänomene unbeachtet lasse. Die Phänomene des Spiritismus hatten damals die Gemüter erregt, der Kampf der Meinungen wogte hin und her und es war nicht mehr angängig, daß die gebildete Welt an Erscheinungen achselzuckend vorüberging, deren Wirklichkeit Gelehrte ersten Ranges, wie z. B. Sir William Crookes, behaupteten.

Es war ein weites Gebiet, das zu erforschen sich die Gesellschaft vorgenommen hatte. Die Behauptungen der Spiritisten sollten geprüft und in streng methodischer Forschung alle supranormalen psychischen und sinnlichen Erscheinungen studiert werden. Insbesondere waren es die sog. intellektuellen Phänomene, wie automatische Schrift, Sprechen im Trance usw., welche einer ausgedehnten und sorgfältigen Prüfung unterworfen wurden, jene Phänomene, welche, wie Aksakow sagt, „die wahre Kraft und Wesenheit der großen sozialen und religiösen Bewegung bilden, jene Erscheinungen, die man unter dem Namen des modernen Spiritismus zusammenfaßt. In seiner eindrucksvollen Gesamtheit betrachtet, kann man in ihm nur die höchste Kraft des Geistes erkennen, der in seinem Kampfe durch die Zeitalter endlich über die Vorführungen und die Paradoxen der Materie triumphiert, um die Menschheit auf ihre höchsten geistigen Bestimmungen hinzulenken."

Es ist immer und von allen Seiten, auch von unserer modernen Wissenschaft anerkannt worden, daß die Arbeiten der genannten Gesellschaft als mustergültig angesehen werden müssen. Es sind Meisterwerke; denn die Forscher haben sich die menschlich denkbarste Mühe gegeben, um lediglich Tatsachen beizubringen, die durch einwandfreie Beweise erhärtet sind. Diese Forschung steht, Dank der unermüdlichen Ausdauer und Geduld der Gesellschaftsmitglieder, auf Belegen und Beweisen, an welchen der eigensinnigste Skeptizismus nicht mehr rütteln kann.

Die Forschung hatte aber einen großen Gegner — den Materialismus und die materialistische Wissenschaft, für die es unerschütterlich feststeht, daß das Bewußtsein nur eine Funktion des physikalischen Organismus ist. Sehr richtig erkannten die führenden Männer der genannten Gesellschaft, daß es nur ein Mittel geben könne, in jene Anschauung eine Bresche zu legen: Feststellung von Tatsachen, die das Fortbestehen des Bewußtseins nach dem körperlichen Tode beweisen.

Hyslop sagt treffend: „Wir müssen in der menschlichen Erfahrung Tatsachen finden, welche durch die Annahme, daß das Bewußtsein eine Funktion des Körpers ist, nicht erklärt werden können. So lange dies nicht geschehen ist, hat der Materialismus Recht. Er kann seine Behauptung allerdings nicht beweisen, er kann sie nur theoretisch ableiten aus seiner Theorie, die eben rechtmäßig „legitim" ist, solange nicht der Beweis erbracht ist, daß das menschliche Bewußtsein ein Ding für sich ist."

Die moderne psychische Forschung, wie sie von der S. P. R. in Angriff genommen wurde, fand aber auch nicht wenige Gegner im Lager der Spiritisten. Der Grund ist leicht zu erkennen. Der Spiritismus, welcher seinen Ausgang in Hydesville

nahm — es war im Iahre 1847 — hatte sich nicht vorteilhaft entwickelt. Religiöser Fanatismus, Aberglauben, phantastische Doktrinen und nicht zum wenigsten Täuschung und Betrug spielten eine unerfreuliche Rolle. Je mehr aber die wissenschaftliche Experimentalforschung in das Gebiet der spiritistischen Phänomenologie eindrang, desto mehr mußte man zu der Erkenntnis kommen, daß der größte Teil der Phänomene auf — allerdings unbekannte — Kräfte des Mediums zurückgeführt werden könne. Der wissenschaftliche Spiritismus schied sich auch bald von dem alten System, das besonders in der Lehre Allan Kardec's zum Ausdruck kommt und mit dem Namen: „Offenbarungs-Spiritismus" bezeichnet wird. Diese alte Richtung hat noch heute viele Anhänger, besonders in den ungebildeten Ständen. Sie ist der Herd eines verwerflichen Aberglaubens. Der Offenbarungs-Spiritismus hat der wissenschaftlichen Erforschung der Phänomene große Schwierigkeiten bereitet; denn aller Unsinn, den er geboren hat, wurde auch der wissenschaftlichen Forschung in die Schuhe geschoben. Das Wort „Spiritismus" genügte aber den mit den Verhältnissen nicht Vertrauten, um jeden, der sich damit beschäftigte, in Acht und Bann zu legen.

Nur langsam machte sich der sog. Neo-Spiritismus geltend. In allmähligen Übergängen gelangte er zu der Gestaltung von heute. Dank der unermüdlichen Arbeit der Gelehrten der englischen und amerikanischen „Gesellschaft für psychische Forschung." Männer, wie Myers, Hodgson, Oliver Lodge, Hyslop usw. haben uns die Wege gezeigt, welche wir verfolgen müssen, um der Lösung des geheimnisvollen Menschenrätsels näher zu kommen.

Das von der modernen Forschung zu lösende Problem erwies sich als außerordentlich schwierig. Oblag ihr doch, wie Prof. Hyslop sich ausdrückt, das Onus probandi dafür, daß das Bewußtsein keine Funktion des Organismus ist. Schon die ersten Untersuchungen über die Existenz der Seele führten zu der Tatsache, daß diese Seele ihre Personalität ändern kann, ja, noch mehr, daß sie das Gefühl ihrer Identität verlieren kann. Wir stehen vor dem Phänomen der zweiten Persönlichkeit: „Das Subjekt kommt", sagt Prof. Hyslop, „sei es durch Krankheit oder Unfall in einen anormalen Zustand, in welchem es nicht die leiseste Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt; es tritt in ein ganz neues Leben ein!

Ein berühmtes Beispiel ist Ansel Burne. Der Mann verschwand aus seinem Heim in Providence (Rhode Island) spurlos, acht Wochen später erwachte er in einer kleinen Stadt eines anderen Staates aus seinem anormalen Zustand. Er betrieb hier ein kleines Geschäft und hatte keine Erinnerung, wie er

dazu gekommen war, und auch nicht an den Namen, unter dem er hier lebte (William Brown). Er wurde von Dr. Richard Hodgson und Prof. William James hypnotisiert und im Zustande der Hypnose erzählte er die Geschichte der letzten acht Wochen, erinnerte sich aber an nichts aus dieser Zeit in seinem normalen Zustande. Prof. Hyslop kennt übrigens einen Fall, in welchem der „zweite Zustand" vier Jahre währte!

Nun, sagt u. a. Hyslop, könnte das Problem entstehen, ob der Tod nicht auch eine solche Änderung der Personalität, wie wir sie im Falle Ansel Burne's kennen gelernt haben, erzeugen kann. Wir sehen aber sofort, daß wir durch die Beantwortung dieser Frage nicht befriedigt würden; denn wir wollen doch wissen, ob die Seele eine Erinnerung ihrer Vergangenheit und das Bewußtsein ihrer Identität bewahrt.

Welchen Weg muß also die Wissenschaft einschlagen, um diese Frage beantwortet zu erhalten? „Sie muß", sagt Hyslop, „Kommunikation mit den „Desinkarnierten" gewinnen (wenn solche existieren) und Tatsachen erhalten, welche das Fortleben der persönlichen Identität beweisen." Der Gelehrte weist darauf hin, daß, während wir gewiß wissen, daß der menschliche Organismus verschwindet, wir völlig in Unwissenheit bleiben müssen über das Fortleben, wenn wir uns weigern, die Möglichkeit oder die Tatsache des Verkehrs mit den Toten zuzugeben. Es ist die einzige Hoffnung eines wissenschaftlichen Beweises für ein zukünftiges Leben. Es fragt sich nur, ob es einen Weg für die Wissenschaft gibt, diesen Beweis zu finden.

Hier beginnen schon die Schwierigkeiten. Die Situation ist doch folgende[1]: Die Spiritisten nehmen gewisse Phänomene als Beweis für die Tätigkeit von Geistern an. Speziell die Bewegung der Körper ohne Kontakt, die Phänomene der Levitation, und ähnliche physikalisch unerklärbaren Dinge, wie z. B. die Materialisationen, Gedankenlesen, Klopftöne, Hellsehen, automatisches Schreiben, inspiriertes Sprechen usw. Der Wissenschaftler sucht aber vor allem eine „natürliche" Erklärung, d. h. er will neue Tatsachen mit bereits bekannten erklären. Wenn es sich darum handelt, das Auftreten der „Geister" zu behaupten, dann muß er zuerst alle Erklärungen erschöpfen, mit denen er vertraut ist, ehe er die Existenz und das Wirken von desinkarnierten Geistern zugibt. Indes — es muß ohne Vorurteil geschehen.

---

[1]) Ich gebe hier einen kurzen Auszug der von Prof. Hyslop in dem genannten Werke eingehend behandelten Ausführungen.
P.

Nun, die Forderung, alle sog. natürlichen Erklärungen erschöpft zu sehen, zwingt schon eine Anzahl von Phänomenen als Beweismaterial auszuschließen, welche für die Spiritisten stets als Beweis für ihre Hypothese angenommen wurden. Dies sind in erster Linie alle physikalischen Erscheinungen, welche mit dem Kontakt irgendeiner Person oder als Mitwirkung eines Kontaktes zusammenhängen. In all' diesen Fällen können unfreiwillige Muskelbewegungen die Phänomene erzeugen. Ferner alle Mental-Phänomene, die nicht mit der persönlichen Identität des Verstorbenen in Verbindung stehen: das ganze Gebiet der sog. zweiten Persönlichkeit fällt hier herein. Es sind Mentalzustände, die wir nicht prüfen können, daher müssen sie von dem Beweis für die „Spirits" ausgeschlossen werden. Inspirations-Sprechen, ob in oder außer Trance, Gedankenlesen, Gedankenübertragen oder Telepathie. Desgleichen die Erscheinung von Lebenden, das Phänomen der Wünschelrute, das Finden verlorener Gegenstände durch Hellsehen (Clairvoyance, besser Telästhesie genannt), das Wahrnehmen von Dingen und Vorkommnissen, welche durch Telepathie oder andere Sinneseindrücke erhalten werden. Auch alle physikalischen Phänomene, welche nicht von Mental-Phänomenen einer Intelligenz begleitet werden, welche jene des Mediums überschreitet.

Dann das weite Feld der Zufälle, des Betruges, ferner Phänomene, welche auf Hyperästhesie gewisser Personen beruhen, unterbewußte Perzeptionen, Heilungen, Suggestionen usw. All' das muß ausgeschlossen sein, ehe wir Supranormales zugeben!

Es ist aber wohl möglich, daß eine Erklärung durch die „Geister" auf manche Phänomene angewendet werden kann, die nicht als Beweis ihrer Existenz und Tätigkeit zugelassen waren. Das kann allerdings erst geschehen, wenn wir Grund haben zu glauben, daß es solche Agentien gibt. Prof. Hyslop stimmt völlig bei, daß manche der sog. natürlichen Erklärungen überhaupt keine Erklärungen sind. „Es sind nur Namen, sagt der Gelehrte, für unbekannte Ursachen. „Telepathie" ist ein solches Wort, Clairvoyance und Suggestion ebenfalls. Es sind Worte, um die Phänomene zu klassifizieren, aber nicht um sie zu erklären. Dies wird fast immer von denen vergessen, welche ungern die Existenz und Tätigkeit von Geistern zugeben. Es sind nur Namen für Unbekanntes, aber jede wissenschaftliche Erklärung muß sich auf Bekanntes berufen. Dies ist ein „Axiom" und — Telepathie, Clairvoyance und manche dem Unterbewußtsein zugeschriebene Phänomene sind nur Ausflüchte, um anderen Möglichkeiten auszuweichen und das Publikum zu täuschen. Sie dienen dazu, die Behauptung, sie zu kennen, zu unterstützen, während die Unwissenheit größer ist,

als die Berufung auf die Spirits. Aber dessenungeachtet sind diese Möglichkeiten angenommen als Mittel, den Beweis einzuschränken; und man denkt, daß wir irgendeine Erklärung finden, welche nicht den Appell an die Desinkarnierten erfordert. Schließlich sind sie auch ein gutes Mittel, das Urteil, das allzu schnell auf „Transzendental" lautet, hintanzuhalten. Niemals aber können sie dazu verwendet werden, der Forschung ein Ende zu setzen, wie dies gewöhnlich die Gegner der „Desinkarnierten" tun."

* *
*

Ehe wir in der Besprechung der modernen psychischen Forschung weitergehen, ist es notwendig, jene Erscheinungen zu studieren, welche mit dem Namen „Telepathie" bezeichnet werden; es ist dies um so nötiger, als gegenwärtig diese Telepathie eine große Rolle spielt und für manche — völlig mit Unrecht — das Mädchen für Alles in der Erklärung psychischer Phänomene geworden ist. Viele Gelehrte halten sie heute für wissenschaftlich bewiesen; allein Prof. Hyslop fragt: „Was ist wirklich bewiesen? Was ist denn Telepathie? Das Wort wurde definiert als „Übertragung von Gedanken, unabhängig von den bekannten Sinneswerkzeugen."

Man benützte sie, um den Beweis für das Eingreifen von „Geistern" enger zu ziehen und um Phänomene nicht mehr als spiritistischen Ursprunges anzusehen, wenn sie mediumistischen oder mentalen Typs waren. Allein man gab hierdurch dem Worte eine erklärende Bedeutung und jetzt begann der Wirrwarr."

Man muß sich klar machen, daß Telepathie nichts erklärt, sondern nur ein Wort ist. Daher gibt Hyslop folgende Definition für das unglückselige Wort: „Es bedeutet ein Zusammentreffen („Coincidence") zwischen den Gedanken zweier Lebenden, ein Zusammentreffen, das nicht auf Zufall und nicht auf normaler Aufnahme durch die Sinne beruht." „Wir wissen nichts", fügt Hyslop bei, „über den Vorgang oder über die Ursache. Das Wort ist nur ein Name für Tatsachen, welche einer normalen Erklärung spotten, und zeigt unsere Unwissenheit, nicht unser Wissen an. Es klassifiziert nur eine Gruppe von Tatsachen, welche nicht als Beweis für spiritistische Agentien gebraucht werden können. Die erste Bedingung für eine spiritistische Hypothese besteht darin, wie wir schon gehört haben, daß die Phänomene klar die persönliche Identität von verstorbenen Personen erkennen lassen müssen. Allein manche der Fälle, welche Telepathie beweisen, repräsentieren nur die Identität von Lebenden oder sind nicht Erinnerungen, welche man von Abgeschiedenen erwarten könnte. Das Zusammentreffen (die „Koinzidenz") findet zwischen

den Gedanken Lebender statt, nicht zwischen Lebenden und Toten. Das Wort schränkt also nur den Beweis ein, es erklärt nicht . . . dies ist die einzige Bedeutung des Ausdruckes, den ich für wissenschaftlich legitimiert erachte."

Was den Vorgang bei Telepathie betrifft, so ist, wie bereits erwähnt, nicht das Geringste bekannt. Sind es Gehirnwellen, Ätherschwingungen und dgl., welche die Übertragung möglich machen? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, ob die Übertragung zwischen den Lebenden direkt geschieht oder ob ein drittes Agens — Hyslop sagt: „ein tertium quid" — im Spiele ist. Auch all' die Spekulationen, die in jüngster Zeit über den telepathischen Prozeß aufgetaucht sind, wie die Auslese des Perzipienten aus dem Unterbewußtsein einer dritten anwesenden Person, die Ausdehnung des Vorganges in das Ungemessene, wonach der Perzipient zu jeder Zeit durch das Unterbewußtsein zu dem Unterbewußtsein irgendeiner anderen Person, auch auf Entfernung hin, gelangen kann, all' dies ist wissenschaftlich nicht bewiesen. „Telepathie", sagt Hyslop mit Recht, „ist für wissenschaftliche Erklärungen wertlos."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei historisch gut beglaubigte Fälle von Telepathie.

Von Dr. J. Clericus.

I. Noch bevor der bekannte Innsbrucker Historiker Pastor in seiner groß angelegten Geschichte der Päpste in der Renaissancezeit den Pontifikat Pius V. schildern konnte, hat ein französischer Gelehrter, Abbé Grente, Direktor der theologischen Akademie zu St. Lô, auf Grund eingehender archivalischer Studien ein vorzügliches Lebensbild jenes Papstes verfaßt[1]), der als letzter unter den Päpsten kanonisiert worden ist und der, wie sein Familienname Ghisilieri deutlich sagt, altgermanischer Abstammung ist[2]), dessen Charakter auch durchaus germanische Art in sich trug; denn der Franzose Grente nennt ihn einen Mann von Offenheit und männlichem Freimut, von größter Willensstärke und unermüdlicher Arbeitskraft, voll tiefer Frömmigkeit und aszetischer Strenge, etwas herb und hartnäckig. Man weiß, daß unter der Regierung dieses Papstes, als die Türkengefahr auf's höchste gestiegen war, der tapfere Don Juan, in der Seeschlacht bei Lepanto, den Sieg an die

---

1) „Saint Pie V.," Paris, Lecoffre 1914, 252 S.
2) Von Gisilher.

christlichen Fahnen heftete. Es war Pius V. gewesen, der am eifrigsten die christlichen Souveräne zum Widerstand aufgemuntert hatte und der nun mit ängstlicher Spannung den Ausgang des Kampfes erwartete.

Auf Grund der Akten des vatikanischen Archivs berichtet nun Abbé Grente: „Es war etwa 5 Uhr abends, als die Schlacht von Lepanto sich ihrem Ende näherte. Zur selben Stunde, am 7. Oktober 1571, war Pius V., der seit der Abfahrt der christlichen Schiffe seine Gebete und Kasteiungen verdoppelt hatte, damit beschäftigt, in Gegenwart einiger Prälaten, die Rechnungen seines Schatzmeisters Busotti zu prüfen. Plötzlich, wie durch eine unwiderstehliche Gewalt bewegt, erhebt er sich, nähert sich einem Fenster, öffnet es, blickt gen Osten, verharrt in tiefem Sinnen, dann aber sich seiner Umgebung zuwendend, die Augen noch in Ekstase aufleuchtend (les yeux brillants encore de l'extase) spricht er: „Lassen wir die Geschäfte liegen und danken wir jetzt Gott! Die christliche Armee erringt den Sieg!" Er verabschiedet die Prälaten und begibt sich sogleich in sein Oratorium, wo ein Kardinal, der auf diese Nachricht herbeigeeilt war, ihn vor Freude weinend vorfindet. Busotti und seine Kollegen aber, überrascht von solch' plötzlicher und feierlicher Enthüllung, notieren sich genau Tag und Stunde. In ihrer Erregung eilen sie auch, die Sache mehreren Kardinälen und anderen Personen anzuvertrauen, die ebenfalls das Datum sich notieren. Aber alle bedauerten schließlich ihre Unklugheit; denn 14 Tage gingen dahin, ohne daß eine Bestätigung die Entmutigten aufrichtete. So war es also doch nur ein Traumbild und man mußte sich vorwerfen, Anlaß gegeben zu haben, daß man nun über den Papst sich lustig mache. Was war denn nun aber die Ursache des verspäteten Eintreffens der Siegesnachricht? Don Juan hatte sogleich nach dem glücklichen Ausgang der Seeschlacht einen Kurier an den Papst gesendet; allein Stürme verschoben die Absendung der Botschaft und erst auf dem Umweg über Venedig, und zwar durch den Dogen Mocenigo erhielt der Papst Kenntnis. Der Bote kam in der Nacht an, trotz der ungewohnten Stunde führte man ihn beim Papste ein. Dieser dankte Gott mit den Worten der heiligen Schrift: „Der Herr hat angesehen das Gebet der Gedemütigten und ihre Bitten nicht verschmäht. Der Nachwelt soll man diese Taten verkündigen und das Volk, das da wird geboren werden, lobe den Herrn!" Auf Don Juan aber wandte er sogleich das Wort des Evangeliums an: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes." Sodann gebot er, daß alle Personen im Vatikan sogleich zu wecken seien und ihm in die Kapelle folgten, um Gottes Erbarmen zu preisen. Des Morgens aber ertönte der

Feierklang aller Glocken Roms, man hörte den begeisterten Jubel des Volkes und den Gesang des Te Deum".

Soweit der aus zeitgenössischen Quellen geschöpfte Bericht Grente's.

Man hat dieses außerordentliche Innewerden eines gleichzeitig vor sich gehenden Ereignisses auf katholischer Seite zwar als ein Wunder betrachtet, und auch Abbé Grente nennt es eine „miraculeuse annonce", allein die okkulte Forschung sieht wohl hierin mit Recht einen der in der Geschichte so zahlreichen Fälle von Telepathie, der sich um so leichter erklärt, je gespannter die von Tag zu Tag zunehmende, sehnsüchtige Erwartung des Papstes ward, während auf der anderen Seite auch Don Juan, der sich dem Papste für dessen finanzielle und moralische Unterstützung dankbar verpflichtet fühlte, den heißen Wunsch haben mußte, es möchte der Papst sogleich an seiner begeisterten Freude teilnehmen können.

Was die Ungunst äußerer Verhältnisse (das stürmische Wetter) verhindert hatte, das vollzog in wundervoller Weise der geistige Rapport. —

II. Ein zweites Beispiel von Fernwirkung entnahm ich einer köstlichen Schrift, die leider zu wenig gekannt ist. Es ist die Lebensbeschreibung der Hadumod, Äbtissin des Stiftes Gandersheim, verfaßt von ihrem Bruder Agius, aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen von dem bekannten fränkischen Dichter Friedrich Rückert, der es, in seiner Widmung an den Historiker Pertz, mit Recht ein Kleinod unserer deutschen Vorzeit nennt.[3]) Es ist ein Denkmal zartester Geschwisterliebe. Agius wie Hadumod waren Kinder des sächsischen Herzogs Liudolf, gestorben 866, und seiner Gattin Oda aus einem fränkischen Adelsgeschlecht. Agius, Mönch im Kloster Lamspringe, verfaßte das Schriftchen auf Bitten der durch den Tod ihrer geliebten Äbtissin verwaisten Nonnen von Gandersheim. Und da erzählt nun Agius im 23. Kapitel in seiner treuherzigen Art und als gewissenhafter Berichterstatter von seiner bereits dem Tode nahen Schwester, an deren Sterbebett er geeilt war: „Unterdessen, als ob sie schon jenem, wovon sie vorher sprach, zugegen sei, als ob sie schon dem Richterstuhl des Richters nahestehe, so auf das, was sie zu schauen schien, die Blicke geheftet, begann sie zu zagen und zu zittern. Denn daß sie damals etwas des Künftigen entweder gehört oder gesehen, können wir sowohl aus ihrem Mienenwechsel, wie aus

---

[3]) Stuttgart 1845. Die Uebersetzung Rückert's ist freilich zu sklavisch genau dem lateinischen Original angepaßt und daher oft hart.

dem Übrigen, was sie vorgeschaut und vorgesagt, schließen. Und ich stehe nicht an, euch, die ihr damals zugegen wart, zu erinnern, wie in der Nacht vorher, ehe sie verschied, ich zugleich mit euch daselbst gewesen, und als ich neben ihr saß, ihr aber an ihrem Bette standet, und als sie irgend etwas von meiner Niedrigkeit zu flüstern schien, ihr aber meintet, daß sie auf ihre gewohnte Art nach mir verlangt habe. Daher ihr sagtet, ich sei da; doch sie erwiderte, sie habe sich samt euch meinetwegen versündigt, ich habe mich um ihretwillen verschuldet, da ich gegen meine Gewohnheit länger dort bei euch verweilte. Worauf, als ich sagte, es sei nicht an dem, meinen Brüdern sei es lieb, wenn ich etwas zu ihrem Trost und Beruhigung tun könnte; dazu sei ich hergesendet; das sei nicht so; antwortete sie, es sei besser, daß ich nun zu scheiden und heimzukommen eilte; es sei die volle Wahrheit, was sie gesagt. Das nun, als ich in mein Kloster zurückkam, fand ich, daß es wirklich so sich verhielt. Denn meine Brüder, die wie schwer erkrankt sie sei, noch nicht wußten, nahmen mir mein langes Ausbleiben übel; und wie ich nachher erfuhr, *ungefähr um dieselbe Zeit der Nacht, wo sie jenes sagte*, redete der Herr Abt davon mit einigen meiner Brüder. Und dieses denn rät mir zu glauben, daß sie auch damals irgend etwas Großes möge gesehen haben, als sie häufigst: Hei! Hei! ausrief, uns Anwesende *wie zum Hören* aufforderte, und, weil sie nichts anders mehr hervorbringen konnte, öfter Hört! Hört! wiederholte." — Gleich zu Beginn ihrer Erkrankung, wo man noch an keinen gefährlichen Ausgang dachte, hatte Hadumod einen *vorbedeutenden Traum*, dessen Inhalt freilich ihren Bruder Schlimmes befürchten ließ, während er der Schwester gegenüber aus Zartgefühl sich nichts merken ließ. Hadumod sah sich nämlich im Traume über ihr Zimmer und die Klostergebäude erhoben und schaute von oben herab in ein offenes Grab der Kirche. Nun habe eine Stimme ihr gesagt, dies sei ihre künftige Wohnstatt. Darauf hörte sie einen Sängerchor den 140. Psalm[4]) singen. Und als man zu dem Verse kam: „Dies ist meine Ruhstatt in Ewigkeit, in dieser werde ich wohnen; denn sie habe ich erwählt", da dünkte es ihr, daß sie selbst mit dem Chor diese Worte sang, und dann plötzlich aufgewacht, habe sie jenen Vers noch im Munde gehabt. — So hat das vorschauende Unbewußte ihr den Tod in lieblichem Symbol angezeigt.

---

4) Nach der Zählung der Vulgata.

Eine merkwürdige Spukgeschichte.

Von Johannes Illig, Göppingen.[1])

Ich hatte schon vor längerer Zeit die Absicht, den Lesern einen Bericht über okkulte Vorgänge zu geben, die vor nicht ganz einem Jahr zu meiner Kenntnis gekommen sind. Aber ich schob die Berichterstattung immer wieder hinaus, weil ich hoffte, noch weitere Erhebungen anstellen oder Beobachtungen machen zu können. Diese Möglichkeit war mir nun leider bis jetzt nicht gegeben, und so will ich eben einstweilen das, was ich weiß, so vortragen, wie ich es weiß, obschon ich mir bewußt bin, damit die okkulte Forschung nicht wesentlich zu bereichern, eben weil die eigene und vor allem die methodische Beobachtung fehlt. Aber es gibt Materialien, die auch dann wertvoll sein können, wenn sie nicht überprüft sind und die vielleicht einer strengen Prüfung auch nicht standhalten. So will ich denn erzählen:

Vorigen Januar erhielt ich Kenntnis von einem Spukhaus, in welchem sich von Mitte November bis Mitte Dezember Erscheinungen so heftiger Art zeigten, daß sich die Bewohner veranlaßt sahen, die Wohnung bis 6. Jan. 1914 zu meiden. Als sie an diesem Tage wieder zurückkehrten, waren die Erscheinungen bis auf einen geringfügigen Rest verschwunden, so daß auch ich in den zwei Nächten, die ich zum Teil in der Wohnung zubrachte, eine eigene Beobachtung nicht machen konnte. Ich muß mich daher in dieser Darlegung auf das beschränken, was mir mitgeteilt wurde. Vorausschicken will ich, daß die Vorgänge zur Gattung derjenigen gehören, welche örtlich gebunden erscheinen. Das Haus stand schon längst im Ruf eines Spukhauses, Familien, die früher die fragliche Wohnung gemietet hatten, wollen auch allerlei Sonderbares erlebt haben. Aber auch die Familie, die nach meinem Gewährsmann einzog, konstatierte auffällige Erscheinungen, die sich jedoch ihres subjektiven Charakters wegen der Nachprüfung entzogen. Es handelt sich hier um auffälliges Auftreten des Alpdrückens, verbunden mit Visionen. Diese Erscheinung spielt aber, wie wir bald sehen werden, auch in den Erlebnissen meiner Gewährsleute eine wesentliche Rolle. Daß es sich bei meinen Gewährsleuten nicht — oder wenigstens nicht ausschließlich — um rein subjektive Vorgänge handeln kann, geht auch daraus hervor, daß sie weder früher noch nachher, sondern einzig, solange sie in dem „Spukhaus" wohnten, ihre merkwürdigen Beobachtungen machten. Es handelt sich um die Familie

---

[1]) Der in freisinnigen Kreisen sehr geschätzte Herr Verf. ist Herausgeber der radikal demokratischen Tageszeitung „Der Hohenstaufen" und ein Mann von durchaus zuverlässigem, unbestechlichem Urteil. — Red.

eines Handwerkers, deren einzelne Glieder einen durchaus nüchternen und glaubwürdigen Eindruck machen. Die Beobachtungen wurden stets von wenigstens 4 Personen gleichzeitig gemacht, oft waren es sogar 6 und mehr. Denn es fanden sich zuweilen auch Bekannte und Freunde ein, um sich von den spukhaften Vorgängen zu überzeugen. Der Ort des Spuks war ein altes, zweifenstriges Häuschen. Von der Straße gelangte man in einen Korridor, dann über zwei Treppen in die obere Wohnung in welcher die Handwerksleute wohnten. Von dort führte noch eine kleine Treppe in den Dachraum hinauf. Die Erscheinungen begannen mit Alpdrücken, das bei einem jungen Mann in den 20er Jahren erstmals auftrat. Er hörte kurz nach Schlafengehen vor seinem Schlafzimmer Tritte, sah und hörte, wie sich die Tür öffnete und eine Gestalt hereinkam, die sich auf ihn legte und ihn der Bewegungsfähigkeit beraubte. An dieser Beobachtung ist für den Kenner zunächst nichts besonderes, es handelt sich um einen traumhaften Vorgang. Bald jedoch gesellten sich akustische und optische Erscheinungen hinzu mit typischen Merkmalen, die man nicht ohne weiteres ins Reich der Halluzinationen verweisen kann, es wäre denn, man wollte Massensuggestion auf Grund eines typischen Schemas annehmen. Die akustischen Erscheinungen gingen den optischen voran. Wenn die Familie abends im Zimmer saß, oder zu Bett gegangen war, hörte man polternde Tritte, die meistens vom Bühnenraum kamen. Die Tritte kamen durch die Korridortüre in den kleinen Korridor. Dann krachte in der Regel die Wohnzimmertür, worauf sich der Spuk im Wohn- und Schlafzimmer bemerkbar machte, wie wenn jemand darin auf- und abginge. Bald zeigte sich auch eine Erscheinung. Es war eine weiße, weibliche Gestalt, die nicht immer gleich plastisch ausgebildet war. Oft war sie nebelig verschwommen, sehr oft aber in allen Details so scharf durchgebildet, daß sie von einer lebenden Person nicht zu unterscheiden war. Die Gestalt blieb oft über eine Stunde im Zimmer und konnte von allen Anwesenden mit Muße beobachtet werden. Sie trug einen weißen Morgenrock und eine weiße Haube; die unter dem Kinn zusammengebunden war. An den Enden der beiden Bänder hingen weiße Kügelchen von Erbsengröße. Die Augen waren sehr groß, grünlich, und lagen in tiefen Höhlen. Wenn die Gestalt nicht deutlich ausgebildet war, sah man oft nur zwei große Höhlen an Stelle der Augen. Die Gestalt ging im Zimmer, in welches das Licht einer Straßenlaterne fiel, hin und her, blieb auch öfters lange an einer Stelle stehen. Wenn die Straßenlaterne nicht brannte, oder die Läden geschlossen waren, war sie so zu sehen, als ob sie ein eigenes, mattes Licht ausstrahlte. Im hell beleuchteten Zimmer zeigte sie sich nicht, da hörte man nur das Gehen und Poltern. Die Gestalt ging fast immer vom Wohnzimmer in das Schlafzimmer und

trat vor die Betten. Nach Ansicht sämtlicher Bewohner und Zuschauer, mit denen ich gesprochen habe, hatte sie es darauf abgesehen, die Anwesenden mit ihrem Blick zu zwingen. Wer ihr in die Augen sah, wurde wie gelähmt und konnte nur noch ächzende Laute von sich geben wie beim Alpdrücken. Der schon erwähnte junge Mann erzählte mir, daß er einmal die Probe darauf versucht habe, ob sie ihn auch „zwingen" könne, wenn sie ihm nicht in die Augen sehen konnte. Er steckte sich daher, als sie ins Schlafzimmer kam und vor sein Bett trat, unter die Decke, doch so, daß seine Augen, unter der Decke hervorsehend, auf den unteren Teil der Gestalt gerichtet waren. Da habe er sie dann lange betrachten können bis hinunter zu den Füßen, ohne daß sie „eine Macht über ihn bekommen habe." Da die Bewohner an Hexerei glaubten und eine bestimmte Person im Verdacht hatten, kamen sie einmal auf den Gedanken, die Gestalt durchzuprügeln. Sie stellten daher Stöcke bereit, und als sie wieder kam, schlugen sie von allen Seiten auf sie ein, konnten ihr aber, wie sie erzählen, nichts anhaben, Denn die Gestalt wurde bald groß, bald klein und entwischte ihnen immer. Auf meine Frage, an welcher Stelle die Gestalt das Zimmer betreten habe und was man beim Betreten des Zimmers beobachtet habe, wurde mir erwidert, die Gestalt sei fast immer durch die Tür, zuweilen auch durch das Kamin und den Ofen in das Zimmer gekommen. Sie habe aber niemals die Türe oder die Wand durchdrungen, sondern immer eine Öffnung benützt. Oft habe man auf sie gewartet, um genau beobachten zu können, wie sie in das Zimmer trete. Man habe dann außen Poltern und Tritte gehört, und gleich darauf sei durch die Spalte zwischen der Tür und Türschwelle ein weißgrauer Nebel hereingequollen wie Zigarrenrauch. Der sei dann an der Tür emporgestiegen und zur Gestalt geworden. Während der Rauch in das Zimmer gekommen sei, habe die Türe gekracht oder geknackt, geöffnet sei sie jedoch nie geworden. Einmal sei man der Gestalt zuvorgekommen und habe gleich die Tür geöffnet, als man draußen das Poltern hörte. Da sei dann die Gestalt gestanden und habe sich sofort, wie fallender Rauch, zusammensinken lassen. Dieser Rauch habe sich durch die Türspalte entfernt, um sich draußen sofort wieder emporzurichten und Menschengestalt anzunehmen. Man konnte das von innen beobachten, weil die Türe auf halber Höhe eine Glasfüllung hatte. Diese Detailbeobachtungen wurden mir von allen Familienmitgliedern bestätigt. Wenn man die Gestalt, oder die graue Masse, aus der sie sich bildete, berührte, wurde die Hand wie gelähmt. An Stelle der weiblichen Gestalt oder neben dieser machten sich zuweilen auch andere Erscheinungen bemerkbar, die nicht näher definiert werden konnten. Manchmal fiel eine Masse von der Decke herab wie eine Zipfelmütze. Der einzige Zweck oder

die Folge des Spuks schien die Erzeugung des Alpdrückens zu sein, und sie hatte es dabei vornehmlich auf die Schlafenden abgesehen. Dabei ließ sie sich, nach Ansicht der Beobachter, auch täuschen, sofern sie auch auf solche Personen losging, die sich bloß schlafend stellten. Dieser Versuch wurde mehrmals gemacht. Einmal hatte sich der schon öfters erwähnte junge Mann schlafend gestellt, während die übrigen Anwesenden genau aufpaßten auf das, was sich ereignete. Sie sahen dabei wieder die undefinierbare Masse, wie wenn sie durch das Fenster hereingekommen wäre, an der Zimmerdecke hinschweben. Über dem Bett der Frau des Hausherrn ließ sie sich herabsinken und lag dann eine Weile auf der Bettdecke; sie war wie formlos. Dann erhob sie sich wieder und schwebte auf das Fußende am Bett des jungen Mannes, der sich schlafend gestellt hatte. Dort sah man sie dann gegen die Brust des scheinbar Schlafenden hüpfen und hörte bei der Aufwärtsbewegung Laute, wie die Flügelschläge eines Vogels. Als die Brusthöhe erreicht war, fing der junge Mann an zu ächzen und zu stöhnen: es lag ein Alp auf ihm.

Nachdem die Erscheinungen diesen Grad erreicht hatten, beschlossen die Bewohner, die Nächte bei Verwandten zuzubringen. Das geschah mehrere Wochen hindurch, ohne daß sich dort irgend etwas Auffälliges ereignet hätte. Nachdem sie wieder in die Wohnung eingezogen waren, erhielt ich Kenntnis von den Vorgängen und setzte mich sofort mit den Leuten in Verbindung. Ich konnte mir aber nur noch eine ausführliche Darlegung von dem geben lassen, was sie erlebt hatten; eine eigene Beobachtung konnte ich nicht mehr machen, weil sich der Spuk auf ein Minimum reduziert hatte. Ein Vertrauensmann, den ich einmal in den Abendstunden in das Haus schickte, um von der Familie eine Auskunft zu holen, fand den Korridor finster und deren Wohnung verschlossen. Er wurde dabei von der einen Stock tiefer wohnenden Eigentümerin des Hauses angetroffen, welche ihm mit einem Licht nach oben leuchtete. Durch wiederholtes Läuten wurde festgestellt, daß niemand zu Hause war. Die Frau lud dann den Mann ein, in ihrer Wohnung auf die Rückkehr der Mietsleute zu warten, worauf dieser einging. Nach etwa 10 Minuten hörte man oben Tritte und Lärm, wie wenn Tische und Stühle hin- und hergerückt würden. In der Annahme, daß die Leute jetzt zurückgekehrt seien, begaben sich beide wiederum nach oben. Aber die Wohnung war auch jetzt noch finster und verschlossen; erst kurze Zeit nachher kehrten die Bewohner zurück. Für die Richtigkeit dieser Wahrnehmung meines Vertrauensmannes möchte ich jede Garantie übernehmen. Man wird fragen, was denn die Hauseigentümerin zu der Sache gesagt habe? Diese hatte allen Grund, die Vorgänge zu bestreiten, weil sie dadurch Schwierigkeiten beim Vermieten der Wohnung hatte.

Damit bin ich am Ende meiner Erzählung, die gleich interessant bleibt, ob ihr Inhalt auf einwandfreier Beobachtung objektiver Vorgänge, auf Halluzinationen oder auf Massensuggestion beruht, — bewußter Betrug ist ausgeschlossen. Wenn die Massensuggestion in diesem Umfang und mit dieser Nachhaltigkeit auftreten kann, dann ist das auch ein okkulter Vorgang von großer Bedeutung. Ich meinerseits halte hier die Massensuggestion für ausgeschlossen, wage aber auch keine andere Deutung. Die Erzählung wird daraufhin zu prüfen sein, ob sie Symptome aufweist, die auch anderwärts schon bei Parallelerscheinungen beobachtet wurden. Und diese Symptome scheinen mir vorhanden zu sein. Ich würde mich gerne mit jemand in Verbindung setzen, der schon eine ähnliche Beobachtung gemacht oder Erfahrung gerade auf dem Spezialgebiet dieser Spukart hat.

Erfahrungen mit der Wünschelrute.[1])

Von Dr. med. H. in P.

Seit ungefähr 6 Jahren beschäftige ich mich mit der Wünschelrute. Ich kam auf diese Idee, als ich einige sog. „Wasserschmecker" mit der Rute Wasser suchen sah, und zwar mit Erfolg. Seitdem reagiert mir die Rute nicht nur auf Wasser, sondern auch auf Metalle und deren Erze mit Ausnahme von Blei, ferner auf Diamanten, aber nicht auf andere Edelsteine, auch nicht auf Kohle und Petroleum. Bei Wasser kommt nur unterirdisches, fließendes Wasser in Betracht, sei es als sog. Wasseradern oder als strömendes Grundwasser. Die Rute neigt sich nicht, wenn ich mit dem Gesichte in der Richtung des fließenden Wassers schaue; letzteres muß in irgend einem Winkel überkreuzt werden oder ich muß dem Wasser entgegengesetzt stehen.

Ich benütze in der Regel Holzruten, aber auch Metallruten oder Instrumente aus Fischbein sind brauchbar. Um die Tiefe zu bestimmen, benütze ich folgendes Verfahren. Ich merke mir den Punkt, an welchem die Rute anfängt, sich zu bewegen, und den Punkt, an welchem die Rute am stärksten ausschlägt, also direkt über der Wasserader. Die Entfernung dieser Punkte ist die halbe Tiefe. Ich habe auf diese Weise schon mehrere Quellen gesucht und gefunden von 3—18 Meter Tiefe; die Tiefenbestimmung war immer annähernd sicher.

Stärker als bei Wasser schlägt die Rute bei Erzen aus, mit Ausnahme von Bleierzen, welch' letztere gar nicht reagieren.

[1]) Mußte wegen leidigen Raummangels immer wieder zurückgestellt werden. — Red.

Wenn nun einer glauben würde, man könne ja auf diese Weise leicht ein bedeutendes Erzlager entdecken und dadurch ein reicher Mann werden, dürfte er bald enttäuscht werden. Der Grund hiervon ist in folgender Ursache zu suchen. Erzadern und Erzlager, besonders Eisenerze, gibt es in ziemlich großer Menge, allein nur ein kleiner Bruchteil hiervon eignet sich zum Abbau. Wenn der Rutengänger überall, wo ihm die Rute ein Erzlager anzeigt, schürfen oder bohren wollte, so würde er bald ein großes Vermögen verausgabt haben. Ferner enthalten die geologischen Formationen, besonders die tertiären, und unter diesen hauptsächlich die mitteloligozänen, sämtliche Eisenerze, besonders Schwefeleisen, leicht eingestreut bis zu einer bedeutenden Tiefe hinab. Der Anfänger würde nun glauben, ein großes Erzlager gefunden zu haben, da die Summe dieser Erzpartikelchen die Rute natürlich zum Ausschlag bringt, und zwar meistens über große Flächen hinweg. Die neo- und paläoplutonischen Gesteine, z. B. Basalt, Granit, enthalten Eisenerze als sog. accessorische Bestandteile, und sogar diese beeinflussen die Rute. Bei dieser Gelegenheit will ich mitteilen, welche Erfahrungen ich vor 2 Jahren machte, als ich glaubte, ein abbauwürdiges Erzlager gefunden zu haben. Im kristallinen Schiefer konnte ich mit der Rute eine ca. 2 Hektar große Stelle umgrenzen, wo ich eine starke Reaktion hatte; ein kleines Stück Eisenerz, welches ich zufällig fand, erwies sich als Magnetit, bekanntlich das beste Eisenerz. Ich suchte zum 2. Male das Feld ab, und diesmal mit dem sog. schwedischen Berg-Kompaß. Dieser zeigte eine deutliche Abweichung auf der ganzen Fläche und kehrte an dem Punkte in die normale Stellung zurück, wo die Rute nicht mehr reagierte. Ich machte dem Oberingenieur einer bekannten Bohrgesellschaft davon Mitteilung. Dieser konnte ebenfalls durch die Abweichung des Kompasses das Vorhandensein eines Magnetitlagers konstatieren; er erklärte aber zugleich, daß die Schürfungsarbeiten zu teuer seien, dazu kam die Entfernung der Bahn usw. — Für mich war indessen dieser Versuch insofern ein Erfolg, als der Ausschlag der Rute genau mit der Abweichung der Magnetnadel übereinstimmte. Ich halte dies für eines der wichtigsten Beweismittel von der Wirksamkeit der Rute.

Einen anderen Erfolg hatte ich bei folgender Gelegenheit. Ich erforsche seit einigen Jahren eine von mir entdeckte Höhle. Dieselbe ist aber fast bis an die Decke mit einer mehrere Meter mächtigen Lehmschicht angefüllt. Dieser Lehm enthält nun eine Menge Bohnerzkörner, welche in ihrer Gesamtheit einen, wenn auch nur schwachen, Ausschlag der Rute hervorrufen. Ich könnte auf diese Weise den ganzen Verlauf der Höhle auf der Oberfläche feststellen.

An einem Punkte der so gefundenen Linie trieb ich ein Bohrloch in den Felsen und kam in 3 Meter Tiefe in einen Hohl-

raum, welcher denselben Lehm enthält, welcher im Eingang der Höhle gefunden wurde, mit anderen Worten: ich hatte den weiteren Verlauf derselben mit Hilfe der Rute aufgeschlossen. Um jedoch auf Erzlager zurückzukommen, so ist es sehr schwierig, wenigstens in Deutschland, auf den ersten Anhieb ein abbauwürdiges Erzlager mit der Rute zu entdecken. Günstiger dürften in dieser Beziehung die Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika liegen. Eisen kommt hier wenig vor, dagegen große Kupfererzlager, in kompakten Massen mitten im Kalk. Diese Lager dürften auf die Rute gewaltig einwirken und wären auch leicht abzugrenzen. Ein Rutengänger würde hier mit Aufsuchen von Erzlagern mehr Erfolg haben, als mit Wasseradern, welche sich meistens in bedeutender Tiefe befinden. Die einzelnen Mißerfolge des Herrn von Uslar dürften darauf beruhen, daß die Schätzung der Tiefe sehr schwierig war und die Bohrungen sehr teuer waren.

Zum Schlusse möchte ich noch einige Bemerkungen beifügen über die Theorien, welche die Erscheinungen der Rutenbewegung erklären sollen. Nach einigen Autoren sollen es elektrische Strömungen sein; es soll ein Ausgleich zwischen den elektrischen Erdströmungen und den Körperströmungen sein; nach einem anderen Forscher (Blom) sind radioaktive Kräfte tätig, und zwar sollen es die sogenannten γ-Strahlen sein, welche von den unterirdischen Wasseradern fortwährend nach oben geschleudert werden und einen Ausgleich finden in ungleichnamigen Körperströmungen. Welche von den Theorien die richtige ist, läßt sich schwer entscheiden. Nun hat in der letzten Zeit ein Ingenieur aus Bern einen Apparat konstruiert, welcher das Vorhandensein von Wasser selbsttätig anzeigt. Es handelt sich hier um die Beeinflussung einer Spirale durch die Erdströme, welche Wirkung an einer Magnetnadel abzulesen ist. Prof. Dr. Gockel in Freiburg (Schweiz) hat diesen Apparat begutachtet und denselben für brauchbar gefunden. Der Erfinder heißt Adolf Schmitt, Bern, Murtenstraße 135 und schickt jedermann den Prospekt zu.

Bei diesem Apparat ist nun Folgendes merkwürdig: die Störungen, die der Erfinder an seinem Apparate zu verzeichnen hat, führen uns unwiderstehlich eine Reihe von Momenten vor Augen, die wir als störend bei unsern Wünschelrutenphänomenen gefunden haben, z. B. schlechtes, windiges und regnerisches Wetter, überhaupt niedriger Barometerstand. Es erscheint geradezu zweifellos, daß wir auf dem Wege sind, das Wünschelrutenphänomen vom menschlichen Organismus zu trennen und so durch objektiv arbeitende Mechanismen der Erforschung der das Phänomen auslösenden Kraft neue Bahnen zu eröffnen, einer Forschung, die dadurch, daß sie unseren Blick in das Innere unserer Erdrinde ermöglicht, von außerordentlicher Tragweite sein muß.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Der Krieg im Lichte der Psychischen Forschung und der Religion

von Sir W. F. Barrett, F. R. S.

Uebersetzt von Alois Kaindl (Linz a. D.).[1]

Der Herausgeber des „Light" hat an mich das Ansuchen gestellt, mit einigen Worten die dunklen psychischen und religiösen Probleme zu beleuchten, wie sie der gegenwärtig tobende, schreckliche Krieg in sich birgt. Was das erste Problem anbetrifft, so ist als eine der schwerwiegendsten Tatsachen, welche einen weittragenden Einfluß besitzen muß, jene zu betrachten, daß mit einem Male der Geist von Millionen anhaltend auf den einen Gegenstand konzentriert ist. Beschäftigung und Unterhaltung wirken mit, die von den Schlachtfeldern absorbierte Aufmerksamkeit dort festzubannen. Was man als die „Psychologie der Massen" bezeichnet hat, wird nun in einem großen Maßstabe offenbar. Infolgedessen verbreiten sich beständig unter den beteiligten Nationen mächtige Wogen von Begeisterung oder Kleinmütigkeit. — Hierin liegt selbstverständlich eine große Gefahr, vor der wir uns behüten sollten. Nicht minder groß ist die Gefahr, welche aus den, durch den Krieg erregten Gefühlen des Hasses und der Rachsucht entspringt, — besonders wenn er in einer Weise geführt wird, wie es Deutschland getan.[2] Es ist nur

---

[1] Unser sehr geschätzter Herr Mitarbeiter schrieb uns zu obiger Einsendung (dat. Linz a. D., 9. XII. 14): „Ein mir von Prof. Willy Reichel aus Pasadena, Cal., zugeschickter Ausschnitt der englischen Zeitschrift „Light" enthält einen zeitgemäßen Aufsatz über „Krieg vom Standpunkte der freien psychischen Forschung und Religion betrachtet", den ich für übersetzungswert halte, weil der in wissenschaftlichen Kreisen hochangesehene Verfasser, Prof. Barrett (Mitglied der englischen „Gesellschaft für psychische Forschung") den anstürmenden Wogen der Massensuggestion doch verhältnismäßig besser standgehalten zu haben scheint, als ein Maeterlinck und auch die um metapsychische Forschung so verdienten Professoren Richet, Bergson, Crookes, Lodge u. v. a." — Red.

[2] Die deutsche Kriegsführung ist, wie jeder unbefangene Beurteiler zugeben muß, die denkbar humanste; sie beschränkt sich lediglich auf die unerläßliche Abwehr, bzw. die ihr aufgezwungenen Notwendigkeiten, um den von den Feinden ringsum schwer bedrohten Fortbestand des Reichs zu sichern. Daß die Herren jenseits des Kanals seit Jahren all dieses Elend angestiftet haben und

zu hoffen, daß die weitverbreitete Erfahrung der Schrecknisse des Krieges: seiner Greuel, seiner Ruchlosigkeit, seiner Verwüstungen, seiner Zerstörung von Gut und Leben, nebst der durch ihn, infolge Verrohung der Gefühle, heraufbeschworenen grossen sittlichen Gefahren, das Volksgewissen aufrütteln und den Entschluß zur Reife bringen wird, fürderhin den Krieg unter allen Umständen zu vermeiden.

Wer, wie wir, von der Tatsächlichkeit der Telepathie überzeugt ist, wie es ja schließlich jeder sein muß, der sie zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat, wird wissen, daß die von uns in der Heimat gehegten Gedanken unsere im Felde weilenden Truppen in irgendwelchem Grade entsprechend beeinflussen. Wir sollten uns daher um ihretwillen bestreben, sobald das Kriegsglück zu unserer Ungunst wechselt, Gefühle der Niedergeschlagenheit und Furcht von uns fern zu halten. Aber welch ein gewaltiger Sturm von widerstreitenden Gemütsbewegungen und Wünschen der gegnerischen Nation muß in der unsichtbaren psychischen Atmosphäre nicht toben? Als ein unentwirrbares Chaos würde es uns erscheinen. Und doch läßt sich nicht bezweifeln, daß jedes reine, edle Streben, wie schwach die Wirkung auch sein mag, durch all' das Wirrsal hindurch sein Ziel erreicht. Ebenso verhält es sich im psychischen Universum, welches in der Welt der Sinne der Ausdruck der unsichtbaren geistigen ist. Von den unzählbaren Massen von Sternen, welche in den Abgründen des Raumes zerstreut sind, sendet jeder seine eigene Art von Lichtstrahlen aus, welche sich mit anderen kreuzen und abermals durchkreuzen, den gesamten Raumäther dadurch in eine anhaltende Erregung versetzend; und dennoch hat keine einzige Lichtquelle ihre Eigenheit verloren; denn trifft sie unser Auge, so erkennen wir sie und vermögen den Stern zu bezeichnen, von dem sie ausging.

Ein anderer, metaphysischer Gesichtspunkt, der bei einem großen Kriege mit seiner Massenvernichtung von Menschenleben in Betracht zu ziehen ist, ist die plötzliche Versetzung von ungeheueren Menschenmengen in eine geistige Welt. — Tatsächlich ist die Zahl der in einem solchen Kriege Getöteten keine große zu nennen, wenn man sie mit den Todesfällen in Vergleich zieht, welche täglich auf dieser Erde stattfinden. [? Red.] Aber anstatt mit einer allmählichen Annäherung des Todes haben wir es hier mit

---

sogar vor Scheußlichkeiten, wie der Hereinziehung unkultivierter grausamer Wilder, der (von Franzosen wiederholt begangenen) Verletzung der Genfer Konvention des Roten Kreuzes, der Anwendung von Dumdumgeschossen, der brutalen Behandlung gewaltsam zurückgehaltener Deutscher und Oesterreicher etc. nicht zurückgeschreckt sind, scheint der gelehrte Herr Verf. entweder nicht kennen zu wollen oder vergessen zu haben. — Red.

einer plötzlichen, gewaltsamen und mehr oder minder qualvollen Verlöschung des Lebens zu tun, die in einem großen Maßstabe vor sich geht; mit einer täglichen Massenflucht entkörperter Seelen aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt. Wir haben unsere Hospitäler und Rekonvaleszentenheime für die Verwundeten, deren Leben wir für diese Erde zu erhalten hoffen; und sicherlich werden auch diejenigen, welche vorzeitig und auf grausame Weise aus diesem Leben hinausgestoßen worden sind, in jener Welt eine ähnliche Fürsorge beanspruchen. Der Übergang ist so unvermittelt und naturwidrig, daß die erschütterten Seelen Zeit und Pflege brauchen werden, um sich ihrer neuen Umgebung anzupassen. Zweifellos wird dem Tode eine längere Periode von Bewußtlosigkeit folgen. Jedoch, wer vermag zu sagen, was eintritt, wenn der Geist, in diesem Augenblicke sich des Sinnlichen und Zeitlichen noch voll und klar bewußt, sich im nächsten Momente seiner Sinnesorgane, die er bisher zu gebrauchen pflegte, vollständig beraubt findet? Vermutlich wird von den letzten Szenen, die erblickt, von den letzten Tönen, die gehört worden, einige Zeit ein schreckhafter und verworrener Eindruck verbleiben. Ist das Gehirn unversehrt geblieben, so werden das Bewußtsein und die Sinne des Gesichts und Gehörs, sogar nach offenbarem Tode, noch so lange vorhalten, bis die Vitalität des Gehirns entwichen ist. —

Was nun den religiösen Gesichtspunkt anbelangt, den der Krieg uns darbietet, so erscheint es vorerst undenkbar, daß die göttliche Vorsehung ein so grenzenloses und grauenerregendes Übel, wie es der Krieg ist, zulassen sollte. Am meisten befriedigend, erscheint mir die Antwort, welche Immanuel Swedenborg in seinem Werke über die göttliche Vorsehung (Abschn. 251) auf diese inhaltsschwere Frage zu geben versucht. — Er sagt darin:

„Von der göttlichen Vorsehung kömmt nicht her, daß es Kriege gibt, weil sie verbunden sind mit Mord, Plünderung, Gewalttaten, Grausamkeiten, und anderen schrecklichen Übeln, welche mit der christlichen Liebe im schroffsten Widerspruche stehen; dennoch aber müssen sie zugelassen werden, weil die Lebensliebe des Menschen seit den ältesten Zeiten so geworden ist, daß sie über andere herrschen will und zuletzt über Alle, und daß sie die Schätze der Welt, und zwar zuletzt alle besitzen will. — Ohne Zulassung des Krieges wäre es nicht möglich, den Menschen vom Bösen abzubringen; denn wenn nicht zugelassen würde, daß das Böse hervorbreche, so würde es der Mensch nicht sehen, und also auch nicht anerkennen, und so nicht dazu gebracht werden, ihm zu widerstehen. Daher kommt, daß das Böse nicht durch eine Vorsehung gehemmt werden kann; denn geschähe dies, so bliebe es eingeschlossen, und würde gleich der

Krankheit, die man Krebs und Brand nennt, um sich greifen und alle Lebenskraft des Menschen verzehren. Denn der Mensch ist von Geburt wie eine kleine Hölle, zwischen welcher und dem Himmel ein beständiger Streit besteht; kein Mensch aber kann aus seiner Hölle herausgezogen werden, wenn er nicht sieht, daß er darin ist, und wenn er nicht herausgeführt werden will; und dies kann nicht ohne Zulassung geschehen, deren Gründe Gesetze der göttlichen Vorsehung sind. Daher kommt, daß es kleinere und größere Kriege gibt; kleinere zwischen den Besitzern von Ländereien und ihren Nachbarn, und größere zwischen den Monarchen der Reiche und ihren Nachbarn; das Kleinere und Größere macht aber keinen anderen Unterschied, als daß der kleinere innerhalb gewisser Schranken gehalten wird durch die Gesetze eines Volkes, der größere aber durch die Gesetze der Völker, und daß sowohl der kleinere als der größere seine Gesetze überschreiten möchte, der kleinere aber dies nicht kann, und der größere es kann, jedoch auch nicht über das Mögliche hinaus. Daß die größeren Kriege, obgleich sie verbunden sind mit Mord, Plünderung, Gewalttaten und Grausamkeiten, gleichwohl, von der Vorsehung bei den Herrschenden nicht gehemmt werden, weder im Anfange, noch im Fortschreiten, sondern erst am Ende, wenn die Macht des einen oder andern so geschwächt worden ist, daß ihm die Gefahr des Unterganges droht, davon gibt es mehrere Ursachen, welche im Schatze der göttlichen Weisheit verborgen liegen —"

Auch der Apostel Jakobus stellt dieselbe Frage, die uns Swedenborg eben beantwortete, und er erledigt sie in seiner Weise. „Woher kommen", sagt er, „die Streitigkeiten und Kämpfe unter euch? Woher anders als aus euren Lüsten, die da streiten in euren Gliedern wieder einander?" — Es ist die exklusive (Davis bezeichnet sie als die „extreme") Selbstliebe und Selbstverherrlichung, welche als die Wurzel des Übels angesehen werden müssen; und was den gegenwärtigen Krieg anbetrifft, so scheint mir die Neigung „über andere und zuletzt über alle zu herrschen und alle Schätze der Welt zu besitzen, deren Swedenborg im ersten Satze seines Zitates erwähnt, treffend den Geist zu charakterisieren, der den deutschen Kaiser und mit ihm seine ganze Kriegerkaste beseelt.[3]) Übrigens wird die Doktrin, daß „Macht Recht ist" in Bernhardi's wohlbekanntem Buche offenkundig anerkannt. [Im Auslande nicht weniger oft! Red.]

---

3) Das ist eine geradezu empörende Verdrehung des wirklichen Sachverhalts! Der deutsche Kaiser, ein Mann von durchaus edlem Charakter, dazu vielseitigstem Wissen, hat seit Jahren mit nicht genug anzuerkennender Selbstbeherrschung alles getan, um diesen durch die Einkreisungspolitik seines englischen Onkels aus Neid und Eifersucht angezettelten Krieg zu verhindern. Das im großen Ganzen musterhafte deutsche Offizierkorps aber kann nur ein durch

Es ist Zeit, wo, wie ein neuerer Schriftsteller gesagt hat, wir uns, sogar durch die blutige Tragödie dieses Krieges hindurch, vergegenwärtigen, daß der plumpe Materialismus mit seiner Vergötterung der rohen Kraft, seinem Vertrauen auf rüde Gewalt, wovon unsere furchtbaren Rüstungen nur ein Symptom sind, über kurz oder lang zu einer Weltkatastrophe führen mußte.

Wollen wir hoffen, daß wir daraus Belehrung schöpfen und erkennen werden, daß Krieg Hölle, und Militarismus Massenmord ist. Europa ist gegenwärtig damit beschäftigt den Heiland auf's neue zu kreuzigen, mit kaltem Blute und ohne Reue. Doch wir besinnen uns, daß er am dritten Tage wieder auferstand. Wollen auch wir uns vorbereiten, unsere geistige Auferstehung zu feiern.

* *
*

Nachwort des Übersetzers. In dieser Betrachtung des berühmten englischen Gelehrten wird an erster Stelle auch der Massensuggestion gedacht. Meines Erachtens macht sich der Einfluß dieser nicht zu unterschätzenden psychischen Macht in diesem Aufsatze selbst bemerkbar, und zwar an jenen Stellen, wo wir das sonst unbefangene, objektive, durchaus gesunde Urteil dieses Gelehrten dem Ansturme der hochgehenden Wogen eines künstlich aufgewühlten Nationalismus unterliegen sehen.

Bis zu welchem Grade eine geistige Massenkonzentration auf ein und denselben Gegenstand die Urteilskraft des Einzelnen zu beeinträchtigen vermag, läßt sich aus einer Äußerung ersehen, die einem in den Tagesblättern kursierenden Berichte zufolge, der berühmte Dichterphilosoph Maurice Maeterlinck, gemacht haben soll und welcher in unserer Linzer „Tagespost" in folgender Form erschien:

Die Frechheiten Maeterlinck's.

Wie aus London berichtet wird, richtet Maeterlinck neue Beschimpfungen gegen Deutschland in einem Artikel, den er in der „Daily Mail" veröffentlicht. Maeterlinck schreibt: „Ich weiß wohl, daß man nach unserem endgültigen Sieg, wenn der Feind zerschmettert sein wird — und er wird es sein [abwarten! Red.] — versuchen wird, an unser Mitleid zu appellieren. Man wird uns vormachen wollen, daß deutsche Volk sei lediglich das Opfer seines Monarchen und der Adelskaste, und mit letzterer dürfe man nicht

Haß Verblendeter als „Kriegerkaste" bezeichnen, der das schöne herzliche Verhältnis der Offiziere zu ihren Mannschaften überhaupt nicht kennt, während die Engländer gegenüber den armen, durch Lügen irregeführten Indiern sogar die Prügelstrafe eingeführt haben und die Russen ihre vertierten Horden mit der Knute in die Schlacht peitschen. Das deutsche Heer ist eben, im Gegensatz zum englischen Söldnerheer, ein echtes Volksheer. — Red.

jene Deutschen verwechseln, die wir so gut kennen und die so sympathisch und so nett sind. Lassen wir uns nicht einreden, daß das deutsche Volk verführt worden sei, daß Leute, die guten Willens waren, mißbraucht wurden! Eine Nation kann nicht betrogen werden, wenn sie dies nicht selbst will, und es ist nicht die Intelligenz, die den Deutschen fehlt! Also: das ganze deutsche Volk ist schuldig. Die Stunde ist gekommen, wo man den deutschen Geist ausrotten muß. Geschieht das nicht, so wird er bei nächster Gelegenheit wieder seine Infamien begehen. Wir dürfen kein Mitleid haben! Das erfordert die Pflicht der Selbsterhaltung. Die Welt muß ein Ende machen mit dem preußischen Militarismus, mit diesem Giftpilz, der sie seit einem halben Jahrhundert verwirrt und vergiftet. Die Gesundung unseres Planeten steht auf dem Spiele. Morgen werden die Vereinigten Staaten von Europa Maßregeln treffen müssen zur Wiedergesundung des Erdballs." Der belgische Dichter scheint völlig den Verstand verloren zu haben. Man wird ihn in deutschen Landen nur noch unter die Narren rechnen können!

In dieser Äußerung des Dichters finden sich Elemente, die den Straßen- und Radaubrüder-Nationalismus charakterisieren, die aber dem Charakter des Dichters, wie er sich uns in seinen Werken offenbart, durchaus fremd sind; nämlich K o l l e k t i v - e g o i s m u s nebst einer daraus resultierenden Mitleidlosigkeit und Ungerechtigkeit. Die Worte: „Wir dürfen kein Mitleid haben. Das erfordert die Pflicht der Selbsterhaltung. — Das ganze deutsche Volk ist schuldig" würde er unter normalen Verhältnissen niemals gesprochen haben.

Es scheint, daß Denker, Dichter und Künstler dem zwingenden Einflusse einer Massensuggestion am leichtesten unterliegen, was sich aus ihrer größeren Eindrucksempfindlichkeit erklärt und um so weniger überraschen darf, als man bei ihnen in der Regel auch sonst eine gewisse Schwäche der öffentlichen Meinung gegenüber beobachtet, in der man ja schließlich auch nur eine Modifikation jener von außen nach innen wirkenden psychischen Kollektivkraft zu erblicken hat.

Das deutsche Volk allein der Herrsch- und Habsucht anzuklagen, wie es Professor B a r r e t t getan, oder ihm die Schuld an dem Leben und Gut verzehrenden „Militarismus" allein aufzubürden, wie Maeterlinck, zeugt von einem so exklusiven Standpunkt, von einer so einseitigen Betrachtungsweise und einem dementsprechend beschränkten Urteil, daß man sich genötigt sieht, bei den Urteilenden jenen Zustand vorauszusetzen, für welchen Du Prel den Ausdurck M o n o i d e i s m u s geprägt hat, und worunter man eine, durch anhaltende Geisteskonzentration bewirkte Verengung des Bewußtseins nebst einer dadurch bedingten Einschränkung des geistigen Gesichtskreises zu verstehen hat.

In Anbetracht der hohen Intelligenz der Urteilenden ist eine Irreleitung des Urteils und damit auch die Erzeugung eines nationalen Monoideismus durch die gewöhnlichen Mittel, die sich beim Alltagsmenschen als so wirksam erweisen, nicht anzunehmen; nachdem sich aber das Vorhandensein dieses Zustandes aus seinen Wirkungen erweisen läßt und die ihn kennzeichnenden Symptome klar ersichtlich sind, so wird man sich, insofern man überhaupt eine plausible Erklärung dieser paradoxen Erscheinung anstrebt, nolens volens gezwungen sehen, deren Ursache in einer psychischen Ansteckung zu suchen, wie sie durch eine anhaltende, auf ein und denselben Gegenstand gerichtete, geistige Massenkonzentration geschaffen wird.

Daß sich die Betreffenden nicht bewußt sind, unter dem Zwange dieser aktuellen psychischen Macht zu handeln, ist um nichts befremdlicher als die Tatsache, daß das unter dem Zwange einer Suggestion handelnde Subjekt, sich dessen nicht bewußt ist, sondern sich seine Handlungsweise aus sich selbst zu motivieren sucht.

In das Kapitel von der „Psychologie der Massen" gehört nicht nur die Monoideisierung des Individuums durch die von einem Massenmonoideismus ausgehende psychische Influenz, sondern auch die Monoideisierung der Masse durch den von einem monoideisierten Individuum ausgehenden positiven psychischen Einfluß.

Sowohl die eine wie die andere Art hat in der Weltgeschichte ihre verhängnisvolle Rolle gespielt und oft haben sie sich zum Unheile der Völker gegenseitig befruchtet. [4]) Die, die „Psychologie der Massen" betreffenden Phänomene scheinen sich auf dieselben Prinzipien zu gründen wie jene, welche sich aus dem magnetischen Rapport zwischen dem Operator und seinem Subjekte ergeben, und auf einer gegenseitigen Durchdringung der psychophysischen Emanationen ihrer Individuen zu beruhen.

Zwischen einer größeren Menge von Individuen mag sich eine solche psychophysische Verbindung namentlich dann vollziehen, wenn sie durch heftige und anhaltende Gemütserregungen in einen Zustand der Exaltation gerät, wo die mit ihm verbundene gesteigerte Emanation von Nervenkraft es ermöglicht.

Zu dem der Ekstase verwandten Zustande der Exaltation dürften manche Rassen, vermöge ihrer Temperamentsanlage, besonders prädisponiert sein, und trägt denn auch die Äußerung Maeterlinck's das deutliche Gepräge einer oft bis in's Komische gehenden Schwarmgeisterei [bzw. Eitelkeit].

([4] Es genügt, hier an die von Tolstoi besprochenen Toulouser und Pariser Veranstaltungen zu erinnern (s. Tolstoi's „Christentum und Vaterlandsliebe", Verlag Otto Janke, Berlin.)

Den geriebenen Geschäftsmann, den Vater der Milliardäre und der Trusts, Bruder Jonathan, als Seelenarzt Europas zu konsultieren, ist ein so komischer Gedanke, daß man ihn eher für einen ironischen Witz von Bernhard Shaw halten könnte. Tief betrübend aber ist es wieder — jedoch charakteristisch für den Zustand, der den Dichter zurzeit beherrscht, — wenn man sieht, wie er sich in seiner Seelennot an einen bloßen Strohhalm klammert und Worte spricht, von denen man mit Pope sagen kann:

„Nicht Poesie ist's — tollgewordene Prosa."
(„It is not poetry, but prose run mad.")

Theosophie oder Religion?

Von Dr. Grävell (Lugano).

Man hört jetzt häufig das Wort „Theosophie" und man hätte gern eine klare Vorstellung, was es ist im Gegensatz zu ähnlichen Begriffen, namentlich zur Religion. Ich will daher kurz ein paar Worte darüber sagen.

Die neuere Philosophie seit Kant hatte keine Metaphysik; sie lehnte es ab über etwas Jenseitiges eine Auskunft zu geben, da niemand etwas Bestimmtes darüber wissen könne. Die Theosophische Gesellschaft, die im Iahre 1875 gestiftet wurde, suchte diese Lücke auszufüllen. Denn die Sehnsucht des Menschen nach dem Unbekannten ist da und will befriedigt sein. Sie stützte sich auf die alte indische Weisheit und liebäugelte unter Ablehnung des christlichen Standpunktes mit den Anschauungen der Brahmanen. Die Führer wurden Buddhisten (Olcott, Annie Besant, Franz Hartmann) und es genügte, um sich als „Theosoph" zu dokumentieren, dass man mit (oft unverstandenen oder unverdauten) Sanskritausdrücken um sich werfen konnte. Die Theosophie war weiter nichts als Metaphysik, d. h. Theorie des Jenseits. Aber es liegt auf der Hand, dass eine Theorie, und wenn sie auch noch so schön ist, nicht auf die Dauer befriedigen kann. Es gehört eine gewisse Praxis dazu. Tatsache ist, dass die meisten Theosophen anfingen an einem unerträglichen geistigen Hochmut zu leiden — dem Todfeinde jedes Fortschritts und dem absoluten Gegensatz zum Geiste des Christentums.[1])

---

[1]) Es gibt kaum etwas, was dem, der sich schmückt mit des Kreuzes Zeichen, unsympathischer sein darf als Hochmut. Daher beruht auch in der katholischen Kirche die ganze Ausbildung auf Ausbildung der wahren Demut und Bescheidenheit und daraus folgender Reinheit und Keuschheit. Im übrigen verweise ich als Ergänzung auf Schriften von mir, wie: „Enthüllung des Christentums" (in der „Isis"), „Dogmatik und Theosophie" („Zentralblatt für

Man kann in der Seele des Menschen zwei (oder wenn man lieber will drei) Grundrichtungen unterscheiden. Intellekt und Wille, zu denen man noch das Gefühl zählen kann. Das Gefühl ist ein Mittleres der beiden Grundeigenschaften und aus ihnen entstanden und zusammengesetzt, so dass man bei jedem Gefühle unterscheiden kann, ob es mehr vom Willen oder vom Verstande an sich hat. Aus praktischen Gründen aber pflegt man das Gemüt als eine eigene Seelenkraft hinzustellen.

Der Intellekt gibt die Metaphysik, wenn er sich auf die Betrachtung des Jenseits richtet, und zwar in der Form der Seherschaft, d. h. durch entsprechende Ausbildung innerer Sinne wird die Wahrheit erforscht. Entweder geschieht es bewusst, nämlich durch Hellsehen oder unbewusst, nämlich durch Inspiration und Intuition. So sind alle großen Künstler, Dichter, Propheten und Religionsstifter „Seher" gewesen.

Der Wille gibt die Moral. Man kann ein sehr guter Mensch sein ohne viel von Metaphysik zu wissen und umgekehrt, man kann ein Philosoph sein und dabei egoistisch sein. Die Erforschung der Wahrheit ist etwas Grosses und macht schlicht und frei, aber sie kann nur dann die innere Freiheit bewirken, wenn sie praktisch betätigt wird. Daher pflegten von jeher Religionsstifter nicht bloss Dogmen, sondern auch Moralvorschriften zu geben.

Unter einem Dogma versteht man einen Glaubenssatz: d. h. nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung und besonders gestützt auf Autorität (die in den meisten Fällen mehr oder weniger auf Seherschaft zurückgeht) nimmt man eine bestimmte Wahrheit an. Daher sind die Glaubenssätze der Theosophen so gut „Dogmen" wie diejenigen irgend einer Glaubensgemeinschaft, nur dass sie vielleicht nicht genau definiert und vorgeschrieben sind. Ein Streit darüber ist ganz überflüssig. Was ich für wahr halte, ist für mich ein Dogma, so lange ich daran glaube. Die „Monisten" und „Materialisten" haben ebenso gut ihre Dogmen wie die Katholiken oder Buddhisten, auch wenn sie es nicht so nennen. Auf das Wort kommt es nicht an. Ohne Dogmen ist eine Religion nicht denkbar, im Gegenteil, je besser sie ist, desto mehr Dogmen hat sie.

Okkultismus"), „Zarathustra und Christus" (Verlag von Baumann in Bitterfeld), „Der Katholizismus am Scheideweg" (Schalk in Wien), „Christlich-Germanisch" (Verlag Heimdall in Stuttgart), „Die zehn Gebote des Menschen" (Heidelberg), „Der Aufstieg zur Gralsburg" (Neue Lotusblüten 1913, Verlag von Jäger in Leipzig), „Ein allgemeiner Kongreß für Weltanschauung" („Psychische Studien", Mai 1914), „Das Ariertum und seine Feinde" (Verlag Ostnon in Wien), „Grunderfordernisse zum Stndium für Geisteswissenschaft" („Karma" Leipzig, Vollrath).

Nun versteht man unter einer Religion die Richtung des Gemütes auf etwas persönlich gedachtes Jenseitiges. In der Regel freilich denkt man (wenigstens bei den „Protestanten") an die Annahme gewisser Dogmen. Allein dies wäre ja doch nur eine Metaphysik oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, eine Weltanschauung.[2])

Die Religion wendet sich weniger an den Verstand, als an den Willen. Sie sitzt im Gemüt und äussert sich durch Gefühl. Sie wird zur Mystik, wenn sie immanent wird, d. h. wenn diese Richtung so sehr vorherrscht, dass höhere geistige Fähigkeiten erwachen. Ein Mystiker ist ein entschiedener Jenseitiger, während die meisten Menschen nur „Gläubige" sind.[3])

Man kann also sagen: Die Theosophie ist transcendent, d. h. sie beschäftigt sich verstandesmässig mit der jenseitigen Welt, sie ist „Okkultismus", Wissenschaft vom Verborgenen, geheime Weisheit Gottes oder, wie die Theologen sagen würden: Offenbarung, nämlich durch Seherschaft gewonnene Erkenntnis oder Einsicht, „Wissen" (indisch „vidya").

Die Religion dagegen will gelebt sein. Sie wünscht den Menschen besser zu machen und lehrt gewisse Moralgrundsätze, wie z. B. Liebe. Wer diesen Weg des Opfers, der Abtötung, der Selbstverleugnung geht, in dem erwacht nach und nach etwas Neues, vorher nicht Gefühltes. Es entsteht nämlich ein neues

---

2) Man muß unterscheiden zwischen Dogmenglauben, d. h. ein Fürwahrhalten gewisser Sätze, und „dem Glauben" (pistis) im allgemeinen, der nicht im Verstande, sondern im höchsten Teile der Seele sitzt, bis das Schauen beginnt. Paulsen sagt in seiner „Einleitung in die Philosophie": „Nicht das Wissen, sondern der Glaube tut Wunder; freilich nicht jeder Glaube, sondern nur der rechte Glaube, der das was kommen will, divinierend vorausnimmt; Ideen, sagt Hegel, sind die wirkenden Kräfte der Geschichte. Wohl; denn Ideen von dem, was kommen soll, sind die bewegenden Kräfte in den Bestrebungen und Gedanken der Menschen. Das wird so bleiben, so lange Menschen nicht vom Genuß der Gegenwart, sondern auf Hoffnung der Zukunft leben. Und so lange wird auch der Glaube im Menschenleben seine Rolle spielen. In diesem Sinne ist aber der Glaube ein Element, ja das eigentliche Formprinzip jeder Philosophie." So spricht ein wahrer Philosoph. Aber heute wird das Wissen überschätzt und die edleren Ideenkräfte oft verachtet.

3) Man könnte die Menschen einteilen in „Diesseitige" und „Jenseitige", je nachdem ihre Hauptseelenrichtung sich auf die Welt oder auf Gott erstreckt. Beide Arten von Menschen können sich nicht verstehen. Aber sie werden eins im richtig aufgefaßten immanenten Monismus des indischen Satzes „tat tvam asi": „Du bist die Welt, Gott ist in dir." „Das Endergebnis der Spekulation, die schon von primitiven Menschen (in der Gestalt des Animismus) begonnen ist, ist, daß die Macht, die sich in dem ganzen, als materielle Welt unterschiedenen Universum kundgibt, eins ist mit der Macht, die in der Form von Bewußtsein aus unserm eigenen Innern quillt." (H. Spencer, Soziologie).

Zentrum in ihm, das ihn befähigt, in sich selbst ein gewisses Licht zu empfinden.

Die Mystiker sprechen von einem Weg der Reinigung, der Erleichterung und Vereinigung. Eine Vereinigung ist aber doch nur möglich mit etwas Ähnlichem, wenn auch Höherem. Da das Ich ein geistiges Wesen ist, so muss das Ziel ebenfalls etwas Geistiges sein.

Unter Geistigem verstehe ich eine Persönlichkeit, d. h. ein Wesen, das intelligent, wollend, fühlend und selbstbewusst ist. Dass solche Wesen im Jenseits existieren, haben die Menschen von den ältesten Zeiten her geglaubt und gewusst.

Der Unterschied zwischen den verschiedenen Religionen besteht wesentlich darin, daß die eine mehr zur Transzendenz, d. h. dem Glauben neigt, die andere mehr zur Betätigung und daraus folgender Immanenz. So ist das Christentum — etwa im Gegensatz zum Brahmanismus — eine immanente Religion: sie will ihre Anhänger zu Mystikern machen. Der Katholizismus in seinen erhabensten Vertretern, den Heiligen, in seinen besten Andachtsübungen (z. B. „Zum Herzen Jesu" oder „Zur Jungfrau Maria" oder „Zur unbefleckten Empfängnis" usw) führt zu diesem Ziele.[4])

Andacht (indisch „Yoga") ist Anfang und Schluss jeder religiösen Betätigung. Selbst der Buddhismus hat die Andacht zum Buddha eingeführt und hat überall mehr oder weniger Götter wieder eingesetzt, die Buddha doch eigentlich verwirft. Aber in der menschlichen Natur ist die Sehnsucht nach etwas Besserem so tief eingewurzelt, dass der Mensch mit allen möglichen Mitteln: Gebet, Betrachtung, Opfer, Gottesdienst, Gesang, bestimmte Kleidung, Formeln, Segen, Weihung, Zeremonien, Beschwörumg usw. zu den unsichtbaren Kräften zu gelangen sucht.[5])

Es ist nach allem Gesagten augenscheinlich, dass die reine Theosophie die Menschen ohne eine Praxis auf die Dauer nicht befriedigen kann. Das Gemüt bleibt leer. Der Mensch fängt an hochmütig zu werden, weil er seine eigene Schwäche gar nicht

---

4) „Religion gibt es nur und kann es nur geben in Gestalt der geschichtlich gewordenen, in Symbolen und heiligen Handlungen ausgeprägten konkreten Volksreligionen. Eine abstrakte Religion, wie man sie unter dem Titel einer Vernunft- oder Naturreligion gesucht hat, ist nicht möglich." Paulsen.

5) Es ist charakteristisch, zu konstatieren, wie z. B. die katholische Kirche, der wir doch im Grunde eigentlich unsere ganze christliche Kultur direkt oder indirekt verdanken, systematisch überall angegriffen und verleumdet wird. Wer nicht selbst katholische Bücher liest, hat gar keine Ahnung von den falschen Behauptungen, die man beständig über ihre Anschauungen hören muß. Ich verweise auf das schöne Werk von Wladimir Solowieff „Die religiösen Grundlagen des Lebens" (Leipzig, Oswald Mutze, 1907),

sieht und von oben her keine Hilfe erwartet. Er glaubt, so wie er ist, schon Gott, d. h. vollkommen zu sein, während doch ein ganz einfältiger, demütiger Franziskanerbruder trotz seiner Unwissenheit viel weiter ist. Religion verlangt Demut und Anerkennung einer Autorität. Man mag in sich noch so viel spüren, fühlen, wissen und sagen können — man merkt doch, wie viel noch fehlt.

Auf das Verhältnis zwischen Theosophie und Religion angewandt, ist die Wahrheit nun die, dass das seit 40 Jahren in die Welt gesetzte grosse Wissen der Theosophen umgemünzt werden muss in das lautere Gold der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung und aller höheren Geisteskräfte. Die Theosophische Gesellschaft in Adyar fängt schon an Zeichen von Verknöcherung zu geben. Diese gebiert den Pharisäismus, d. h. den geistigen Stolz, der sich in Lieblosigkeit äussert. Es ist daher freudig zu begrüssen, dass Dr. Rudolf Steiner angefangen hat neue Wege einzuschlagen. Er geht auf das Christentum zurück und setzt den göttlichen Heiland wieder in seine Rechte ein. Seine Richtung führt zur Religion zurück. Hier kann das Gemüt Befriedigung finden. Von hier aus kann eine Befruchtung der christlichen Kirchen stattfinden. Auf solchem Boden kann sich eine neue Weltkirche bilden.

Jeder vernünftige Mensch strebt nach Vereinigung mit Gleichgesinnten.[6]) So entsteht durch einen Religionsstifter eine neue Kirche oder wenn die neue Glaubensgemeinschaft innerhalb einer Konfession sich bildet, eine Sekte. Wo Glaube,

---

in dem der gelehrte Russe eine vortreffliche Einführung in den Geist des Christentums und den Kirchenbegriff gibt, und die jeder Gebildete gelesen haben sollte. Namentlich seine tiefgründigen Ideen über die Notwendigkeit einer Kirche, um Christus als „Weg, Wahrheit und Leben" zu erkennen, sind in unserer so überaus kirchenfeindlichen Zeit beachtenswert. Ich verweise auch auf die Bücher, die der Verlag der Bonifazius-Druckerei in Paderborn zur Philosophie und Weltanschauung seit 1914 unter dem Titel „Katholische Lebenswerte" herausgibt. Sie bilden eine gute Apologie der Bestrebungen, die dem mystischen Kern der Kirche zugrunde liegen.

[6]) Spinoza sagt: „Was zur Vergesellschaftung des Menschen führt oder die Menschen zu einem einträchtigen Leben bestimmt, ist nützlich. Wenn z. B. zwei, die übereinstimmen, sich verbinden, so stellen sie eine Einheit dar, die noch einmal so mächtig ist, als jeder für sich. Es gibt deshalb für den Menschen nichts Nützlicheres, als der Mensch." Damit erledigt sich die oft gehörte Ansicht, der starke Mensch solle nur für sich leben und Kirchen könne es nicht mehr geben. So lange es Menschen gibt, wird der Mensch soziale Bedürfnisse haben und die Liebe kann sich doch nur betätigen im Verkehr mit Menschen. Die „Theosophische Gesellschaft" wollte einen Kern (nucleus) von Höhenmenschen bilden; allein da ihr das eigentlich religiöse Band abging, brachte sie es nicht zur wahren Brüderlichkeit. Bezeichnend ist, daß sie kein einziges wahres Andachtsbuch hervorgebracht hat.

Autorität, Gemeinschaftsgefühl, Liebe und Gottesdienst ist, da ist eine Kirche. Ob ein eigener Priesterstand vorhanden ist, ob es festgesetzte Zeremonien, Sakramente u. dgl. gibt, das ist Nebensache. Wenn eine entsprechend bedeutende Persönlichkeit vorhanden ist, da hält ihr Geist die Menschen zusammen; es bilden sich Kultstätten und andere exoterische Dinge. Mag der neue Geist sich zunächst in Mysteriendramen offenbaren, oder in was immer — es ist Andacht und gemeinsame Andacht führt zu gemeinsamem Denken, Fühlen und Wollen.

So könnte man sagen, dass die Theosophische Gesellschaft eigentlich ihren Zweck verfehlt habe und sich selbst aufhebe, Allein dem ist nicht so. Wer sein ganzes Leben ein Skeptiker bleiben will, wer nie zu einem Resultate, zu einem Schluss kommen will, der kann in den zahlreichen Zeitschriften der Theosophie volles Genüge finden und sich jeden Tag von einem Vortragenden das Gegenteil sagen lassen von dem, was sein Vorgänger gemeint hat.

Aber nur wer positiv ist, wer weiss, was er will, wird Fortschritte machen. Nur wer nach einer Richtung beharrlich geht, kommt schliesslich zum Ziel. Der Wille ist alles. Ohne eine gewisse Einseitigkeit kann man auf Erden nichts erreichen. Alle grossen Führer waren in gewissem Sinne einseitig. Die Theosophie versucht zum ersten Male eine Synthese aller Religionen und sie hat das unsterbliche Verdienst, eine geistige Bewegung angefacht zu haben, wie sie seit den Tagen Christi nicht stattgehabt hat. Sie wird siegreich mit ihren Bestrebungen die Welt erobern, aber nur dann, wenn sie versteht, die Bedürfnisse des menschlichen Gemütes zu befriedigen. Nicht Theosophie oder Religion darf es heissen, sondern Theosophie und Religion.

Schliessen aber möchte ich mit einer hierher passenden Stelle der Schrift: „Das neue preussische Irrlehregesetz als Anstoss zu einer esoterischen Religionsfortbildung im Protestantismus" von Pastor A. Schall, die alle Beachtung verdient (Leipzig, O. Mutze, 1914): „Erst muss die esoterische Revolution im Kopfe stattgefunden haben, erst müssen die Menschen zu ganz anderen Leuten, nämlich zu altruistischen Selbstverneinungsmenschen aus egoistischen Selbstbejahungsmenschen geworden sein, ehe jemals ein Gedanke an exoterische Revolutionierung des Staats- und Gesellschaftslebens Platz greifen kann, sonst glückt sie nicht nur nicht, sondern bewirkt lediglich um so stärkere kapitalistische, individualistische und absolutistische Reaktion, während sie im anderen Falle ohne jede wirtschaftlich katastrophale, kulturzerstörende Nebenwirkung, völlig ruhig und unblutig, ja überhaupt unmerklich in durchaus **legalen** Bahnen vor sich zu gehen vermag. Oder sollte der Staat auf die Dauer der Zauberkraft des alle Gegen-

sätze harmonisierenden, alles Getrennte, die Stände, Bekenntisse, Nationalitäten unifizierenden esoterischen Prinzips, wie wir es einstweilen in seiner Wirkung auf die Wissenschaft kennen gelernt haben, wirklich auf die Dauer widerstehen können, wenn es erst auf Kopf und Herz der Mehrzahl seiner einzelnen Glieder führenden Einfluss zu nehmen begonnen hat?

O, dass diese Stunde doch bald schlüge; dass die Menschen doch nicht mehr zu lange zögern möchten, aus derVerbohrtheit und Verranntheit in exoterische Vereinzelung zur esoterischen Zentralisierung ihrer theoretischen, religiösen, praktisch sittlichen und praktisch technischen Grundsätze, Überzeugungen und Bestrebungen überzugehen! Es könnte dem mit sehenden Augen dem furchtbaren Verhängnis eines allgemeinen politischen Weltbrandes entgegentreibenden Geschlechte von heute gerade noch einmal in der elften Stunde zur Rettung vor der sonst unabwendbaren Erhebung des einen Volkes wider das andere und aller gegen alle werden. Warum immer nur auf den Krieg rüsten, wenn man doch den Frieden will? Der Friede balanciert nur sehr unsicher auf den Spitzen exoterischer Bajonette und wohnt allein ruhig und seiner selbst gewiss im stillen Kämmerlein des esoterischen Herzens. Das müssen sich die Menschen anschaffen, dann kommt das goldene Zeitalter der allumfassenden religiösen, politichen sozialen Verbrüderung der Individuen und Familien, der Stände und Bekenntnisse, der Nationen, Rassen und Religionen zu einer einzigen organisch in sich geschlossenen Einheit des esoterischen „Zukunftsstaates" und der esoterischen „Zukunftskirche", als der „einen Herde unter dem einigen Hirten." Mag das Ziel auch sehr weitschauend aussehen, mag seine Verwirklichung auch noch in guter Zeitenferne sein, wenn wir es mit der Menschheit und mit uns selbst gut meinen, so müssen wir, Reiche oder Arme, Vornehme oder Geringe, Gebildete oder wissenschaftliche Laien, Regierende oder Regierte, es doch wenigstens ins Auge fassen, die prinzipiell einleitenden Schritte dazu tun. Das aber geschieht in aussichtsvoller Weise allein von der Religion aus, und zwar mittels ihrer fortbildenden Reformierung durch eine auf sie angewendete, esoterisch vertiefte Weltanschauung."

Es liegt auch auf der Hand, dass das stockende Blut durch Schlagen in eine bessere Tätigkeit versetzt wird, dass also diese Manipulation unter Umständen, wenn sie richtig angewandt wird, wie eine starke Massage wirkt. Dass die Geissler des Mittelalters aus ähnlichen Gründen handelten, ist nicht unmöglich. Ähnlich verhält es sich mit der Sprungprozession von Echternach und so vielen Volkstänzen.

Durch die bestimmt vorgeschriebene Bewegung wird etwas ausgelöst, die Echternacher Prozession soll seinerzeit dadurch entstanden sein, dass eine Epidemie dadurch aus dem Instinkt der

Springenden heraus verhindert wurde, weiter um sich zu greifen. Die Tänze wilder Völker haben ähnliche Bedeutung. —

Es gibt Elementale, die Ruhe wollen, andere Bewegung. Je nach dem müsste man handeln. Man darf nicht alles über einen Leisten schlagen wollen. Jedenfalls müsste man tiefere Einblicke in die jenseitige Welt haben, um mit Bestimmtheit sagen zu können, was in jedem Falle zu tun ist. Ich verweise besonders auch noch auf das gute Buch von Professor Staudenmaier in Freising, der jahrelang an sich selbst die merkwürdigsten dämonischen Erfahrungen gesammelt hat, die er für subjektive Erscheinungen, also „animistisch" erklärt.

Ich glaube aber, man müsste feiner unterscheiden. Zwischen „subjektiv" und „objektiv" ist ja kein absoluter Gegensatz, sondern der Unterschied ist flüssig. Wenn jemand sich lange mit einer Idee beschäftigt, so wird sie „fix", sie wird dicht und geht dann zuletzt durch alle Körper durch. Eine „fixe Idee" zeigt sich nach allen Ebenen und nimmt immer mehr Boden für sich in Anspruch, entzieht anderen Ideen den Nährboden und breitet sich auf ihre Kosten aus. Es ist wie ein Unkraut, das alles überwuchert.[7])

Man denke sich irgend eine Leidenschaft: Trinken, Spielen, die sinnliche Liebe, Ehrgeiz, Mordlust oder was immer. Der Trieb löst im Jenseits einen Dämon aus, entweder zieht er „Teufel" an oder teuflische Menschen, oder schon geschaffene „Elementale", oder aber er bildet ein neues Elementalwesen. Diese halbgeistigen Wesen sind etwa wie Bazillen zu denken, sie haben aber das Aussehen der Leidenschaft, die sie vertreten, haben bestimmte Farben und ein bestimmtes Aussehen. Man kann sie im Jenseits zu Tausenden erblicken. Sie stürzen sich dahin, wo ein gleicher Trieb zu sehen ist. Wenn z. B. eine Schlacht ist, dann befeuern sie die Streitenden; ist irgendwo ein Streit, dann hetzen sie, ist Unzucht an einer Stätte, dann lauern sie dort, um jeden

---

[7]) Man müßte überhaupt unterscheiden zwischen dem unpersönlichen Geist (männlichen Prinzip, Vater) und dem persönlichen Ich (weiblichen Prinzip: Seele, Herz, Gemüt, „Sohn"). Das Letztere zeigt sich im Blut. Das starke Ich wird gutes Blut haben, weil das Ich das Blut stärkt. Daher sagt man von jeher, die Seele (Rasse, Abstammung) sei im Blute. Bei starker Unpersönlichkeit ist Mediumschaft leichter möglich. Daher können gerade nicht bloß schwachsinnige Weiber, sondern auch geistig hochstehende Männer ihr leicht verfallen. Der Verstand schützt nicht vor dem Teufel („Faust"), sondern das Gemüt („Gretchen"). Wer an dämonischem Einfluß leidet („Melancholie"), der sollte sein Herz ausbilden und viel unter die Menschen gehen, das Grübeln aufgeben und die Empfindlichkeit unterdrücken. Er soll nicht bloß sich verachten, sondern auch die Welt, und daß er von andern verachtet wird, wie ein alter Kirchenvater gesagt hat. Ich empfehle für Anfänger meine Schrift „Grunderfordernisse zum Studium der Geisteswissenschaft" (Verlag von Vollrath in Leipzig, 1914).

Herannahenden zum Opfer zu machen. Daher ist es so gefährlich, sich an schlechten Stätten aufzuhalten. Reine Menschen ergreift ein Schaudern, wenn sie sich einem solchen Orte oder einer solchen Person nahen. Gut ist dies bekanntlich im „Faust" dargestellt. Im Gebirge, an einer wüsten, einsamen Stelle wohnen sie. Ich entsinne mich, dass in einer viel besuchten Höhle auf dem Beatenberg in der Schweiz Massen scheusslicher Wesen ihr Wesen treiben sollen, und selbst im Getriebe der Grossstadt ist man vor ihnen nicht sicher.

Wir stehen in einer Zeit, wo immer mehr eine Scheidung der Geister stattfindet. Die einen werden immer besser werden, die andern immer schlechter — bis schliesslich durch das sog. „jüngste Gericht" der Sieg der Guten entschieden wird. Der Einzelne steht mitten inne in diesem grossen Geisteskampf, der natürlich auch zugleich ein Geisterkampf ist.

Auf beiden Seiten stehen jenseitige Kräfte im Dienste ihrer Sache — wie es Kaulbach etwa in seinem berühmten Bilde der Hunnenschlacht im Berliner Museum bildlich dargestellt hat. Der Mensch wird von seinem besseren Ich nach oben gezogen, aber sein niederes Ich drängt ihn nach unten. Da ist ein fruchtbares Feld für Dämonen. Vielleicht das Schlimmste, was sie tun, ist, dass sie dem Menschen klar machen, sie existieren überhaupt nicht, wie es in der heutigen Wissenschaft üblich ist.

Wer nicht an ein Jenseits glaubt, der wird auch nicht die Vorsichtsmaßregeln ergreifen, die dem Gläubigen notwendig zu sein scheinen. Daher wäre es von größter Tragweite, wenn sich ein Komitee von Hellsehern zusammen täte, um die Menschen aufzuklären.

„Der Spiritismus ist unendlich wichtiger als jede andere, soziale oder politische Frage", sagte Lord Balfour, der englische Finanzminister. Er hat recht. Werden wir vom Jenseits beeinflusst, dann ist es von entscheidender Wichtigkeit, zu wissen, wie wir uns schützen können. Der Staat tut nichts in der Sache, die Kirche auch nicht. Der einzelne ist, schon aus Unwissenheit, so gut wie hilflos. Doppelt hilflos ist er, weil er von allen Seiten heute zum Schlechten verführt wird. Man denke nur an das Überhandnehmen des unsittlichen Luxus und an den daraus hervorgehenden Egoismus.

Die Ichsucht ist die Quelle des Übels. Aber die heutige Erziehung war ja eine zum Egoismus. Man hörte wohl in der Schule von christlicher Liebe, aber man merkte eigentlich nie etwas davon. Die meisten Menschen verwechseln die natürliche Liebe, z. B. Kinderliebe mit der übernatürlichen, christlichen. Die Elementalwesen haben daran ihre Freude. Ihr Weizen blüht ja, wenn das rein Natürliche in das Unnatürliche übergeht — statt in das Übernatürliche,

Kein Wunder, dass so viele Menschen von bösen Mächten überschattet sind — ohne es zu ahnen. In der Schule, auf der Universität hat man ja nie von so etwas gehört. Man sollte eine eigene Hochschule für Geheimwissenschaften errichten, jedenfalls eine Zentralstelle für Okkultismus, wo unentgeltliche Auskunft erteilt wird. Wer in einem Spukhause wohnt, oder sonst irgendwie von jenseitigen Gewalten belästigt wird, der weiss sich heute nicht zu helfen; er weiss gar nicht einmal, an wen er sich wenden kann. Die Polizei lacht ihn aus, das Gericht erkennt Übersinnliches nicht an, das Publikum zuckt verächtlich die Schultern, kurz, er ist von Gott und der Welt verlassen. Und wenn jemand offen sagen würde, er scheine von Dämonen überschattet zu sein, so würde ihn sein so überaus gescheidter Freund für verrückt erklären oder, wenn sie daran glauben, ihn verächtlich machen — obgleich er doch nicht schuldiger ist als Millionen anderer schwacher Menschen, die auf der physischen Ebene egoistisch, d. h. Verbrecher sind. Die Besessenheit[8]) ist etwas so Natürliches wie irgendeine andere Krankheit und niemand hat das Recht über einen andern zu Gericht zu sitzen. Geistiger Hochmut ist die schlimmste Krankheit. Allen aber die heute schwankend geworden sind, möchte ich das Wort zurufen, das den Titel einer anderen schönen Schrift von G. Sulzer bildet, die ebenfalls bei Oswald Mutze erschienen ist, das Wort, das ein Schiboleth unserer Zeit werden müsste, nämlich: „Bleibet Christen!"

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Robert Mayer.[1])

Ein Gedenkblatt von C. Matschoß.

Am 25. November 1914 war ein Jahrhundert seit der Geburt des Mannes dahingegangen, den als Entdecker des Prinzipes von der Erhaltung der Energie der bedeutende englische Gelehrte Tyndall den größten Genius des neunzehnten Jahrhunderts genannt hat. Fest begründet steht die große Lebensarbeit Robert Mayers heute vor uns. Alle Kämpfe um sie, die nun der Geschichte angehören, konnten nur klarer und ge-

---

8) Vgl. meinen Artikel hierüber im Okt.—Dezemberheft 1914.
1) Wegen Kriegsstoffandrangs unlieb verspätet. — Red.

waltiger das erscheinen lassen, was der Inhalt eines ganzen bürgerlich so ruhigen, im Innern so tragischen Lebens gewesen ist. Seine Lehre ist Gemeingut geworden, und auch die wichtigsten Angaben aus seinem Leben sind heute weiten Kreisen bekannt. Es wird deshalb hier genügen, uns der großen Persönlichkeit des berühmten Entdeckers und dessen, was wir ihm verdanken, kurz zu erinnern.

Julius Robert Mayer stammt aus Schwaben, das so viele große Männer unserem Vaterland geschenkt hat. Als Sohn eines Apothekers wurde er am 25. November 1814 in Heilbronn geboren. Er besuchte die Schulen mit mäßigem Erfolg [seine Begabung wurde als mittelmäßig zensiert] und wählte dann die ärztliche Wissenschaft zu seinem Lebensberuf. Nachdem er in Tübingen studiert und Kliniken in München und Wien besucht hatte, legte er 1838 in Stuttgart die Staatsprüfung ab. Das Jahr 1840 brachte ihm dann das große Ereignis seines Lebens auf einer langen Seefahrt, die er als Arzt eines holländischen Segelschiffes nach Java unternahm. Die Hinfahrt dauerte 101, der Aufenthalt 108, die Rückfahrt 121 Tage. Die Muße, die ihm hier sein Beruf ließ, benutzte Mayer zu wissenschaftlicher Tätigkeit. Bei Aderlässen der Seeleute in Batavia beobachtete er die hellere Färbung des der Armvene entnommenen Blutes, verglichen mit der Blutfarbe im nordischen Klima. Er schloß daraus, daß der Verbrennungsprozeß mit Rücksicht auf die geringere Wärmeabgabe nach außen nicht so stark wie im Norden sei. Weitere Fragen schlossen sich an, die gebieterisch in ihm nach Antwort verlangten. Bald ging es ihm, wie es allen den großen Entdeckern und Erfindern zu ergehen pflegt: nicht er hatte die Aufgabe, die Aufgabe hatte ihn. „Ich hing dem Gegenstand mit solcher Vorliebe nach, daß ich . . . . . wenig nach dem fernen Weltteil fragte, sondern mich am liebsten an Bord aufhielt, wo ich unausgesetzt arbeiten konnte und wo ich mich in manchen Stunden gleichsam inspiriert fühlte, wie ich mich zuvor oder später nie an etwas Ähnliches erinnern kann.“ [N. B.! Red.]

Eine neue Welt von Wahrheiten sah sein geistiges Auge vor sich ausgebreitet, und mit höchster geistiger Spannkraft hat er in kurzer Zeit seine Gedanken in durchgearbeiteter Form für alle Zeiten niedergelegt.

Im Mai 1842 erschien der erste kurze Aufsatz: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur.“ Der Titel seiner 1845 erschienenen Schrift: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel“, ließ zunächst kaum ahnen, daß es sich hier um die grundlegende ausführliche Darstellung seiner Entdeckung handelte. Mayer wies in dieser Schrift darauf hin, wie die auf der Erde verbrauchte Energie von der Sonnenstrahlung stamme. „Es war hierdurch“ schreibt Oswald, „in

seinem Buche ‚Große Männer', „nicht nur das Erhaltungsgesetz begründet, sondern auch die Energieökonomie der Erde in ihren Grundlinien festgelegt worden. Hieran hat die weitere Entwicklung der Wissenschaft nichts zu ändern gefunden."

1848 erschien dann die dritte Hauptarbeit, die „Beiträge zur Dynamik des Himmels". Hier behandelt er das Problem der Erhaltung der Sonnenwärme und die Wirkung von Ebbe und Flut auf eine Verminderung der Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde. Damit war das große Schaffen im wesentlichen abgeschlossen. Dieser glücklichsten Zeit seines Lebens folgten bitter empfundene Kämpfe um die Anerkennung seiner Entdeckung. Harte Leidensjahre kamen über ihn. Schwere Erkrankung, ein Sprung aus dem Fenster aus dem zweiten Stock seiner Wohnung auf die Straße in einem schweren Fieber, Besuch eines Sanatoriums und zwangsweise Unterbringung in einer Irrenanstalt, wo ihm die damals noch für nötig gehaltenen rohen körperlichen Zwangsmaßregeln nicht erspart wurden, sind einige Kapitelüberschriften seiner Leidensgeschichte.

Seine Natur siegte schließlich über seine Krankheit, ebenso wie die innere Wahrheit seiner Entdeckung über Gleichgültigkeit und Feindschaft. Die Universitäten und gelehrten Gesellschaften fingen jetzt auch an, ihm die äußeren Zeichen ihrer Anerkennung zu überreichen. Die Zeit war gekommen, von der Mayer schon in den ersten Jahren seiner Entdeckung an einen Freund geschrieben hatte: „Kommen wird der Tag, das ist ganz gewiß, daß diese Wahrheiten zum Gemeingut der Wissenschaft werden"; 1864 erschien die erste, 1874 die zweite Auflage seiner gesammelten Schriften. Am 20. März 1878 hat ein Lungenleiden ihn der Welt entrissen. —

Ein Jahrzehnt nach seinem Tode beschloß der „Verein deutscher Ingenieure" auf Anregung seines Württembergischen Bezirksvereines, als Zeugnis für die unsterblichen Verdienste, die sich Robert Mayer um Naturwissenschaft und Technik erworben hat, das erste Denkmal ihm zu errichten. Am 24. November 1889, dem 75. Gedenktage seiner Geburt, wurde das vor der Technischen Hochschule in Stuttgart errichtete, schlichte Denkmal enthüllt. Hierbei hat der Vorsitzende des Denkmalausschusses, Prof. C. Bach, in treffenden Worten gekennzeichnet, was uns Ingenieuren und der heranwachsenden Jugend Robert Mayers Denkmal sagen soll. Erinnern sollen wir uns, „was scharfe Beobachtung, Urteilskraft, was ein in die Tiefe dringender Geist, ein entschiedener Wille und unermüdliche Ausdauer zu leisten im Stande ist" . . . „Zurufen soll es uns, die Hindernisse, welche sich der Verfolgung einer Aufgabe entgegensetzen, gering zu achten und unentwegt an dem für richtig Erkannten festzuhalten, gleichgültig, ob Erfolg sichtbar, ob Anerkennung eintritt oder nicht".

Wer die Arbeit und das Leben Robert Mayer's in ihrer ganzen Größe auf sich wirken läßt, wird dem Schlußwort des Festvortrages von Prof. J. Weyrauch freudig zustimmen: „So zeigt sich also, daß wir von Robert Mayer nach verschiedenen Richtungen lernen können. Wenn ihn Tyndall, der weitblickende englische Forscher, den größten Genius des 19ten Jahrhunderts nannte, wenn die heutige Naturwissenschaft und Technik auf seinen Schultern stehen, er ist nicht nur ein Bahnbrecher der Erkenntnis, ein Märtyrer der Wissenschaft, sondern auch ein Förderer des Gemeinwohles, ein charaktervoller und guter Mensch gewesen. Sein Name wird neben Galilei, Keppler, Newton immer heller durch die Jahrhunderte strahlen, ein Leitstern kommender Geschlechter, zum Ruhme seiner Nation und seines geliebten schwäbischen Heimatlandes." „T. T." 25. Nov. 14.

Nochmals die angebliche Weissagung aus Altötting.

Vom Red. Dr. Fr. Maier.

Zu diesem schon in der K. Not. *a)* des vorigen Heftes entlarvten Schwindel gingen uns nachträglich noch die folgenden näheren Einzelheiten zu. Ein „Aufklärungsbericht" des „Kärntner Tagblatt" vom 22. Nov. 14 stellte fest, daß nach Mitteilung des katholischen Stadtpfarramts St. Egyd in Klagenfurt diese Prophezeiung von einem dortigen Geschäfte (ähnlich wie auch zu Libau i. Schl.) sogar zur Reklame gebraucht werde, und bemerkt dazu (laut „Augsburger Postzeitung" Nr. 567 vom 10. XII. 14, Vorabendblatt): „Wir gingen nun der Sache weiter nach und fanden, daß ein hiesiger Hebräer, der Kaufmann E. N., die geniale Idee hatte, das Altöttinger Kloster für sein Geschäft zu mißbrauchen. Er verkaufte die Karte mit der angeblichen Prophezeiung zu 10 Heller (also wohl mit 900 Prozent Gewinn) und muß kein schlechtes Geschäft gemacht haben, denn dieser Tage war die Karte ausverkauft und N. tröstete seine Kunden mit einer Nachbestellung. Diese zweite Auflage traf auch bald ein, unterschied sich aber von der ersten außer der Papierfarbe auch dadurch, daß diesmal die Karten einen Firmenaufdruck (Verlag Fr. Wenzel, Braunau i. B.) zeigten. Sonderbar, daß jene Leute, die den Katholiken so oft Aberglauben vorwerfen, diesen selbst als Reklame benützen, noch dazu unter sträflichem Mißbrauche des Namens eines altehrwürdigen hochangesehenen Klosters."

Auch uns kam die (von nichtkatholischer Seite eingesandte) Zeitungsnotiz der „Ostdeutschen Rundschau" schon wegen ihrer modern politischen Ausdrucksweise gleich sehr verdächtig vor;

auch der Umstand, daß nach dem „Salzburger Volksblatt" ein Mönch anno domini 1841 auf Pergament geschrieben haben soll, wies ja ziemlich deutlich auf eine Fälschung hin, zumal die prophezeiten Ereignisse auf müßiger Kombination naheliegender Vermutungen zu beruhen schienen; wir wollten aber durch vorläufigen Abdruck eben Gelegenheit zu der dann auch rasch gelungenen Entlarvung geben (vgl. Jan.-Heft S. 40). Inzwischen ist auch von seiten der weltlichen Behörde in Altötting ein offizielles Dementi erfolgt. Die „Zeitschr. f. Spir." (Nr. 1 vom 2. Jan. 1915) brachte folgendes „Eingesandt": „Sehr geehrter Herr! In Ihrer Zeitschrift Nr. 45/46 vom 14. Nov. 14 bringen Sie S. 311 eine Notiz über die Altöttinger Weissagung auf das Jahr 1914 nach der „Ostd. Rundschau". Da mir die Sache sofort im höchsten Grade verdächtig erschien, habe ich nicht etwa an das Kapuzinerkloster St. Anna in Altötting geschrieben, sondern an das kgl. Bezirksamt Altötting. Das Bezirksamt hat die Sache untersucht, und es hat sich herausgestellt, wie ja nicht zu zweifeln war, daß die ganze Angelegenheit natürlich ein plumper Schwindel ist. Bitte, bringen Sie eine entsprechende Berichtigung in Ihrem Blatte. Hochachtungsvoll Prof. Dr. Karl Vollmöller."[1])

Einen zeitgemäßen Artikel über derartige politische Prophezeiungen, von denen jetzt die Tagespresse wimmelt, brachte jüngst auch das tägliche „Unterhaltungsblatt des Fränkischen Kuriers" (Nr. 349, Nürnberg, den 17. Dezember 1914) aus der Feder des bekannten Spiritistentöters Max Epstein, der nicht leugnen will, daß in der okkultistischen Literatur auf die Wichtigkeit des Jahres 1914 wiederholt hingewiesen wurde und daß in älteren Prophezeiungen vielfach überraschend Wahres enthalten ist. Diese Tatsachen glaubt er aber mit drei Gründen rationalistisch erklären zu können. Zunächst sei es durchaus möglich, daß unter dem Einfluß einer bekannten Vorhersage auf die handelnde Person ein Druck ausgeübt wird. So könnte die scheinbare Friedensliebe von Zar Nikolaus wohl daher kommen, daß ihm gelegentlich einer Jagd in Livadia bereits vor vielen Jahren eine Zigeunerin aus der Hand geweissagt haben soll: „Väterchen, dir steht ein langes Leben bevor. Deine Feinde werden nicht triumphieren, aber hüte dich vor Krieg und Abenteuern, denn es könnte sonst Blut und Unheil über dich kommen." Während so auf der einen Seite eine

---

1) Unser verehrter Mitarbeiter, Kand. des höh. Lehramts Hans Hänig in Zwickau, der sich gleichfalls um die Entlarvung des augenscheinlichen Schwindels bemühte, hatte auf eine diesbezügliche Anfrage schon am 14. XII. 14 nachfolgende Antwort erhalten: „Der betreffende Artikel, einem [welchem? Red.] reichsdeutschen Blatte entnommen, wurde wenige Tage nach dem Erscheinen von Altötting aus dementiert. F. d. Redaktion des Salzburger Volksblattes: Mayble . . ." [Namen unleserlich].

Prophezeiung suggestiv wirken kann, kommt auf der Seite des angeblich besonders beanlagten Menschen [als Medium] seine höchst positive Kenntnis von den Dingen in Betracht. In diesem Sinne habe auch der alttestamentliche Jeremia von Anatot die Rolle des Propheten [als des mehr wissenden Sehers] aufgefaßt. „Es war schließlich kein Kunststück, in den letzten Jahren den bevorstehenden Krieg vorherzusagen und auch über den Ausgang allerlei zu vermuten. In dem Sinne ist das Buch von Frobenius über Deutschlands Schicksalsstunde viel blendender als irgend eine durch Tischrücken erzählte Mitteilung aus der vierten Dimension. — Im Februar 1911 teilte ein Herr G. W. Surya [wohl Pseudonym ?] allerlei Prophezeiungen über die Jahre 1913 bis 1915 mit und bemerkte dazu gelegentlich: „Kein vernünftiger Mensch kann mit dem Polizeistaat Preußen sympathisieren!!"

Der wichtigste Grund für die Richtigkeit vieler Prophezeiungen liege aber im Zufall. So hatte u. a. die berühmte Mme. de Thèbes schon für frühere Jahre überraschend eingetroffene Vorhersagen gemacht. Dieser Zufall spiele besonders auch in der Mystik der Zahlenreihen eine Rolle, die jedoch in Wahrheit nur eine geistreiche Spielerei sei, was auch von der Hinzuzählung von Quersummen zu bestimmten Zahlen gelte. — Auch bei den auf astrologischem Weg erzielten Vorhersagen liegt ja die Sache so, daß zufälliges Eintreffen ausposaunt wird, während Fehlgriffe meist unbeachtet bleiben und rasch vergessen werden. So ist eine Vorhersage des hundertjährigen Kalenders von Knauer jetzt allenthalben sogar auf Postkarten zu lesen, deren vorsichtig gefaßter Schlußsatz: „An Weihnachten wird man von Frieden singen" leider nicht der Erwartung gemäß eingetroffen ist.

Wir selbst haben vor solchen politischen Prophezeiungen, die überdies unter Umständen gemeingefährlich erscheinen, wiederholt eindringlich — leider nur nicht überall mit Erfolg — gewarnt, weil auch wir den Eindruck haben, daß es sich — ganz abgesehen von absichtlichen Mystifikationen — dabei größtenteils nur um instinktive Ahnungen oder um geschickte Kombinationen naheliegender Vermutungen handelt. Gegen die verallgemeinernden Schlußfolgerungen Epstein's über die Wertlosigkeit aller okkultistischen Bestrebungen muß aber jeder ernste Forscher Einsprache erheben, der die einschlägigen, sehr gründlichen Studien eines du Prel, Hellenbach, Bormann (in seinen „Nornen"), Albert Kniepf (vgl. Nov.-Dez.-Heft, S. 649), und anderer Führer des Okkultismus näher kennen gelernt hat. Auch hier heißt es eben: „Man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten," wenn man der Wahrheit dienen will.

Noch eine falsche Prophezeiung.

Eine in den letzten Monaten massenhaft verbreitete Kriegskarte (Postkartenformat) hat folgenden Inhalt: „Eine Prophezeiung für das Jahr 1914 ist im hundertjährigen Kalender von 1814 enthalten. Sie lautet: „Es wird eine Zeit kommen, wo die Welt sehr gottlos sein wird. Der Monat Mai wird ernst zum Kriege rüsten, aber es ist noch Zeit. Juni wird auch zum Kriege einladen, Juli wird ernst und grausam handeln, daß viele von Weib und Kind Abschied nehmen müssen. Im August wird man an allen Enden der Welt vom Kriege hören. September und Oktober wird großes Blutvergießen mit sich bringen. Im November wird man Wunderdinge hören. Am Weihnachten wird man vom Frieden singen.“ Hierzu schreibt uns Herr Friedr. Kämpfer (Datum 18. I. 1915, Berlin SW., Friedrichstr. 242, III): „Seit einiger Zeit geht die beiliegende, angeblich aus dem 100jährigen Kalender stammende Prophezeiung durch die Tagespresse, was mich veranlaßte, der Sache nachzuforschen, um zu ermitteln, ob es sich wirklich um eine echte Prophezeiung handelt, in welchem Falle sie sicher besondere Beachtung verdiente, oder ob auch hier wieder eine Mystifikation vorliegt, wie es sich ja leider bei der Altöttinger Prophezeiung inzwischen herausgestellt hat. Nachdem ich zuerst den Verleger der Karte ermittelt hatte, wandte ich mich an ihn, um zu erfahren, woher er die Mitteilung habe, und es wurde mir gesagt, daß sie einer thüringischen Zeitung entnommen sei. Dort konnte ich aber auch nichts Genaueres erfahren, denn sie war einer anderen Zeitung entnommen worden und soll in vielen Zeitungen gestanden haben. Hier konnte ich also nicht zum Ziele kommen und nun ging ich zur hiesigen Königlichen Bibliothek, um die dort befindlichen 100jährigen Kalender einzusehen. Wie mir der Beamte sagte und wie ich auch beim Nachsehen fand, enthalten die sogenannten 100jährigen Kalender überhaupt keine Prophezeiungen, sondern neben den üblichen Ostertabellen Wetterangaben, landwirtschaftliche Ratschläge usw. Woher mag nun diese Prophezeiung stammen? Ich neige sehr stark zu der Vermutung, daß mit dieser Prophezeiung der gleiche Schwindel getrieben worden ist, wie mit der vorerwähnten. Sollte das der Fall sein, so könnte ein solches Vorgehen nicht scharf genug gerügt werden und ferner bliebe der Tagespresse der Vorwurf der Leichtfertigkeit nicht erspart. Es ist doch sehr zu beklagen, daß manche Zeitungen sich weigern, über neuere Forschungsergebnisse auf okkultistischem Gebiet zu berichten, oder wenn sie sich hierzu herablassen, diese stets mit den üblichen spöttischen Randglossen versehen, daß aber dieselben Zeitungen solche sensationellen Nachrichten ohne Kontrolle abdrucken.

Sollte ein Leser der „Psychischen Studien" näheres über den Ursprung dieser Prophezeiung wissen und mir angeben können, welchem Buche dieselbe entnommen ist, so wäre ich für eine diesbezügliche Nachricht sehr dankbar." Wir verbinden mit dem Dank an den auch sonst um die okkultistische Forschung verdienten Herrn Einsender die an die Leserschaft gerichtete Bitte, auch seiner an anderer Stelle angezeigten kleinen Schrift „Günstige Kriegsprophezeiungen von Frieda Gentes", wohlwollende Aufmerksamkeit zu schenken. (Zu beziehen durch Oswald Mutze in Leipzig. Preis 25 Pf.)

Kurze Notizen.

a) † Oberst de Rochas. Dem Novemberheft (1914) von „Luce e Ombra" entnehmen wir die Trauerbotschaft von dem (schon im September 1914) erfolgten Ableben des in den Kreisen der okkultistischen Forschung berühmten Oberst Albert de Rochas. Wir werden im nächsten Heft einen Lebensabriß des Gelehrten bringen.

b) Die klugen Pferde von Elberfeld im Kriege. Wie der Redakteur der „Annales des Sciences Psychiques", Vesme, der dem Problem der weltbekannten rechnenden Gäule stets ein besonderes eingehendes Studium gewidmet hatte, zu berichten weiß, sind die vielbesprochenen Insassen des Krall'schen Stalles in Elberfeld auf dem Kriegsschauplatz in Flandern gefallen. Alle ihre Gelehrsamkeit konnte die drei Pferde nicht vor dem Schicksal bewahren, bei der allgemeinen Pferdemusterung durch die Militärbehörde ausgehoben und am 15. November 1914 einem Artillerieregiment als simple Stangenpferde überwiesen zu werden. Statt Kubikwurzeln zu ziehen, wie sie bisher zum Staunen der Besucher taten, mußten sie jetzt, wie ihre analphabetischen Kollegen Kanonen ziehen, bei welcher Tätigkeit fie ihr Leben gelassen haben, sofern der oben genannte Herr richtig berichtet ist, dem man für seine Behauptung die Verantwortung überlassen muß. — Auch diese, dem Morgenblatt der „Augsburger Postzeitung" Nr. 22 von 15. Jan. cr. entnommene Mitteilung muß jeden Freund menschlicher Bildung und Wahrheitsforschung mit tiefstem Schmerz erfüllen, wenn man bedenkt, wieviel uneigennützigste Mühe und streng wissenschaftliche Arbeit seit Jahren von dem Besitzer dieser edlen Tiere und von so vielen namhaften Gelehrten des In- und Auslandes auf die Ergründung ihres Seelenlebens verwendet wurde. Die ruchlosen Anstifter dieses entsetzlichen Weltkrieges haben es auf dem Gewissen, daß solche Kulturwerte größtenteils unwiederbringlich niedergetrampelt werden, wo es sich um Sein oder Nichtsein ganzer

Völker und Reiche handelt. Wie lange wird es wohl noch währen, bis das Volksgewissen in den feindlichen Ländern soweit erwacht ist, daß die Schuldigen, die ihr eigenes Vaterland mit frivolem Ehrgeiz zu Grunde gerichtet haben, durch Volksjustiz zur Rechenschaft für ihre Verbrechen gezogen werden?

c) „Frankreichs letzter Trost". Im „Figaro" beschäftigte sich jüngst wieder (vgl. Januarheft, S. 37 ff.) Prof. Charles Richet als Politiker, laut „Magdeburger Zeitung" (1. Ausgabe, Nr. 43, Morgenblatt vom 17. Januar cr.) mit der deutschen Hungersnot, die, wenn [N. B.!] es der englischen Flotte gelinge, die deutschen und österreichischen Küsten erfolgreich zu blockieren, nach seiner jetzigen Berechnung „getrost" auf den 15. Mai als Termin für die Erschöpfung der vorhandenen Weizen-, Roggen- und Hafermengen angesetzt werden könne. Alle in Deutschland getroffenen Vorsichtsmaßregeln seien nicht ausreichend und können niemand über die wahre Sachlage hinwegtäuschen. Der Augenblick sei nahe, wo die „Feinde" vor ihren leeren Speichern stehen würden. Dann werden sie in die Notwendigkeit versetzt sein, den ihnen diktierten Frieden zu den von den Verbündeten gesetzten Bedingungen anzunehmen. „Übereilen wir nichts! Das von mir gezeigte Resultat muß mit mathematischer Gewißheit eintreten. Die Blokade muß nur mit unerbitterlicher Strenge durchgeführt werden. Die Hungersnot tritt bei unseren Feinden erst im Mai ein. Seien wir dessen eingedenk und vertrauen wir darauf, daß der Erfolg unserer Bemühungen nicht ausbleiben kann." Eben in diesem Sinne hielt der große „Friedensfreund" kürzlich auch Vorträge in verschiedenen italienischen Städten, wobei er jedoch in Turin unangenehme Erfahrungen gemacht zu haben scheint, indem sein Versuch, Italien zur Unterstützung seiner physiologisch begründeten Aushungerungspolitik und damit zum Neutralitätsbruch zu verleiten, in der dortigen Volksversammlung solche Entrüstung erregte, daß man ihm ziemlich unsanft die Türe gewiesen haben soll. Welchen Wert, so fragen wir uns, hat es nun, dicke Bücher über den Weltfrieden zu schreiben, wenn man im gegebenen Fall den Weltkrieg fördert und wenn die Handlungen in so grellem Widerspruch zu den schönen Worten stehen?

d) Tragische Geschichte eines treuen Hundes. Simon Kirits, Apotheker in Beodra, schreibt folgenden Brief: „Beodra, 16. Dezember 1914. Als die Husaren aus Nagykikinda in den Krieg zogen, war darunter auch der den Heldentod gestorbene Leutnant, Baron Eugen Bánffy. In Kikinda blieb sein auf den Namen „Dandy" hörender schottischer Schäferhund zurück. Der Hund kam anfangs November als Geschenk zu mir; bald befreundete er sich mit meinen Hausbewohnern, alle taten wir ihm schön — mit einem Wort: es ging ihm

gut. Am 26. November, mittags ½12 Uhr besuchte uns ein Honvédoberleutnant, mit dem wir in der neben der Apotheke gelegenen Kanzlei in Gesellschaft meiner Frau und meiner Nichte sprachen. Der Hund war in der Kanzlei, als der Oberleutnant kam. Er ging zu ihm hin und streichelte ihn, worauf ich sagte: „Dandy, geh' weiter, leg' dich schön nieder!" Darauf ging der Hund in die Apotheke, legte sich auf seinen gewohnten Platz und schlief. Beiläufig um 12 Uhr unterbrach unser Gespräch ein gehirnerschütternder Schrei, der so schrecklich war, daß wir alle erstarrten. Ich lief in die Apotheke, rief den Hund an, doch es war schon vorbei mit ihm. Das ganze Ereignis dauerte nicht länger als ein paar Sekunden. Als ich den verendeten Hund hinaustragen ließ, machte meine Köchin, ein älteres, deutsches Mädchen, folgende Bemerkung: „Vielleicht ist jetzt im Krieg sein früherer Herr gefallen und das treue Tier spürte das". Und einige Tage später lasen wir tatsächlich in der Zeitung, daß Baron Eugen Bánffy eben damals gefallen war." — Der freundliche Einsender dieses, Herr Alois Kaindl, schreibt uns dazu (dat. Linz a. D, 30. XII. 14): „„Soeben erhielt ich von einem Freund beiliegenden Bericht der Klausenburger Zeitung „Ujság" (v. 23. Dez. 1914). Vielleicht können Sie die von ihm beigelegte Übersetzung desselben aus dem Ungarischen für die „Psych. Studien" verwerten. Welche mystische Beziehungen zwischen dem Herrn und dem Hund hier obwalteten, läßt sich freilich aus diesem Berichte nicht entnehmen. Stimmt der Zeitpunkt des Todes genau überein, so ist man fast zur Annahme einer telepathischen Wechselwirkung gezwungen. Es ist zu bedauern, daß dieser Fall nicht genauer beobachtet und näher beschrieben worden ist."

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Die auf einander folgenden Leben. Dokumente zum Studium dieser Frage. Von Albert de Rochas. Autorisierte Uebersetzung von Helene Kordon. Mit 20 Illustr. und einem Bilde des Verfassers. Gr. 8°, 407 S. Leipzig 1914, Verlag von Max Altmann. Preis geh. 5 M., geb. 6 M.

Der rühmlichst bekannte Verf. hat in dem vorliegenden Werk wertvolles Material zur Entscheidung der Reïnkarnationsfrage gesammelt. Wiewohl er selbst begeisterter Anhänger der Wiederverkörperungslehre ist und er aus seinen gesammelten Urkunden weitergehende positive Schlüsse zieht, als wohl die Mehrzahl der Leser mit ihm zu unterschreiben gewillt sein dürfte, so berührt es doch angenehm, daß er sich keineswegs gewichtigen Gegengründen verschließt. Was aber die Lektüre des Buches unerquicklich macht,

das ist das Unzulängliche (oder, wie die Uebersetzerin auf S. 399 sagt: das Unzukömmliche) des Textes, was Seite für Seite stört. Neben Druck- und Schreibfehlern liegt offenbar manches Schiefe und Verkehrte an der Uebersetzung. So die Bezeichnung des Unfalles des Herrn Rabaud, bei dem er beinahe ertrunken wäre, als schmerzlosen „Versuch" (S. 250), oder auf S. 245, wo wir von dem nachmaligen General Beaufort lesen, daß er, als er jung war, „ertrank". Gewisse Gedankenlosigkeiten allerdings scheinen durch das Original selbst verschuldet zu sein, so auf S. 218, auf der es heißt: „Wenn ihr Mann dann Violine spielt, — sieht sie die Aura (des Töchterchens) bei den hohen Tönen nach der Seite des Instrumentes hin sich verlängern und bei den tiefen Noten sich zusammenziehen. Um diese Wirkung zu erzielen, muß ich der Mutter suggeriert haben, die Musik nicht zu hören etc." Wie man aber bei einer Musik, die man nicht hört, die hohen von den tiefen Tönen unterscheidet, bleibt ein ungelöstes Problem. Kurzum, eine durchgreifende Revision des Textes wird das Werk in einer zweiten Auflage bedeutend wertvoller machen. Druck und Ausstattung ist, wie gewohnt, beim Altmann'schen Verlag tadellos.

Freudenberg-Bonn.

Der Glaube des Tapfern. Von Heinrich Lhotzky. Kl. 8°, 104 S. Stuttgart 1914, J. Engelhorn's Nachfolger Verlag. Preis geb. 2 M.

Ein gutes Buch, „eigens für die Stunde geschrieben und doch von dauerndem Wert", wie der Verleger mit Recht sagt. Gewidmet hat der Verf. dieses Kriegsbuch seinen vier Söhnen im Felde. Mut und Vertrauen soll es in die Seelen der Kämpfenden gießen und Trost und Beruhigung in das Gemüt der Daheimgebliebenen. Wenn auch auf christlich religiösem Boden stehend, weiß Verf. doch so zu reden, daß er jedermann etwas sagt, gleichviel welches seine Weltanschauung und sein Bekenntnis ist. Wir wünschen dem Buch die weiteste Verbreitung im Feld sowohl, als daheim im Hospital und im Privathause.

Freudenberg-Bonn.

Kampf und Frieden. Von Diak. G. Traub-Dortmund. 8°, 254 S. Stuttgart 1914, J. Engelhorn's Nachfolger Verlag. Preis geb. 4 M.

Das vorliegende Buch bietet den Abdruck der wöchentlichen „Betrachtungen" des Verf. aus der „Hilfe" für die Jahre 1912 und 1913. 1912 erfolgte der Tod seines Vaters und seine Entlassung aus dem preußischen Kirchendienst. Beide Umstände verfehlten nicht, eine persönliche Note in diese „Betrachtungen" zu werfen, was dieselben um so intimer und rührender macht. Das Jahr 1913 stand im Zeichen der Erinnerung an das große Jahr 1813, so daß die „Betrachtungen" dieses Jahrgangs ungewollt und ungesucht, aber um so beredter in den Vorhof der gegenwärtigen Zeit führen und aktuelle Bedeutung gewinnen. Ich kann mir nicht denken, daß es einer menschlichen Seele möglich wäre, sich dem Zauber dieser „Betrachtungen" zu entziehen. Sie sprechen in schlichter, ergreifender Weise zum menschlichen Herzen und zugleich durch ihre klare Sachlichkeit zum Verstand. Es ist fürwahr eine gute Saat, die der Verf. hier mit mildem Ernste und in stiller Freudigkeit voll Gottvertrauen ausstreut, zum Segen für jedermann, der sie empfängt und in seiner Brust aufgehen zu lassen bereit ist.

Freudenberg-Bonn.

Der Fall Hamlet. Ein Vortrag mit einem Anhang: Shakespeare's Hamlet in neuer Verdeutschung, von Gustav Wolff, Professor

der Psychiatrie an der Universität Basel. Gr. 16⁰, 180 S. München 1914, Ernst Reinhardt Verlag. Preis brosch. 3.50 M., geb. 4 M.

Unter Verwerfung früherer Hypothesen, nach denen Hamlet ein Schwächling, ein fetter Phlegmatiker, ein nur scheinbar Zaudernder, in Wirklichkeit aber energisch und systematisch Handelnder, ein Geisteskranker oder ein unter dem Einfluß eines Komplexes nach Freud'scher Psychanalyse Stehender sei, kommt Verf. zu dem Schluß, daß Hamlet ein philosophisch veranlagter und an Weltschmerz Leidender, im übrigen aber geistig völlig Gesunder sei. Von der Welt angeekelt und daher auch die ihm zufallende Aufgabe nur mit innerem Widerstreben übernehmend, flüchtet er sich aus der rauhen Wirklichkeit in das ruhige Reich der Kunst. So wird er zum Schauspieler, der seine Rolle bald aktiv, bald passiv durchführt. So aufgefaßt, werden alle Vorgänge leicht und einfach verständlich, und es bedarf nicht des ungeheuren Aufwands der Erklärer an „Problemen". Die Hamletübersetzung ist nicht nur äußerst sinngetreu, sondern auch in einer edlen und schlichten Sprache abgefaßt, so daß sie das höchste Lob verdient.

Freudenberg-Bonn.

Das Begreifen der Welt. Von Emanuel Lasker. Gr. 8⁰, 491 S. Berlin 1913, Hans Joseph Verlag.

Verf. stellt eine Reihe von Fundamentalsätzen unter Beweis und baut daraus ein System auf, dessen logische Konstruktion allerdings unbestreitbar sein dürfte. Solche Fundamentalsätze sind: „Es existieren Bewußtsein und Vorstellung." „Sein ist gedacht oder vorgestellt." „Der Inhalt der Vorstellung ist ein Unterschied." „Im Bewußtsein ist eine Beziehung. Eine Vorstellung weist eine Vielheit von Unterschieden, das Bewußtsein eine Vielheit von Beziehungen auf." „Bewußtsein und Vorstellung haben Einfluß aufeinander. Der Einfluß des Bewußtseins heißt Tun, der der Vorstellung Erdulden." „Ein Teil eines Teiles eines Ganzes ist wiederum ein Teil desselben Ganzen." „Von zwei Ereignissen, die den nämlichen Anfang haben, hat das längere Dauer, dessen Ende nach dem Ende des anderen eintritt. Und wenn sie auch das nämliche Ende haben, so haben sie gleiche Dauer. Zwei Ereignisse, die nicht den nämlichen Anfang haben, die aber sonst als die nämlichen erkannt werden, haben die gleiche Dauer. Wenn die Dauer zweier Ereignisse der Dauer eines dritten gleich ist, so haben sie unter einander die gleiche Dauer." „Die Zeit zerfällt in jedem Momente in die drei Abschnitte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft." „Das exakte Begreifen (im Gegensatz zum provisorischen Begreifen) stützt sich auf den Begriff der Zahlen" usw. Leider ist es dem Berichterstatter nicht möglich, die interessanten Ausführungen des Verf. auch nur zu skizzieren; dazu gehörte ein Raum, der ihm nicht zur Verfügung steht. Es genüge hier der Hinweis, daß jeder gebildete und vorurteilsfreie Mensch ihnen zu folgen imstande ist. Die Ethik berührt der Verf. nur obenhin. Der Zweck seines Buches ist Erkenntnis. Es lehrt uns mit einfachen Mitteln, in ruhiger Sicherheit „die Welt zu begreifen". Freudenberg-Bonn.

Die Welt der höheren Erkenntnis und der Ueberzeugung (Weltanschauung der notwendigen Selbstentstehung). Von A. Sinram. Gr. 8⁰, 164 S., mit einer Figurentafel. Hamburg 1914, Kommissionsverlag von Conrad Behre.

Als die beiden oberen Grundformen des Universums bezeichnet Verf. die Notwendigkeit und Unendlichkeit, wozu sich als dritte

die ideale Aehnlichkeits- und Gestaltungsform gesellt. Wie er hieraus das Zustandekommen der Welt der Erscheinungen entwickelt, ist in der Form eines kurzen Berichtes wiederzugeben unmöglich. Am besten kennzeichnet vielleicht ein Zitat aus dem Kapitel über das „Leben" des Verf. Anschauungen und die Sprache seines Buches: „Das Schicksal der Seelensubstanz in den Geistesorganen, sowie der Seelensubstanz in den Sinnesorganen ist das gleiche, wie das der allgemeinen Gefühls- oder Empfindungssubstanz des Fleisches. Mit der Unfähigkeit der Empfindungswahrnehmung (Perzeption), bezw. mit dem Verlust der Schwingungsfähigkeit des substantiellen Körpers ist das allgemeine Empfindungsvermögen der substantiellen Individualität und mit dieser das besondere Empfindungsvermögen der Geistesorgane aufgehoben. Mangels Schwingungsfähigkeit und Empfindungsvermögens ist die sog. „Seelenfunktion" der Individualität erloschen. Die gesamte Substanz des mit Empfindung erfüllten (impleierten) Körpers, ohne Unterschied ihrer spezifischen Funktionen, geht auf dem prädestinierten Weg der Auflösung in die Urzustandsform zurück, die fleischliche wie die geistige. Eine besondere „menschliche" Seelensubstanz oder Seelenwesenheit und eine „besondere" Seelenbestimmung kennt das fundamentale substantielle Grundgesetz nicht." Des Verf. Ausführungen berühren sich vielfach mit den Anschauungen Haeckel's.

Freudenberg-Bonn.

Die Reïnkarnations- oder Wiederverkörperungslehre. Von Annie Besant, deutsch von Franz Hartmann. Verlag von Dr. Hugo Vollrath, Leipzig. Oktav, 182 S. Preis brosch. 3 M.

Sich auf die Berichte solcher stützend, die sich vergangener Erdenleben erinnern wollen, baut Verf. ihre Ausführungen auf religiöse Vorstellungen des alten Indiens und auf moralische Anschauungen auf, nach denen die Ungerechtigkeiten des Lebens nur dadurch erklärt werden können, daß jeder im gegenwärtigen Erdenleben das zu büßen hat, was er in vergangenen verschuldete. Hieraus ergibt sich eine für das Abendland neue Sittenlehre. Nach ihr soll jeder so leben, daß er in künftigen Erdenleben möglichst wenig Schuld zu büßen hat. Auch auf das Auf- und Abblühen ganzer Völker werfen diese Anschauungen manches Licht, sodaß sie von nicht geringem Interesse auch für solche sein dürften, die sich zu ihnen nicht bekennen.

E. W. Dobberkau.

„Der getreue Eckart" 1915, Jahrbuch für denkende Freunde der Natur, der Menschen- und der Tierwelt. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Förster, Friedenau. Verlag von Albert Schütt, Dresden-A. 16, Zöllnerplatz 7. 49 S. 15 Pf. (50 St. 5 M., 100 St. 10 M.).

Der Herausgeber dieses im 5. Jahrg. erscheinenden Jahrbuchs sagt im Vorwort sehr schön: „Der „Getreue" verspricht denkenden Freunden der Natur, der Menschen- und der Tierwelt ein Geleiter durch die Spanne eines Jahres und darüber hinaus zu sein. Demnach könnte und sollte er aus der reichen Fülle von Tatsachen und Gedanken und aus den vielfachen Erneuerungsbestrebungen mit ausgleichender Gerechtigkeit auswählen, so viel eben auf dem bescheidenen Raume unterzubringen ist. Das war auch für 1915 meine Absicht. Da ist plötzlich der große Krieg — nennen wir ihn schlechthin den „deutschen Krieg" — ausgebrochen, und dieses gewaltige Ereignis, das, so vertrauen wir, eine Weltenwende herbeiführen wird, hat mich genötigt, der Rückschau auf 1815 und der Erinnerung an Bismarck [dessen mannhaft schönes Bild das Titelblatt schmückt] einen Ueberblick über die Erlebnisse der Gegen-

wart und deren Wertung zuzufügen, die uns zur Zeit mehr angehen und tiefer erregen, als selbst das Größeste der Vergangenheit . . . Allen denen, welchen der Krieg Wunden geschlagen hat, Wunden des Leibes, mehr noch des Gemütes — und wem würden sie erlassen worden sein? — spricht der „Getreue“ sein Mitgefühl aus. Das stolze Bewußtsein, für das Vaterland und den Neubau der Zukunft unsere Opfer gebracht zu haben, gewähre uns Trost; und der schreiende Schmerz des Augenblickes mildere sich mit der Zeit zu dem ruhigeren Gefühle ab, das unsere tiefe deutsche Sprache mit dem Worte Wehmut bezeichnet. Nicht vergessen der teuren Toten, aber auch nicht vergessen der Pflichten, die wir dem Leben schulden, und Not und Weh stillen, wo immer wir können, des seien wir alle eingedenk! Heil unserem Vaterlande, Heil allen guten Deutschen.“ — Das mit Bildern hübsch ausgestattete Büchlein eignet sich vorzüglich als Weihnachts- und Neujahrs-Gabe für Vereine an ihre Mitglieder. Fritz Freimar.

Das Traumkind. Von Florence Huntley. Autorisierte Uebersetzung von Wilh. Werntgen. Leipzig, Max Altmann. 1914. 205 S. Preis geh. 2.20 M., geb. 3 M.

„Allen denen, die nach Wahrheit suchen gewidmet ist dieser schöne Roman mit dem Motto: „Die Liebe is des Gesetzes Erfüllung“ (Röm. 13, 10) im Sinne einer „Philosophie de Liebe“, die keinen Raum für Zügellosigkeit hat, vielmehr zu der Erkenntnis gelangt: „Keine Liebe ist frei“, bis sie frühere Fehler gesühnt und alles erduldet hat, was sie aus Unwissenheit anderen angetan hat mag diese Strafe sich in einem oder in tausend Leben vollziehen.“ Der Leser erhält den tiefen Eindruck, daß es sich um eine wirklich ins okkulte Gebiet führende erlebte Geschichte mit tragischem Ausgang handelt. Dr. Doran aus Chicago findet bei einem Besuch seines Studienfreundes Dr. Fred Haynes, Oberarzt in einer mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Privatklinik für Geistes-, Nerven- und Gemütskranke (mit geschultem Pflegepersonal, aber ohne Zwangsjacken und Eisenstangen), in einem reizenden Einzelzimmer der Frauenabteilung eine bildschöne, überaus geistvolle Patientin, Mrs. Dian Varien mit Namen, die niemand, auch kein Arzt, für irrsinnig gehalten hätte, wenn nicht ihr Gatte, Frank Varien, ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt in Philadelphia und Erbe einer Million, ihren eigentümlichen Traumzustand mitgeteilt hätte. Durch die Unachtsamkeit einer Kinderwärterin war nach 1 $^1/_2$ jähriger, sehr glücklicher Ehe das von der Mutter abgöttisch geliebte Kind Stella in den Besitz eines Streicholzes gelangt und in einem unbewachten Augenblick jämmerlich verbrannt. Seit jener Stunde war es mit dem Frohsinn der Frau vorbei und ihr Wesen gänzlich verändert. Etwa 6 Monate nach dieser Katastrophe begann dann der sich jede Nacht wiederholende Traum, daß sie das Kind zu sehen, in ihren Armen zu halten und seine Entwickelung im Jenseits zu verfolgen fest überzeugt war, so daß sie von da an volle 16 Jahre in einer anderen Welt lebte und sich dem praktischen Leben, wie auch ihren ehelichen Pflichten völlig entzog. Infolge der Bekanntschaft mit einem englischen Theosophen namens Allen Manderson, den sie in einem Hotel in Venedig kennen lernte, bekam sie dann Bulwer's Meisterroman „Zanoni“ in die Hand und führte hierauf mit dessen Helden, als ihrem unbekannten Meister und Lehrer, in welchem sie bald den ihr bestimmten Duo zu erkennen glaubte, 15 Jahre lang ein geistiges Doppelleben, das ihren bedauernswerten Gatten nahezu zur Verzweiflung brachte und mit ihrem langsamen Hinscheiden endete. Vorher hatte sie letzteren

noch zu der Erkenntnis gebracht, daß er an ihrer jetzigen Pflegerin Alice Huntington, seiner ehemaligen Braut, das ihr durch seine Heirat mit Dian begangene Unrecht wieder gut zu machen habe, indem er sie zu seiner Gattin erwähle, während sie selbst nun mit dem ihr bestimmten großen Unbekannten für ewig vereinigt sei. — Das überaus anregend geschriebene Buch enthält eine Fülle von wertvollem okkultem Material; die Uebersetzung ist tadellos.

Fritz Freimar.

Jenseits vom Optimismus und Pessimismus. Versuch einer Deutung des Lebens aus den Tatsachen einer impersonalistischen Ethik von Dietrich Heinrich Kerler. Verlags-Conto Heinr. Kerler, Ulm a. D. 13 Bog. 8°. Preis 5 M., eleg. geb. 6.50 M.

Schon der Titel wirkt wie eine Rätselfrage. Der Verf. verschmäht die ausgefahrenen Geleise, er wandelt neue Bahnen und wirft neue Probleme auf. Unter Verzicht auf alle Untersuchungen über das Wesen der Wirklichkeit, im Gegensatz also zu aller Metaphysik, genau so gut aber zu allem Positivismus, zu aller wie immer gearteten Naturphilosophie, der des Monistenbundes genau so wie der des Keplerbundes, Haeckel's oder Hegel's, Ostwald's, Paulsen's oder Reinke's u. a. wird hier die Frage nach dem Sinn des Lebens rein aus den Tatsachen einer impersonalistischen Ethik, die gleichzeitig zur Darstellung kommt, zu beantworten versucht. Es ergibt sich dabei eine neue Lebensanschauung. Eine streng wissenschaftlich begründete Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens wird gegeben, eine Antwort, die Freidenker, Orthodoxe oder Liberale, Materialisten, Monisten, Dualisten, Theisten, Pantheisten, Positivisten, Pragmatisten, Mystiker und Theosophen gleichermaßen überraschen muß. Verf., der als Logiker anerkannt ist, geht nach Husserl's „phänomenologischer" Methode streng logisch vor und verzichtet auf alle Halbheiten und Kompromisse, so daß sein Werk den besten Büchern der philosophischen Literatur beigezählt werden muß. Der Inhalt des Buchs ist ein außergewöhnlich reicher, indem sich Verf. mit allen Ethikern von Bedeutung auseinandersetzt. Es ist daher auch zur Einführung in die Ethik, deren Hauptprobleme vielfach in ein ganz neues Licht gesetzt werden, schon wegen des verarbeiteten großen Materials geeignet. Dr. —r.

Eingelaufene Bücher etc.

Günstige Kriegsprophezeiungen von Frieda Gentes („und höre unendlichen Jubel"). Im Selbstverlage des Verfassers Friedr. Kämpfer, Berlin SW. 48 (Friedrichsstr. 242, III). 13 S. Preis 20 Pf. [Sehr beachtenswerte, zum Teil schon erfüllte und hoffentlich noch in Erfüllung gehende Vorausmeldungen des bekannten somnambulen Malmediums in geschickter Darstellung ihres Beschützers.]

Druckfehlerberichtigung.

Im Januarheft war zu lesen: S. 4, Z. 4/3 v. u.: wären glücklich umschifft mit dieser Annahme; S. 47, Z. 24 v. o.: Verständigung.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **März—April.** **1915.**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

---

† Albert de Rochas.[1])

Von Josef Peter, Oberst a. D.

Verspätet kommt uns die Nachricht von dem schon am 2. September v. J. in Grenoble erfolgten Tode des in den Kreisen der wissenschaftlichen okkultistischen Forschung hochgeschätzten Oberst Albert de Rochas. Geboren am 20. Mai 1837 in Saint-Firmin (Hautes-Alpes) erreichte der Verstorbene ein Alter von 77 Jahren. Er entstammte einer alten provençalischen Familie. Nachdem De Rochas das Lyceum in Grenoble absoviert hatte, trat er (1857) in die dortige polytechnische Schule. Schon vier Jahre später kam er als Genieleutnant nach Montpellier. Während des Krieges 1870/71 war er dem Generalstab der Festung Metz zugeteilt. Nach dem Krieg wurde der hochgebildete Offizier zum Direktor der „Ecole polytechnique" ernannt. Mit dem Grade eines „Lieutenant colonel" trat De Rochas aus der aktiven Armee Frankreichs — der Kriegsminister hatte es mißliebig bemerkt, daß der hohe Offizier sich mit okkultistischen Forschungen beschäftigte!! Die Verabschiedung gab unserem Forscher Zeit und Freiheit, und wie ausgiebig sie De Rochas benützte, zeigt die stattliche Zahl seiner Schriften. [Der geehrte Leser findet ein genaues Verzeichnis derselben in dem Jahrgang 1908 dieser Zeitschrift.]

Ich will hier nur auf eines der bedeutendsten Werke, welches uns De Rochas hinterlassen hat, hinweisen, um an die eigenartige geniale Arbeitsweise des sich nur auf dem Boden des wissenschaftlichen Experiments bewegenden Forschers zu erinnern.

Im Jahre 1900 erschien als Prachtwerk „Les Sentiments, la Musique et le Geste" in der Librairie

---

[1]) Der volle Name lautet: Colonel Auguste-Albert, Comte de Rochas d'Aiglun. — Red.

Dauphinoise in Grenoble. Da das teuere Buch nur in wenigen numerierten Exemplaren erschien, ist es leider zu wenig bekannt geworden.[2]) (Das Werk ist reich illustriert). Es führt den Leser in die eigentliche Domäne unseres gelehrten Forschers: den Somnambulismus. De Rochas hat hier neue Wege eingeschlagen, und den experimentellen Beweis geliefert, daß die Geste und die Musik die Sprache unserer Seele ist, daß in ihnen unser Gefühlsleben (sensibilité) zum reinsten Ausdrucke kommt. Er entdeckte im Somnambulismus die wunderbare Fähigkeit, die menschliche Seele völlig zu isolieren und sich, gewissermaßen befreit von den Einflüssen des Tagesbewußtseins unverhüllt zu zeigen. Jeder Ausdruck des Gefühlslebens, Schrecken, Zorn, Liebe und Haß, Begeisterung und tiefe Trauer wird rein, in vollendeter Schönheit, ohne Verzerrung, wiedergegeben. Treffend sagt Héricourt: „Der psychologische Zustand des Somnambulismus ist der Monoideismus; die Grundidee ist souverän, mehr als im normalen Zustand, weil sie allein vorhanden ist. Sie wird nicht verdunkelt durch Vermischung mit anderen Ideen, die manchmal gerade entgegengesetzter Natur sind; sie herrscht unumschränkt . . . . . ."

Oberst De Rochas hatte in Lina ein für solche Experimente in seltener Weise geeignetes Wesen gefunden, ein junges Weib, das mit körperlicher Schönheit und einer junonenhaften Gestalt Anmut und Grazie verband. Nachdem sie in hypnotischen Zustand versetzt war, deklamierte der Experimentator Bruchstücke aus klassischen Tragödien und erzielte durch diese Verbalsuggestion den entsprechenden Gefühlsausdruck der Somnambulen in einer so naturwahren, vollendet schönen Weise, wie er nur unseren größten Künstlerinnen nach langer Schulung und anstrengendem Studium gelingt. Die einzelnen Stellungen sind photographisch festgehalten und in das Werk aufgenommen. Die schönen und interessanten Bilder sind für jeden Künstler eine Quelle anregenden Studiums. Die Bitte der „Esther" (Racine), „Magdalena zu Füßen des Gekreuzigten" usw. sind Beispiele hinreißender Schönheit. Die die menschliche Seele jeweils beherrschenden Gefühle bringt Lina ohne Anstrengung, und, wie erwähnt, in Physiognomie und Geste in bewunderungswürdiger Wahrheit und Größe zum Ausdruck.

Als De Rochas die Verbal-Suggestion durch Musik ersetzte, zeigte sich die Wahrheit des Wortes, daß Musik die Sprache der Seele ist. Wenn auch Lina den Inhalt der Musikstücke, der Lieder und Rezitationen nicht kannte, brachte sie doch dieselben zur vollendet künstlerischen Darstellung. Dies trat ganz beson-

[2]) Ein Exemplar besitzt die kgl. Staatsbibliothek in München. P.

ders in die Erscheinung, wenn Tänze gespielt wurden. Auch Tänze vergangener Zeiten und fremder Nationen verliehen der Somnambulen den jeweils charakteristischen Ausdruck. Man erkennt aus Physiognomie und Geste derselben — und hierin liegt der ganz besondere Wert der Experimentalforschung De Rochas' — daß hier nichts künstlich gemacht ist; es wird kein Phantasiebild geboten, es ist die Ausdrucksweise der rein seelischen Empfindung, die das geheimnisvolle innere Band zwischen Seele und Musik verrät, die uns erkennen läßt, daß die Musik die ureigentliche Sprache der Seele ist. Offenbar ist hier mit Erfolg der Weg betreten, auf dem die Lösung des großen Rätsels „Musik" gefunden wird . . .

Oberst De Rochas war unermüdlich tätig, bis in sein hohes Alter. Noch im Jahre 1912 erschien das fesselnd geschriebene Buch: „les vies successives" („Die aufeinanderfolgenden Leben"). Es behandelt die wohl ewig ungelöst bleibende Frage der Reinkarnation. Auch hierbei bleibt De Rochas seinem Prinzipe treu — das Experiment ist ihm die unersetzliche Basis der Forschung . . .

Nun hat der Tod dem arbeitsfrohen Forscher die Feder aus der Hand genommen und ihn in jenes Land geführt, dessen Küsten wir jenseits des dunklen Ozeans schimmern sehen, den wir mit den Booten unserer Forschung befahren. Er hat die Wahrheit gefunden, deren Erforschung er sein Leben gewidmet. Der Name Rochas aber wird auf immer mit der okkultistischen Forschung verknüpft bleiben, — keiner wird dies Gebiet der Wissenschaft betreten können, ohne die lehrreichen Schriften dieses Meisters zu studieren. Und er war ein liebenswürdiger Lehrmeister, wie ich so oft persönlich erfahren habe. Es wird lange währen, bis die Lücke, welche uns der Tod mit diesem genialen Forscher gerissen hat, wieder ausgefüllt ist.

Moderne psychische Forschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

(Fortsetzung).

Kehren wir zu der Hauptfrage zurück, welche sich die psychische Forschung stellt: „Ist die Fortdauer des persönlichen Bewußtseins möglich?" Der Materialismus sagt mit größter Bestimmtheit „nein". Daß er keine Beweise für seine Behauptung hat, kümmert ihn nicht weiter. Er hätte Recht, bemerkt Prof. Hyslop, wenn er beweisen könnte, daß das Bewußtsein eine Funktion des Gehirnes ist. Um dies zu beweisen, müßte man zeigen, daß mit der Vernichtung

des Körpers auch das Bewußtsein zerstört ist. Dies ist nicht geschehen und kann nicht geschehen. Der wissenschaftliche Beweis kann nicht erbracht werden. „Niemals", sagt der Forscher, „sieht der Materialist dem Fundamentalgesetz ins Gesicht, daß die gegenwärtige Existenz des Bewußtseins genau so geheimnisvoll ist, als irgendeine angenommene zukünftige. Es ist nicht weniger unmöglich, daß das Bewußtsein in der Zukunft existiere, als in der Gegenwart. Der Materialist weiß nicht genug über die Atome oder Zonen und Elektronen, um die Existenz des Bewußtseins aus dieser Kenntnis abzuleiten. . . . . . Wenn wir aber nicht die Notwendigkeit des Bewußtseins von den Atomen, oder irgend anderen physikalischen Einigkeiten in der Welt folgern können, dann können wir auch sicher nicht die Vernichtung desselben aus der Auflösung der Verbindung zwischen den Atomen schließen . . ." Hyslop fragt nicht, ob wir eine Seele haben oder nicht; denn wenn wir auch eine Seele haben, so folgt noch nicht, daß das persönliche Bewußtsein mit dieser Seele fortlebt. Es mag überaus wahrscheinlich sein, daß das Bewußtsein fortlebt, wenn es die Seele tut, aber es ist nicht eine notwendige Folgerung für das persönliche Weiterleben.

Wir müssen den Beweis der persönlichen Identität haben, und dies erfordert die Mitteilung irdischer Erinnerungen unter Bedingungen, welche die normale Kenntnis derselben, durch das Medium, ausschließen. Natürlich müssen die Fälle so zahlreich sein, daß nicht von Zufall gesprochen werden kann; ebenso muß Betrug ausgeschlossen sein. Prof. Hyslop sagt ausdrücklich, daß er den Beweis für das Fortleben des persönlichen Bewußtseins für jeden Intelligenten gegeben erachtet. Hierbei schließt er Telepathie aus, wie wir schon gehört haben; er hält den Beweis für eine sog. Selektiv-Telepathie nicht für gegeben; für Hyslop erscheinen Betrug, Zufall und unterbewußte Produktionen als stärkere Rivalen der spiritistischen Theorie, als dies Telepathie ist. Jedenfalls sind Fälle, welche für die spiritistische Hypothese sprechen, mit Telepathie als Erklärung nicht zu entkräften.

Als positive Beweise für die spiritistische Theorie führt Hyslop die psychologische Übereinstimmung der Tatsachen an. Er sagt, daß die Tatsachen, welche gewählt werden, um die Identität in irgendeinem Falle zu beweisen, gerade von der Art sind, wie sie eine lebende Person auswählen wird, um ihre Identität zu beweisen. Derartige Beispiele finden sich in unserer Literatur in großer Anzahl.

Ein weiteres, schwerwiegendes Beweisstück ist die gezeigte Übereinstimmung von Personalität und Bewußtsein, die sich über

Jahre erstreckt und in gleicher Weise bei verschiedenen Medien erhalten wird. So z. B. wenn wir vermuten, daß sich heute A mitteilt. Monate verstreichen. Nun kommt er wieder und zeigt dieselben Eigentümlichkeiten, erinnert sich an die vorhergehende Mitteilung, knüpft richtig an frühere Gespräche an und reicht mit seiner Erinnerung auf Jahre zurück, und zwar bei verschiedenen Medien. „Solche Fälle", sagt Hyslop, „kann man nicht telepathisch nennen, ohne in's Endlose zu gehen. Nur die spiritistische Theorie kann solche Fälle verständlich machen."

Einen Beweis sieht Hyslop auch in der Tatsache, daß einige Mitteilende klar und erfolgreich mit Angabe von Beweisen ihrer Identität sind, andere aber sehr arm in dieser Beziehung erscheinen. In einem Falle kennt der Sitzungsteilnehmer den Kommunikator sehr gut, und weiß zahlreiche Vorkommnisse aus dessen Leben, erfährt aber wenig oder nichts von Bedeutung von demselben. Ein anderer hingegen, von dem er wenig oder nichts weiß, hat viel Erfolg mit seinen supranormalen Beweisen. „Dies", sagt Hyslop, „ist absurd bei einer telepathischen Theorie, erscheint aber bei der spiritistischen Hypothese als ganz natürlich und möglich."—Als weiteres Argument nennt der Forscher das charakteristische dramatische Spiel der Personalität. Wir sehen in dem, was angeblich von Spirits herrührt, genau das, was wir im gewöhnlichen Drama finden, nämlich in jedem Auftreten die unabhängige Persönlichkeit. Es ist sehr schwer, ohne weitläufige Ausführungen dies Argumentum klar zu machen, es wird aber den Forschern im gegebenen Falle sofort eindrücklich . . . .Prof. Hyslop kommt unter anderem auch auf einen Einwand gegen die spiritistische Hypothese zu sprechen, der von Skeptikern mit Vorliebe erhoben wird: die Trivialität der Ereignisse. „Sehr treffend", sagt der Gelehrte, „daß gerade Trivialität absolut notwendig ist zum Beweise. Man frage nur irgendeinen Menschen, was er wählen würde, um seine Identität einem Freunde zu beweisen, und man wird sehen, welch' unbedeutende Dinge er hierzu vorbringt. Übrigens ist es nicht richtig, daß nur triviale Dinge mitgeteilt werden. Wir haben ein reiches Material, philosophischen und ethischen Charakters, aus Sitzungen und dies mitunter in so erhabener Weise, als es nur irgendeine lebende intelligente Person geben kann. Es ist aber solches Material als Beweis für die Existenz von Geistern ohne Wert, es sei denn, es käme von einer Person, welche normal weder lesen noch schreiben kann, und auf so niederer Intelligenzstufe steht, daß das Phänomen zum Wunder wird.

Es ist sehr schwer, die Behauptung, daß eine Botschaft aus dem transzendentalen Leben kommt, zu prüfen. Der einzige Weg wäre, dieselben Botschaften über das andere Leben durch eine große Zahl von Medien zu erhalten, welche nicht vertraut sind

mit der Literatur und den Vorstellungen über die Geisterwelt und bei denen Kollusion ausgeschlossen wäre. Allein, abgesehen von den Schwierigkeiten des Unternehmens, es käme doch nicht viel Gewinn dabei heraus. Wir können kaum erwarten, daß die geistige Welt unserer physischen ähnlich ist; wenn sie aber verschieden ist von unserer Welt, so könnte kein menschliches Zeugnis dies bestätigen. Wir befinden uns hier in einem Dilemma. Stimmen die Behauptungen mit unseren Vorstellungen überein, so wird dem Skeptizismus Tür und Tor geöffnet. Auch würde in dem Falle alles weitere Interesse fortfallen. Weisen aber die Mitteilungen eine große Verschiedenheit von unseren Ideen auf, dann fehlt das Mittel der Bestätigung."

Daher kommt Prof. Hyslop zu dem Schlusse, daß, gleichviel ob die Mitteilungen mit unseren Ideen übereinstimmen oder davon abweichen, wir sie nicht annehmen können, selbst wenn wir der Identität des Kommunikators sicher wären. Wenn wir irgend etwas über die Bedingungen wüßten, unter welchen Mitteilungen gemacht werden und wenn wir sicher wären, daß diese Botschaften nicht fragmentarisch und unvollständig sind, dann könnten wir beglaubigten Zeugnissen der anderen Seite einigen Wert beilegen. Es ist kein Zweifel, viele von den Zeugnissen, welche aus derartigen Quellen kommen, verdienen ernste Beachtung. Aber wir sind noch weit entfernt von Ergebnissen, welche als wissenschaftlicher Beweis für die spirituelle Welt und ihre Tätigkeitangesehen werden können.

Dies führt uns zu der Frage, auf welchem Wege denn Botschaften erhalten werden, d. h. welche Methoden der Kommunikation der Toten mit den Lebenden uns zur Verfügung stehen. Hier weist Hyslop sehr richtig darauf hin, daß alles, was wir beobachten, ein lebendes menschliches Wesen ist, das im normalen Zustand oder in Trance spricht und schreibt. Der Inhalt des Gesprochenen oder Geschriebenen bestimmt, ob wir eine supernormale Information haben, welche, wenn sie einen gewissen Charakter zeigt, durch die Tätigkeit von Geistern erklärbar ist. Aber über den Vorgang selbst, über den Prozeß wissen wir nichts direkt. Wir können nur Schlüsse ziehen aus verschiedenen Tatsachen, die wir in Verbindung mit den Phänomenen beobachten, und aus den Behauptungen, welche die sich Mitteilenden machen.

Die wichtigsten Erscheinungen sind jene, bei welchen die Medien beschreiben, was sie hören und sehen (hellsehende oder hellhörende Medien). Es hat den Anschein, als verkehrten sie mit einer Welt, die ähnlich der unseren ist. Freilich, es widerspricht direkt mancher Philosophie und anderen Annahmen, an denen wir seit Jahrhunderten hängen, daß eine spirituelle Welt einer materiellen ähnlich ist. „Dessen ungeachtet", sagt Prof. Hyslop, „zeigen Phänomene, die zweifellos supranormal sind,

diesen Charakter. Sie bringen Gemälde, welche wenigstens oberflächlich ein Duplikat der wirklichen Welt geben."

Die automatische Schrift nennt Hyslop die direkte Methode zum Unterschied der erstgenannten (indirekten), welche nur geistige Bilder (‚mental pictures') oder Phantasmen erzeugen. In der automatischen Schrift verrichtet der Kommunikator sein eigenes Werk und er scheint seine eigenen Gedanken und Erinnerungen zu schreiben. An der Arbeit sind beteiligt der Körper einer lebenden Person und der Geist eines Abgeschiedenen. Daher auch der Name „Besessenheit" (possessio). —

Beide Methoden sind begreiflicherweise mit großen Schwierigkeiten verbunden. In der indirekten Methode werden nach Ansicht Hyslop's von dem sich Mitteilenden Gedanken und Erinnerungen der „Kontrolle" oder dem Medium mitgeteilt in Bildern, Phantasmen usw., und Kontrolle oder Medium bleibt die Arbeit der Auswahl. Letztere hängt also ab von dem Urteil und der Intelligenz, oder der Geschicklichkeit der „Kontrolle", oder des Unterbewußtseins des Mediums. Die Sache wird durch ein Beispiel, das der Forscher gibt, verständlicher:

Angenommen, der Kommunikator wünscht zu seiner Identifizierung einen Lebenden an den Besuch der Fälle von Minnehaha zu erinnern. Aber Namen sind schwer zu geben, und so erhält die Kontrolle oder das Medium das Bild eines Wasserfalles; allein was sagt das Bild eines Wasserfalles? Kommt nun noch ein anderes Bild hinzu, z. B. ein sonderbarer verkrüppelter Baum, dessen Zweige sich über die Hänge des Falles neigen, so kann dieser die Aufmerksamkeit des Unterbewußtseins des Mediums besonders erregen, und es erzählt dann von dem Baum und sagt nichts von dem Fall. Die lebende Person, für welche das Bild gebracht ist, erinnert sich an den Baum nicht und die Absicht des Kommunikators wird nicht erreicht. Es ist ohne weiteres verständlich, daß eine ganze Reihe von Mißverständnissen sich anschließen kann. Nebengedanken werden zu Bildern, Erinnerungen werden mit dem ersten Bilde angeknüpft und dem Unterbewußtsein des Mediums wird es schwer, die richtige Auswahl zu treffen. Irrtum und Verwirrung sind unvermeidlich. Es kommen nur Bruchstücke der Botschaft.[1])

Die direkte Methode ist mit anderen Schwierigkeiten verbunden. Wir nehmen an, daß der Spirit versucht, mit dem Muskelmechanismus des Mediums in derselben Weise zu arbeiten, wie er es im Leben mit seinen eigenen gewohnt war. Allein der Tod trennt Seele und Körper, und eine desinkarnierte Seele muß von

---

[1]) Der Raummangel zwingt, die interessanten, aber in diesem Punkte etwas schwer verständlichen Ausführungen des amerikanischen Forschers nur in kurzem Umriß zu geben. Peter.

neuem lernen, einen lebenden Körper zu beherrschen. Die Schwierigkeit wird noch größer durch den Umstand, daß es ein fremder Organismus ist, dessen sich der Spirit bedient und daß die Seele des Besitzers nicht entfernt ist. Man kann sich vorstellen, daß auch bei diesen Methoden Irrtum und Konfusion nur zu leicht eintreten, insbesondere im Anfangsstadium, wo der Mechanismus noch nicht genug geübt ist.

Früher war auch Prof. Hyslop der Anschauung Dr. Hodgson's, daß der Kommunikator sich in einem trance- oder traumartigen Zustande befinde während der Mitteilung, weshalb letztere nur in Bruchstücken und unvollkommen, oft auch unklar und unverständlich erfolgt. Aber schon die Methode der „geistigen Bilder" mit der Schwierigkeit der Auslese aus dem Gedankenpanorama, das übermittelt wird, mußte die Annahme eines Traumstadiums einschränken und ihr viel von ihrer Wahrscheinlichkeit nehmen. Noch mehr ist dies der Fall bei der direkten Methode: die Schwierigkeit einen fremden Organismus zu benützen für einen Geist, der nicht mehr gewohnt ist, in einem Körper zu existieren, die Notwendigkeit auch auf das Unterbewußtsein des Mediums zu wirken, dasselbe gewissermaßen auszuschalten und ebenso den geistigen Zustand der Sitzungsteilnehmer, die wandernden Gedanken wirkungslos zu machen, — all' das erklärt zur Genüge unvollkommene und ungenügende, bezw. verwirrende Mitteilungen.

Prof. Hyslop weist noch besonders auf die bekannte Schwierigkeit hin, in den Spiritmitteilungen Eigennamen zu erhalten. Der Gelehrte glaubt, daß es teilweise phonetische Schwierigkeiten sind, ähnlich jenen im telephonischen Verkehr, wie denn letzterer mehr als eine Analogie mit dem Prozeß der in Rede stehenden „Geister"-Mitteilungen zeigt.

(Fortsetzung folgt).

Der Fall Costy und das Buch des Herrn Prof. Dr. Staudenmaier.

Von Dr. med. Freudenberg-Bonn.

Die Pariser Zeitung, „Le Matin", brachte in einer Nummer des vergangenen Jahres die nachstehende Mitteilung, welche von großem psychologischen Interesse ist:

„Der rechnende Polizist."

Paris, 13. Mai 1914. — Der Polizeibeamte Costy, ein kräftiger Herr von 36 Jahren aus der Franche-Comté, ist seit 11 Jahren Wohlfahrtspolizist im 9. Arrondissement. Er füllt seinen

Dienst in regelmäßiger Weise aus. Seine Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden, aber ein gewisser Umstand verdrießt ihn selber sehr.

Seit seiner frühesten Kindheit besteht bei Costy eine wunderbare Eigenschaft: die Fähigkeit, sobald er ein Wort liest oder hört, genau angeben zu können, aus wieviel Buchstaben sich dieses Wort zusammensetzt.

Mit der Zeit, indem Costy heranwuchs, hat sich dies Vermögen mehr und mehr entwickelt.

Gegenwärtig ist es für den Wohlfahrtspolizisten eine Obsession geworden. Ein Wort, als solches, hat für ihn keinen Sinn mehr; es ist für ihn nur noch eine bestimmte Anzahl von Buchstaben.

Wenn man mit Costy spricht, ist sein erster Reflex nicht, zu verstehen, sondern zu zählen. Und dazu noch geht dies Zählen wider seinen Willen vor sich; ohne daß er, so zu sagen, dabei beteiligt ist. Sobald ein Wort ausgesprochen wird, erscheint im Geiste und auf der Zunge des Beamten die Zahl der Buchstaben.

Ob er sich nun im Dienste oder außer Dienst befindet, berechnet er, sobald er ein Wort liest oder hört, auf der Stelle und ganz unwillkürlich die Zahl der Buchstaben. —

„Verstehen denn die Psychologen nichts davon?" fragten wir ihn.

Seine Antwort, ehe er weitere Auskunft gab, war zunächst: „38."

In der Tat besteht dieser Satz aus 38 Buchstaben (im französischen Text lautet die Ziffer natürlich etwas anders).

Hundertmal machten wir diesen Versuch und hundertmal antwortete der Beamte richtig.

„Die Polizisten sind wackere Leute." —

„29." —

Zeitungssätze, Unterhaltungssätze, einfache oder komplizierte Anreden, der Beamte berechnet sie alle, und man hat kaum geendet, so gibt der Polizist schon die Totalsumme an.

Er ist sehr unglücklich darüber.

Diese verhängnisvolle Gabe verhindert ihn, zunächst den Sinn der Worte aufzufassen. Er sieht und hört nur Ziffern. Und wenn Menschen und Dinge sich seinem Geiste als Worte vorstellen, so werden auch Menschen und Dinge für ihn nichts anderes als Gesamtsummen von Buchstabenzahlen.

Er ist von den Ziffern besessen. Sie verhindern ihn am Schlafen, am Träumen, am Ausruhen. Überdies fürchtet Costy, daß seine Beamtenstellung darunter leiden könnte.

Er hat daher an seine Vorgesetzten das Gesuch gerichtet, seinen Fall kompetenten Männern zur Beurteilung vorzulegen."—

Soweit die Mitteilung des Matin.

Gewiß ein außergewöhnlicher Fall, und doch in seinem Wesen weder neu noch unverständlich für den Psychologen. Offenbar handelt es sich hier um eine Tätigkeit des Unterbewußtseins. Von einer geistigen Krankheit, im strengen Sinne des Wortes, kann dabei nicht die Rede sein, höchstens von einer geistigen Schwäche. Und zwar darf von einer letzteren geredet werden, weil das Oberbewußtsein des Herrn Costy einem unterbewußten Trieb, einer unterbewußten Fähigkeit über den geistigen Gesamtorganismus seiner Person eine größere Macht eingeräumt hat, als solchem Trieb und solcher Fähigkeit im Gesamtinteresse des geistigen Haushaltes zukommt.

Nicht übersehen werden darf bei dieser Mitteilung des Matins, die Angabe, daß die „Zahlen" auch den Schlaf des Herrn Costy stören. Also scheinen auch die Traumbilder, soweit diese in Worte gekleidet sind, als Ziffern zu erscheinen, ehe er sich des Sinnes derselben bewußt wird. Im Traum freilich waltet das Unterbewußtsein ja nahezu schrankenlos. —

*   *
*

An zwei Dinge habe ich bei der Lektüre dieses Artikels denken müssen, an die Elberfelder Pferde und an das Buch des Herrn Prof. Dr. S t a u d e n m a i e r.

An die Elberfelder Pferde. Wen von den zahlreichen Besuchern des Stalles in der Roonstraße hätte es nicht in grenzenloses Erstaunen versetzt, wie ein Pferd die richtige Lösung einer Rechenaufgabe durch Klopflaute kundgibt, kaum daß diese gestellt ist, und weit früher, als es dem Fragesteller selber möglich wird, das Resultat nach den beim menschlichen Rechnen üblichen Methoden zu ermitteln. Ich wenigstens, der ich die Ergebnisse der von mir gestellten Aufgaben vorher nicht kannte, hatte mehr Minuten nötig, die Antworten der Pferde auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, als das Tier Sekunden gebraucht hatte, sie zu geben. Und ein gleiches gilt von Herrn Krall, der ebenfalls kein Schnellrechner ist. Bei den Pferden, sowohl wie bei Herrn Costy, stehen wir möglicherweise vor demselben — zurzeit noch dunkeln — Vorgang, daß ein fertiges Rechenergebnis ins Bewußtsein oder sagen wir wenigstens in den kundgebungsfähigen Intellekt eintritt, und zwar mit blitzartiger Geschwindigkeit, ohne daß irgendein bewußtes Rechnen vorhergegangen ist. Wollend oder nicht, tauchen wir hier in das Gebiet des Unbewußten oder wohl besser gesagt: des Unterbewußtseins ein, welches für uns noch so viele Geheimnisse birgt, von dem wir überhaupt noch nicht einmal eine faßliche Anschauung besitzen, und das wir doch — als Arbeitshypothese wenigstens — gelten lassen müssen. —

Sodann wurde ich an das Staudenmaier'sche Werk[1]) erinnert, auf welches mich, alsbald nach meiner Ankunft in Brüssel, mein Freund, Herr Albert H o f m a n n , aufmerksam machte. Gern hätte ich dasselbe einer sofortigen Besprechung in den „Psychischen Studien" unterworfen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß dies während meiner langen Abwesenheit von Europa bereits geschehen und von mir bis jetzt übersehen worden wäre. Hierüber aber hat mich die dankenswerte Notiz des Herrn Dr. G r ä - v e l l im Aprilheft 1914, S. 231 beruhigt, die im Grunde genommen, indem sie kurz, aber prägnant, den Inhalt des Werkes wiedergibt, ein weiteres Eingehen auf dasselbe verüberflüssigt. Und doch ist dasselbe für alle Leser der „Psych. Studien" so interessant, zugleich für alles praktische Arbeiten so überaus wichtig, daß es vielleicht doch nicht unnütz erscheint, der Besprechung desselben noch einigen Raum zu gewähren.

In der Vorrede betont der Verfasser, daß seiner doppelten Vorbildung (theologisch und naturwissenschaftlich) auch das Wesen und der Zweck seiner Schrift entspreche. Er hofft mit derselben einerseits Theologen, Spiritisten, Okkultisten, Theosophen usw. zu interessieren, anderseits aber auch Naturwissenschaftler, Experimentalpsychologen, Mediziner (speziell Physiologen und Nervenärzte).

Der Verfasser steht auf einem gänzlich vorurteilslosen Standpunkt. Obwohl von Hause aus nicht Spiritist und auch auf Grund seiner Erfahrungen nicht zur spiritistischen Anschauung gelangt, begann er doch seine ersten Versuche im Jahre 1901, damals 36 Jahre alt, in spiritistischer Weise, indem er sich rasch zu einem Schreibmedium entwickelte. Er hatte dabei, wie er sagt, „unbedingt den Eindruck, als ob ein ihm völlig fremdes Wesen dabei im Spiele sei." Er beobachtete jedoch alsbald ein inneres V o r - h e r w i s s e n dessen, was geschrieben wurde, woraus sich mit der Zeit ein „inneres" oder auch nahe am Ohre befindliches V o r - h e r h ö r e n herausbildete. So wurde er ein „hörendes Medium." Doch die innere Stimme meldete sich schließlich zu oft und ohne genügenden Grund, auch gegen seinen Willen; sie wurde vielfach böswillig, raffiniert, spöttisch, zänkisch, ärgerlich usw. Besonders verdrossen den Verfasser die beständigen Lügen der „Geister." Ein ihm bekannter Spiritist gab ihm den Rat, sich nur an e i n e n Geist zu halten, und so wählte er dann die sich ihm zuerst kundgegebene Intelligenz: „Julie Norne". Doch half auch das nichts. In jedes Gespräch mischte sich alsbald wieder der Chorus der Spottgeister ein.

---

[1]) „Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft." Von Dr. Ludwig Staudenmaier, kgl. ord. Hochschulprofessor der Experimentalchemie in Freising bei München. Leipzig, Akad. Verlagsgesellschaft, 1912.

Außer diesen akustischen Halluzinationen, wie sie der Pschychiater nennen würde, traten jedoch auch andere, namentlich optische auf. Teils waren es Illusionen, indem der Verfasser aus den Zweigen der Bäume, aus Wolken usw. geisterhafte oder auch phantastische Gestalten formte, teils waren es wirkliche Visionen von verblüffender Lebendigkeit, die schließlich sexuelle Färbung annahmen. Aber auch andere Erscheinungen traten auf, Geräusche, die ohne sein bewußtes Zutun entstanden und nicht nur von ihm, sondern auch von andern gehört wurden, die eigentümliche Zersplitterung einer chemischen Substanz, erst scheinbar spontan, dann durch seine Willenskraft, auch vor Zeugen hervorgerufen. Besonders qualvoll waren für den Verfasser in dieser Zeit geistige Anfechtungen geradezu diabolischer Art; doch wie sehr er auch darunter litt, er sagte sich, daß hier grundlegende Entdeckungen zu machen seien, und er beschloß, auszuharren. Da jedoch seine Gesundheit unter den bisherigen Versuchen auf das Empfindlichste gelitten hatte, so beschloß er nach einem Vierteljahr, die ganze Lebensweise und die ganze Taktik zu ändern; zu versuchen auf Grund der gemachten Erfahrungen die Gesetze, nach welchen sich die Phänomene vollziehen, zu erkennen und planmäßige, selbständige Experimente auszuführen. Hatte er sich doch bislang vielfach passiv von den sich meldenden Wesen führen und irreführen lassen. Obwohl er diesen ein gewisses Maß von s e l b s t ä n d i g e r Intelligenz zuerkennen mußte, so erschien ihm doch anderseits ihr Benehmen so sonderbar, so einseitig befangen, ihre ganze Gesinnung gegen ihn häufig, wenn auch nicht immer, so vollständig von seiner eigenen Stimmung abhängig, daß er daraus schloß, der größte Teil der Ursachen der magischen Phänomene liege in ihm selber, und es handele sich nicht um das Einwirken von Geistern. Bei der neuen Lebensweise und Taktik nahm übrigens seine Mediumität ab. Namentlich Ferwirkungsexperimente, z. B. Bewegungen der Wage ohne Berührung gelangen jetzt weniger gut. Dagegen entwickelte sich jetzt durch „seine Geister“ eine derartig störende Verfolgung: Schläge ans Fenster oder Krachen im Zimmer, Werfen mit Äpfeln und dgl., daß sich Verfasser nach mittelalterlichen Begriffen für besessen halten und fürchten mußte, irrsinnig zu werden. Trotzdem, wenn auch in sehr niedergedrückter Stimmung, hielt er aus.

Indem sich in der Folge einzelne Halluzinationen immer deutlicher und bestimmter heraushoben und öfters wiederkehrten, kam es zur Bildung förmlicher Personifikationen, die jede für sich, ganz und gar von ihm Besitz nehmen wollten. Da war die Personifikation „Hochmut“, „Kind“, „Rundkopf“ (ein Spielzeug), „Tugend“ usw., die jede einzeln mit den andern in beständigem Streite lag. Das waren aufreibende Zeiten für den Verfasser, aber sie brachten ihm eine reichliche persönliche Erfahrung, und wir dürfen ihm wohl

zustimmen, wenn er sagt: „In dieser Art ging es durch weitere Jahre hindurch fort, wie in einem Circulus vitiosus, immer wieder verlockend, dann wieder aussichtslos. Fürwahr, wohl selten wurden bei einer wissenschaftlichen Entdeckung solche Um- und Irrwege eingeschlagen, als von mir! Ich war ja, fast ohne es zu wollen und zu merken und ohne genügende Vorkenntnisse in ein mir völlig fremdes Gebiet geraten. Durch die zahlreichen Irrfahrten nach den verschiedensten Richtungen habe ich aber dafür in das weite Gebiet der Magie einen Einblick gewonnen, wie ihn bis jetzt Niemand besitzt." Für die diesbezüglichen Studien wählt er nämlich mit Absicht den Namen M a g i e unter Verwerfung anderer Benennungen, wie Okkultismus, Metapsychik usw., und zwar schwebt ihm dabei die Magie als eine regelrechte, exakte und experimentelle Naturwissenschaft, als eine Art Experimentalmagie vor.

Allmählich hat es der Verfasser gelernt, den Verkehr mit seinen „Personifikationen", wenn auch nicht völlig, zu beherrschen, so doch erträglich zu regeln, vor allem sich ihnen gegenüber auf einen objektiven Standpunkt zu stellen. Und so, daß es eine reife Frucht ist, die er uns als Fazit bietet. So zunächst seine höchst interessanten Ausführungen über das Wesen der Halluzinationen. „Auch die lebhafteste Halluzination", sagt er, „ist zunächst ewas Subjektives. Es frägt sich nun, läßt sich eine solche nicht vielleicht so mitteilen, daß sie auch o b j e k t i v und r e a l wird und an einer bestimmten Stelle des Raumes auftritt? Ich behaupte ja." Leider verbietet uns der beschränkte Raum, näher auf die hier folgende Begründung einzugehen, sowie auf die angegebenen Mittel zur Verstärkung der Halluzinationen. Es möge der kurze Hinweis genügen, daß es sich beim magischen Denken und Sichvorstellen um eine psychische Tätigkeit unter gleichzeitiger, planmäßiger Herbeiziehung des Körpers, namentlich der Muskulatur, handelt, während sonst beim Menschen psychische und physische Tätigkeit mit einander abwechseln oder wenigstens von einander unabhängig sind, Auch bezüglich der praktischen Anleitung zur Ausführung magischer Experimente des bewußten Ichs müssen wir auf das Original verweisen, da sich selbstredend solche komplexe Gegenstände nicht mit ein paar Worten abmachen lassen. Vor allen Dingen ermahnt der Verfasser den Anfänger im magischen Experimentieren, mit dem Kleinsten und Einfachsten zu beginnen. In dieser Weise läßt sich, wie er ausführt, eine planmäßige und stufenweise Steigerung erzielen bis zur höchsten und kompliziertesten Leistung. „Ähnliche Fehler, wie ich anfangs, machen ständig die Spiritisten. Sie versuchen möglichst bald ganze Geistergestalten zu produzieren. Es finden sich Literaturangaben, daß die Phänomene greifbare, lebenswarme Hände hatten und gleichzeitig wie wirkliche Menschen atmeten, sprachen usw. Die Spiritisten beginnen vielfach gleich mit dem Tischrücken und bemühen sich, große und schwere

Tische zu bewegen. Ja, es kam vor, daß ganze Billards in die Höhe gehoben wurden, oder daß ein großer, schwerer Kasten wie ein Ungestüm daherhumpelte! So waren die schweren Schädigungen, welche die Medien vielfach erleiden, verständlich. — Gefesselt und geblendet durch die merkwürdigsten und darum auch am schwierigsten zu erklärenden und nachzuahmenden Experimente genialer Medien übersah man die Erklärung und Ausführung der allereinfachsten und nächstliegenden." Wahrlich ein Wort zur rechten Zeit!

Wichtig ist auch die nachstehende Mitteilung: „Auf Grund eigener Erfahrung an mir selbst kann ich auf das Bestimmteste erklären, daß die verschiedensten Organe durch lange, andauernde Übung ganz unglaublich widerstandsfähig gemacht und vorübergehend in einen Zustand versetzt werden können, in welchem selbst bedeutende Verletzungen derselben in überraschend kurzer Zeit heilen, indem ihnen schnell, sozusagen vom ganzen Körper her, Energie zugeführt wird und in welchem sie weniger anatomische und physiologische als vielmehr zähe, gummiartige, ich möchte sagen, energetische Gebilde zu sein scheinen, denen selbst die gröbsten Prozeduren nichts mehr schaden." Somit steht der Fakirismus und das Yogitum gar nicht als eine turmhoch das Gewöhnliche überragende Erscheinung da, sondern wäre für jeden, der die erforderliche Ausdauer und Willenskraft besitzt, erreichbar. Zugleich bietet uns Verfasser die Elemente einer wissenschaftlichen Erklärung für fakiristische und mediumistische Phänomene.

Die Hauptbedeutung des Werkes scheint mir indessen in dem tiefen Einblick zu liegen, den uns der Verfasser in das Wesen des Unterbewußtseins gibt. Die bei einer Vorstellung und beim Nachdenken durch die psychische Tätigkeit des bewußten Ichs erregten höherstehenden Zellen und Zellkomplexe der Hirnrinde betrachtet er als Lebewesen, die dabei ebenfalls mehr oder weniger selbständig psychisch tätig sind, mit dem bewußten Ich zusammen arbeiten und als der Sitz des sogenannten Unterbewußten oder Unterbewußtseins aufzufassen sind. Er betrachtet sie als Lebewesen, die, wenn auch für bestimmte einseitige Zwecke ausgebildet und ein für allemal an einen bestimmten, seitlichen Platz im Organismus verwiesen, dennoch eine gewisse Sonderexistenz besitzen. Eben wegen ihrer einseitigen Stellung und Aufgabe haben sie aber auch ein gewisses Sondergedächtnis und verfolgen Sonderinteressen, die mit denen des bewußten Ichs durchaus nicht übereinzustimmen brauchen Namentlich bei nervösen Naturen können sie einen mächtigen Einfluß gewinnen. Da sie imstande sind, etwas zu lernen, können sie sich, wie z. B. beim Verfasser, zu förmlichen intelligenten Teilwesen entwickeln, mit denen man ernstlich rechnen muß. Das ist die Erklärung, welche uns der Verfasser für das Entstehen seiner „Personifikationen" gibt. In geistreicher Weise

gelangt er zur Bestimmung, in welche Gehirngegend der Sitz einer jeden derselben zu verlegen ist. —

Nach des Verfassers Beobachtungen existiert ein „Astralleib" nicht. Das, was man als „Doppelgänger" bezeichnet, ist nach ihm nichts als eine vom Unterbewußtsein ausgehende magische Projektion des eigenen Körpers nach außen. Nicht bloß das bewußte Ich, sondern irgend ein Zentrum des Unterbewußtseins vermag ferner die Gestalten anderweitiger, lebender Personen nach außen zu projizieren, oder es kann eine „Verdoppelung" der eigenen Persönlichkeit auf telepathischem Wege erfolgen, wobei dann allerdings nicht die eigene Person, sondern der telepathische Empfänger dieselbe wahrnimmt. Das sind die „Gespenster Lebender". Werden endlich die Gestalten Verstorbener magisch reproduziert, so sind wir beim Spiritismus angelangt, doch ist ihm zufolge auch dieses Phänomen mit den bisherigen naturwissenschaftlichen Gesetzen rein natürlich zu erklären.

Da der Verfasser alle sogenannten spiritistischen Tatsachen auf Grund seiner eigenen Beobachtungen nicht nur anerkannt, sondern sämtlich selbst erzeugt hat und in seinem Sinne erklärt, wird es uns nicht Wunder nehmen, daß er die sogenannten Medien auf das Wirksamste in Schutz nimmt und viele vermeintliche Entlarvungen ad absurdum führt. Wichtig in dieser Beziehung sind besonders des Verfassers Beobachtungen über die Erscheinung, welche man „Transfiguration" nennt. —

Ohne Frage können einzelne Zentren des Unterbewußtseins in ihrem Spezialgebiet dem bewußten Ich weit überlegen sein. Aber den eigentlichen höheren Standpunkt und den freien, wissenschaftlichen Überblick liefern nicht die einseitigen Detaillisten des Unterbewußtseins, sondern das über demselben thronende bewußte Ich. Des letzteren Aufgabe ist es jedoch, wie der Verfasser sagt, die magischen Fähigkeiten, die im Menschen wohnen, auszuforschen und sie möglichst bewußt auszunutzen. Und so habe ich dann zum Schlusse die persönliche Freude erlebt, daß der Verfasser gleich meinen Ausführungen in der Broschüre: „Die Spaltung der Persönlichkeit" davor warnt, von dem Unterbewußtsein weitgehende Aufschlüsse über das tiefere Wesen der Welt und dergleichen zu erwarten. Auch nach ihm liegt der Fortschritt der Menschheit in moralischer Beziehung lediglich im bewußten Ich, dem Träger des Verantwortlichkeitsgefühles. —

Um nun abschließend nochmals auf den Fall Costy zurückzukommen, so hat sich bei diesem der die Buchstaben zählende Hirnkomplex allerdings nicht wie bei Staudenmaier zur Herausbildung einer „Personifikation" in der Vorstellung Costys entwickelt. Um so größer aber ist der Einfluß, den das bewußte Ich Costys diesem „Lebewesen" eingeräumt hat, indem es ganz gegen dessen Willen sich bei jedem Lesen oder Hören eines Wortes als „Zähler" in den

Vordergrund schiebt und ihm so das Verstehen desselben für eine gewisse Zeitspanne unmöglich macht. Ohne im Sinne des Psychiaters krankhaft zu sein, da Costy das volle Bewußtsein der vorliegenden Situation hat, ist dieser Zustand doch als ein anormaler zu bezeichnen, der im Staudenmaier'schen Falle durch siegreiches Behaupten der Oberherrschaft des bewußten Ichs unter allen ähnlichen Umständen glücklich überwunden wurde.

Staudenmaier möchte seine praktischen Erfahrungen auch anderen zugute kommen lassen. Es ist sein sehnlichster Wunsch, Schüler zu gewinnen, die nach seiner Anleitung, oder wenigstens Anhänger, welche nach den in seinem Werk aufgestellten Prinzipien die Magie praktisch erlernen und ausführen wollten. Diesen Wunsch können wir nur auf das Lebhafteste unterstützen. Nichts wäre wertvoller, als weitere Erfahrungen auf diesem Gebiete zu machen, zumal wenn dieselben unter gegenseitiger Unterstützung und gegenseitiger Kontrolle von opferfrohen, vorurteilsfreien und unterrichteten Personen unternommen würden. Herr Prof. Staudenmaier aber hat sich durch seine ausdauernden und aufreibenden Experimentalversuche, bei denen er sich auf nichts anderes stützen konnte, als auf seine Begeisterung für die Sache des menschlichen Fortschrittes und auf seinen eigenen, starken Willen, den Dank aller Wahrheitssucher erworben. —

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.[1])

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Bonn.

Wer nicht in einem bestimmten Lande Spezialstudien betreiben, sondern allüberall, wohin ihn als Weltreisenden sein Weg führt, allgemeine Eindrücke gewinnen will, kann natürlich nur auf solche flüchtiger Art rechnen. Nirgendwo wird er unter gewöhnlichen Umständen so lange verweilen können, daß er Zeit hätte, sich mit der Sprache und den Lebensgewohnheiten des betreffenden Volkes hinlänglich vertraut zu machen, um tiefer in das Seelenleben desselben einzudringen. So sind es denn auch bei mir nur Momentbilder, welche ich empfangen habe, und nur Momentbilder, welche ich hier wiedergeben kann. Allerdings habe ich, wie wohl jeder Reisende, bei den in Japan ansässigen Europäern, namentlich den Deutschen, in den Hafenorten und Hauptstädten freundliches

---

1) Befinden wir Deutsche uns gegenwärtig auch mit dem politischen Japan im Kriege, so wird es mir doch kein billig Denkender verargen, wenn ich nachstehend, mich möglichster Objektivität befleißigend, nicht nur die Schatten-, sondern auch die Lichtseiten des japanischen Lebens hervorhebe. Fr.

Entgegenkommen gefunden und wertvolle Winke erhalten. Von allergrößtem Werte aber war es für mich, daß ich in Kyoto des freundschaftlichen Umgangs mit Herrn Rosenörn gewürdigt wurde, an den mich Herr Max Rahn in Berlin gewiesen hatte. Religionsphilosophische und volkswissenschaftliche Studien betreibend lebt Herr Rosenörn, die japanische Sprache in Wort und Schrift beherrschend, seit 15 Jahren, ein zweiter Lafkadio Hearn, unter Japanern und mit Japanern.

Verschwunden sind die schönen Sommer- und Herbsttage, an denen wir gemeinsam, von frommem Schauer erfüllt, die heiligen Tempelhaine Kyotos durchpilgerten, den malerischen Biwasee auf mattenbedecktem Schiffe durchsteuerten oder die steilen Höhen des Hiyei-zan erklommen. Verschwunden; — die Erinnerung an die dort verlebten Zeiten aber wird in meinem Gedächtnis nie verlöschen! Und dem fernen Freunde sollen diese Zeilen, hinweg über Land und Meer, über Streit und Kampf, aus der gemeinsamen Heimat ein sicherlich willkommener Gruß sein. Möchte der Tag nicht fern sein, wo es uns Deutschen vergönnt sein wird, nach Wettmachung des Tages von Tsingtau mit Japan einen für uns ehrenvollen Frieden zu schließen!

Und wenn nun der freundliche Leser auf meiner Wanderung durch das japanische Land mich begleiten will, um auf gut Glück hier und dort, wie es der Reisezufall bedingt, Einkehr zu halten, so will es mir doch praktisch erscheinen, einige kurze Bemerkungen über japanisches Volkstum und japanisches Religionswesen vorauszuschicken, weil dadurch manche später zu machende Beobachtung verständlicher wird und Wiederholungen vermieden werden können. —

Die Herkunft der Japaner und ihre älteste Entwicklung ruht völlig im Dunkel. Auch die Museen, in welchen alle Funde aus ältester Zeit zusammengetragen sind, geben, abgesehen von der Nachbildung gewisser Höhlenwohnungen, hierüber keine Auskunft. Die Ainos, Angehörige der weißen Rasse, welche sich mit den über Korea (die Japaner nennen es Chosen) eindringenden mongolischen Elementen nicht vermischten, sondern von ihnen zurückgedrängt wurden, sind jedenfalls nicht als die eigentliche Urbevölkerung Japans anzusprechen. Die letzten Reste der Ainos, eines friedlichen Jäger- und Fischervolkes von hoher Statur, leben, zu baldigem völligen Aussterben verurteilt, im Norden Japans. Von Süden her hat offenbar eine Einwanderung malayischer Elemente stattgefunden, welche sich mit den mongolischen vermischten, so daß man die heutigen Japaner als ein Mischvolk von einheitlichem und eigenartigem Typus, vielweitergehend als z. B. bei den Nordamerikanern, ansprechen kann. Jedem Fremden aber fällt es auf, daß die Bevölkerung trotzdem zwei verschiedene Erscheinungsformen bietet, eine feinere, schlankere und eine der-

bere, kleinwüchsigere, dagegen gedrungenere. Man ist vielleicht im ersten Augenblick versucht, bei der ersteren den Ausdruck des mongolischen, und bei der letzteren den des malayischen Bildungsfaktors anzunehmen. Neuerdings jedoch werden hieran ethnographische Zweifel laut. Man will in diesen Unterschieden nicht sowohl zwei getrennte Typen sehen, als vielmehr nur verschiedene persönliche Entwicklungszustände, verursacht durch ungleiche Lebensbedingungen. Auch anderswo arbeitet sich bei stammeseinheitlichen Völkern unter günstigeren Lebensbedingungen, besserer Körperpflege und höherer geistiger Kultur eine aristokratische Form aus der Frohndienste leistenden Menge heraus. Und in der Tat, das Leben des gewöhnlichen Mannes in Japan ist kein leichtes, heutzutage kaum besser, als in den Zeiten der Hörigkeit. Kaum ein Drittel der Landleute ist in der Lage, den guten Reis, welchen sie selber mühselig anbauen, auch selbst zu essen. Sie müssen sich meist vielmehr mit einer elenden Ausschußware begnügen. Hieran tragen sowohl die Übervölkerung, als auch Latifundien-Wirtschaft die Schuld. Mir will nach allem die Annahme der letzteren Vermutung plausibler erscheinen, als die Begründung der Entwicklung dieser beiden Formen durch Stammeseinflüsse, wiewohl sich ja auch eine Vermittlungsidee aussprechen ließe, nämlich die, daß bei der Entwicklung der aristokratischen Form die im allgemeinen höherstehende mongolische Rasse in stärkerem Maße beteiligt gewesen sei als die malayische, ohne indeß den Faktor der ungleichen Lebensbedingungen auszuschließen. Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls sind diese beiden Gruppen in ihrer äußeren Erscheinung charakteristisch getrennt, ohne daß man dabei die eine als typisch mongolische, die andere als typisch malayische ansprechen könnte. Beide sind eben echte und rechte Japaner und auf den ersten Blick, sowohl vom Chinesen und Koreaner einerseits, wie vom Malayen anderseits zu unterscheiden. Mithin hat die Verschmelzung der verschiedenen Rassen in Japan zur Bildung eines durchaus selbständigen Typus geführt.

Manche Ethnographen behaupten auch das Vorhandensein eines bemerkenswerten semitischen Einschlages und bringen dies unter anderem mit einer unverkennbaren Übereinstimmung zwischen dem japanischen Tempeldienst und gewissen jüdischen Riten in Zusammenhang. Ich habe auf alten japanischen Porzellanen Physiognomien angetroffen, bei denen ich ausrufen mußte: „Wenn das keine Juden sind, dann habe ich nie welche gesehen!“ Und in der Tat, so ganz ungereimt, wie diese Idee im ersten Moment erscheint, ist sie vielleicht gar nicht. Es steht fest, daß schon 200 v. Chr. eine starke Einwanderung von Israeliten in China stattgefunden hat. Zwar verchinesten diese mit der Zeit, doch soll sich der äußere Typus, namentlich in Kai Föng, noch deutlich erhalten haben. Bei der anerkannten Wanderlust der Juden wäre

es nun durchaus denkbar, daß gerade solche Elemente bei der mongolischen Einwanderung über Korea in Japan eine gewisse Rolle gespielt hätten. Indeß gebe ich diese Idee, da für mich unbeweisbar, nur unter Vorbehalt wieder.

Über die Religion der Japaner möchte ich zunächst nur einige allgemeine Bemerkungen machen, und Spezielleres weiter unten, bei passender Gelegenheit, ausführen.

Die ursprüngliche Religion der Japaner, wie wir dies bei allen Völkern im Zeitalter ihrer Kindheit finden, ist ein reiner Naturdienst. Sehr frühzeitig aber hat sich hierauf, jedenfalls unter chinesischem Einfluß, die Ahnenverehrung gepfropft, ohne indeß bis auf den heutigen Tag die Spuren des ersteren völlig zu verwischen. Der Ahnenkult besteht in der Verehrung der Kami, d. h. der Geister berühmter Fürsten, Helden, Priester, Gelehrter usw., und die Reihe derselben ist gegenwärtig keineswegs geschlossen, wie uns der Fall Nogis beweist, jenes ausgezeichneten Feldherrn, der bekanntlich beim Tode seines Kaisers Harakiri verübte, und zu dessen Grab jetzt unzählige fromme Pilger wallfahrten. Diesen Verhältnissen entsprechend ließ sich beim Ahnenkult ruhig die uralte Verehrung der Naturgottheiten, welche vielfach an bestimmte Lokalitäten geknüpft war, beibehalten, indem diese Götter und Göttinnen einfach in die Reihe der Kami eintraten. So konnte der primitive Sonnenkultus in vorgeschrittener Zeit auf den Kaiser als den Sohn der Sonne übertragen werden, gleich jenen römischen Imperatoren, welche freundlich die Lehre Mithras begrüßten, die den „Sol invictus" feierte, als dessen Sohn und irdisches Sinnbild sie sich fühlten, oder wenigstens vor der Welt erscheinen wollten. Allmählich ist die Verehrung des jeweilig regierenden Kaisers, des Mikados, oder, wie man jetzt sagt, des Tennos, als des Sohnes der Himmelskönigin in den Vordergrund des Kamidienstes gerückt und wird gegenwärtig — äußerlich wenigstens — vielleicht mehr als je betont. Dabei ist der Tenno theoretisch zugleich der Oberpriester der Shintoreligion, d. h. des „Wegs der Götter", wie dieser Ahnenkultus in Japan genannt wird. Alljährlich verrichtet der Kaiser deshalb in einem Tempel eine bestimmte gottesdienstliche Handlung, freilich nicht in einem Tempel des Landes, und nicht vor der Öffentlichkeit, sondern in einem besonderen Heiligtum, welches mit seinem Palast in Verbindung steht. Die Zeremonie vollzieht sich in aller Stille, nur das Vorsichgegangensein derselben wird bekannt gegeben.

Wie mächtig die Herrschaft der primitiven Naturreligion über die Gemüter in den Gegenden noch ist, in denen sich der Shintoismus in seiner ursprünglichen Form rein erhalten hat, illustriert auf das anschaulichste ein Vorfall, der sich während meines Tokyoer Aufenthaltes in den Bergen der Nachbarschaft zutrug. Es herrschte damals in dem betreffenden Landstriche große Dürre,

so daß die Ernte bedroht erschien. Anhaltend wurde gebetet und reichlich wurden Opfer gespendet. Aber nichts half. Man war am Rande der Verzweiflung. Schließlich wurde beschlossen, das hölzerne Standbild des beharrlich den Regen verweigernden Regengottes zur Strafe so lange in den Fluß zu werfen, bis sich der eigensinnige Gott entschlösse, es endlich regnen zu lassen. Nur ein alter, angesehener Mann widersetzte sich dem und trug den Sieg davon. Aus Vernunftgründen? Gott bewahre. Er fürchtete nur, daß, wenn man den Gott auf diese Weise zum Regnenlassen zwänge, er, einmal im Gange, es dann vielleicht zu viel regnen lassen könnte. Es würde hierdurch möglicherweise zu einer Überschwemmung kommen und diese einen größeren Schaden anrichten, als die gegenwärtige Trockenheit. Man sieht, die Gottesvorstellung d i e s e r Japaner ist noch nicht einmal auf der Höhe eines halbwegs vernünftigen Animismus angelangt, auf dem man mit der Gottheit in verständiger Weise von Macht zu Macht hätte verhandeln können. Diese Leute sehen in ihr noch die rohe, ungezügelte und blinde Naturgewalt.

So haftet dem Shinto, in seiner rückständig gebliebenen Form wenigstens, eine ausgesprochene Kindlichkeit an. Wir erkennen an ihm eine gewisse Formlosigkeit. Wir sehen ihn bereit, den ihn von außen treffenden Eindrücken nachzugeben, und wir verstehen zugleich, wie es in seinem Wesen lag und liegt, seine Jünger zu einer weitestgehenden religiösen Toleranz zu erziehen. Als der Buddhismus durch ganz Asien seine Siegeslaufbahn nahm und auch recht bald Japan erreichte, stieß er hier, seitens des Shintos, auf keine Gegnerschaft, zumal da diesem eine eigene Moral fehlte und er eine solche von dem chinesischen Confuzianismus entlehnt hatte. In dem sog. Ryobu-Shinto kam es sogar zu einer bewußten Verschmelzung zwischen Buddhismus und Shintoismus. Nur die uralten Sanktuarien von Ise und Jzumo machten ersterem keine Zugeständnisse. In alle andern Schreine, wie die durchgehends schlichten Tempel des Shintos genannt wurden, drangen buddhistische Symbole und Zeremonien ein. Es muß gleich an dieser Stelle bemerkt werden, daß der über China in Japan eingeführte Buddhismus keineswegs die reine Buddhalehre repräsentiert, sondern nur ein modifizierter — vielleicht darf man sagen entarteter — Abkömmling derselben ist. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen diesen beiden Kulten hat sich erst dadurch einigermaßen geändert, daß von dem Vorgänger des gegenwärtigen Tennos der Shinto zur Staatsreligion erklärt wurde. Dem liegen aber lediglich politische Motive zugrunde, und es ist in diesem Akt keinerlei Feindseligkeit gegen den Buddhismus als solchen zu erblicken. Ist doch der Oberpriester eines Haupttempels in Kyoto der Schwager des regierenden Kaisers. Immerhin aber werden jetzt allmählich aus den Shintoschreinen die buddhistischen Symbole

entfernt. Dem gewaltigen Einfluß aber, den der Buddhismus, namentlich von seinem Hauptsitz, der alten Hauptstadt Kyoto, aus über ganz Japan ausübt, wird dies in absehbarer Zeit wenig Abbruch tun. Die buddhistischen Tempel und Klöster sind reich, sehr reich. Sie besitzen geistliche Schulen und Seminarien, sie bilden einen regelrechten Klerus heran. Die Zahl der Bonzen reicht an 200 000, alle ausschließlich ihren geistlichen Aufgaben gewidmet. Die Shintopriester dagegen, deren Zahl nur halb so groß ist, muß man unter Gevatter Schuster und Handschuhmacher suchen. Sie üben den geistlichen Beruf nur im Nebenamt aus. Einzig bei religiösen Festen zeigen sie sich im priesterlichen Ornat. Ihre Würde ist in bestimmten Familien erblich. Auch die buddhistische Priesterschaft ist, was die einzelnen Personen anbetrifft, im allgemeinen wenig geachtet, am wenigsten vielleicht die Nonnen. Über die große Bedeutung der religiösen Feste für das Volksleben werden wir noch später zu reden Gelegenheit haben. Überhaupt kann nicht genug hervorgehoben werden, daß die Japaner ein durch und durch religiöses Volk sind. Nur in den großen Industriezentren und an den Küstenplätzen, sowie in akademischen Kreisen machen sich, zugleich mit dem Auftauchen sozialistischer Ideen, religionsfeindliche Strömungen bemerkbar.

Ich kann mir nicht versagen, hier dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß die Wendung, welche die japanische Entwicklung seit dem Jahre 1868 genommen hat, geeignet erscheint, eine Hauptgrundlage des Shintoismus allmählich umzustürzen, mindestens aber zu beeinträchtigen, ich meine, den Übergang der vollen Regierungsgewalt von den Shogunen an den Mikado. Den letzteren hatten die Hausmaier aller weltlichen Macht entkleidet und er residierte in seiner tausendjährigen Hauptstadt Kyoto unnahbar, unsichtbar, als eine mystische und fast mythische Persönlichkeit. So lange sein Einfluß ein rein geistlicher blieb, war es leicht, die Fiktion seiner göttlichen Abstammung aufrecht zu halten und göttliche Verehrung, wie sie der Shinto verlangt, für ihn zu beanspruchen. Seit der Tenno aber nach Abdankung des letzten Shoguns selbst die Zügel der Regierung ergriffen, seit er seinen uralten Sitz verlassen hat, um in Tokio, wo er die ganze, wohleingerichtete Regierungsmaschinerie seines weltlichen Vorgängers in der Gewalt vorfand und übernahm, zu wohnen, seit er die Fühlung mit der Öffentlichkeit nicht mehr, wie früher, vermeiden kann, seit er — mit einem Worte — eine politische Persönlichkeit geworden ist und deshalb auch der allgemeinen Kritik unterliegt, kann es nach meinem Gefühl, wie sehr ihn auch Regierung und Parlament zu decken bestrebt sein mag, nur eine Frage der Zeit sein, daß der mysteriöse Nimbus, der bisher seine Person umgab, schwindet. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint die Erklärung des Shintoismus zur Staatsreligion geradezu als eine Herausforde-

rung. Dem tut es auch keinen Abbruch, daß gegenwärtig gewisse buddhistische Sekten (man zählt deren etwa 12 in Japan) die Kaiserverehrung, obwohl dies gar nicht mit ihren Grundlehren in Einklang zu bringen ist, in den Vordergrund stellen. Es ist das nur eine Demonstration, deren Zweck, sich lieb Kind zu machen, äußerst deutlich ist. Solche Praktiken können weder auf Dauer, noch auf Erfolg rechnen. Auch die kriegerischen Unternehmungen Japans in der letzten Zeit sind zum guten Teil auf das Bestreben zurückzuführen, durch Ruhmestaten und Herrschaftsausdehnung vor den Augen des Volkes den Nimbus des göttlichen Sonnensohnes in hellerem Licht erstrahlen zu lassen. Aber auch solche heroische Mittel werden nur eine Zeitlang vorhalten, und jeder, der weiß, wie tief der Gedanke an die Göttlichkeit des Tenno im Herzen der alten Japaner wurzelt, wird mit Spannung dem Augenblicke entgegensehen, wo dem Volke einmal die Binde von den Augen fällt. Das ganze religiöse Volksempfinden wird alsdann einen Stoß erleiden, dessen Tragweite heute noch nicht zu ermessen ist. —

Dieselbe Toleranz, welche die Japaner dem Buddhismus bei seinem Eindringen in ihr Land bewiesen, und die durchaus nicht mit Indifferentismus zu verwechseln ist, bezeugten sie anfänglich auch gegenüber dem Christentum, als der Jesuitenmissionar Franz Xavier sie aufsuchte und seine glänzende Beredsamkeit entfaltete. Alle erzielten Erfolge aber gingen wieder verloren, als zwischen den Jesuiten einerseits und den Dominikanern und Franziskanern andrerseits infolge von Eifersucht und Zettelungen Zwistigkeiten entstanden, welche dem ganzen Bekehrungsfeldzug ein politisches Gewand gaben. Da erwachte allerdings der tief in der Seele des äußerlich so ruhigen und freundlichen Japaners schlummernde Tiger, und es kam zu einer grausamen Verfolgung.

Indirekt hatte bereits zu einer sehr viel früheren Zeit christliche Einwirkung auf die religiösen Vorstellungen der Japaner dadurch stattgefunden, daß im Jahre 636 Olopön aus Indien das nestorianische Christentum nach China brachte. Das ihm bei diesem zusagende Zeremoniell verleibte sich der Buddhismus ein. So identifizierten die Chinesen mit der Madonna ihre Kwan Yin, die Göttin der Barmherzigkeit, welche gleich Buddha in einer Lotosblume thront, und die Japaner ihre Kwannon. Auch den Missionaren der verschiedenen christlichen Bekenntnisse ist es gegenwärtig erlaubt, ungestört ihre Bekehrungstätigkeit auszuüben, aber anscheinend ohne wesentlichen Erfolg. Durchgehends sind es nur Leute aus dem gewöhnlichen Volk, welche sich den christlichen Gemeinden anschließen. Zwar wurde es den Jesuiten gestattet, im Jahre 1913 in Tokio eine Universität zu eröffnen, aber die etwas atheistisch angehauchte Großstadtjugend wird sich die neue, ihr gebotene Gelegenheit, ihr Wissen und ihre Bildung zu bereichern und zu vervollkommnen, wohl zunutze machen, während es

sehr fraglich erscheint, ob sie damit zugleich christliche Überzeugungen eintauschen wird. Jedenfalls geht, wie ich glaube, die Regierung bei ihrem Entgegenkommen von einer ähnlichen Auffassung aus, sonst würde dieses, wo heute politische Erwägungen in Japan Trumpf sind, sich schwerlich so weit erstrecken.

Eigentümlich ist es, daß eine, von einer japanischen, vor 25 Jahren verstorbenen Hebamme gegründete religiöse Bewegung, die wesentlich der europäischen, sog. „christian science", dem Gesundbetertum, ähnelt, mehr und mehr Boden gewinnt. Die Zahl der sich zu dieser Sekte Bekennenden soll bereits eine Million überschreiten. Und das, trotzdem es in die Augen springt, daß die gegenwärtigen Leiter, gleich ihren seelenverwandten Brüdern in Amerika die Sache als ein lohnendes Geschäft ansehen. Während in den Vereinigten Staaten die Anhänger der verstorbenen Frau Eddy prächtige Tempel besitzen (ich lernte solche in New-York und San Franzisco kennen), bleibt die japanische Sekte ohne gemeinsame Erbauungshäuser. Ihr Name ist Tenrikyo. —

(Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Wiederverkörperung.[1])

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

»O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seid wach und seid auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es klingt, daß manche längst verlorne
Sehnsucht im Herzen wiederschwillt;
Daß sich im süßen Liederborne
Der Durst der Jugendträume stillt.

Es klingt, daß jedes schöne Hoffen
Aus seinem Grabe sich erhebt,
Daß jede Freude sturmgetroffen,
Im Herzen schöner wiederlebt.

Es rauschen nie geahnte Wonnen
Im Herzen auf, der Mensch erschrickt,
Als er so tief in diesen Bronnen
Zum ersten Mal hinunterblickt.«

Nikolaus Lenau's »Savanarola«.

Infolge des im Januarheft dieser Zeitschrift unter obigem Titel (S. 26 ff.) erschienenen Artikels von Fritz Veigel sehe ich

---

[1]) Wir können der Randbemerkung des sehr geschätzten Herrn Einsenders dieser Entgegnung: „Eine Anerkennung der intuitiven

mich veranlaßt, dieses Thema nochmals zu berühren, da es gilt, gegenüber der „Geisteswissenschaft" den Standpunkt der freien psychischen Forschung zu vertreten, bzw. die zwischen ihnen obwaltenden Differenzen näher zu beleuchten und genauer zu bestimmen.

Von diesem Standpunkte aus wird man vor allem dagegen Einsprache erheben müssen, als sei eine Erweiterung des Perzeptionsvermögens ins Übersinnliche durchaus gleichbedeutend mit Höherentwickelung oder diese von jener abhängig. Wie wenig eine Erweiterung des Perzeptionsvermögens in's Sinnliche das geistige Niveau zu erheben vermag, das ersieht man am Alltagsmenschen, dem Gelegenheit geboten ist, sein Bewußtseinsgebiet mit Hilfe optischer Instrumente zu erweitern. Nicht anders verhält es sich aber mit einer Ausdehnung der menschlichen Wahrnehmungsfähigkeit ins Übersinnliche; auch diese vermag an und für sich keine dauernd geistige Erhebung des Individuums zu bewirken. Dazu kommt noch, daß solche übersinnliche Erfahrungen für gewöhnlich nicht ins Gehirnbewußtsein dringen, womit der Wert der Selbsterfahrung illusorisch wird, indem der Sensitive gleich dem Nichtsensitiven, der seine Belehrung aus Büchern schöpft, seine Einweihung in die Geheimnisse der übersinnlichen Welt erst aus zweiter Hand empfängt.

Die reiche übersinnliche Erfahrung der Seherin von Prevorst hatte nicht vermocht, sie über ihren anerzogenen religiösen Glauben zu erheben, und so wird auch in den meisten Fällen der theosophische Adept oder Mystiker die Schwelle des Übersinnlichen mit demselben Glauben verlassen, mit dem er sie betrat. Wenn einerseits eine Erweiterung des Perzeptionsvermögens ins Übersinnliche und die daraus folgende Ausdehnung des Bewußtseinsgebietes keine Höherentwicklung in sich schließt, so kann doch anderseits eine solche ohne jene erfolgen. Es ist möglich, aber nicht erwiesen, daß gewisse supernormale Fähigkeiten, wie z. B. das geistige Heilvermögen, die natürlichen Resultate einer Höherentwickelung sind; aber es ist eine auf Erfahrung gegründete Tatsache, daß sich die uns bekannten supernormalen Fähigkeiten auf einen abnormen Zustand, die Ekstase, zurückführen lassen, der entweder als Folge gewisser pathologischer oder psychopathischer Zustände spontan eintritt, oder auf mannigfache Weise künstlich herbeigeführt werden kann.

So verschiedenartig, wie die Ursachen der Ekstase sind auch die Arten derselben, und es finden sich zwischen ihrer niedersten

---

Erkenntnis schließt meines Erachtens nicht in sich, daß man (wie es von theosophischer und auch anthroposophischer Seite vielfach geschieht) die Vernunft preisgibt" nur beipflichten und geben ihm daher gerne zu einer ausführlicheren Darlegung seines Standpunktes nochmals das Wort. — Red.

und höchsten Form, von der wilden Raserei berauschter Mänaden bis zur Verklärung verzückter Heiliger, alle Gradunterschiede vertreten. Aber nicht nur in den höheren, sondern auch in den niederen Formen des Entrücktseins, wie in der durch betäubende und berauschende Mittel hervorgerufenen Ekstase der Schamanen offenbaren sich höhere Fähigkeiten der Psyche, wie z. B. Fernsehen in Raum und Zeit und das Reden in fremden Sprachen. [2])

Das Wesen der Ekstase bleibt sich eben in allen Fällen gleich: die Nervenkraft löst sich aus ihrer organischen Verbindung und tritt mit dem Geiste der Dinge und der Natur in unmittelbare Berührung. In diesem Verhältnis und den daraus sich ergebenden Wechselwirkungen haben alle mystischen Erscheinungen ihren Ursprung; es ist keine neue psychische Kraft, die sich in letzteren offenbart, sondern nur die außerhalb ihres organischen Systems wirkende Naturkraft.

Hierauf beruht nun auch das übersinnliche Perzeptionsvermögen der Ekstatiker, und so wenig ein Blinder die ihm von Sehenden übereinstimmend geschilderten Gesichtseindrücke bezweifeln wird, ebensowenig wird auch der vernünftige Skeptiker die auf übersinnlichem Wege gewonnenen Eindrücke der Ekstatiker bezweifeln, wofern nur ihre diesbezüglichen Angaben, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, eine genaue Übereinstimmung zeigen; und gleich dem Blinden wird auch er zu dem Schlusse gelangen, daß den übereinstimmend geschilderten Eindrücken bestimmte objektive Realitäten entsprechen müssen; hingegen wird er die von ihnen behaupteten übersinnlichen Wahrnehmungen, wofern sie sich widersprechen, oder doch nach Ort und Zeit wechseln, sorgfältig prüfen, ob und inwieweit sie sich auf objektive Ursachen zurückführen lassen oder ihren Ursprung im Subjektiven haben. So machen z. B. die übereinstimmenden Angaben von Reichenbach's Sensitiven die objektive Realität der von ihnen behaupteten Erscheinungen in hohem Grade wahrscheinlich, umsomehr, als sie auch mit den Aussagen der Somnambulen übereinstimmen, während die nur dem Mittelalter eigentümlichen Teufelerscheinungen einen subjektiven Ursprung verraten.

Ein Faktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung, den, meines Erachtens, die „Geisteswissenschaft" nicht gehörig in Rechnung gezogen hat, ist die von Dr. Schrenck-Notzing experimentell festgestellte Tatsache der externen Ideoplastik, d. i. der plastischen Objektivierung subjektiver Vorgänge.

Durch die Projektion subjektiver Elemente in die objektive Welt werden für den Ekstatiker neue Wahrnehmungsobjekte geschaffen, die, wenn auch unstet und flüchtig, ihm vermöge seiner

---

[2]) Beispiele hierfür findet man in Dr. Joh. Passavant's „Untersuchungen über den Lebensmagnetismus".

erhöhten Wahrnehmungsfähigkeit bisweilen ebenso real erscheinen wie die Objekte der Sinnenwelt; überdies verdichten sich solche ideoplastische Projektionen nicht nur zu bloßen Ätherformen, sondern auch zu mehr oder minder materiellen, auch den normalen Sinnen wahrnehmbaren, Objekten. Die Geschichte des Somnambulismus lehrt uns, daß die Ekstatiker in der Regel den subjektiven Ursprung und die ephemere Natur derartiger Gebilde verkennen und sie für ebenso selbständig existierende, reale Wesen und Wesenheiten halten, wie die Objekte der Sinnenwelt. Diese Verwechselung des objektivierten Subjektiven mit dem Objektiven bildet eine ergiebige Quelle des Irrtums, die weder die „Geisteswissenschaft', noch die Theosophie, noch der Spiritismus zu vermeiden wußte, woran, wie mich däucht, die Geringschätzung schuld trägt, welche ihre Anhänger der experimentellen Forschung und ihren Errungenschaften gegenüber bekunden.

Um zu zeigen, wohin es führt, wenn man die psychische Forschung vernachlässigt, und sich eines kritischen Studiums der mystischen Erscheinungen entschlägt, mag es am besten sein, die Theosophie selbst in einem ihrer hervorragenden Vertreter hier zu Worte kommen zu lassen, und zitiere ich zu diesem Behufe eine Stelle aus Dr. Grävell's Studie über „Besessenheit".[3])

Dieselbe lautet: „Wenn wir plötzlich hellsehend würden, sähen wir mit Entsetzen fremde Wesenheiten, die sich bei uns herumtreiben, so gut wie Mikroben und Bazillen. Es wäre Zeit, daß man eine eigene Wissenschaft gründen würde, die sich mit diesen Wesenheiten befaßt: eine geistige Mikroskopie."

Die Voreiligkeit, womit die Eingeweihten der Theosophie ihre Schlüsse ziehen, welche Überstürzung der Engländer treffend als „to jumb at conclusion" („zu Schlüssen springen") bezeichnet, mag folgende Stelle aus demselben Artikel beleuchten:

„Ich kenne einen Fall, wo ein einfacher Friseur von der Theosophie hörte, aber weil er ungebildet und unklar war, und einen kurzen Verstand hatte, zu den törichtsten Dingen getrieben wurde. Er ward völlig willenlos, phantastisch, sah überall Gespenster und konnte nur dadurch vor dem Selbstmord bewahrt werden, daß man ihm eine Stelle als Gärtner verschaffte. Wenn er z. B. jemand rasieren sollte, hatte er stets das Verlangen, ihm den Hals abzuschneiden: also Besessenheit!"

Anstatt von Ungebildetheit, Unklarheit, Borniertheit, Willenslosigkeit, Phantasterei, Gespensterfurcht, einem Antrieb zum Halsabschneiden und einem Hang zu Selbstmord sogleich auf Besessenheit zu schließen, wäre meines Erachtens vernünftiger und richtiger gewesen, die Lehren der Theosophie, die der arme Fri-

---

[3]) „Psych. Stud.", Nov.-Dez.-Heft 1914 S. 608.

seur als zu ernst und tragisch nahm, selbst dafür verantwortlich zu machen.

Es ist wohl selbstverständlich, daß zu Furcht und Leichtgläubigkeit neigende Gemüter durch eine Lehre, welche die Existenz von Larven und Dämonen, von Elementar-, Polter-, Fopp- und Plagegeistern, von Kobolden und Vampyren, von Mahren, Inkuben und Sukkuben vertritt und deren verderblichen Einfluß auf die Menschheit behauptet, in so heftige und nachhaltige Aufregung versetzt werden können, daß sie zuletzt in Verfolgungswahn verfallen.

Wirkt ein solcher Glaube schon durch die Furcht, die er erzeugt, lähmend auf die geistige Entwickelung, so beeinträchtigt er noch in erhöhtem Maße die moralische, indem er die Menschen inbezug auf die Quellen der Unmoral völlig irreleitet.

Eine weitere Schwierigkeit, die sich reiner Geistesforschung entgegenstellt, liegt in dem Umstande, daß mit der Erhöhung der Empfänglichkeit für äußere Eindrücke gleichzeitig eine solche für suggestive Einflüsse Hand in Hand geht, welchen letzteren sich weder der Sensitive, noch der Somnambule, noch der Ekstatiker zu entziehen vermag.

Diese Einflüsse lassen sich denn auch durch die ganze Phänomenologie des Somnabulismus hindurch verfolgen, und sind es nicht nur solche des eigenen sinnlichen Bewußtseins, welche die reine intuitive Erkenntnis des Ekstatikers trüben, sondern auch solche, welche ihm aus seiner Umgebung in Form von Gedankenwellen zuströmen.

Einem orthodoxen Operator wird sein Subjekt gleichsam zu einer Felsenwand, die ihm den Born intuitiver Wahrheit verschließt und ihm statt dessen seine eigenen religiösen Vorurteile und festen Lehrmeinungen, die er in sie hineinrief (in sie hineinsuggerierte) als Echo zurückgibt; und ebensowenig kann sich auch dem Idiosomnambulen, der, mit positiven Ideen und einem fertigen Glaubenssystem ausgerüstet, das Orakel seiner Seele befragt, der innere Quell der Intuition erschließen.

Der Geistesforscher, wofern er vermöge einer durch Schulung erlangten höheren Wahrnehmungsfähigkeit das Gebiet des Übersinnlichen wirklich betritt, erwirbt dadurch nolens volens eine erhöhte Empfänglichkeit für Eingebungen und Eindrücke suggestiver Art; bleibt er hingegen von Suggestibilität tatsächlich frei, so ist es positiv gewiß, daß seine höheren Wahrnehmungsfähigkeiten nicht in Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung vorhanden sind: in beiden Fällen aber sind seine Offenbarungen nicht höher einzuschätzen, als die eines gewöhnlichen Somnambulen oder Sinnenmenschen. In Anbetracht dessen sieht sich also die psychische Forschung unparteiischer Weise veranlaßt, inbezug auf das Problem der Wiederverkörperung den Aussprüchen

Somnambuler dieselbe Beachtung zu schenken, wie den Behauptungen der „Geisteswissenschaft“, und die Entscheidung vorläufig der Vernunft zu überlassen.

Wenn man einerseits die Tatsächlichkeit der externen Ideoplastik, die Suggestibilität des eingeweihten Psychikers und die aus der Vorliebe für eine Lehre resultierende Schlußfertigkeit in Betracht zieht, anderseits aber berücksichtigt, daß der Glaube an die Wiederverkörperung durchaus kein allgemeiner ist, daß es nicht nur Religionsysteme gibt, die ihn zum Dogma erhoben, sondern auch solche, die ihn verwerfen; daß der Spiritismus, und namentlich jener der Kardec'schen Richtung die Reinkarnation auf Grund von durch Medien erlangte Geisterkommunikationen behauptet, während der anglo-amerikanische Spiritualismus, gestützt auf die Offenbarungen des Sehers Andrew Jackson Davis, sie läugnet; wenn man ferner berücksichtigt, daß in der älteren Literatur des Somnambulismus zwar viel von der Unsterblichkeit der Seele, hingegen nichts von ihrer Wiederverkörperung verlautet, und daß die übersinnlichen Tatsachen, welche sie beweisen sollen, sich nur auf die Anhänger dieses Glaubens beschränken, so wird man sehr geneigt sein, die Objektivität der Wiederverkörperung zu bezweifeln und die Entstehung dieses Glaubens in rein subjektiven Ursachen zu suchen.

Die Notwendigkeit einer Wiederverkörperung der Psyche in der irdischen Welt sucht der Verfasser damit zu begründen, daß dem Geiste nur durch die grobe Materie die Möglichkeit geboten werde, Erfahrungen zu sammeln und sich zu betätigen. „Darum“, behauptet er, „führt der Entwicklungsgang aus dem zunächst unbewußten Zustand die Menschheit hinein in den physisch-körperlichen Zustand und durch diesen hindurch in den nunmehr bewußten geistigen Zustand.“

Die Behauptung, daß der Geist nur durch die grob materiellen Sinne Erfahrungen sammeln und sich betätigen könne, widerlegt sich einfach durch die Tatsächlichkeit der übersinnlichen Erfahrung und die exoorganische Betätigung psychischer Kräfte; überdies enthält sie eine Leugnung der möglichen Existenz eines aus verfeinerten Substanzen gebildeten psychischen Organismus und einer ihm angepaßten geistigen Welt, sowie eines zwischen beiden bestehenden, dem irdischen analogen Verhältnisses und einer darauf gegründeten Erfahrung und Wirksamkeit.

Der Entwicklungsgang aus dem unbewußten geistigen in den bewußt physisch-körperlichen Zustand und durch diesen hindurch in den bewußt geistigen, erscheint nur sinn- und zweckvoll, und der Idee einer aufsteigenden, fortschrittlichen Entwicklung entsprechend, wenn er einerseits als Individualisierungs-, anderseits als Harmonisierungsprozeß gedacht wird. Eine Rückkehr sich entwickelnder Wesen zu von ihnen bereits abgelegten Entwicke-

ungsformen würde einer Rückentwickelung gleichkommen und stünde daher mit dem Gedanken einer fortschreitenden Evolution in direktem Gegensatze; im Gegenteil kann das Ablegen einer Entwickelungsform an und für sich schon als Beweis gelten, daß das betreffende Wesen dieser Form entwachsen ist.

In der gesamten physischen Natur findet sich keine Analogie für einen derartigen Vorgang, und da, wo in ihr Formenwechsel stattfinden, wie in den Metamorphosen von Amphibien und Insekten, da zeigt sich uns nur ein Fortschreiten von niederen zu höheren organischen Entwicklungsformen, niemals aber die Verwandlung einer höheren in eine niedrigere Form. (Forts. folgt)

Gedanken zum Weltkrieg.

Von Hans Hänig (Zwickau i. S.).[1])

Nun ist er da, der Weltkrieg, und wir alle, die wir uns nach den Berichten darüber, die jetzt unser ganzes Denken erfüllen, ein Abbild von seinem Schrecken machen können, wissen, daß er der größte aller Kriege ist, die jemals über die Welt gegangen sind. Wer einmal später die Geschichte unserer Zeit schreiben wird, wird erstaunt sein über die ungeheuere Erwartung, die seit Jahren über der europäischen Menschheit gelegen hat, eine Erwartung, zu der wir bisher nur eine geschichtliche Parallele kennen: die Zeit vor Christi Geburt. Das sind aber eben Zeiten, die einer ganz neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit vorausgehen.

Es ist erstaunlich, aber eben nach den Gesetzen der Geschichte durchaus nicht wunderbar, wie in solchen Zeiten immer wieder dieselben Erscheinungen wiederkehren. Die Gelehrten, die in den letzten Jahrzehnten eifrig daran waren, das Wissen unseres Zeitalters zusammenzufassen[2]), sind schließlich nichts anderes wie die Enzyklopädisten zur Zeit des Kaisers Augustus und später, die noch einmal daran gingen, die Erkenntnisse, die man bisher gewonnen hatte, in gewaltigen Bänden darzustellen, oder wie die Scholastiker des Mittelalters, welche meinten, in ihren Bücherschätzen der Menschheit ein ewiges Erbe von Wissenschaft hinterlassen zu haben. Die Schwelgerei und Genußsucht der letzten Jahrzehnte entspricht ganz den Nachrichten, die wir über die Gastmäler der römischen Großen überliefert haben; die Ausbreitung des Buddhismus in Europa erinnert ganz an den orientalischen Einfluß, der zu Christi Zeiten die ererbte römisch-katholische Re-

---

[1]) Unlieb verspätet wegen Stoffandrangs! — Red.

[2]) Man vergleiche z. B. das monumentale Werk: „Die Kultur der Gegenwart“, hrsg. von Hinneberg, das im Verlag von Teubner in Leipzig erscheint.

ligion durchsetzt hat.[3]) Sogar Erfindungen, die uns heute ganz modern anmuten und die wir gewöhnt sind, als Errungenschaften unserer Zeit zu betrachten, tauchten damals schon auf, aber verschwanden wieder im Dunkel der Geschichte, da ihre Zeit noch nicht gekommen war. Einem römischen Kaiser soll eine Erfindung gezeigt worden sein, die nichts mehr und nichts weniger war als unser heutiges Flugwerkzeug.

Der Geschichtskundige wird außer diesen Tatsachen noch tausend andere entdecken, die ihn an jene Parallele erinnern. Es ist nun einmal so, daß die Entwicklung der letzten Jahrzehnte nichts war als der Kamm einer solchen Welle, die, wenn sie ihre Höhe erreicht hat, kopfüber in das Meer sinkt, aus dem sie sich erhoben hat. Zu der Zeit, wo die Kultur und das Leben der alten Welt die höchste Höhe erreicht hatte, ging aus einem verborgenen Winkel des Riesenreiches eine neue Bewegung hervor, die der Grundstein einer neuen Zeit wurde: niemals ist es so deutlich geworden, daß die Geschichte mit Gegensätzen arbeitet, wie sie in Hegel's Philosophie eine so große Rolle spielen. Die ganze Degeneration der letzten Jahre ist in diesem Kriege, den wir jetzt erleben, zum Ausdruck gekommen; daher auch die grenzenlose Flut von Lügen und Gemeinheiten, die sich jetzt über das alte Europa ergießt, das bisher glaubte, die Welt beherrscht zu haben, und nun Neger und Indianer heranzieht, um seine Sache verteidigen zu lassen. Und es ist auch nicht wahrscheinlich, wie man wohl zu Anfang des Krieges geglaubt hat, daß ein einziges Land dieses Erdteiles, etwa Deutschland oder England, von der gewaltigen Katastrophe den ausschließlichen Vorteil haben wird, — sie alle werden geschwächt aus diesem Riesenkampfe hervorgehen und damit einem Neuen, Werdenden den Boden bereiten, das wir jetzt noch nicht kennen, aber das doch nach allen Erfahrungen der Geschichte im Anzuge ist.

Ist es allein der Kampf ums Dasein, der dieses riesenhafte Ringen der Völker verursacht hat? Der Materialismus wird sich mit der Lösung der Frage begnügen, — eine tiefere Weltanschauung wird noch mehr dahinter suchen, obwohl dies natürlich die Form ist, unter der sich dieser Krieg, wie alle anderen, durchgesetzt hat. Die ältere Philosophie nahm wohl an, daß die Gottheit die Menschen in diese Form des Daseins hineinversetzt hat und daß sie sich eben in ihr zurechtfinden müssen, oder sie half sich mit der Annahme, daß die Gottheit selbsttätig in diese Entwicklung eingreife, um sie in ihrem Sinne zu verwirklichen. Die neuere Philosophie hält sich fern von dieser Annahme; sie ver-

[3]) Siehe über alles dies das bekannte Werk von Ludw. Friedländer: „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“, 3 Bände, Leipzig 1873.

zichtet auf jede Deutung, indem sie jeden derartigen Versuch in das Gebiet der Spekulation verweist. Es sind Anzeichen vorhanden, daß man sich in Zukunft wieder mehr mit diesen Fragen beschäftigen wird, wenn auch vielleicht das Ob dabei eine größere Rolle spielen dürfte, als das Wenn, das uns doch tief in die Metaphysik führt.

Vielleicht wird gerade das tiefere Studium des Okkultismus der Menschheit wieder solche Gedanken näherlegen. Ein Seher, wie Davis, hat immer wieder auf die kommende Krisis hingewiesen, — vielleicht wird gerade der Okkultismus einst dazu berufen sein, darüber eine endgültige Auskunft zu geben. Ist es ein Zufall, daß gerade in den letzten Jahren vor Beginn des Krieges zwei Werke in Deutschland erschienen sind, die für die Zukunft die besten Aussichten versprechen?[4])

Einstweilen gibt nur die Theosophie eine Auskunft über die Fragen, die uns so sehr am Herzen liegen: nach A. Besant stünden wir am Anfang einer neuen „Wurzelrasse", und in dem Buche, in dem sie das ausführt „Einweihung"), spricht sie sogar davon, daß sich in Amerika tatsächlich, wie aus den Messungen hervorgehe, ein neuer Menschenschlag bilde, der berufen sei, die geistige Herrschaft über die Welt zu übernehmen. Deshalb sind auch, führt der Theosoph Judge („Echos aus dem Orient", S. 22 bis 23) hinzu, die Amerikaner so unruhig, weil sich in ihnen das Werden einer neuen Menschheit vorbereitet. Aber das sind Worte, und Amerika ist schon mehr als einmal der Ursprung einer geistigen Bewegung gewesen, ohne daß die europäische Welt davon eine große Förderung erfahren hätte. Einstweilen sind wir auf Vermutungen und nicht einmal auf diese angewiesen; — es ist nun einmal so, daß der Knabe, der nach hundert Jahren die Ereignisse unseres Zeitalters in seinem Geschichtsbuch liest, darüber besser unterrichtet ist, als die größten Denker unserer Zeit, die selbst tätig in ihr wirken und ihr den Stempel ihrer Persönlichkeit aufprägen.

Christusgeist.

Von Dr. Grävell (Lugano).

In der Welt bestehen zwei grosse geistige Kräfte, die sich befehden: der Geist Christi, des Logos, des Guten, des höheren Ich, und der Geist der Welt, des Teufels, des Bösen, des niederen Ich. Wer diesen Dualismus nicht begreift, versteht sich und die

---

[4]) Vgl. Schrenck-Notzing's „Materialisations-Phänomene" und Staudenmaier's „Magie als experimentelle Naturwissenschaft", die auch in den „Psych. Studien" wiederholt gewürdigt worden sind.

Welt nicht. Die ganze Weltgeschichte ist darauf abgestimmt, und im Innern jedes Menschen findet ein beständiger Kampf um dieHerrschaft zwischen beiden feindlichen Mächten statt. Die alten Perser nannten es den Streit zwischen Ahuramazda [Ormuzd] und Angromainju [Ahriman], dem lichten und dem dunklen Prinzip. Wolfram von Eschenbach spricht von ihm gleich im berühmten Anfang seines Parzival, wo er zwei Gruppen von Menschen aufführt, den „unsteten Gesellen", voller „Zweifel", der die schwarze Farbe hat und auch nach der Finsternis fahren wird, und den mit steten Gedanken, der hell ist und ins Reich der Himmel gelangt. Christus und der Satan streiten sich um die Seele. [1])

Heute ist der alte Kampf in ein neues Stadium getreten. Der Materialismus hält die Menschheit in seinen Krallen, die schlimmste aller Weltanschauungen. Wer von finsteren Gewalten in „gebildeter" Gesellschaft sprechen wollte, würde ausgelacht. Die Theologie verknöchert, weil sie sich auf Bücher und Wörter stützt, statt auf Seherschaft. Die Universitätsweisheit versucht Phänomene zu erklären, aber gelangt natürlich auf „wissenschaftlicher" Grundlage nie dazu, über die Phänomenalität hinwegzukommen, weil Erscheinungen doch natürlich die Folgen von etwas sind, das man nicht sehen kann. Die Kirchen bleiben fast leer,[2]) weil die Menschen fühlen, dass eine Kluft klafft zwischen ihrem Glauben und Erkennen. Wer nun im Glauben lebt, der mag innerlich befriedigt werden, aber er findet am Widerstand der Welt ein Hindernis, das hinwegzuräumen ihm selten gelingt. Das macht ihn traurig. Denn jeder Mensch soll mit seinem Pfunde wuchern.

Man ist daher in den letzten Jahren wieder auf Christus zurückgegangen. Bücher und Broschüren beschäftigen sich mit

---

[1]) Nach Freigabe von Wagner's „Parsifal" dringen seine erhabenen Lehren jetzt überall hin. Aber man sollte sich nicht darauf beschränken, ihn geistig in sich aufzunehmen. Man sollte den Parsifalgeist ins Leben zu bringen suchen. Richard Wagner wollte ja den Christusgeist darstellen im Bestreben der Gralsritter. Aber nicht moralisches Gefühl genügt, sondern edle Tat. Sollte nicht der Moment gekommen sein, wo man daran denken könnte, einen solchen geistlichen Ritterorden zu stiften? „Zu höchsten Rettungswerken" sollten sich unabhängige Männer zusammentun, — wie es im Mittelalter der Fall war. Denn die Gralsritter haben wirklich gelebt. Es ist nicht bloß eine Sage. Wer zur Einheit gelangt, der erkennt auch eines Tages, daß es große geistige Kräfte im Jenseits gibt, die auf uns Einfluß haben. Man lese die mystischen Romane von Mabel Collins: „Das Idyll des weißen Lotus", „Der Pfau", „Flifn" usw. Man lese auch die mystischen Romane Bulwer's „Zanoni", „Das kommende Geschlecht" und meine kleine Schrift „Zarathustra und Christus" (Baumann in Schmiedeberg) und „Eine seltsame Geschichte".

[2]) Seit Ausbruch des Krieges sind sie überfüllt! — Red.

ihm, Vorträge und Diskussionen suchen seine Gestalt zu erklären. Immer neue Bibelübersetzungen erscheinen und die älteren mystischen Schriften werden wieder aufgelegt. Man kommt nicht über Ihn weg.

Aber nicht nur das scheint mir der richtige Weg zum Fortschritt, vielmehr sollte man wie im „finsteren" Mittelalter endlich einmal anfangen das Christentum Christi zu l e b e n. Nicht schöne Worte und Moralpredigten sind am Platze, sondern die Praxis. Wenn der Christusgeist wesentlich in der L i e b e besteht, dann müsste man schon die Kinder zur Ausübung der reinen Liebe erziehen und müsste im öffentlichen Leben nicht Egoismus walten lassen, wenn er auch unter den schönsten Namen wie ‚Patriotismus' segelt, sondern Barmherzigkeit, Herzensgüte und Seelenadel, Feinheit und Ritterlichkeit, Reinheit und Grossmut.

„Ein wahres Wutgeheul des Hasses gegen Jesus Christus ertönt bei allen Nationen; wir müssen zum Ersatz dafür die ganze Erde aufjubeln lassen in Liebe zu Jesus.

Die Feinde Gottes haben sich des Dampfes, der Elektrizität, der Eisenbahnen, der Schiffe usw. bedient, um gleichsam ein Netz des Hasses über das Erdenrund auszuspannen und die Völker in ihre Verschwörung gegen Gott und seinen Gesalbten hineinzuziehen. W i r müssen durch die nämlichen Mittel des Fortschrittes, welche die Völker aneinander nahe gebracht haben, über die Welt ein Netz der Liebe ausdehnen und die Menschen so gefangen nehmen mit den Banden Gottes und zurückführen zu Jesus, der die ganze Erde zu seinem Erbe erhalten hat.

Es handelt sich darum, aus der Erde einen grossen Rauchaltar zu machen, von dem zu gleicher Stunde der Wohlgeruch des nämlichen Glaubens, der nämlichen Liebe, der nämlichen Anbetung zum nämlichen Gott, zum nämlichen Erlöser aufsteigen soll." (Aus einer Abhandlung des Bischofs von Tarbes, Msgr. Schöpfer).

Wer die wirkliche reine übernatürliche L i e b e hat (caritas), der hat den Geist, der vom auferstandenen Christus ausgeht. Es ist dies eine göttliche Kraft, die den Schwachen stark macht und ihn befähigt, seine irdische Schwere, seinen natürlichen Egoismus zu überwinden. Wer aber nicht nach oben sieht, wer nicht lernt die „Gnade", wie sie in zahlreichen Kanälen die Welt durchzieht, zu verstehen, der wird eine Beute böser Wesenheiten, er wird mehr oder weniger „besessen". Der eine wird geplagt vom Dämon seines Ehrgeizes, der andere seines Familiensinnes, der dritte seiner Rasse. Was immer es sein mag, was ungerecht ist, ist Besessenheit oder Teufelsherrschaft. Bei geschlechtlicher Liebe sieht man es am deutlichsten, aber jede Monomanie führt zur Disharmonie. Ordnung kann nur da sein, wo die höhere Liebe ist. Man denke an grosse geistige Epidemien, wie sie sich bei Revolutionen zeigen oder Kriegen: da kann man eine unselige Verblendung bemerken,

die man in friedlichen Zeiten nicht für möglich gehalten hätte. Aber dafür kranken andere (weibliche) Perioden an anderen, vielleicht noch schlimmeren Exzessen: Luxus, Vergnügungssucht, Habsucht usw. —

Die Theosophie unterscheidet zwei feindliche Kräfte im Jenseits, Lucifer und Ahriman, von denen sich die eine mehr an den Kopf, die andere an das Herz wendet; die eine verblendet den Geist des Menschen, dass er nicht mehr klar denken kann und falsche Theorien aufstellt, die andere, dass er falsche Gefühle bekommt, die ihn hartherzig und lieblos machen. Der Mann leidet mehr an der ersten Art, das Weib an der zweiten, aber beide gehen natürlich Hand in Hand.

Wenn man heute die Menschheit überblickt, so sieht man die beiden Kräfte deutlich an der Arbeit. Man wird geistig an die Periode des dreissigjährigen Krieges erinnert, wie sie Ricarda Huch etwa in ihrem monumentalen Roman: „Der grosse Krieg in Deutschland" in 3 mit wundervollen einzelnen Szenen, Skizzen, Bildern und Anekdoten geschriebenen Bänden dargestellt hat. Wie damals ein Sichaustoben auf physischer Ebene stattfand, damit der Acker bestellt werden könnte für eine neue Epoche, so wüten jetzt auf geistigem Gebiete ähnliche Stürme, auf dass das Geistesschiff schliesslich in einen Hafen einlaufen kann. [3])

Besessenheit und Christusgeist, Subjektivismus und Objektivismus, Egoismus und Liebe, Vielheit und Einheit, Urrasse und Edelrasse, Politik und Religion „Wissenschaft" („Monismus") und Glaube (Theosophie), Materialismus und Idealismus, Natur und ist immer Dasselbe. Jede Monomanie stört die Harmonie. Jede Ein-Gnade — einerlei, wie man die Gegensätze ausdrücken will, es

[3]) Nach Angaben der Okkultisten ist das finstere Zeitalter, Kali-Yuga, im Jahre 1899 zu Ende gegangen. Wir leben jetzt demnach tatsächlich in einer Periode des Uebergangs. Beweis sind die ungeheuren Gegensätze, die sich vielleicht noch niemals so feindlich gegenüber gestanden haben. Die einen leugnen direkt die Existenz Christi, entziehen also damit dem Christentum den Boden, die andern geben sich einer engen Kirchlichkeit hin. Die Kirchlichkeit über alles ist vielleicht der größte Hemmschuh der Christusherrschaft. Denn wer irgend etwas über Gott stellt, ist weit von ihm entfernt. Man soll in allen Gegensätzen das Gute sehen: so allein kommt man zur Einheit. Dann streitet man auch nicht mehr. Nur Unwissende streiten. Deshalb soll man alles vorurteilslos studieren, niemals nur Bücher oder Zeitungen einer Richtung lesen. Errichtung einer ganz unabhängigen Hochschule für Erforschung der Wahrheit — etwa in Bayreuth wäre erwünscht [Und wer schafft die dazu nötigen Geldmittel her? — Red.] So lange man konfessionell oder wie immer begrenzt ist, kommt man nicht zur absoluten Wahrheit. Vor allem auch nicht, wenn man nicht seinen Charakter ausbildet. Dies müßte namentlich auf Fortbildungsschulen für Erwachsene gezeigt werden.

seitigkeit führt zum Hass. Man betrachte irgendwelche Erscheinung der Gegenwart: immer wird man bemerken, dass irgend ein Hass zugrunde liegt, ein Vorherrschen zu starken subjektiven Elementen nach irgend einer Richtung hin. Der Gegner hat immer Unrecht, und weil er angeblich schlecht ist, hasst man ihn. Objektiv denkt niemand, weil das kleine Ich immer mehr oder weniger interessiert ist. Was nutzen da alle Friedenskongresse? Wer nicht okkult geschult ist, versteht von Politik nichts. Denn er kann doch nicht wissen, was im Rate der Götter beschlossen ist. Nicht Menschen beherrschen die Welt, sondern jene unsichtbaren Kräfte, die tiefer sehen wie wir und mehr Liebe haben.

Man denke, um nur ein Beispiel anzuführen, an das Vordringen eines Volkes. Wer kann sagen, ob es nicht den Polen vom Schicksal bestimmt ist, sich auf Kosten der Deutschen auszubreiten, wie sie dieses im Mittelalter auf Kosten der Slaven getan haben? oder ob die Dänen in Nordschleswig nicht das Recht haben sollen, sich als Dänen zu fühlen? Wer gegen die Liebe, die sich als fundamentale Gerechtigkeit zeigen muss, kämpft, streitet gegen das Schicksal, das früher oder später doch eintritt.

„Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,
Der muss es selber erbauend vollenden."

Man will internationale Institutionen errichten, um friedlich-schiedlich die Reibungsflächen abzuschleifen. Aber meist kommen doch nur klägliche Kompromisse heraus, so lange die führenden Staatsmänner vielleicht gute Juristen oder Diplomaten sind, aber keine Geisteswissenschaftler. Der heilige Nikolaus von der Flur kam einst aus seiner Klause in Ranft in der Schweiz nach der Tagsatzung von Stans, um Frieden zu stiften — und es gelang ihm. Aber wäre das heute noch möglich? Eine Heilige bewog den Pabst nach Rom zurückzukehren? Würde sie heute Gehör finden? —

Der Christusgeist ist recht schwach geworden, aber der Weltgeist stark. Was soll man tun? Jeder sollte sich zum obersten Gesetze machen, stets das zu tun, von dem er glaubt, dass es seinen geistigen und moralischen Fortschritt und den anderer bewirkt. Wenn er einen persönlichen Vorteil dabei hat, soll er stets dies als eine Warnungstafel ansehen und stutzig werden. Wenn jeder unegoistisch handelt, wird die Welt zu einem Paradies, und wenn man entgegenhält, man käme zu Schaden, wenn andere nicht gleich uneigennützig handeln, so soll man denken: Die Liebe zeigt sich im Opfer.

Der Mann soll stets in erster Linie unpersönlich, streng idealistisch handeln, das Weib ebenfalls möglichst unpersönlich, ohne Unterschiede zu machen. Christus hat gesagt: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der

ist meiner nicht wert. Aber heute herrscht leider überall Familiensimpelei, Vetternpolitik und Nepotenherrschaft, Chauvinismus, Strebertum und Herrschsucht. Demütig will niemand mehr sein. Und doch betont Christus beständig die Demut. Man sollte den Kindern, namentlich den Mädchen, von frühester Jugend an systematisch die Demut und Bescheidenheit beibringen. Eine Frau kann gar nicht demütig genug sein. Sie braucht weder französisch noch englisch sprechen, weder Tennis spielen noch Berge klettern zu können, aber zu den Armen und Kranken soll sie gehen und jedem Menschen Sympathie zeigen und zu helfen suchen. Sie soll, wie gesagt, völlig unpersönlich dienen, ohne Rücksicht auf Lohn, Dank oder irgend einen Vorteil — nur aus reiner Liebe, aus reinem Mitleid. Das ist Christusgeist.

P. Maunoir, ein Jesuit des 17. Jahrhunderts in der Bretagne, hat folgende Aufzeichnung hinterlassen, die zeigt, wie ein frommer Mann die Losschälung von irdischen Dingen und die Übung der Tugend versteht:

„Mit den Erleuchtungen und den Gnaden, die ich von oben bekomme, werde ich die Menschen betrachten als Kinder Gottes, als seine Freunde und seine Ebenbilder und als den Preis des Blutes unseres Herrn Jesus Christus. So will ich denn aus diesen Erwägungen alle lieben; aber ich will besonders diejenigen lieben, zu denen ich weniger Zuneigung empfinden werde, wie da sind die verlassensten Armen, die gewöhnlichen und die in sich selbst oder durch ihre Beschäftigungen verachteten Leute, die Fremden, die Wilden, die Leute mit schlechtem Humor, die verschlagenen Herzen, die Undankbaren, diejenigen welche mir Böses zufügen werden oder zufügen wollen, und ich hoffe, daß ich niemals gegen diese Regel der vollkommenen Liebe Heuchler werde.

Die niedrigen und eigennützigen oder rein natürlichen Rücksichten sollen nicht der Beweggrund meiner Liebe sein. Ich will durchaus nicht den Nächsten lieben, weil er mir Gutes getan hat, weil er aus meinem Lande, aus meiner Bekanntschaft, Verwandtschaft ist, weil er mich beschützt, mich ehrt, mich liebt, weil er hübsch ist, weil er Höflichkeit, hohe Herkunft, Reichtum, Ansehen, Wissenschaft, Anstand, Anmut, Geist, heiteres Wesen und andere ähnliche Eigenschaften besitzt, die man in der Welt liebt, sondern meine Liebe zum Nächsten soll immer auf Gott gegründet sein und sich auf seine größere Ehre beziehen . . . .

Die Liebe, die ich für den Nächsten habe, soll über das Grab hinausgehen, ich will für die armen Seelen im Fegefeuer beten, ich will ihnen alle Erleichterung zukommen lassen, wie ich nur kann; dies soll auch eine meiner besonderen Andachten sein. Da ich nichts anderes wünsche, als nur das Wohlgefallen Gottes, so werde ich durch dieses erreichen, was ich wünsche; denn das heisst Gott Freude machen, wenn man den Seelen zu Hilfe kommt,

die er liebt. Da Gott alle Menschen retten will, so werde ich alle meine Kräfte anstrengen, um zu verhindern, dass eine verloren gehe, wenigstens nicht durch meine Schuld. Es gibt keine Nachtwachen, keine Arbeiten, keine Gefahren, keine schlechte Behandlung, denen ich mich nicht aussetzen werde, um Seelen zu retten. Glücklich, wenn ich hierfür alle Augenblicke meines Lebens verwenden kann, und ich möchte für eine so gute Sache mein Blut vergiessen bis zum letzten Tropfen."

Ich entnehme diese Stelle einem Aufsatze der im 56. Jahrgange stehenden, mehr als 50 000 Abonennten zählenden, also am meisten gelesenen religiösen Zeitschrift deutscher Zunge, der vortrefflichen Monatsschrift „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu", Innsbruck, Rauch, Juni 1914. —

Man findet immer, dass Menschen noch gar keinen Unterschied machen können zwischen natürlicher und übernatürlicher Liebe, zwischen Natur und Gnade. Der wahre Fortschritt besteht aber darin, dass man „ausgeht aus aller Kreatur" — wie die Mystiker des Mittelalters sagten — dass man „Christus anzieht", wie Paulus sagt, d. h. Selbstverleugnung übt. Der Christusgeist bildet sich dann wie ein kleiner Kern im höheren Teile des Ichs und gewinnt immer mehr Boden, wenn man nicht aufhört, sich übernatürlich anzustrengen.

Man sollte einen Internationalen Liebesbund gründen, dessen Mitglieder sich zur Pflicht machen, die reine Liebe zu lernen, zu pflegen und zu verbreiten. Man könnte Liebesschulen errichten, wo Anweisungen gegeben werden sollen, christlichen höheren Samariterdienst zu leisten. Man könnte eigene Liebesakademien gründen, auf denen das Wesen der Liebe studiert und vorgetragen würde. Wenn die Liebe die höchste Macht auf Erden ist, dann ist es doch näherliegend, über sie Vorträge zu hören, als meist so dürftige Weisheit, die auf unseren Hochschulen vorgeführt zu werden pflegt, mit der man doch nicht einmal einen Hund hinter dem Ofen herverlocken kann. Wir brauchen keine theoretischen Schauredner, sondern Schöntuer, d. h. Christen.

Der Weltgeist zeigt sich in allen. Er will stets das kleinere Ich zur Geltung bringen und kämpft daher gegen alles, was er heraufziehen will, vor allem gegen alle kirchliche Institutionen und alles was konservativ ist. Schöne Namen, wie Liberalismus" verzieren das Unrecht, Verleumdung ist beliebtes Kampfmittel, „Bildung", „Zeitgeist", „Toleranz", „Freiheit" werden dafür ins Feld geführt. Aber in Wahrheit führt der Weltgeist zur größten Tyrannei und zur Unterdrückung, zur Unfreiheit und Verknöcherung.

Die „Kinder des Lichts" sollen sich von den „Weltkindern" scheiden und dahin kämpfen, dass ihre reineren Ideale

zur Geltung kommen. Wenn einer die Wahl hat, einem andern nachzugeben und dabei dessen niederes Ich vielleicht zu verletzen, so mag er dies rücksichtslos tun: er handelt als Christ, wenn er nicht nachgibt, sondern seinem höheren Gesichtspunkt folgt. Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen. Man darf selbst pedantisch sein in solchen Dingen, damit die Weltkinder merken, dass sie nicht allein auf der Welt sind. Die ersten Christen haben auch nicht den Göttern oder dem Kaiser geopfert. Man muss wählen, zwischen „gut" und „besser", zwischen Gott und Belial.

Aber eine reinliche Scheidung muss allmählich stattfinden. „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert", hat der Herr gesagt. Es sollen sich „Christus-Einungen" bilden, d. h. freie Vereinigungen von Christusanhängern, die es sich zur Aufgabe machen, den Christusgeist zu studieren und nach der gewonnenen Erkenntnis zu leben. Ist Christus wirklich das treibende Element in der Weltgeschichte, ist er wirklich der Erlöser, der Weltenheiland, dann muss man dies auch anerkennen; dann basiert allerdings das Glück der Gesellschaft auf ihm und der Fortschritt ist nur denkbar im Hinblick auf seine messianische Tätigkeit, die seit den Tagen seiner Himmelfahrt langsam in die Gemüter eindringt, die die Kunst überschattet, die die Politik zu lenken sucht, die die Erziehung verbessert, das Strafsystem reformiert und die Wahrheit zu erkennen gibt.

Es ist nur ein Geist, aber seine Äusserungen sind verschieden. Aber nach Einheit strebt zuletzt alles. Der Christusgeist zeigt sich darin, dass man mehr und mehr in allen eine Einheit sieht, oder persönlich ausgedrückt — Gott. Man dringt nicht zur Gottheit vor ohne die Idee gesehen und ohne die Liebe gelernt zu haben. Man kann nicht zur Einheit gelangen, so lange man kleinlich denkt und kleinlich handelt. Der Weltgeist mag auf einer niederen Kulturstufe seine Berechtigung gehabt haben und da vielleicht ein Fortschritt gewesen sein, aber von dem Momente an, wo man ein höheres Ideal sieht, soll man diesem folgen.

Wir haben Weisheit in uns aufgenommen, der Kopf ist voll davon; aber das Herz hat sich nach oben verschlossen und das bischen Liebe, das vorhanden zu sein pflegt, wird ausgegeben für persönliche Zwecke, nicht für rein geistige, übersinnliche, religiöse. Unter Liebe versteht man Geschlechtsliebe. Die Christusliebe ist etwas Anderes. Die Geschlechtsliebe führt nur zu oft zu Hass, wenn sie nicht übergeht in eine höhere, in Freundschaft.[4])

---

[4]) Es ist wahrhaft kläglich, zu sehen, wie weibliche Unverschämtheit beständig im Steigen begriffen ist und kein Mann mehr den sittlichen Mut hat, diesem Suffragettentum energisch ent-

Der Christusgeist wird trotz allem allmählich in uns eingehen. Der „Sohn" belebt die inneren Körper und durch sie das Blut. Dieses verändert sich augenscheinlich seinem Gehalte nach, weshalb ja auch die Gebeine der Heiligen eine magische Wirkung ausüben und wohlriechend geworden sind. Die Seele sitzt nach altem Glauben im Blute, weil dies so zusammengesetzt ist, wie diese beschaffen ist. Wenn schon edle Rassen feineres Blut haben als niedere, wie viel mehr hat ein Heiliger reines Blut! Das Herz aber ist offenbar der künftige Sitz Christi, weil es das Organ der Liebe ist, wie die Stelle zwischen den Augenbrauen der Sitz Brahmas (des Vaters) sein würde, die Zirbeldrüse die Stelle, wo der heilige Geist sein Zentrum hat. Diese drei Stellen sind unter sich verbunden und werden durch dasselbe heilige Blut ernährt. Auf diese Weise ist der Mensch nicht mehr vom „Fürsten dieser Welt" besessen, sondern vom „göttlichen Bräutigam." Die Einheit ist dann wirklich hergestellt. Derselbe Christus, der durch mich hindurchgeht, erleuchtet die anderen Menschen und wenn ich mir vorstelle, dass später einmal das letzte Wort erfüllt sein wird, kann ich mir auch heute schon alle Menschen als Glieder Christi vorstellen.

Wenn alle Menschen versuchen würden, sich anzusehen und zu behandeln wie Brüder und Schwestern, wäre der Geist Christi durchgedrungen. Denn die Einheit verlangt, dass man das gute Prinzip, Gott, in allem sieht. Das wussten schon die Inder. Die Philosophie der Vedanta predigt die Einheit. Sie ist uns willkommen. Sie ist Christusgeist. Die Weisheit der Inder muss verschmelzen mit der überirdischen Liebe, die Kraft des Kopfes mit der Macht des Herzens: Dann herrscht der Logos in uns und Einheit der Menschen in der Gottheit. Dann durchdringt der Christusgeist die Welt, dass sie vergöttlicht wird, nach-

---

gegenzutreten, weil der Mann mehr als je im Banne der Geschlechtlichkeit ist. Ueberall Hochmut — von dem kindischen Schwatzen, das doch nur der Selbstüberschätzung sein Dasein verdankt, bis zum Größenwahn. In meiner Jugend wußte man bei uns noch nichts von „gnädigen" Frauen und Fräuleins, von Handkuß und allen den schönen Errungenschaften des „dreißigjährigen Kriegs" mit seiner geistigen Umnachtung. Letztere zeigt sich (ähnlich wie damals beim Hexenwahn) in einer wahrhaft lächerlichen Ueberschätzung des weiblichen Geschlechts, das angeblich unterdrückt ist. Noch keine wahrhaft demütige Frau hat je über Unterdrückung geklagt, wenn sie ihre Pflicht tun mußte. „Dienen lerne bei Zeiten das Weib!" hat selbst Goethe gesagt, der immer fälschlich als der Herold der Frauenverehrung hingestellt wird. Er wäre im Gegenteil entsetzt, wenn er die heutige Weiberherrschaft sehen könnte, die in völligem Gegensatze steht zur Bestimmung der Frau. Sie soll eine Heilige sein, die durch Liebe, Mitgefühl, Geduld, Ausdauer und Opfersinn beglückt, und soll Gott mehr lieben, als ihre Angehörigen, sie soll übernatürlich gut sein.

dem die alte Schlange in den Abgrund geschleudert worden ist. Dann ist wieder: ein Geist, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott.

Die Psychologie des Hellsehers Ludwig H.

Von E. W. Dobberkau, Kötzschenbroda.

Die Tatsächlichkeit des Hellsehens ist von so vielen Forschern und bei so vielen einwandfreien Hellsehern erwiesen worden, daß nur die Unwissenheit an ihr zweifeln kann. Daß jeder einzelne Forscher sie zu erforschen sich bemüht, sobald er dazu Gelegenheit findet, ist eine selbstverständliche Pflicht.

Der große Wert der Arbeit von Prof. Dr. Max Schottelius im Kosmos-Beiblatt für Psychologie vom Dezember 1913 beruht für uns vor allem in der psychologischen Einsicht in das Rätsel des Hellsehens, die sie uns bietet. Sie ist hier [1]) nicht genügend zur Darstellung gekommen, weshalb ich sie in seinen Worten folgen lasse.

„Nachdem der Versuch mit positivem Erfolg ausgefallen war, setzte sich H., der etwas angegriffen aussah, wie erschöpft auf den neben meinem Schreibtisch stehenden Sessel. Er erholte sich aber bald und konnte mir über die Art seines „Hellsehens" Rede und Antwort stehen. Ich fragte zunächst, wie er das in den Zetteln geschrieben sehe? — „So wie die Zettel jetzt hier liegen!" — Die Zettel lagen geöffnet vor mir auf dem Schreibtisch — —

Er sieht die Schrift hell — aber nicht leuchtend — auf dunklem Hintergrunde, zuweilen mit, zuweilen ohne deutliche Abgrenzung der Form, die die Papierstücke haben. Er „sieht" weniger die Zettel, sondern mehr die Schrift, und zwar in der Originalgröße, wie sie geschrieben ist. Ob räumlich in weiter Entfernung oder nahe vor Augen, kann er nicht entscheiden. — „Ich sehe die Schrift so, als wenn ich den Zettel hier lese!" — Er sprach dabei auch immer von einem „Kreis"! — Er meint offenbar eine kreisförmige dunkle Fläche, deren Abgrenzung gegen eine graue Umgebung nicht scharf ist. In dieser kreisförmigen Fläche sieht er die Schriftzüge der Zettel heller, als den dunklen Untergrund des Kreises, so hell, daß er die Schriftzeichen, Zahlen usw. gut lesen kann. Wenn er bei Stimmung ist, körperlich sich wohl fühlt, mit Personen „arbeitet", die ihm sympathisch sind, dann ist das Lesen leicht und wenig anstrengend, die Schrift sehr hell und deutlich.

Wenn er abgespannt ist, schlecht geschlafen hat, mit mißtrauischen, mürrischen Personen „arbeiten" muß, dann wird es ihm schwer, zuweilen sogar ganz unmöglich, den Inhalt der

---

[1]) S. Febr.-Heft 1914, S. 81 ff. — Red.

Zettel zu lesen. Ein Mittel, in manchen solchen Fällen dennoch „hellzusehen", besteht darin, daß er einen der zusammengefalteten Zettel kurze Zeit gegen seine Stirne drückt. Dann kann er oft auch unter ungünstigen Bedingungen alle Zettel lesen; nicht nur den einen, den er gegen die Stirne gedrückt hat, sondern auch weitere von der gleichen Person geschriebene.

Nach einem Versuch ist H. längere Zeit abgespannt, schläft gewöhnlich die folgende Nacht schlecht und muß einige Tage mit seiner „Arbeit aussetzen. — — —

Bei anstrengenden Worten wurde er blaß und kam ein leichtes Beben. — — —

Fassen wir das Ergebnis des vorliegenden Berichtes zusammen, so ist festgestellt, daß ein Mensch den Inhalt vielfach zusammengefalteter Zettel lesen konnte, ohne daß er mit seinen körperlichen Augen die zusammengefalteten, in fest verschlossener Hand des Beobachters gehaltenen Zettel sah. Der ihm unbekannte Inhalt der Zettel war ihm sogar — seinem Bildungsgange entsprechend — vielfach dem Sinne nach unverständlich: mathematische Formeln, fremde Sprachen.

Diese mit unseren heutigen Mitteln unerklärliche Tatsache ist festgestellt durch ärztliche Sachverständige auf Grund ihrer unter Eid vor Gericht gemachten Aussagungen, durch eine Anzahl einwandfreier, glaubwürdiger Personen auf Grund ihrer schriftlich gemachten Mitteilungen und durch meine eigenen mit dem merkwürdigen Menschen angestellten Versuche.

Wenn wir auch mit unseren heutigen Methoden das Phänomen nicht erklären können, so ist doch zu erwarten, daß es dereinst der wissenschaftlichen Forschung gelingen wird, den Zusammenhang dieser optisch-psychologischen Eigenschaft mit bekannten Naturgesetzen herzustellen."

Soweit Prof. Schottelius.

Ich betone ausdrücklich, daß der Okkultismus bisher ebenfalls das Hellsehen nicht erklären konnte. Auch meine eigenen vieljährigen Erfahrungen als Hellseher haben mich zu keiner klaren Einsicht in das Wesen des Hellsehens geführt. Du Prel sagt: „Die Hellsehenden sind Leute, welche die für den normalen Menschen dunklen Gegenstände hell sehen. Ätherschwingungen durchdringen aber auch feste Körper; also kann das Hellsehen sowohl bei geschlossenen Augenlidern stattfinden, als auch bei verdecktem Objekt."

Freiherr von Reichenbach erklärt das Hellsehen aus der Empfänglichkeit für Odstrahlen, du Prel für Ätherschwingungen.

Meine eigene Empfindung war im Augenblicke des Hellsehens immer die, als wenn in der Mitte meines Vorder-Gehirns, in der Scheitelgegend, sich ein Auge befinde, mit dem ich jene Ge-

stalten und Szenen sah, die als wirkliche Hellgesichte von den Zeugen festgestellt wurden.

Meine körperlichen Augen waren hierbei ganz unbeteiligt; es war ein rein inneres Schauen mit ganz anderer Blickrichtung und eigenem Blickfelde. Ich nahm in ihm nur die betr. Gestalten und Szenen wahr, alles weitere war einfach nicht vorhanden.

Das ist meine rein persönliche Erfahrung, die aber noch keine wirkliche Erklärung des Hellsehens bietet, höchstens Prof. W. Crookes Recht gibt, der in unserem Gehirne „ein dem Branly'schen Kohärer entsprechenden Nervenkohärer annimmt, dessen besondere Funktion es ist, Eindrücke zu empfangen, die ihm durch aufeinanderfolgende Ätherwellen von geeigneter Größenordnung von außen zugingen" (s. seine Eröffnungsrede im September 1898 der Jahresversammlung der „British-Association").

Ueber einige Sittengesetze.

Von Dr. Th. H. (Berlin).[1])

Das Sittengesetz, losgelöst von allen individuellen Rücksichten, gibt allein in allen Fällen die Entscheidung darüber, was gut oder böse, was gerecht oder ungerecht ist, und es verlangt bedingungslose Unterwerfung unter sein Urteil. Nicht ungerächt wird dieser Grundsatz des kategorischen Imperativs beiseite geschoben.

Die Begründung für die Moral finden wir in Gott, dem obersten Gesetzgeber, der uns moralisches Gefühl und Vernunft gegeben hat, vermittels deren wir die Sittengesetze erkennen. Man wird von uns nicht verlangen, zunächst die Existenz Gottes zu beweisen; wer Gott nicht im Herzen hat, den kann auch der beste Beweis nichts nützen; denn immer wird er sich wegen seines Gegensatzes zu Gott von ihm abgestoßen fühlen. Nur demjenigen, der sittlich-guten Willens ist, kann Gott etwas bedeuten.

Übertritt nun jemand die Sittengesetze, so setzt er sich zwar in Gegensatz mit dem Wollen Gottes, aber von einer Beleidigung Gottes kann keine Rede sein, Gott, als das vollkommenste Gut, ist über jede Beleidigung erhaben und bedarf keiner Sühne oder Hölle. Die Abkehr von Gott birgt in sich Strafe genug, indem der Sünder sich mit Gott entzweit, in welchem er allein Ruhe und Zufriedenheit finden kann.

---

[1]) Wir bringen diesen Nachtrag des (leider nicht genannt sein wollenden) Herrn Verfassers zu seiner „Kritischen Studie über die Willensfreiheit und das Schicksal der Seele" (vergl. Januar-Heft 1914, S. 41, sowie die Entgegnung hierauf: „Christentum und Willensfreiheit", April-Heft S. 224) zum Abdruck, obschon wir ihm weder in allen Einzelheiten hinsichtlich der hier angeregten Fragen, noch seiner positivistischen Methode der Behandlung ethischer Probleme ohne weiteres beipflichten können. — Red.

Zu den Vorbedingungen des sittlichen Handelns gehört ein guter Charakter, die Beseitigung aller schlechten Motive, soweit es eben möglich ist, und die tatkräftige Beförderung der Mittel und Wege für die allgemeine Durchführung der Idee des Sittlichen.

Die „Moral“ bedarf freilich einer Berichtigung und Klarstellung in mehreren Punkten. An erster Stelle wollen wir die Frage aufwerfen, ob es auch Pflichten gegen Gott gibt, wie Beten oder Glauben. In dem Sinne, wie es bislang häufig der Fall ist, kann davon keine Rede sein. Gott, als das vollkommenste Gut, bedarf unser nicht. Aus natürlichen Ursachen folgt, daß ein Mensch, der sich zu Gott hingezogen fühlt, auch betet, sich gegen ihn dankbar zeigt und ihm kindliches Vertrauen entgegenbringt. Hat der Mensch aber keine gute Gesinnung, so ist Beten leeres Gerede. Einen bestimmten Glauben unter Anwendung von Drohungen zu fordern, führt nur zu oft zur Heuchelei und zum Fanatismus.

Im Anschlusse hieran seien noch einige Bemerkungen gestattet. Jeder muß die Freiheit haben, sich nach eigenem Entschlusse für einen Glauben entscheiden zu können, darauf hat das Individuum volles Recht. Hat jemand eine Überzeugung, die mit der Moral und dem Wissen übereinstimmt, gewonnen, so hat niemand die Befugnis, ihm diese streitig zu machen. Hat sich nun eine Gemeinschaft von Personen gleicher, freier Überzeugung gebildet, so schließt sie notwendig die Überzeugung anderer für sich aus, ohne damit dem freien Überzeugungsrechte jener nahezutreten. Eine solche Gemeinschaft darf auch nicht durch Drohungen die Freiheit ihrer Anhänger tyrannisieren wollen, oder durch innere Gesetzgebung eine Scheidewand zwischen ihnen und den Anhängern eines andern Glaubens errichten, die Anlaß zum Bösen werden kann. Vielfach scheint man nicht zu wissen, daß Fanatismus absolut böse ist und schon zu den blutigsten Katastrophen geführt hat. Wenn also Überzeugungsfreiheit herrschen soll, so ist damit nicht gesagt, daß jeder Glaube Berechtigung hätte; nur der kann vielmehr Anspruch auf Gültigkeit machen, der in der Vernunft und Moral seine volle Begründung findet, und das kann nur Einer sein. Unbedingte, allgemeine Gültigkeit hat die sicher erkannte Moral. Wer sie nicht anerkennt, für den kann es nur Gewalt geben. Diesem geschieht aber kein Unrecht, wenn er selbst Gewalt erleidet und gezwungen sich der Moral fügen muß. Jedoch darf der Zwang nicht zur Verletzung der Moral führen.

Eine ausführliche Erörterung bedarf das sexuelle Problem. In erster Linie ist alles zu entfernen, was irgendwie zur Unzucht führen kann. Die Erziehung muß bestrebt sein, eine schamhafte Gesinnung in der Jugend zu erwecken. Durch angemessene Beschäftigung muß man ihren Körper kräftigen und abhärten. Am Alkoholgenuß und Rauchen muß sie gehindert werden. Das Essen darf nicht zu reichlich für sie sein und nicht solche Stoffe ent-

halten, die aufregen. Was den Körper betrifft, so gibt wohl besser der Arzt Vorschriften, um den Menschen vor dem Laster der Unzucht zu bewahren. Stetige Beaufsichtigung der Jugend ist notwendig. In sexuellen Dingen muß sie rechtzeitig aufgeklärt und angeleitet werden, hierüber anständig zu denken. In der Natur gibt es nichts, was schon an sich unsittlich wäre. Wer am natürlichen Nackten und an der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes Anstoß nimmt, ist verkehrt erzogen; wer sie in den Schmutz zieht, ist in seiner Gesinnung verdorben. Aus der schlechten Gesinnung heraus kann beides unsittlich werden, sie allein ist allemal der Grund für das Unsittliche, das natürliche Dinge an sich haben sollen.

Es muß den Staatsbürgern die Möglichkeit gegeben sein, rechtzeitig eine Ehe schließen zu können. Die Ehe ist eine freiwillig geschlossene Gemeinschaft gegenseitiger Treue zum Zwecke der Fortpflanzung des Menschengeschlechtes, und zugleich zur Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung. Der geschlechtliche Verkehr ist daher von diesem höheren Standpunkt aus, wegen der sonst erfolgenden sittlichen Anarchie, die den Bestand der Gesellschaft gefährdet, streng genommen nur in der Ehe gestattet. Die Ehe ist in erster Linie zur Fortpflanzung des Menschengeschlechtes da. Nun steht ohne Zweifel fest, daß das Kind das vollste Recht auf körperliche und geistige Gesundheit hat. Körperliche und geistige Gesundheit der Kinder ist die Vorbedingung für die Erfüllung des irdischen Zweckes in beruflicher und moralischer Hinsicht. Es kann auch nicht Gottes Wille sein, daß wir körperlich und geistig kranke Kinder ins Leben rufen sollen; denn das widerspricht dem richtigen Gottesbegriffe. Absichtlich kann Gott das körperliche und moralische Übel nicht wollen, wohl aber es zulassen, um uns dadurch zu erziehen und die Aufgabe zu stellen, es zu überwinden. „Vor die Tugend setzten die unsterblichen Götter den Schweiß“, sagt der Dichter Hesiod.

Alle Übel müssen sich fortschaffen lassen. An den meisten körperlichen Übeln sind wir wohl selbst schuld, indem unsere Lebensweise widernatürlich, die Sorge um unser Wohlergehen zu nachlässig ist. Den Tod kann man nicht als Übel betrachten, denn er ist die Vorbedingung zu einem neuen Leben. Für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes folgt aus dem Vorhergehenden, daß sie nur dann gestattet ist, wenn Gewißheit vorhanden ist, daß das Kind körperlich und geistig gesund geboren wird, widrigenfalls sie moralisch verboten erscheint, weil sie ein Verbrechen an dem Leben des Kindes ist. Hier vor allem sind ärztliche Vorschriften nötig, und es ist Pflicht, jedem die erforderliche Aufklärung darüber zu geben, wie er sich zu verhalten hat.

Es ist in sich einleuchtend, daß der eheliche Verkehr zum Zwecke der Fortpflanzung des Menschengeschlechts erlaubt ist;

ist er aber auch dann noch gestattet, wenn sein Zweck erfüllt ist, der also der Fortpflanzung nicht mehr dient? Folgende Gründe mögen darüber entscheiden. Wäre die Ehe nur der Fortpflanzung wegen da, so ist ohne weiteres klar, daß der eheliche Verkehr nur mit Rücksicht hierauf gestattet sein könnte, und ist dieser Zweck erfüllt, so wäre er unsittlich. Dann müßte man auch zugeben, daß der Geschlechtstrieb und der geschlechtliche Verkehr an sich böse und nur wegen des Zweckes der Fortpflanzung als elender Notbehelf erlaubt sei. Gegen diese Ansicht spricht aber Folgendes: Wir gehen dabei von dem Satze aus, den jeder, der an Gott glaubt, zugeben muß, daß es nämlich nichts in der Natur gibt, was an sich unsittlich ist. Denn nehme ich an, daß etwas unsittlich sei, so muß ich notgedrungen zugestehen, daß Gott Unsittliches geschaffen habe, was aber dem Gottesbegriffe widerstreitet.[2]) Der Geschlechtstrieb und der geschlechtliche Verkehr ist etwas Natürliches, folglich ist er auch an sich nicht unsittlich. Letzterer kann aber unsittlich werden, sobald er mißbraucht und widernatürlich wird. Eben damit kein Mißbrauch stattfindet, ist er richtigerweise in der Ehe gestattet. Der Geschlechtstrieb ist auch nicht so beschaffen, daß er nur zur Fortpflanzung dienen sollte, man müßte dann der Natur Unzweckmäßigkeit und die Beschuldigung vorwerfen, daß sie den Menschen quälen wolle. Zu diesen Gründen kommen noch moralische. Wäre der geschlechtliche Verkehr nur mit Rücksicht auf die Fortpflanzung erlaubt, so würden leicht die Grenzen der sittlichen Ordnung durchbrochen werden, Widernatürlichkeit kann ja überall entstehen. Folglich ist der geschlechtliche Verkehr in der Ehe auch dann erlaubt, wenn er der Fortpflanzung nicht dient.—Weiter ist die Frage zu beantworten, ob aus wichtigen Gründen die Verhütung einer Empfängnis gestattet sein kann, um dann den ehelichen Verkehr wegen sittlicher Rücksichten zu erlauben. Zunächst ist dem Einwurfe zu begegnen, daß die Verhütung einer Empfängnis aus wichtigen Gründen unnatürlich sei. An und für sich sagt der Geschlechtstrieb nichts Bestimmtes über die Fortpflanzung aus; nur so viel können wir aus ihm entnehmen, daß er dazu dienen soll. Hemmt man aus wichtigen Gründen die natürliche Folge des geschlechtlichen Verkehrs, so ist das keineswegs schon unnatürlich, sonst wäre es auch unnatürlich einen Fluß abzuleiten, seinen sinnlichen Trieben nicht zu folgen, seinem Hasse gegen seinen Feind keinen freien Lauf zu lassen, seinen Hang zum Stehlen zu hemmen. (Schluß folgt).

---

[2]) Das nennt man in der Logik einen „circulus vitiosus"! Zuerst müßte doch bewiesen werden, daß ein so gedachtes allerhöchstes Wesen vorhanden ist. — Red.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Bulwer und der Okkultismus.

Von Dr. med. Franz Freudenberg (Bonn).

Seinem historischen Roman: „Harald", der neben „Zanoni" wohl das meiste Interesse für den Okkultisten bietet, soweit die Bulwer'schen Romane hierauf Anspruch erheben dürfen, fügt Sir Bulwer einige Notizen hinzu, die an dieser Stelle wiederzufinden vielleicht dem einen oder dem anderen Leser nicht unlieb sein dürfte:

I. Die Fylgia oder der Schutzgeist. Dieser liebliche Aberglaube in der skandinavischen Religion ist um so bemerkenswerter, als er im Glauben der eigentlichen Teutonen nicht vorkommt, und mit dem guten Engel oder Schutzgeist der Perser enge zusammenhängt. Er bildet deshalb einen Beweis für die asiatische Abstammung der Nordmänner.

Die Fylgia (begleitender Geist) wurde immer als weibliches Wesen dargestellt. Ihr Einfluß war nicht durchaus günstig, wiewohl letzteres ihr Hauptmerkmal ausmacht. Wurde sie vernachlässigt, so war sie der Rache fähig, zeigte aber die ganze Hingabe ihres Geschlechts, wenn sie geziemend behandelt wurde. Grenville Pigott in seinem neuen Handbuch der skandinavischen Mythologie erzählt eine interessante Legende in betreff einer dieser übernatürlichen Damen:

„Ein skandinavischer Krieger, Halfred Vandrädakald, hatte den christlichen Glauben angenommen. Als er nun von einer, wie er glaubte, tötlichen Krankheit befallen wurde, fürchtete er natürlich, ein Geist, der ihn durch sein heidnisches Leben begleitet, dürfe ihm nicht in jene andere Welt folgen, wo dessen Gesellschaft ihn in verdrießliche Geschichten verwickeln könnte. Die hartnäckige Fylgia wandelte gleichwohl in Gestalt eines schönen Mädchens auf den Wogen der See hinter seinem Wickingerschiff her und kam so nahe, daß die ganze Schiffsmannschaft sie erblickte. Halfred, seine Fylgia erkennend, sagte ihr mit dürren Worten, daß ihre Verbindung für immer ein Ende habe. Die verlassene Fylgia besaß aber auch ihren Stolz und fragte nun Thorold, ob er sie nehmen wolle. Dieser war ungalant genug, sie auszuschlagen. Halfred der Jüngere aber sagte: „Mädchen, ich will dich nehmen."

In den verschiedenen Nordlandssagen gibt es verschiedene Anekdoten über diese Geister, welche immer reizend erscheinen, weil sie ihren weniger irdischen Attributen stets etwas vom Charak-

ter des Weibes beimischen. Die in ihrem Dasein verkörperte Poesie ist von sanfterem, menschlicherem Charakter, als er sonst in den strengen, riesigen Dämonen der skandinavischen Mythologie ersichtlich ist.

(Es ist wohl zu beachten, daß der persische Feruer vollkommen geschlechtslos ist. — Fr.).

II. Salben, wie die Hexen sie gebrauchten. Lord Baco, wenn er von den bei den Hexen gebräuchlichen Salben spricht, stellt die Vermutung auf, daß diese die Ausdünstung hemmten und nach dem Kopfe trieben, wodurch Krämpfe und Visionen veranlaßt würden. Es scheint, daß alle Hexen, welche den Hexensabbath besuchten, diese Salben anwendeten, und es liegt etwas sehr Auffallendes in dem Umstand, daß ihre Zeugnisse über die Szenen, die sie nicht mit dem Körper (den sie hinter sich ließen), wohl aber mit der Seele wahrgenommen zu haben erklärten, ganz mit einander übereinstimmen, wie wenn dieselben Salben und Zaubermittel ziemlich ähnliche Träume veranlaßt hätten. Für die Anhänger des Magnetismus muß ich noch beifügen, daß nur von Wenigen beobachtet wurde, bis zu welchem Grade der Somnambulismus durch gewisse chemische Mittel gesteigert zu werden scheint. Und wer etwa nicht an dieses Agens glaubt, dagegen mit jenen, jetzt vernachlässigten Spezereien, denen die Arzneikunde des Mittelalters eigentümliche Kräfte zuschrieb, schon früher experimentiert hat, wird wohl die mächtige und sozusagen systematische Wirkung nicht abläugnen wollen, welche gewisse Stoffe auf die Einbildungskraft sehr erregbarer Nervenkranker äußern.

Kurze Notizen.

a) Die klugen Pferde von Elberfeld leben noch! Was in diesem Weltkrieg alles in der Tagespresse zusammengelogen wird, ist in der Tat erstaunlich. Auch der sonst als zuverlässig geltende Verfasser der dreibändigen „Geschichte des Spiritismus“, Caesar Baudi, Ritter von Vesme, scheint mit der von uns im vorigen Heft (S. 89, K. Not. **b)** abgedruckten Nachricht grob angeschwindelt worden zu sein. Wir erhielten (dat. Elberfeld, Roonstr. 54, 6. Febr. 1915) folgende sehr erfreuliche Mitteilung:

„Sehr verehrter Herr Professor! Herzlichen Dank für Ihre teilnehmenden Worte. Glücklicherweise trifft die Nachricht aber nicht zu. Ich habe Herrn Dobberkau auf Wunsch Näheres geschrieben, und wird er wahrscheinlich eine Berichtigung für die „Psychischen Studien“ bringen. Allerdings habe ich meine Versuche aufgeben müssen. Die Anforderungen nach jeder Richtung hin waren zu große, und ich habe, trotz verschiedener Aufrufe,

auf jede tätige Mithilfe verzichten müssen; für den einzelnen ist somit die Last zu schwer geworden. Mit freundlichen Grüßen verbleibe ich Ihr ergebener Karl Krall." Auf beigelegter Postkarte führt der um die Tierpsychologie so verdiente Besitzer die beiden, höchst intelligent ausschauenden Pferde vor, mit dem Beisatz: „Muhamed und Zarif lassen grüßen!" Mit aufrichtigem Glückwunsch verbinden wir die Hoffnung, daß nach Beendigung des Krieges die wissenschaftliche Erforschung des Seelenlebens dieser ungewöhnlich begabten Tiere wieder aufgenommen und durch Zuführung der erforderlichen Mittel durchgeführt werden kann.

Herr Dobberkau selbst schreibt uns:

„Als Verehrer und Schüler A. E. Brehm's habe ich das Problem der denkenden Pferde begreiflicherweise mit großem Interesse studiert und als der Krieg ausbrach, war meine erste Sorge: Was wird mit den Pferden Krall's werden? Ich erkundigte mich deshalb sofort bei dem hochverdienten Erzieher der Pferde nach ihrem Schicksal, und er schrieb mir: „Der Stall ist aufgelöst, die Pferde sind in guter Hand. Ich konnte die Sache, wegen der großen Kosten, jetzt nicht mehr machen, da sich alle Luxusgeschäfte in einer schlimmen Lage befinden." Da kam die Notiz über den Tod der Pferde. Ich teilte sie sofort Herrn Krall mit, und bat um Auskunft. Ich erhielt von ihm einen ausführlichen Brief, aus dem ich folgendes mitteilen möchte, da es von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Herr Krall hat viel Schwierigkeiten gehabt, die Pferde unterzubringen. In betreff der drei anderen Pferde beginnen diese Schwierigkeiten auf's neue. Er konnte niemand finden, der auch nur das geringste Opfer zu bringen bereit wäre. Herr Krall konnte die Pferde selbst nicht behalten, da er niemanden hatte, der sie pflegte. Er hat auch jetzt noch mit unabsehbarem Mißtrauen zu kämpfen, wie alle die langen, mühevollen Jahre vorher. Wie oft hat er darum gebeten und Aufrufe erlassen (s. auch „Tierseele" Nr. 3 u. 4), daß jemand zu seiner Unterstützung nach Elberfeld kommen solle, um sich unter seiner Anleitung einzuarbeiten zur Fortsetzung der Versuche! Wie viele Briefe sind hierüber gewechselt worden — aber alle vergeblich! Es ist klar, daß die Belastung für Herrn Krall seit 10 Jahren, und seit 1908 mit eigenen Pferden, nach jeder Richtung hin ungeheuer war, da er ja auch andere Pflichten zu erfüllen hatte. Jetzt ist es ihm auf absehbare Zeit nicht mehr möglich, diese kostspieligen und nervenaufreibenden Versuche fortzusetzen. Außerdem erfordern sie eine so große Hingabe, daß man schon jetzt mit Bestimmtheit voraussehen kann, daß wohl noch lange Zeit vergehen wird, ehe sich ein wirklicher Nachfolger einstellt. Überdies ist auch die Sache nicht so einfach. —

Es ist interessant, wie die Gegner gerade die Punkte, die am meisten für die selbständige Denktätigkeit sprechen, wie das Buchstabieren nach der Klangfarbe, ins Gegenteil zu verkehren suchen. Da ist es sehr bemerkenswert, daß in der „Zukunftsschule“ (April-Heft 1914) ein Aufsatz veröffentlicht ist, über: „Gudruns erste Schreibversuche“. Vor ihrer Schulzeit schreibt das kleine Mädchen die Worte nach der Klangfarbe und da finden sich derartig auffallende Übereinstimmungen mit der Schreibweise der Pferde, daß nicht allein für den Vorurteilslosen daraus klar hervorgeht, daß letztere keine Erfindung Krall's sein kann, sondern es zeigt sich auch, daß die Geistesentwickelung bei Mensch und Tier eine ganz ähnliche, wenn nicht geradezu die gleiche ist! Man darf diese Übereinstimmung, von der Herr Krall keine Ahnung hatte, für sehr bemerkenswert halten! Was nun das Rechnen vierter Wurzeln und ähnlich schwierige mathematische Sachen anbetrifft, so hat sie nur Muhamed vollbracht, während die anderen Pferde nur Gedächtnismäßiges darin leisteten. Über das Schnellrechnen von kleinen Kindern und Idioten (Rechengenies) verbreitet sich Hudson in seinem beachtenswerten Buche „Das Gesetz der psychischen Erscheinungen“. — Noch tiefer dringt in das Problem unser verehrter Altmeister Freiherr du Prel ein, und den „Geist der Zahlen“ lernt man erst kennen aus Dr. F. Ferrol's „Neuem Rechnungsverfahren“.

Aus allem sieht man, wie sehr es notwendig ist, daß die vom Materialismus (bez. Mechanismus) völlig beherrschte Wissenschaft von einem neuen, wahrhaft deutschen Idealismus durchdrungen wird, der uns die Welt und die Wesen in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt. In der Tierseelenkunde muß man zu A. E. Brehm zurückkehren, nicht wie sich sein großes Wissen in der neuesten Auflage seines „Tierlebens“ offenbart, sondern wie sein tiefes Gemüt und sein vorurteilsfreier Geist aus der zweiten, von ihm selbst bearbeiteten Auflage seines Lebenswerkes herausleuchtet, und aus dem „Lieblingskinde seiner schriftstellerischen Tätigkeit“, wie Brehm es nennt, aus seinem echt wissenschaftlichen und doch so dichterischen Buche: „Das Leben der Vögel“, das ganz vergessen zu sein scheint.

Da alle Werke A. E. Brehm's jetzt für den Nachdruck frei sind, so will ich hoffen und wünschen, daß sie nach dem Weltkriege in möglichst billigen Volksausgaben verbreitet werden, damit das ganze Volk an die Seele der Tiere wieder glauben lernt. Es wäre das eine schöne Aufgabe für den „Kosmos, die Gesellschaft der Naturfreunde“ in Stuttgart, die einige Jahre ähnliche Bahnen einschlug, wie unser großer Brehm, wohl angeregt durch den kühnen Interpreten des Seelenlebens der Pflanzen, R. H. Francé in München.

Dann wird man den Wert der Elberfelder Pferde und die Verdienste ihres Erziehers erst voll bewerten! Man wird in Karl Krall den wahrhaft wissenschaftlichen Tierpsychologen sehen, dessen mühevolle Experimente mehr Wert haben, als die vieler anderer, die sich als die allein exakt-wissenschaftlichen Erforscher der Tierseele gebahren und die doch mit vorgefaßten Meinungen an das Tier herantreten und ihm „Seelenregungen" andichten, wie sie von Leibesbedürfnissen völlig beherrschten Reflexmaschinen eigen sind, die wohl Automaten, aber keine beseelten Wesen sind."

* * *

Auch Herr Deinhard schreibt uns (dat. München, 21. Febr.): „Die Krall'schen Pferde sind weder tot, noch im Kriege, sondern befinden sich in Krefeld bei einem wohlhabenden Pferdeliebhaber und es geht ihnen ganz gut dort. Herr Krall, der mir dies selbst mitteilte, hat seine vierbeinigen Schüler also verkauft. Er scheint auch nicht die Absicht zu haben, seine Versuche, die ihm enormes Geld und viel Zeit gekostet haben, in absehbarer Zeit wieder aufzunehmen."

Red

b) Kriegsprophezeiung. Folgende Episode verdient Aufnahme in den „Psych. Studien". Sie wurde kürzlich in einer Gesellschaft höherer Beamten erzählt: Ein Architekt aus Köln machte sich im Sommer 1913 das Vergnügen, sich während seines Sommeraufenthaltes von einem Zigeuner einer vorüberziehenden Truppe weissagen zu lassen. Der Zigeuner deutete ihm, daß er im nächsten Sommer 1914 keine Reise unternehmen könne, weil ihn ein Krieg daran verhindere. Dem Zigeuner wurde außer seinem Honorar noch eine Belohnung von 50 Mark versprochen für seine „Kunst", wenn sich seine Prophezeiung erfülle. Der Architekt gab ihm seine Adresse, wo er sich melden könne. Nicht wenig überrascht war der Herr, als sich im August 1914 der Zigeuner bei ihm einfand und seinen Lohn abholte. Der Zigeuner wurde zur nochmaligen Prophezeiung aufgefordert und behauptete nun, daß Friede sei, sobald die Kirschen blühen. Eine weitere Belohnung von 100 Mark wurde ihm wieder in Aussicht gestellt. Gebe Gott, daß er auch diesmal recht hat und seinen Preis abholen kann. Ed. M.

c) Von der Duplizität der Dinge hat unser Mitarbeiter Wilh. Müller (Schloß Tegel bei Berlin) im Novemberheft 1912, in einer geistreichen Plauderei eine Reihe merkwürdiger scheinbarer Zufälle wunderbaren Zusammtreffens von Doppelereignissen allen Geschehens, bzw. vom fast gleichzeitigen Wiederauftauchen sonderbarer Ideen an verschiedenen Orten, zusammengestellt, durch welche das menschliche Leben sich oft fast zu einem phantastischen Roman gestaltet. Hierher dürfte auch wohl eine vom „W. T. B." in der Tagespresse Ende Januar verbreitete Nachricht über eine in London gehaltene Rede von Lord Roseberry gehören, der in einer dortigen Versammlung, behufs Rekrutenwerbung, Deutschland mit einem großen Elefanten

verglich, der von einem kleinen Hindu — Preußen! — mit Nadelstichen geführt werde, wohin er wolle. Welchem unserer Leser kommt da nicht die Erinnerung an die im November-Dezember-Heft 1914 (Seite 644 ff.), von einem uns befreundeten Hamburger Oberlehrer berichtete „Wolkenphantasie" über einen großen Elefanten, der sich gegen einen riesigen Drachen und einen grimmigen Bären zu wehren schien, bis schließlich eine weitere „halbmenschliche Gestalt" den Elefanten und den Drachen mit den Armen langsam auseinanderschob, während der Bär dem Elefanten noch immer im Nacken blieb. Wenn damals von der Seherin der Elefant auf Deutschland, die beiden anderen Tiere auf unsere Feinde im Westen und Osten gedeutet wurden, was ja gewiß sehr nahe lag, so scheint uns jetzt die zuletzt hervortretende Gestalt am besten auf das Kalifat bezogen zu werden, das durch seine Erklärung des heiligen Krieges für den gesamten Islam den schwer bedrängten deutschen und österreichischen Truppen tatsächlich eine sehr wertvolle Entlastung gebracht hat. Wir sind uns dabei bewußt, daß es sich bei derartigen Deutungen schließlich nur um ein Spiel der Phantasie handelt; immerhin bleibt aber das auffällige Zusammentreffen derselben Bilder, ähnlich wie bei der Zahlensymbolik, so beachtenswert, daß es zu mystischen Erklärungsversuchen geradezu herauszufordern scheint. Daß der edle Lord bei seinem kühnen Vergleich des Deutschen Reiches mit einem indischen Elefanten etwa Kenntnis von jenem Aufsatz in den „Psych. Studien" gehabt hätte, ist ja in einem an die Gewißheit des Gegenteils grenzenden Grade unwahrscheinlich.

d) Zwei weitere rätselhafte Begebenheiten aus dem Leben seines verstorbenen Vaters teilt uns (dat. Delitzsch, 26. Jan. 1915) Herr H. Poppenberg, kgl. Oberbahnassistent a. D., wie folgt mit (vgl. auch Januarheft S. 41, Kurze Notiz c):

„Wie ich schon früher gesagt habe, war mein Vater ein treuer Christ, Vorsteher der evang.-lutherischen Gemeinde Treuenbrietzen-Brück i. M. und an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln, würde ich mir daher als ein schweres Unrecht anrechnen. — In der frühen Kinderzeit meines Vaters wohnten meine Großeltern in Treuenbrietzen in der Breiten Straße in einem alten Brauhause, das, wenn ich nicht irre, heute noch steht; wie es denn in meiner Vaterstadt jetzt noch mehr solcher Häuser gibt. Von der Stube aus, in der mein Vater schlief, und die meine Großmutter, wenn sie in der Küche beschäftigt war, im Sommer offen ließ, konnte mein Vater, wenn er morgens noch im Bette lag, nach dem Hausflur bis an die Kellertreppe sehen. Zu verschiedenen Malen sah er dort die Kellertreppe ein Wesen auf allen Vieren heraufkriechen, das keinem Menschen und auch keinem bekannten Tier ähnlich sah. Das Gesicht war eine scheußliche Fratze. Auf das jedesmalige Geschrei meines Vaters kam dann schnell meine Großmutter herbei und die

Gestalt verschwand. Er versicherte, nicht im Halbschlaf oder Traum das Gesicht gesehen zu haben, sondern in vollständig wachem Zustande, und ist dieser Fall der Erscheinung des rätselhaften Wesens wiederholt aufgetreten. — Eine andere Begebenheit, die mein Vater öfters erzählte, war folgende: Mein Vater hatte einen Onkel mit Namen S i e b u r g , der ihm mit besonderem Wohlwollen mit Rat und Tat in allen Lebenslagen zur Seite stand. Durch die Vermittlung dieses Onkels erhielt mein Vater in Berlin in dem Geschäft von J. A. Henkels — Filiale des Hauptgeschäftes in Solingen — eine Anstellung; welcher Art, weiß ich nicht näher. Zur silbernen Hochzeit dieses Onkels war mein Vater aus Berlin gekommen, um an der Feier teilzunehmen. Mitten in der Festlichkeit rief der Onkel meinen Vater aus der Stube und sagte zu ihm: „Siehe August, ich spucke Blut, meiner Tage werden nicht mehr viele sein." Er starb auch später an einer bösartigen Halskrankheit. Nach der Hochzeitsfeier war mein Vater nach Berlin in das Geschäft zu seiner Tätigkeit wieder zurückgekehrt. Das Geschäft befand sich zu der Zeit in Berlin in der Jägerstraße, in einem großen, alten Hause, in dem mein Vater auch seine Wohnung hatte; und zwar im ersten Stock. Die Treppe war vollständig abgeschlossen durch einen Bretterverschlag, so daß die eigentliche Treppe nicht zu sehen war, sondern nur der kastenähnliche Verschlag. Kam man zur Treppe herauf, so befand man sich auf einem langen Flur, der drei Türen zeigte, deren jede zu einem Wohnraume führte. Mein Vater bewohnte den letzten Raum von der Treppe aus; die übrigen zwei Räume waren unbewohnt. Wie mein Vater des öfteren erzählte, war er in seiner Jugend ein überaus lebensfroher Mensch, der wohl oft die Nacht zum Tage bei fröhlicher Gesellschaft machte. Dieses Geständnis wurde auch seinerzeit von den Bekannten und Verwandten nach seinem Tode oft bestätigt, aber mit dem Hinzufügen, daß er bei aller Fröhlichkeit doch allem Laster Feind war. Eines Abends kam er in später Stunde aus der Gesellschaft, wohl kurz vor Mitternacht. In seinem Zimmer angekommen, entkleidete er sich und saß noch auf dem Bettrande, als die Treppentür geöffnet wurde und jemand die Treppe recht taktmäßig heraufschritt. Als es oben auf dem Flur angekommen war, hörte mein Vater, wie an die erste Tür geklopft wurde, und zwar zu drei Malen. Von dieser Tür ging das mystische Etwas an die zweite Tür und klopfte in derselben Weise dreimal an. Die Wohnungen, zu denen diese Türen führten, waren, wie schon gesagt, leer. Jetzt kam es an die Tür zu meines Vaters Stube und klopfte hier ebenfalls. Zunächst wollte mein Vater „Herein" rufen, doch, wie er sagte, fiel ihm ein, daß seine Großmutter ihm gesagt hatte: „Was nach 12 Uhr nachts kommt, das soll man nicht hereinrufen, wenn es etwas Gutes ist, kommt es ohne Herein zu rufen!" Das rätsel-

hafte Etwas machte nun kehrt, ging wieder der Treppe zu, und nun gab es einen Schlag, wie wenn man ein Bund Bohnenstangen umwirft und die dünnen Enden nachklappern. Dann ging das Etwas wieder ebenso taktmäßig die Treppe hinunter, wie es heraufgekommen war. Jetzt sprang mein Vater vom Bett auf und eilte notdürftig bekleidet, die Treppe hinunter. Unten angekommen war die Treppentür zu und er mußte erst den Drücker holen. Im Hause unten wohnten mehrere Personen aus dem Geschäft, die aber auf Befragen nicht das Geringste gehört hatten. Zwei Tage darauf erhielt mein Vater die Nachricht, daß sein Onkel Sieburg gestorben sei, und zwar gerade um die Zeit, wo ihm diese rätselhafte Begebenheit passiert war.

Ich lasse es danhingestellt, ob bei dem Vorfall eine Täuschung in Frage kommt oder nicht. Mein Vater versichert, aber auch in diesem Falle ganz wach gewesen zu sein."

e) Am 27. April 1915 Friedenschluß?! Nostradamus sagte schon im 16. Jahrhundert den jetzigen Weltkrieg und die Vernichtung Englands voraus. Hoffentlich trifft sein Ahnen ebenso ein, wie seine bekannte Voraussage bezüglich der zu seiner Zeit noch nicht erbauten Tuilerien bezüglich Ludwig's des XVI. und bezüglich Napoleon's III. in Erfüllung ging. Aber wann das Ende dieses Weltbrandes sein wird, das verrät der Weltweise nicht, und in dieser Kenntnis wird er übertrumpft von einem alten, sächsischen Bauernweibl, wie uns ein Freund unserer Zeitung berichtet, der am 9. d. M. von seinem Freunde, Schulinspektor A. K., gefragt wurde: „Wissen Sie schon, daß am 27. April Friede geschlossen wird"? Auf die Antwort: „Ach so! Das haben Sie wohl eben auf Ihrem Papiere ausgerechnet", erwiderte Inspektor A. K.: „Nein, das hat eine alte Frau in der sächs. Schweiz prophezeit, die im Juni 1914 sich mit Mehl und Speisevorräten in solchen Mengen versorgt hatte, daß es dem Geistlichen, mit dem sie auf sehr gutem Fuße stand, auffiel. Auf seine Frage, warum sie sich so reichlich mit Speisevorräten versorge, erklärte sie: „Wir gehen sehr schweren Zeiten entgegen. Es wird nicht mehr lange dauern, so wird zwischen Frankreich, Rußland und England auf der einen Seite, und Deutschland und Österreich auf der anderen Seite ein Krieg entbrennen". Auf die Frage von Pfarrer G.: „Können Sie mir sagen, wann der Augenblick kommt, wo der Krieg ausbricht"?, antwortete sie: „Am 2. August". „Ist das wahr, so sollen Sie von mir 50 Mark bekommen. Können Sie mir aber auch sagen, wann dieser Krieg zu Ende sein wird?" Worauf prompt die Antwort kam: „Gewiß! am 27. April 1915 wird Frieden geschlossen." Verdutzt meinte der geistliche Herr: „Ist das wahr, so erhalten Sie von mir 1000 Mark." Gelassen antwortete ihm das Mütterlein: „Die 50 Mark müssen Sie mir bezahlen, das

werden Sie sehen; aber die 1000 Mark werden Sie mir nicht mehr bezahlen können, denn am 9. Januar 1915 werde ich sterben." — „Und ist sie gestorben?" fragte lächelnd unser Freund den Erzähler, und der Inspektor antwortete: „Am 12. Januar 1915 wurde sie beerdigt." — — —

Als dieser Bericht in der „Deutschen Wacht" am 14. Febr. 1915 erschien, fragte ich in ihrer Redaktion sofort an, ob er auf Wahrheit beruhe. Da wurde mir versichert, daß der Berichterstatter sich für die Wahrheit seines obigen Berichtes verbürgen könne, da er alles miterlebt hätte. Und der Berichterstatter sei der Redaktion als durchaus glaubwürdig bekannt. Namen wollte man mir jedoch aus begreiflichen Gründen nicht nennen. Wir haben hier also wohl eine echte Prophezeiung vor uns, dessen letzter Teil sich allerdings noch bewahrheiten muß. Was sich von ihr bisher erfüllte, wurde mir als wahr verbürgt und hat demnach wissenschaftlichen Wert. Leider ist uns die Quelle unbekannt, aus der das Mütterchen seine Prophezeiung schöpfte. Vielleicht war's ein Wahrtraum, auf den das Landvolk mehr achtet, als viele glauben wollen. Da ich immer unter dem Landvolke lebte, habe ich viele derartige Wahrträume ganz einfacher Leute miterlebt, die sich erfüllten. Ich könnte hierüber viel Interessantes berichten. Erst kürzlich erzählte mir eine durchaus glaubwürdige Frau, sie erfahre alles vorher, was sie selbst und ihre Kinder beträfe. Alles Unheil kündige sich bei ihr durch ein Knacken im Kopfe an. Dies Knacken sei bei jedem Kinde anders. Jedes Kind habe einen anderen Charakter und so sei auch das Knacken im Kopfe für jedes Kind charakteristisch. Die Wahrheit dieser Angaben wurde mir von der Familie jener Frau verbürgt und es wurden mir viele Wahrträume derselben erzählt, die die Zukunft enthüllten und die sich doch erfüllten, obwohl alles getan wurde, ihre Erfüllung zu verhindern. Dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da, ein Beweis für mich, wie reich unser Volk noch an innerlichen Erlebnissen ist, von denen nur die ganz und gar veräußerlichten modernen Menschen nichts wissen, mit Ausnahme jener „Stillen im Lande", von denen Friedrich Lienhard in seinen schönen Dichtungen so viel Gutes für Deutschlands Zukunft erhofft. E. W. Dobberkau.

f) Armanentum. Unter der Aufschrift: „Aufschwung" erhielten wir (dat. Wien, am 10. Jänner 1915), die nachfolgende Zuschrift: Viele Zeitgenossen vermochten sich infolge ihrer Reifung über verschiedene, unsere Zeit beherrschende Lebensauffassungen zu erheben und haben ihr Wirken einer höheren und edleren Lebensbestimmung geweiht. — Andere fühlen, daß auch für sie die Zeit eines Aufschwunges, durch den sich ihre Lebensverhältnisse klarer und wertvoller gestalten sollen, gekommen ist. Doch nicht durch eine äußerliche Umgestaltung der Lebensformen,

sondern durch eine höhere Auffassung und Wertung der eigenen Lebensverhältnisse wird deren Wandel vollbracht. Je umfassender die Erkenntnis von der Einheitlichkeit der gesetzmäßigen Entwickelung der Lebensverhältnisse geworden ist, desto mehr wächst das Vertrauen auf eine natürliche und geistige Weltordnung, welche die sichere Grundlage für eine veredelnde und starke Willensentfaltung bietet. Auch für die Allgemeinheit wird der Wandel der Zeit wirksam. Allgemeine Vorurteile, erstarrte Gedanken- und Lebensformen, welche einer vollkommeneren Ausgestaltung des Lebens hinderlich geworden sind, zerstört der Weltkrieg. Er bildet den Abschluß eines ausgereiften Zeitabschnittes und den Beginn eines kulturellen Aufschwunges.

Das Armanentum ist eine freie Geistesgemeinschaft und beruht auf der Überzeugung von der Einheit einer Weltordnung und dem Willen, nach dieser Erkenntnis zu leben und zu wirken. Sowie das Heldentum keine Verbindung von Menschen bedeutet, so besteht auch unter den Trägern des Armanentums keinerlei gegenseitige Bindung. Armanen, das sind Vollbringer des Willens der Weltordnung, betätigten sich von jeher in allen großen Gemeinwesen, blieben jedoch als Armanen Jahrhunderte hindurch ungenannt und wirkten gemäß dem Entwicklungsgrade des Erkenntnisvermögens der Völker aufbauend. Nun ist ein Zeitabschnitt der Menschheitsentwicklung, welcher mit dem gegenwärtigen Weltkrieg seinen Abschluß findet, ausgereift. — Die gereifteren Völker sind fähig geworden, ihre Lebensverhältnisse nach einer höheren Erkenntnis der Natur- und Geistes-Urgesetze umzuwerten und umzugestalten. Mit diesem Wandel der Zeit wurde auch das Armanentum allerorts wieder offenkundig hervorgerufen und entfaltet seine Schaffenskraft im Dienste des Geistes, der Wahrheit und Liebe für das Reich der Gerechtigkeit auf Erden. — Armanentreue. Anschrift für Briefe: Guido von List-Gesellschaft, (H. A. O.), Wien VI, Webgasse 25.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Warum Italien mit uns gehen muß; Kolonie Sahara und anderes; Italiens Anteil am Dreibundkriege. Verlag O. Mutze, Leipzig. Preis 60 Pf.

Unter diesem Titel läßt Moritz Wirth soeben eine sehr lesenswerte Broschüre erscheinen, deren Inhalt sich in dem letzten Satz zusammenfassen läßt: „Mit Deutschland waffenbrüderlich zur Seite geht Italien unaufhaltsam einem vollem Siege entgegen, der Erwerbung der größeren Heimat für das größere, noch ungeborene

Italien.“ Der Verfasser sagt da nichts Neues. Würde sich heute Italien offen und ehrlich Deutschland und Oesterreich anschließen, so wäre ihm eine glänzende Zukunft gesichert. Schlägt es sich zu unseren Feinden, dann setzt es seine ganze Existenz auf eine einzige Karte, und nicht einmal auf ein Aß, sondern höchstwahrscheinlich auf einen Siebener. Noch weiß man nicht, was Italien tun wird, aber mancher, der im Anfang geneigt war, auf seine Loyalität uns gegenüber Häuser zu bauen, hat unterdessen seine Ansicht einer Revision unterwerfen müssen. Was will Salandra? Wer will es wagen, seine delphischen Orakelsprüche in einem uns freundlichen Sinne zu deuten? Was bezweckt Italien mit seinen sich häufenden Ausfuhrverboten? Warum duldet es das Banditenwesen der Garibaldianer und läßt es sogar noch in der Kammer verherrlichen? Die Broschüre Wirth's ist gut geschrieben und gut gemeint, sie enthält treffliche Gedanken, aber sie wird jene Italiener, die sich vom Größenwahn und dem Haß leiten lassen, nicht eines Besseren belehren. Und dieser politisch perversen Seelen gibt es nur zu viele bei unseren „Alliierten“ jenseits der Alpen, wie eine ganze Reihe von bezeichnenden Vorkommnissen der letzten Zeit klar beweist.

Dr. —r.

Georg Sulzer, Wer war Jesus und was brachte er der Menschheit? 1914, Oswald Mutze, Leipzig. Preis brosch. 3 M., geb 4 M.

Diese klar geschriebene neue Schrift des bekannten Spiritisten ist sehr zu empfehlen. Sie kann manche moderne Irrtümer und Zweifel zerstreuen. Der Theosophie Steiner'scher Richtung wird Sulzer leider aus Unkenntnis nicht gerecht. Er leugnet mit Unrecht den Erlösertod. Er scheint durch die protestantischen Anschauungen zu sehr beeinflußt zu werden, die nach Luther's Auffassung hier allerdings etwas eng sind, da der Opfertod Christi sehr äußerlich aufgefaßt wird. Wenn er auf S. 109 sagt: „Wenn Christus der Menschheit die Sündenvergebung durch seinen Kreuzestod erwirkt hat, konnte er sie nicht schon vorher aussprechen,“ so ist darauf zu erwidern, daß man sich doch ganz gut denken kann, daß die Wirkung einer sehr hohen Handlung, einer edlen Tat auch im vorhinein Wirkung tun kann, da sie doch auf den höchsten Höhen sich abspielt, wo der Zeitbegriff aufhört. Für eine zweite Auflage will ich auf meine Schrift „Zarathustra und Christus“ (Baumann in Bitterfeld) aufmerksam machen, vor allem aber auf die Rosenkreuzerischen Unterrichtsbriefe des Verlages von Dr. Vollrath und Faber's Schriften („Das kostbare Blut“ usw.). Der Schlußsatz lautet: „Wenn der Mensch den dienenden Leib pflegt, kann er ohne Gefahr die okkulten Kräfte und Fähigkeiten erlangen, deren er bedarf, um die Gesetze des Weltalls und der Menschheit zu erkennen, zu seinem und der nächsten Heil angewendet.“

Dr Grävell.

Hell, Von Mohammed bis Ghazali. E. Diederichs, Jena 1915. 153 S. 8. Preis 4 M.

Diese Schrift, die einen Teil der „Religiösen Stimmen der Völker“ bildet, ist augenblicklich „aktuell“, insofern die Blicke der ganzen Welt auf den Islam gerichtet sind. Der Verfasser gibt einen kurzen Auszug aus dem Koran und dann ausführlichere Stellen aus Nachfolgern des Propheten in der muhammedanischen Theologie. Ein zweiter Band über Mystik soll sie ergänzen. Das Ganze ist jedenfalls gut geeignet, die allgemein herrschende Unwissenheit über diese Materie zu zerstreuen. Ueber die Gestalt des Religionsstifters will ich aus dem Anfang der Einleitung etwas hersetzen: „Es war nichts Neues, nichts Auffallendes, als der In-

haber eines bedeutenden Handelsgeschäfts, ein schlichter, ernster Mann von 40 Jahren, sich religiösen Grübeleien hingab und in die Einsamkeit zurückzog. Eines Tages aber kehrte dieser Mann — Mohammed — in höchster Verstörung zu seiner Frau Chadidscha zurück und erzählte ihr, er habe eine Erscheinung gehabt. Ein Engel sei vom Horizonte auf ihn zugekommen und habe ihn aufgefordert, eine geheimnisvolle Schrift zu lesen; nach wiederholtem Sträuben habe er, von dem Engel bezwungen, die Worte gelesen:

Lies im Namen deines Herrn, der erschaffen hat,
Erschaffen hat den Menschen aus einem Blutklümpchen!
Lies! Dein Herr ist der gnädigste,
Der die Menschen durch das Schreibrohr lehrte,
Lehrte, was sie wußten.

Nach den uns überkommenen Berichten dauerte es geraume Zeit, bis Mohammed sich über seine Gesichte und Stimmen beruhigte. Er hielt sich anfangs selbst für besessen, und aus manchen der ältesten Offenbarungssätze klingt seine Unsicherheit, sein Bemühen, sich in seine neue Rolle zu finden, sich selbst Mut zu seiner Aufgabe zu machen. Als Probe aus dem Koran will ich die folgenden Stellen hersetzen: Sure. X, 50. „Sprich: Ich habe für mich selbst weder Schaden noch Nutzen in der Hand, außer was Allah will. Jedes Volk hat seinen Termin; wenn sein Termin gekommen ist, so werden sie um keine Stunde säumen, noch zuvorkommen. Sure. III, 81: „Was dich Gutes trifft, das ist von Allah; und was dich Schlechtes trifft, das ist von dir selbst.“ Das kann man auch von der heutigen Zeit und den jetzigen Völkern wieder sagen.

Dr. Grävell.

Deutschlands europäische Sendung von Friedrich Lienhard. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Oktav, 30 S. Preis brosch. 50 Pf.

Erhebend und vertiefend möge dieser Heroldsruf für Deutschland wirken und eine Verinnerlichung aller herbeiführen, wie L. es herbeisehnt. Eine seelische Höherführung der Völker ist des Deutschtums Zukunftsaufgabe, daß sie die Liebe zum Ewigen in den Dingen lernen. Prophetisch sind L.'s Schlußworte: „Ich erwarte in Deutschland das Wiedererwachen der spirituellen oder metaphysischen Welt. Die Erde wartet wieder auf einen Feiertag. Die Donner des Krieges sind das Rasseln der Pforten, die ihn auftun. Die Sendung eines Christus ist noch lange nicht erfüllt. Es ist zu erwarten, daß die in ihm wirkende kosmische Macht der gestaltenden Liebe immer wieder wirksam wird, wenn die Dämonen ihr Werk getan haben. Jetzt sind die Geister der Kraft und des Hasses an der Reihe; nachher treten die Genien der Güte hervor, die bereits zwischen den Schlachten ihre stille Arbeit verrichten. Durch die Menschheit geht jetzt ein dröhnendes „Wir“, ein Gesang der Massen; nachher wird man nicht in egoistischem, sondern in ewigem Sinne wieder sein unvergänglich „Ich“ erleben als etwas unendlich Seliges und Kostbares. Das höhere Ich ist im Heiligtum des Menschen das Innerste. So ist Deutschland das innerste Land, wo der Mensch zum Bewußtsein seines ganzen Wesens gelangen kann. Man wagt jetzt wieder, den Namen Gott auszusprechen und etwas dabei zu empfinden. Man weiß wieder, unter unseres Kaisers Vorantritt, was die Gedankenwucht des Gebetes heißt; man weiß, daß hier eine Macht des liebenden Herzens am Werk ist, fürbittende Gedanken, die wie ein Opfer zum Meister aller Schicksale emporrauchen: „Bewahre mein Liebstes! Und muß geschieden

sein, so gib Kraft und Größe ihm und mir!" Jetzt ist das Sterben eine landläufige Sache geworden; Ewigkeit dröhnt in den Alltag herein. Wir spüren den Odem einer unfaßbaren Gewalt, die wir Schicksal, Vorsehung, Gott nennen, die kein Mechanismus sein kann, sondern etwas überaus Lebendiges, das uns und unsere Menschenbrüder durchhaucht. Gott beweist man nicht: man kann ihn nur erleben und erlieben. Daß diese erhabene Ruhe, Glut und Größe des Lebensgefühls in uns allen wieder eine innermenschliche Macht werde: das ist, deutsches Herz, vielleicht deine schönste Aufgabe der Zukunft." Dobberkau.

Arthur Grobe-Wutischky, Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie.

Im Verlage von Max Altmann in Leipzig ist kürzlich unter diesem Titel von Arthur Grobe-Wutischky eine „historisch-psychologische Würdigung aller auf den Weltkrieg und die Zukunft des deutschen Volkes gerichteten Vorhersagungen" erschienen (Oktav, 120 S., brosch. 1.50 M.), die übersichtlich und klar darstellt, was von Prophezeiungen zu halten ist, wie der Text der berühmten Lenin'schen Weissagung lautet und inwieweit sie sich bisher erfüllte; sie bespricht ferner die allgemeinen Vorzeichen des Krieges im Spiegel der Prophezeiungen, das Schicksal der deutsch-feindlichen Mächte, die Zukunft Deutschlands und Oesterreichs und das, was der Erfolg des Weltkrieges sein wird. Mehrere der Prophezeiungen sind gewiß unseren Lesern bereits bekannt; fast alle von A. Grobe-Wutischky gesammelten laufen dahin zusammen, daß „Oesterreich sich auf Kosten Petersburgs glänzend entfalten wird; Deutschland wird Englands Kolonien an sich nehmen; der gegenwärtige Krieg endet mit einem vollen Siege Deutschlands über alle seine Feinde, worin das Schicksal Frankreichs eingeschlossen ist." Wertvoll erscheinen einige Prophezeiungen von Nostradamus. Sein Vierzeiler 68 des zweiten Hunderts lautet:

De l'Aquilon les efforts seront grands:
Sus l'Ocean sera la porte ouverte:
Le regne en l'Isle sera reteingrand,
Tremblera Londres par voille decouverte,

das heißt: „Wenn die Anstrengungen des Nordens in militärischen Machtentfaltungen groß sein werden und das Tor auf dem Weltmeer offen ist, dann ist die Herrschaft der Insel im Zurückgehen, London wird durch die Segel erzittern." „Vergegenwärtigt man sich den 91. Vierzeiler des zweiten Hunderts, worin der Brand Moskaus (Feuerschein auf Aquilon weisend, nach der aufgehenden Sonne hin) vorausgesagt ist, so muß man im obigen Vierzeiler unter Aquilon auch wieder Rußland verstehen. Das „Tor auf dem Weltmeere" kann wohl nur eine Durchfahrt sein, wie die Meerenge von Gibraltar, der Suezkanal. Nun ist aber kürzlich der Panamakanal vollendet und dem Verkehre übergeben worden. Da er in noch ganz anderem Sinne, als die vorgenannten, ein „Tor auf dem Weltmeere" ist, so liegt die Auffassung nahe, Nostradamus habe hier auf den Panamakanal, das Tor vom Atlantischen zum Großen Ozean, angespielt, und diese Auffassung ist um so wahrscheinlicher, da ja gleichzeitig Rußlands Riesenrüstungen erfolgten. Wie treffend ist dann auch die Bedeutung der übrigen zwei Zeilen, wenn man Englands Furcht bedenkt nicht nur vor unseren Luftseglern, sondern auch vor unseren Schiffen, die ganz gegen die englischen Pläne nicht nur durch ihre Daseinsbehauptung, sondern mehr noch durch ihren siegreichen Angriffsgeist sogar schon lähmendes Entsetzen unter den Feinden hervorgerufen haben." Im 98. Vierzeiler des zweiten Hunderts sagt Nostradamus:

»La splendeur claire a pucelle joyeuse,
Le luyra plus long temps sans sel
Avec marchans, ruffiens, loups odieuse,
Tous pesle mesle monstre universel

das heißt etwa: „Der helle Glanz (Ruhm) der lustigen Pucelle (hiermit meint Nostradamus sicher Paris)[1]) wird erlöschen, wenn sie lange Zeit ohne Salz ist und mit Krämern, Räubern, hassenswerten Wölfen erfüllt und so ein ungeheuerliches universales (internationales) Gemisch von Menschen einschließt.“ Sollte Nostradamus die Belagerung von Paris meinen, in dem sich Engländer, Neger und Indier verteidigen müssen, vom Hunger nach Salz, das heißt von kärglicher, ungenügender Nahrung gepeinigt? Eine Parallele hierzu ist sein 75. Vierzeiler desselben Hunderts, den A. Kniepf im 9. Heft der „Psych. Stud.“ brachte. Im 67. Vierzeiler des dritten Hunderts bringt Nostradamus seine eigenartige Weissagung:

Une nouvelle secte de Philosophes
Mesprisant mort, or, honneurs et richesses:
Des monts Germains ne seront limotrophes,
A les ensuyure auront appuy et presses,

das heißt: „Es entsteht eine neue Sekte von Philosophen, die den Tod, Gold, Ehren und Reichtum verachtet; sie bleiben nicht auf Deutschland beschränkt (sie entstehen dort und ihre Bewegung ergießt sich, anwachsend wie ein Strom von Bergen kommend, über alle Länder); ihre Gefolgschaft wird Unterstützung erhalten und sehr groß werden.“ — „Das ist nur möglich, wenn Deutschland aus dem gewaltigen Kampfe siegreich hervorgeht, sodaß sein Streben Achtung und Beifall findet, daß es sich auch dort Gehör verschaffen kann, wo sonst Abneigung und Ueberhebung eine volle Anerkennung deutscher Geistesarbeit hinderten. Eine solche idealistische Bewegung ist aber auch im neuen Deutschland dringend nötig; denn es muß schon heute gesagt werden, daß die Gefahr, wir könnten sonst in die erst seit wenigen Wochen erkannten und bekämpften Untugenden (Genußsucht, Erwerbssucht, eitle Selbstgefälligkeit und Großmannssucht, Ueberschätzung alles Naturalistischen und Materialistischen) zurückfallen, in einem neu aufblühenden Deutschland schneller und verderblicher droht als bisher!“ Da heißt es, auf der Hut sein und allezeit daran denken, daß nur deutsche Schlichtheit, Ehrlichkeit, Gediegenheit, kurz, deutscher Idealismus die Kraft bewahren wird, die allein Bewahrung des schwer errungenen Siegespreises verbürgt. Und schließlich enthalten die Prophezeiungen des Nostradamus auch einen Hinweis auf einen segensreichen Weltfrieden nach dem unheilvollen Krieg; denn im 42. Vierzeiler des zweiten Hunderts heißt es:

La regne humain d'Angelique geniture,
Fera son regne paix union tenir:
Captive guerre demy sa closture,
Long temps la paix leur fera maintenir,

das heißt: „Eine Herrschaft der Menschlichkeit göttlicher Herkunft kommt herauf, eine Friedenszeit durch eine Völkerunion. Dann wird die Kriegsfurie so ziemlich gefesselt sein in ihrem Verließ; für lange Zeiten wird der Friede den Krieg niederhalten.“ — Unser Dichter Emanuel Geibel hat dieser Völkerhoffnung 1861 ihren formvollendeten Ausdruck gegeben in seinem Heroldsruf:

---

[1]) Uns scheint die Deutung auf »Marianne« = Frankreich näher zu liegen. — Red.

Deutschlands Beruf.

Soll's denn ewig von Gewittern
Am umwölbten Himmel brau'n?
Soll denn stets der Boden zittern,
Drauf wir unsre Hütten bau'n?
Oder wollt ihr mit den Waffen
Endlich Rast und Frieden schaffen?

Daß die Welt nicht mehr in Sorgen
Um ihr leicht erschüttert Glück
Täglich bebe vor dem Morgen,
Gebt ihr ihren Kern zurück!
Macht Europas Herz gesunden —
Und das Heil ist auch gefunden!

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb.
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Dobberkau.

Albert Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Michael Nostradamus und der jetzige Weltkrieg. 48 S. Zweite erweiterte Auflage. Hephästos-Verlag, Hamburg 26. Preis 50 Pf.

Wir haben uns mit dieser lehrreichen, jeden Wahrheitsfreund zum Nachdenken anregenden kleinen Schrift schon im Nov.-Dez.-Heft v. J., S. 649 eingehend beschäftigt und hören mit Vergnügen, daß die rasch vergriffene (auch vielfach nachgedruckte!) erste Auflage (namentlich auch in Offizierskreisen in Bayern und Oesterreich) ein dankbares Lesepublikum gefunden hat. Sie ist keinesfalls mit der (im Februarheft, S. 85—89 kritisch beleuchteten) Tageswahrsagerei, treffe diese auch manchmal das Richtige, in Vergleich zu setzen. Mit steigendem Staunen liest man, was der gewaltige Genius des altehrwürdigen Sehers (S. 7, 8, 10, 15, 16, 25) tatsächlich vorausgesehen hat und was er z. B. über die Aëroplane (S. 21 / 22) sagt. Eine neue Bestätigung hat der Quatrain II, 86 (S. 37): „La terre tremble" durch das verhängnisvolle Erdbeben in Italien erfahren. Mit Recht schreibt ein österreichischer Naturhistoriker (o. Univ.-Professor), den das Problem besonders vom naturwissenschaftlichen Standpunkt interessiert, nach privater Mitteilung des Herrn Verfassers an diesen u. a.: „Was mich an der Tatsache einer so weitgehenden Uebereinstimmung zwischen Gesicht und Erfüllung packt, ist die aus solchen Ergebnissen vorurteilsloser Forschung abzuleitende Existenz eines Weltenplanes, implicite eines großen denkenden Wesens, eines Weltgeistes, Gottes als Entwerfer und Entwickler dieses Planes, nach dessen Grundlinien sich die Menschheitsgeschichte bei Erhaltung der Willensfreiheit des Menschen abspielt. Ist Menschheitsentwickelung Zufall, Variation, Mutation, wie man von naturwissenschaftlicher Seite so gerne glauben machen möchte, dann ist es füglich unfaßbar, wie auf Jahrhunderte hinaus nicht Mutationen, nein ganze verzwickte geschichtliche Ereignisse mit ihren historischen Zusammenhängen vorausgesehen werden können. Der materialistische „Geist" hat ja nur eine beschränkte Variationsbreite, über die hinaus das große Unbekannte einsetzt, wo wieder neue, gleich beschränkte Geister auf eine kurze Spanne Existenz beginnen und des verstorbenen Ahnen Keimzellenserie und Intelligenzleistung ausbauen." Seher wie Nostradamus würden demnach den Weltplan der Menschheit durch Umschaltvorrichtun-

gen in die Sprache des Alltags umzusetzen scheinen und „wir wie durch ein Fenster die Zeiträume in gedrängter Kürze zu sehen bekommen.“ Dieser Gelehrte, welcher zu der Richtung des „Keplerbundes“ zu rechnen sein dürfte, scheint uns immerhin der Wahrheit näher zu kommen, als der Skeptiker Hans Freimark, Berlin (vergl. „Psych. Studien“ 1914, S. 451 ff.), welcher in der Zeitschrift „Zur Guten Stunde“ Nr. 28 einen Artikel gegen die Nostradamus-Prophezeiungen veröffentlichte, worin u. a. behauptet wird, der Prophet sei nicht Nostradamus, sondern seine Ausleger; der „Orgelton“ der Flugzeuge und Luftkreuzer sei wohl als das Gesumme von einem Heuschreckenschwarm zu verstehen usw.; auch gegen den Quatrain von der Dauer der englischen Weltherrschaft werden dort allerhand Einwände erhoben, die dann wohl seinen Verleger Heims zur Herausgabe eines Flugblatts veranlaßten, worin er Nostradamus mit den gemeinen Sibyllen in einen Topf wirft und sich über den gesamten, nur zur Verirrung und Verwirrung der Köpfe dienenden „Unfug“ gewaltig entrüstet. — Die neue Auflage von Kniepf's sachkundiger Schrift bringt S. 14—16 den bekannten Vierzeiler über die Festnahme der unglücklichen Familie Ludwig's XVI. am 20. Juni 1792, sodann in einer Anmerkung zu S. 20/21 Bestätigungen für den im ersten Quartal 1915 nachwirkenden astrologischen Einfluß der Zusammenkunft von Mars und Sonne, sowie S. 33—39 und 42—43 noch neue Quatrains mit Prognosen für den jetzt entbrannten Weltkrieg, wovon wenigstens einige geradezu verblüffend sind. — Angehängt ist der für Okkultisten höchst wichtigen Broschüre noch ein Prospekt für ein demnächst im gleichen Verlag erscheinendes größeres Werk unseres verehrten Mitarbeiters: „Das Shakespeare-Idol Francis Bacons“, das neue Enthüllungen für seine Verfasserschaft der „Shakespeare-Dramen“ mit wertvollen Lichtdrucken, Autotypien und Zeichnungen, sowie die wohl endgiltige Lösung dieser erstklassigen literarischen Streitfrage bringt, die einen neuen Beweis für britische Eitelkeit und Ruhmredigkeit am Beispiel des größten englischen Genius liefert. Das Buch wird zweifelsohne der Beginn ernstlicher Baconforschung für die neuere Philologie und Philosophie sein und auch in der Geschichte der Malerei dem Staatsmann einen ersten Ehrenplatz anweisen, dessen beispiellose Fähigkeiten Goethe zuerst hinter dem geheimnisvollen Verfasser der Shakespeare-Dramen ahnte: er sah sie wie hellsehend in diesem dramatischen Spiegel, der nur einen Ausschnitt seiner vielen Werke darstellt — eine Sammelmaske neben anderen. Wir empfehlen dieses sicher epochemachende Werk schon jetzt der Aufmerksamkeit unserer Leserschaft. Fritz Freimar.

Emil Schlegel, Paracelsus als Prophet. 49 S. [Mit Titelbild: Ein vergeblicher Rat.] Tübingen 1915. Verlag Kloeres. Preis 1 M.

Der auch als philosophisch geschulter Denker bekannte praktische Arzt Schlegel in Tübingen, der sich schon in früheren Schriften, namentlich von der medizinischen Seite aus (vergl. „Das homöopathische Prinzip und Paracelsus“, Verlag der „Aerztlichen Rundschau“, München 1907) mit merkwürdigen Stellen des (1493 zu Maria Einsiedel geborenen, 1541 in Salzburg wahrscheinlich ermordeten) Arztes, Alchemisten und Theosophen Phil. Aureolus Theophrastus v. Hohenheim, gen. Bombastus Paracelsus, eingehend befaßt hat, versucht hier, die prophetischen Blicke und Aussprüche dieses großen Mannes mit Rücksicht auf den jetzt tobenden Weltkrieg zu würdigen. Die prophetischen Aeußerungen Hohenheim's, der wie sein zehn Jahre jüngerer Zeitgenosse Nostradamus Arzt und zugleich Seher war, finden sich als Appendix im

10. Band der Huser'schen Quartausgabe echter Paracelsusschriften. Verf. geht davon aus, daß man geschichtlich sichergestellte Vorhersagen mit dem Geschehen selbst vergleichen und dann bei überzeugendem Wahrspruch ohne weiteres an einen geistigen Zusammenhang glauben muß, wie auch Wilh. Ostwald der Ansicht ist, daß die wissenschaftliche Erkenntnis ihren Wert eigentlich darin hat, daß sie uns vorhersehen lehrt. Auch die geistige Welt hat ihre natürlichen Gesetze; für die Forschenden und Sinnenden dehnt sich die Sinnenwelt mehr und mehr ins Uebersinnliche aus, wohin ja das ganze Geistesleben gehört. Logische Widersprüche und Unmöglichkeiten treffen die wahrnehmbare und die geistige Welt ganz gleichmäßig. Die wirkliche Wissenschaft führt schon heute weit über direkt sinnliche Wahrnehmung hinaus und beweist Realitäten (z. B. die elektrische Leitfähigkeit der Luft durch radioaktive Wirkungen oder die elektrischen Wellen im Raum) jenseits unserer Empfindungsfähigkeit. — In den großzügigen Vorhersagungen des Paracelsus spielen, wie bei Nostradamus, unbestreitbar die Sterne eine wichtige Rolle, indem er seine Innenschau vielfach der astronomischen Himmelsfigur entnommen zu haben scheint. Doch findet Verf., der sich auf diesem schwierigen Gebiet für ganz und gar nicht sachverständig erklärt, daß P. unter „Sternen" auch die „Richtkräfte innerer Gesetzlichkeit" versteht. Jedes Ding hat bei ihm gewissermaßen einen „inneren Himmel", womit nichts Anderes gemeint sein kann, als seine streng geordneten inneren Energien, die wie in einem Punkte zusammenhalten und ihre Strahlen weit hinauswerfen in den Raum, wo sie dann mit anderen Wirklichkeiten Beziehungen oder Verbindungen eingehen. So vergleicht man jetzt die früher für einfach gehaltenen Atome eines Metalls mit dem kunstreichen Gebilde eines Pianos oder einer Taschenuhr, und der Satz, daß nirgends gesetzlose Zufälligkeiten in der Welt existieren, ist geradezu die Voraussetzung für jedes vernünftige Erkennen und Wirken geworden. Vieles mag uns in der Entwicklung natürlicher Geschehnisse als Zufall erscheinen, aber auch, was bereits an menschliche Freiheit gemahnt, ist nur der Ausdruck ungemein labiler und verwickelter Gesetzlichkeit. Wir gelangen in unserem Bewußtsein nur zu einer Art von Aequivalent des Raumes nicht zu Raum selbst, was beweist, daß das Geistesleben schon in den Nichtraum hineingreift, bezw. daß es sich dabei um eine untergeordnete „Form unserer Anschauung" handelt; ebenso ist auch die Zeit eine überwundene, bezw. zu überwindende Anschauungsform. Das ganze organische Leben lebt für eine Zukunft und die in der Zukunft liegenden Ziele und Zwecke bestimmen die jetzigen Existenzen, d. h. was da ist, ist nur das Mittel, u n durch großenteils unerkannte Wirksamkeiten neue Zustände zu erzielen. Auch die Zeit ist nur ein nebensächliches Element des Lebens, das abfällt, wenn man diesem, wie die Seher es tun, auf den Grund geht; die Ewigkeit ist die höhere Form, die sich die untergeordnetere angegliedert hat. Aber von endlos vielen Kausalreihen wird schließlich doch immer nur eine verwirklicht. Auch jede menschliche Willensentscheidung ist freigestellt, aber es kann doch nur eine gemacht werden. Aus der Gesetzlichkeit der Dinge, die für den Astrologen durch das Gestirn symbolisiert wird, und aus dem einfließenden Göttlichen, als letzter Ursache, entstehen die geschichtlichen Ereignisse. — Verf. zeigt uns nun Paracelsus als „wissenschaftlichen Propheten", dessen Vorschau immer von einer Vorstellung getragen und von Liebe, die zur Arbeit anspornt, belebt ist, wie auch in der Medizin unser Hohenheim seinen Blick stets auf die Zukunft gerichtet hielt. Wir wollen, um dem selbständigen Urteil

des Lesers nicht vorzugreifen, auf die Einzelheiten seiner im Originale mit Handzeichnungen versehenen „großen Schau“ hier nicht näher eingehen und bemerken nur noch, daß unser Hamburger Astrolog Albert Kniepf, dessen sachverständiges Urteil über diese „Prognostikation“ Verfasser selbst einholte, den „mit Blau und Weiß hochhereintrabenden Löwen“ auf die englisch-französische Entente, und das „Volk ohne Haupt“ auf die Franzosen deutet. Letzterer schreibt uns übrigens im Zusammenhang einer diesbezüglichen Anfrage u. a.: „Die mir zugeschickte Prophezeiung des Paracelsus geht anscheinend auf unsere Zeit — der Anfang paßt unverkennbar auf 1914/15 —, doch fehlt mir der Schlüssel zu seiner Symbolik . . . sie scheint auf eine recht lange Krise hinzudeuten. Das muß man auch erwarten, denn England wird am wenigsten nachgeben und will nun seinen Rechenfehler mit unserer Erschöpfung gutmachen. Es liegt tatsächlich die Gefahr des Weizenquatrains (S. 22 meiner Nostradamusschrift) vor, allerdings nicht für uns allein, denn ich fürchte, der Krieg dauert noch das ganze Jahr, wenn nicht länger! Dieser Krieg zeigt wieder einmal, daß Brutale und Epileptiker die Weltgeschichte machen, denn er war für England ein Wahnsinn auch dann, wenn uns die Russen aufgefressen hätten, sie hätten dann auch die Oberhand im Orient bekommen. Seit August hat sich der englische Welthandel um 55 Prozent vermindert, worauf der Quatrain S. 38 zielt, und nun kommt noch unser Unterseebootkrieg dazu, der für König Georg, Kitchener, Churchill zu den schlechten Quartalseinflüssen vom Dezembersolstitium gehört, die man nicht alle im voraus erraten kann. Die Strikes sind übrigens eine chronische Krankheit im Horoskop des englischen Königs und seine Lage ist jetzt wieder, zumal im Frühjahr, bedrohlich.“ Daß unsere Geschicke in Dunkel gehüllt — so schließt der Verf. — aber doch für geweckte Geister erkennbar, ja in gewissen Lichtblicken wunderbar erhellt sein können, ergibt sich aus dem Dargebotenen. Und es soll wohl so sein: die Ungewißheit und das Gefühl der Abhängigkeit von höheren Mächten sollen uns nicht verlassen, sondern uns sogar mit tiefen Ueberzeugungen durchdringen und uns für die eigentlichen Ziele des Lebens erziehen helfen.“ Das hübsch ausgestattete Schriftchen verdient die Aufmerksamkeit jedes Okkultisten.

Fritz Freimar.

Dr. Wilh. Hotz, Erfolgreiche Wege der Heilkunst bei chronischen Krankheiten (Preis 80 Pf.) betitelt sich eine Broschüre im Umfang von 70 Druckseiten, welche soeben im Verlag „Gesundes Leben“, Leipzig, erschienen ist. Inhaltlich fußt die Schrift auf den Grundsätzen des sog. Naturheilverfahrens und bietet in dem Abschnitt „Einführung in das Wesen der Naturheilkunde“ eine vorzügliche Erklärung dieser mehr und mehr sich einbürgernden Heilweise. Vor sog neuen Heilmethoden warnt der [den älteren Lesern der „Psych. Studien“ durch seine mit dem berühmten Medium Minna Demmler seinerzeit in Braunschweig erzielten Geister-Photographien rühmlich bekannte] Verfasser eindringlich und erklärt sich als entschiedener Gegner jeglichen Kurpfuschertums. Zahlreichere Krankheitsberichte sollen den Leser von den Vorzügen und Erfolgen der natürlichen Krankenbehandlung überzeugen, bezw. dieser Richtung geneigt machen. Im Anhang sind einige Aeußerungen aus Briefen und Druckschriften dankbarer Patienten abgedruckt, sowie Notizen aus der Tages- und Fachpresse über das von dem Verfasser geleitete Sanatorium (Kurort Finkenmühle bei Mellenbach in Thüringen). Obgleich wir es also in der Hauptsache mit einer Werbeschrift zu tun haben, kann dieses Büchlein

seines wirklich belehrenden Inhaltes wegen doch warm empfohlen werden. T. T.

Dr. Wilh. Hotz, Wie werde ich gesund? (Preis 1 M.) ist der Titel einer im Verlag „Gesundes Leben“, Leipzig, erschienenen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen. In 14 verschiedenen Abschnitten werden bekannte Krankheiten in sehr verständlicher Form behandelt sowohl ihrer Entstehungsursache nach, als auch inbezug auf Vorbeugungsmaßnahmen und Behandlungsweise. Besonders interessant sind die Artikel über nervöse Herzleiden und sog. Erkältungen, denn der Verfasser erklärt darin in einleuchtender Weise den Zusammenhang von Ursache und Wirkung und macht durch seine klaren und prägnanten Ausführungen das Studium dieser sonst so trockenen, reizlosen Gebiete zu einem wirklichen Genuß. Unwillkürlich studiert man ein Kapitel nach dem anderen und legt schließlich die Broschüre mit dem Bewußtsein beiseite, wirkliche Belehrung daraus geschöpft zu haben. Da diese Art der populär-wissenschaftlichen Einführung in das Gebiet der Gesundheitspflege fortgesetzt werden soll, darf man mit Recht gespannt sein auf das Erscheinen des zweiten Bandes, der schon für das Frühjahr 1915 in Aussicht gestellt ist. T. T.

Eingelaufene Bücher etc.

„Du bist entlarvt! Deine Kopf-Form zeigt mir deine Begabung und deinen Charakter!“ Lehrbuch für „Praktische Menschenkenntnis“ mit 14 Bildern. (20 S. Preis 25 Pf.) Für jedermann belehrend und interessant, von Reinhold Kohlhardt, Phrenologe und Physiognomiker. Uranus-Verlag, Berlin S. 42, Jakobikirchstr. 9, part. [Verf. sucht mit Berufung auf die Professoren Dr. med. Möbius, Lombroso, Benedikt, Schwalbe, Retzius, Flechsig, Bunge, Vogt u. a., sowie auf zahlreiche, notariell beglaubigte Anerkennungen seiner Diagnosen, der phrenologischen Deutekunst wissenschaftliche Anerkennung zu verschaffen, wobei er eine „Tabellarische Aufstellung von ca. 40—150 Charakterzügen (Berufsanlagen, Talenten, Gemütsstimmungen, Naturellen, Temperamenten, Vorzügen, Fehlern und Schwächen) zur Auswahl passender Berufsarten für Mädchen und Knaben verwendet. Honorar 3.50 bis 10 M. je nach Bestellung und Ausführlichkeit. Auch auf Grund eingesandter Photographien werden Ratschläge über Geschäftsverbindungen, Heiraten etc. erteilt. Ueberdies finden öffentliche Vorträge mit ca. 90 großen Bildern von Fürsten, Staatsmännern, Generälen, Millionären, Bankiers, Künstlern, Dichtern, Menschenfreunden und andererseits Verbrechern aller Art, Idioten etc. regelmäßig statt.]

Prof. Dr. Paul Förster, Ein Dankeswort und Vermächtnis. (Rückblick-Ausblick. Mein Weltbild.) 16 S. [Diese Autobiographie des um echte Menschenbildung hochverdienten Verfassers ist unentgeldlich zu beziehen durch die „Deutsche Hauptstelle des Weltbundes zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion“, Dresden, Albrechtsstraße 35.]

Dem Beispiele der meisten Fachblätter folgend, haben wir das März- und Aprilheft in einem „Doppelheft“ erscheinen lassen. Das Maiheft wird bereits Ende April zum Versand kommen und knüpfen wir die Hoffnung daran, daß bis dahin die Friedensaussicht für uns eine gute, oder uns schon ein ehrenvoller Friede beschert sein möge. **Der Verlag.**

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **Mai.** **1915.**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Moderne psychische Forschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

(Fortsetzung).

Sehr interessant sind die Ausführungen Prof. Hyslop's über die „Erscheinungen". Bekanntlich hat die englische Gesellschaft für psychische Forschung viele beglaubigte, einwandfrei festgestellte Fälle in dem Werke „Phantasms of the Living" und in dem „Census of Hallucinations" mitgeteilt und als Erklärung auf Telepathie hingewiesen. Nur die beiden ersten Klassen der Erscheinungen — Phantome Lebender und Sterbender — wollte mit Telepathie erklärt werden; die dritte Klasse — die Erscheinung Toter — bot Schwierigkeiten, schon deshalb, weil sie nur wenige Beispiele enthält. Prof. Hyslop ist aber der Ansicht, daß es absurd sei, die Phantome der Lebenden und Sterbenden mit Telepathie zu erklären und jene der Toten von dieser Erklärung auszuschließen. Es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen den drei Typen. Die charakteristischen Hauptzüge sind dieselben. „Wenn", sagt Hyslop, „Erscheinungen von Lebenden und Sterbenden durch Telepathie erklärt werden, so geschieht es deshalb, weil der Agent die lebende oder sterbende Person ist, und demnach würde man jene der Toten zu erklären haben entweder durch die Annahme, daß der Tote der Agent sei, was also ein Beweis für die „Geister" wäre, oder man müßte annehmen, daß irgendeine dritte lebende Person der Agent ist. Aber diese letztere Annahme beraubt die telepathische Hypothese, im Falle der Lebenden und Sterbenden, der Voraussetzung, daß der Agent notwendigerweise die in dem Geschehnis identifizierte Person ist. Also, wenn man ein tertium quid in das Problem einführen will, irgendeine andere als die lebende, sterbende oder tote Person, dann muß man eine Erklärung suchen, welche gleichzeitig für die drei Arten der

Erscheinungen gültig ist, — Telepathie aber kann es dann nicht sein. . . . ."

Für den Wissenschaftler liegt bei dem Phänomen der Erscheinungen die größte Schwierigkeit in dem Umstande, daß die „Spirits" in Kleidern erscheinen. Es ist albern, anzunehmen, daß sie dieselben Kleider haben, welche sie im Leben trugen und dieser Umstand hat den Skeptizismus außerordentlich begünstigt; man glaubt alles eher, als daß es Geister sind, die erscheinen.[1])

Nur die bereits erwähnte Kommunikations-Methode der ‚mental-pictures', der geistigen Bilder, macht die Erklärung leicht. Deshalb hat die Besprechung derselben Prof. Hyslop dem Kapitel über die Erscheinungen vorangestellt, — in der Tat leicht, nachdem wir Grund zu glauben haben, daß sie eine Tatsache ist und wir den Prozeß etwas verstehen. „Ich habe gezeigt", sagt Prof. Hyslop, „daß die Gedanken des Kommunikators in der Form von Halluzinationen oder Phantasmen auf die Kontrolle oder den Psychiker [2]) übertragen werden, und daß dann diese Bilder, Visionen oder Erscheinungen beschrieben werden, als seien sie Wirklichkeiten." Was also dem Medium als wirklich erscheint, ist nur ein **Gedanke** des sich Mitteilenden. Hyslop bringt folgendes Beispiel:

„In einer Mitteilung, die angeblich von meinem Vater kam, erwähnte er sein Gewehr und ich nahm die Gelegenheit wahr, zu fragen, was er damit schoß. Die Antwort: Schweine, Rinder und Kaninchen würde richtig gewesen sein. Aber das Medium sagte: Füchse, Wölfe, Falken und Adler, von welchen, mit Ausnahme der Falken, nichts dergleichen in meiner Heimat existiert und daher waren die Tatsachen falsch gegeben. Ich berichtigte das Mißverständnis, das sich beim automatischen Schreiben ereignete, nicht. Am nächsten Tag, als das Medium in Trance kam, in welchem es Erscheinungen sieht, beschrieb es die Einzelheiten einer Metzger-Szene aus meinen früheren Tagen, und fragte, ob nicht hierzu das Gewehr gebraucht wurde, korrigierte also spontan den Irrtum vom vorhergehenden Tage und beantwortete so meine Frage.

---

[1]) Vgl. „Psych. Studien" 1900, Aprilheft, S. 201 ff., wo unser lieber Freund und langjähriger Mitstreiter P. C. Revel (Lyon) auf Grund eingehender Experimentalstudien mit den verschiedensten Medien die sonderbare Erscheinung von Gewändern an den Phantomen auf einen dem Visionär fremden Einfluß als direkte telepathische Folge einer Krisis zurückführt, der das überlebende reale Wesen des Verstorbenen unterliegt. Bedauerlicher Weise bleiben aber derartige wichtige Nachweise sogar in den nächstbeteiligten Forscherkreisen unbeachtet oder werden rasch wieder vergessen! — Red.

[2]) Prof. Hyslop wählt stets den Ausdruck Psychiker für Medium. P.

Aber der interessanteste Zug dieser Beschreibung war die Wirkung der Szene auf das Medium, das sagte, sie sähe nicht gern Dinge, wie diese, im Himmel. In einem Moment schwand die Vision und das Medium rief: „O, nun ist es lieblich!" Das Unterbewußtsein des Mediums war in derselben Lage, wie wir im Schlaf und Traum —, es nahm die Vision als Wirklichkeit, geradeso wie wir unsere Halluzinationen und Traumbilder. Die Szene war tatsächlich nur eine Erinnerung meines Vaters, und nicht eine quasi materielle oder irgendwelch andere Wirklichkeit. Es war eine telepathische Halluzination, erzeugt von dem Toten."

„Ein andermal", erzählt Prof. Hyslop, „beschrieb mein Vater die Butterfässer aus meiner Jugend ganz genau und ebenso den Hund, welcher das Buttern besorgte. Von dem Hunde sagte das Medium, daß er „hier sei", meinend, daß er anwesend sei. Nun, die Dame glaubte, daß die Tiere fortleben; und die Unterscheidung zwischen dem Hund und den Butterfässern war wahrscheinlich der Wirkung dieser Überzeugung durch ihr eigenes Unterbewußtsein zuzuschreiben; denn es ist nicht mehr Grund vorhanden zu glauben, daß der Hund wirklich anwesend war, als die Butterfässer. Erinnerungsbilder, übertragen durch Telepathie ist die beste Erklärung von alledem." Einen sehr bezeichnenden Fall erwähnt Hyslop mit folgendem Bild: „Ich hatte meinen Vater, der sich angeblich mitteilte, über Unannehmlichkeiten gefragt, die er bei dem Verkaufe von Wolle gehabt hatte. Nachdem er etwas hierüber gesagt hatte, was allerdings nicht klar genug war, um den Vorfall als Beweisstück zu nehmen, kam er plötzlich auf seine Mutter zu sprechen und auf das Zimmer, in dem sie ihre letzten Tage verbracht hatte. Dieses, die Einrichtung, der Ofen und eine Zahl anderer Dinge von Beweiskraft wurde beschrieben und dabei erschien die Großmutter als ein kleines, altes, ganz verrunzeltes Weib mit einer Haube auf dem Kopfe. So war sie genau in ihren letzten Tagen. Sie war so runzlich und mager als sie starb, daß sie nur noch Haut und Knochen schien. Doch mitten in dieser Beschreibung kam die Behauptung: „ Sie steht da und lacht!". Hier war ein vollständiges Bild von ihr, das Zimmer und ihre letzten Tage."

Prof. Hyslop gibt hierzu folgende Erklärung: „Wenn ich, oder das Unterbewußtsein des Mediums nicht gewußt hätte, daß mein Vater die Tatsachen mitteilte, ich hätte einen oberflächlichen Beweis gehabt, daß meine Großmutter die Mitteilende war, und daß sie hier erschien just wie sie starb, mit der Haube usw. Aber einerseits ist der Vater des Kommunikators und anderseits ist meine Mutter als dastehend und lachend gezeigt und als alte, runzlige Frau. Dieses runzlige Aussehen war ein Merkmal für meinen Vater und andere Familienmitglieder; es repräsentiert so die Erscheinung eine Erinnerung meines Vaters und muß nicht notwen-

digerweise irgend eine spirituelle Wirklichkeit sein. Die Tatsache, daß mein Vater seine Identität durch Tatsachen bewies, die seine Mutter nicht wußte, und daß er auf das Zimmer hinwies, in welchem die Geschichte mit der Wolle sich abspielte, zeigt, daß ein „geistiges Bild" übertragen wurde, nicht ein materielles, oder sonstwie wirkliches . . . . ."

Prof. Hyslop ist also der Ansicht, daß die Erscheinung nur der Ausdruck eines Gedankens des Großvaters war, nicht von der Großmutter bewirkt wurde. Nach Hyslop's Hypothese ist es daher nicht der „Spirit" selbst, welcher das Resultat erzeugt, sondern es ist die Erinnerung einer dritten Person, welche im Bilde erscheint. Der Agent bleibt hierbei im Hintergrund, wie eben so oft die sogenannte „Kontrolle" bei mediumistischen Phänomenen. Der Forscher sieht hierin gewissermaßen ein Gesetz der „Kommunikation mit den Toten." Ein „tertium quid" ist die Basis der ganzen Serie der Phänomene und wir müssen mit ihm bei den Erscheinungen so gut rechnen, als wie bei den gewöhnlichen Mitteilungen. Und dieses Gesetz will Hyslop auf die erwähnten drei Arten der Erscheinungen angewendet wissen. Sowohl bei den Erscheinungen der Toten, wie der Lebendigen ist nicht die erscheinende Person der wirkliche Agent. Ein interessantes Beispiel wird als Beleg zu dieser Hypothesis erwähnt: Eine Dame beschäftigte eine Näherin, ohne zu wissen, daß letztere ein Medium war. Als die Näherin mit ihrer Arbeit begann, überkam sie ein heftiger Husten. Die Dame reichte ihr ein Glas Wasser, aber es wurde zurückgewiesen, weil die Näherin fühlte, es würde vorübergehen, was auch geschah. Darauf sah das Medium eine Erscheinung, welche sie als einen Mann beschrieb, untersetzt, mit langem, weißem Bart, mit weißem Haar und seine Hand auf die Schulter der Dame legend. Letztere erkannte in der Beschreibung ihren Schwiegervater, der ihr gewöhnlich die Hand auf die Schulter legte. Interessant ist aber der Umstand, daß ihr Vater an einem heftigen Hustenanfall starb. Diese Übertragung eines besonderen physischen oder charakteristischen Aktes, welcher die letzten Augenblicke einer Person begleitete, auf das Medium, ist ein sehr häufiges Phänomen. „Ich fand es oftmals", sagt Prof. Hyslop, „in mediumistischen Experimenten. Wenn die Näherin nicht gehustet hätte, würden wir nicht geahnt haben, wer die wirkliche Ursache der Erscheinung war. Aber da es jetzt klar ist, daß der Vater der Dame die „Kontrolle" war, wie das Husten anzeigte, so haben wir einen sehr wichtigen Zwischenfall in der Erscheinung des Schwiegervaters. Offenbar ist es nicht letzterer selbst, der sie verursacht hat. Es ist die Erscheinung nicht ein unmittelbarer Effekt, sondern sie ist vermittelt worden, wie in allen mediumistischen Tatsachen, selbst wenn die Kontrolle scheinbar nicht anwesend oder aktiv ist. Der

Vater verursachte die Erscheinung, gleichviel welchen Anteil der Schwiegervater dabei hatte." Prof. Hyslop betont am Schlusse seiner Ausführungen über das Wesen der Erscheinungen wiederholt, daß das Phänomen nicht materiell, sondern „mental" sei. „Wir sehen nicht den wirklichen „Geist" — wir sehen eine geistige Wirkung („a mental effect") der spiritualen Aktion auf die lebende Seele. Wir sehen nicht Geister, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern durch Gedanken erzeugte Bilder, welche uns der Tote in der Form von Halluzinationen übermittelt. Diese „Phantasmen" sind so gut ein Beweis von Identität als irgend „eine quasi materielle" Wirklichkeit und obwohl sie nicht klar machen, welche Art des Lebens eine spirituelle Welt zeigt, die Erkennung ihrer Natur beseitigt die Hauptschwierigkeiten bei ihrem Vorkommen." „Ich bestehe nicht darauf", sagt Prof. Hyslop bei dieser Gelegenheit, „daß alle Erscheinungen in dieser Weise verursacht werden. Es kann sein, daß die Wirklichkeit in manchen Fällen gesehen wird, aber wir haben noch kein bestimmtes Kriterium, um zu unterscheiden, zwischen jenen, welche durch eine andere, als die erscheinende Person verursacht werden, und jenen, welche direkt von der erscheinenden Person erzeugt werden. In jedem Falle können sie geistige Produkte sein, wenn auch wahrhaftig („veridical") und ein Beweis des Fortlebens" . . .

„Es ist gewiß, wenn wir eine spiritistische Theorie überhaupt annehmen, daß manche telepathische Phantasmen sind, die von den Toten oder durch jemand anderen als die gesehene Person erzeugt werden. Der Agent ist nicht, der es zu sein scheint, sondern ein „tertium quid", oder eine dritte Person und hier wird uns ein Gesetz geoffenbart, das viel ausgedehnter ist, als eine vermutete direkte Telepathie zwischen Lebenden, wenn auch ein telepathischer Prozeß damit verbunden ist."

So wird es denn möglich, daß selbst Telepathie zwischen den Lebenden durch Abgeschiedene (Diskarnierte) vermittelt wird, und da oftmals von mediumistischen Phänomenen behauptet wird, daß dies der Fall ist, so erübrigt nur, den Beweis für diese Behauptung zu erhalten. (Schluß folgt.)

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Bonn.

(Fortsetzung von S. 119.)

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen nunmehr zu den einzelnen Reisebeobachtungen.

Von San Franzisko kommend, und Honolulu berührend, erhielt ich schon auf den Hawaiinseln einen Vorgeschmack von Japan,

insofern, als sich dort nicht weniger als 40 000 Japaner ansäßig gemacht und die Kanaken fast völlig verdrängt haben. Auch das europäische und amerikanische Element tritt daselbst gegen das japanische stark in den Hintergrund, da die Zahl der Weißen im ganzen nur etwa 10 000 beträgt. Doch hier blieb mir wenig Zeit zu völkischen Studien, da die Natur dieser schönen Inseln mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Es ist jedoch heute nicht meine Aufgabe, den Reiz dieser halbtropischen und trotzdem durch ein gemäßigtes Klima ausgezeichneten und für den Europäer höchst angenehmen Eilande zu schildern. Wir eilen nach Japan, dem wir uns, das Cap von Hoshima-saki umschiffend, unter häufigen Ausblicken auf den Fuji-no-yama, dem heiligen Berg der Japaner, nähern. Durch den von bewaldeten oder unter Kultur stehenden schöngeformten Anhöhen umgebenen Uraga-Kanal, den malerisch gelegene, von zierlichen Tempeln überragte Ortschaften begleiten, fuhren wir in die Bucht von Tokyo ein. Die Einfahrt in den Hafen von Yokohama erfolgt zwischen zwei Inselforts hindurch, die Schildkröten vergleichbar aus dem Wasser ragen. Zahllose Fischerboote, z. T. mit Mattensegeln, beginnen jetzt die Flut zu beleben, aus der Yokohama hinter einem Mastenwald, mit dem Fuji im Hintergrund, imponierend auftaucht.

Lange ließ der Hafenarzt auf sich warten, ehe die Erlaubnis zum Landen erteilt wurde. Inzwischen waren auf Barkassen die Hotelagenten herausgekommen und hatten, sobald der Reisende sich für ein Gasthaus entschied, das Gepäck „gescheckt". Man war nun sicher, es im Hotel zu finden, und brauchte sich um nichts weiter zu kümmern.

Kaum hatten wir an der Mole festgemacht, so strömte eine minutenlang anhaltende Flut von Menschen, ein buntes Volksgemisch, aufs Schiff, so daß fürs erste nicht ans Aussteigen zu denken war und man sich das Treiben am Strand mit Muße beschauen konnte. Vor allem ins Auge fallen die buntgekleideten Frauen, mit ihren zierlichen Frisuren und ihren noch bunter herausgeputzten Kindern auf dem Rücken, z. T. selbst noch wie Kinder ausschauend; die Hafenarbeiter mit ihren farbigen Wappenröcken, d. h. Kitteln, die in großen Lettern den Namen ihrer Firma auf dem Rücken tragen, und die Rikschamänner mit ihren schlanken, aber sehnigen, fast unbekleideten Schenkeln und den breiten, flachen Hüten.

Ich konnte in dem Augenblick, wo ich erstmalig japanischen Boden betrat, mich nicht zur Benutzung eines Rikschawägelchens entschließen, da ich es als unwürdig empfand, einen Menschen als Zugtier zu benutzen. Indeß die Not lehrt sehr bald diese sentimentale Empfindung niederkämpfen, denn Japan ist nun einmal auf Rikschaverkehr eingerichtet und ein Reisen in diesem Lande ohne Rikscha unmöglich. Habe ich mich doch später sogar mehrfach von sich aufdrängenden Rikschamännern anpöbeln lassen müssen,

wenn ich glaubte, auf ihre Dienste verzichten zu können. Nicht eher läßt einem die zudringliche Bande Ruhe, — und auf Rikschastandorte stößt man überall, wo es irgend etwas zu sehen oder zu erledigen gibt, — als bis man eins dieser flinken, leichten Fahrzeuge in Sesselform bestiegen hat. Heute aber lehnte ich noch entschieden jedes Angebot ab und durchwanderte zu Fuß die Hafenanlagen mit zahlreichen stillstehenden, z. T. bewohnten Booten, mit breiten, sauberen und von massiven Gebäuden umgebenen Straßen. Links umbiegend, gelangte ich ins Fremdenviertel mit ziemlich engen, in der Breite etwa der Kölner Hohen Straße entsprechenden, gradlinigen Straßen und wenig ansehnlichen Häusern. Ansehnlichere Gebäude liegen am sog. Bund, d. h. dem Strandweg, die Hongkong-Schanghai-Bank, das deutsche Konsulat und das Grand Hotel. Das von mir gewählte Gasthaus (Hotel Royal) liegt am Ende der Hauptstraße, unterhalb des Bluff genannten Hügels, von dem es durch einen mehrfach überbrückten Wasserarm getrennt ist. Auf dem Bluff haben die reichen europäischen Kaufleute inmitten schöner Gärten ihre Villen. Hier befindet sich auch die deutsche Kirche und Schule, sowie das deutsche Marinehospital und das weltbekannte „Teehaus zu den hundert und einer Stufe", an einer steil zur Unterstadt herabführenden Treppe, von der das Haus seinen Namen hat. Ihm gegenüber, an der anderen Seite des Weges, hat sich eine Konkurrenz aufgetan. Bunt kostümierte Geishas bemühen sich rechts und links den Passanten zum Eintritt zu bewegen. Aber außer der hübschen Aussicht auf die Halbmillionenstadt und den Hafen, wässerigem Tee und noch wässerigerem Bier ist hier nichts anderes zu holen als das, was man bei uns zu Lande Salontirolerei nennt, kaum gut genug für den Seefahrer, der nur flüchtig den Hafen berührt und nicht die Gelegenheit versäumen möchte, „japanische Eindrücke" zu gewinnen, Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf Japan sich erstreckt und in allen größeren Küstenplätzen solche, auf den Bauernfang berechnete Lokale eingerichtet.

Das Herz der Stadt bilden breite Straßenzüge vom Zollhaus am Strand bis zum Klubhaus und den Spielplätzen reichend. Hier liegt die Präfektur, ein europäischer Ziegelbau, Hauptpost und Telegraphenamt, das Stadthaus, der deutsche Klub, die deutsch-asiatische Bank usw. Unmittelbar hinter diesem streifenförmigen Stadtzentrum beginnt das japanische Viertel, aus z. T. breiten, geraden und meist rechtwinklig einander schneidenden Straßen bestehend, bis zum Bahnhof reichend, von dem es aber durch einen doppelt überbrückten Kanal getrennt ist. In diesem Stadtteil herrscht unverfälschtes japanisches Leben. Lafkadio Hearn, von dem Gedanken ausgehend, daß der erste und unmittelbarste Eindruck der wahrste und ehrlichste sei, schildert, um ein richtiges

Bild vom japanischen Leben zu geben, seine Empfindungen und Gedanken bei der Rikschafahrt durch eben dieses Stadtviertel, die sich sofort an seine Landung in Yokohama anschloß und ihn erstmalig mit Japan und Japanern in Berührung brachte. Und in der Tat, die japanische Straße und das japanische Straßenleben ähnelt einander an allen Orten, und man kann, um es zu beschreiben, einen beliebigen Ort herausgreifen. Auch der Unterschied zwischen Stadt und Dorf ist kein wesentlicher. Selbstredend bedingen hervorragende Tempelanlagen, herrschaftliche Paläste, Regierungsbauten, wissenschaftliche, gewerbliche, industrielle Gebäude usw. lokale Unterschiede, das japanische Haus aber ist allüberall dasselbe und gibt auch den Großstädten im allgemeinen einen ländlichen Charakter.

Die fast stets aus Holz gebauten Häuser sind niedrig. Im Erdgeschoß befinden sich meist Handwerksstuben, Läden, Bureaus usw. Darüber ein gewöhnlich noch niedrigeres Obergeschoß, durch verschiebbares Gitterwerk oder die Glasfenster ersetzende Ölpapierwände nach außen abgesperrt. Im geschlossenen Zustand wirkt solch Häuschen käfigartig. Durch das Verschieben der Außenwände verändert es beständig sein Aussehen. Bald erscheint an ein und derselben Stelle eine Öffnung, ein Bambusgitter, eine solide Bretterwand, bald ein Vorhang, bald Ölpapier in leichtem Rahmen, Im allgemeinen dringt wenig Licht in das Innere der Zimmer, namentlich in die rückwärtigen Teile desselben. Zudem sind die japanischen Straßen, abgesehen von den Hauptstraßen, meist recht schmal. Das macht sie noch mehr dunkel. Es ist mir bisweilen geradezu unfaßbar erschienen, wie die Leute bei solch kümmerlichem Licht überhaupt arbeiten können. Und nun bedenke man, welche feine Arbeiten von den Japanern noch dazu ausgeführt werden. Denn gerade im Kleinen ist der Japaner groß. Er versteht es, eine Zeichnung, eine Urkunde in allen Einzelheiten des Papiers, der Farbe, des Auftrags so subtil nachzuahmen, daß die Kopie vom Original nicht mehr unterschieden werden kann. Und das gar nicht selten im Halbdunkel oder bei noch schlechterer Beleuchtung. Ich führe auf diesen Umstand ein gut Teil der in Japan so überaus häufigen Augenleiden zurück.

Charakteristisch für die Straße sind die sog. Dozos, ihre hölzernen Nachbarn meist überragende Lehmhäuser, in welchen bei Feuersbrünsten — und diese sind in Japan entsprechend der Sachlage überaus häufig — wertvolle Habe geborgen wird. Manche Häuser besitzen auch zierliche Holzbalkone, oder es verläuft zwischen dem Erdgeschoß und dem ersten Stockwerk eine breite Holzleiste, auf welche Blumenkästen gestellt werden.

Viel Mobiliar pflegt im allgemeinen der japanische Haushalt nicht zu besitzen. Sein bestes Stück ist die Matte, welche den Boden bedeckt und die kein Schuh oder Stiefel betreten darf. Dem

Japaner ist es ein leichtes, beim Eintritt ins Haus seine Stöckelschuhe abzustreifen, der Europäer aber hat mit seinem Schuhwerk, wenn er einen Tempel, ein öffentliches oder privates Haus, ja selbst nur einen Laden betritt, gewöhnlich recht große Umstände und Unbequemlichkeit. Ich schalte hier gleich ein, daß der japanische Schuh aus einem Brettchen besteht, auf welches im vordern und hinteren Abschnitt je eine Querleiste aufgenagelt ist. Bei schönem Wetter ist diese weniger hoch, bei Regenwetter aber von reichlicher Stelzenhöhe. Festgehalten wird der Fuß auf diesem Brettchen durch zwei schrägverlaufende Stränge, die man zwischen große und zweite Zehe klemmt. Der kurze japanische Strumpf, „Tabi" genannt, endet deshalb auch nicht stumpf, wie der europäische, sondern er hat für die große Zehe eine besondere Ausbauschung, wie für den Daumen unserer Fausthandschuhe. Die gewöhnlichen Leute aber finden, daß es auch ohne Strümpfe geht, und sie treten mit bloßen Füßen in ihre Stöckelschuhe oder laufen gar barfuß, wie die Rikschamänner. Das Klappern, welches die Holzsandalen verursachen, namentlich wenn sich größere Volksmassen auf hartem Boden bewegen, wie z. B. auf dem Asphalt der Bahnhöfe bei ankommenden und abgehenden Zügen, fällt dem Europäer anfangs mächtig auf die Nerven. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese „Geta" genannten Holzschuhe dem Gange etwas Ungraziöses geben, was den ästhetisch Gebildeten namentlich bei hübschen Frauen stört. Auf rauhen Bergwegen kommen Strohsandalen, „Zori" oder „Waraji" genannt, zur Anwendung. Oft sind damit steinige Pilgerwege, die zu den auf steilen Anhöhen liegenden Tempeln führen, geradezu gepflastert. Sobald sie durchgeschlissen sind, wirft man sie weg, da in jedem Teehaus, in jeder am Wege liegenden Bude für wenige Sen neue erhältlich sind. Beim Betreten eines Hauses ist es dem Japaner ein leichtes, sich seiner Getas zu entledigen. Diese bleiben im Türeingang stehen, und er kann nun ruhig die Matte betreten und sich mit umgeschlagenen Beinen auf dieser niederlassen. Denn Stühle oder Sitzgelegenheiten irgendwelcher Art gibt es im japanischen Hause nicht. Zum Speisen dient ein niedriger, flacher Tisch, um den die Tafelnden auf dem Boden kauern. Dieselbe Matte dient gleichzeitig zum Schlafen. Man legt sich flach auf sie hin. Nur die Damen bedienen sich mit Rücksicht auf ihre kunstvolle Frisur, zur Schonung derselben, einer untergeschobenen hölzernen Nackenstütze. Bei großer Kälte wird bisweilen noch eine kleinere Matte als besondere Unterlage auf den Boden gelegt. Im übrigen schläft man in Japan bekleidet.

Manche Damen lieben es, ihre Frisur subjektiv zu gestalten, andere unterwerfen sich einer gewissen wechselnden Mode. Im allgemeinen aber gibt es für jedes Lebensalter und jeden Stand gewisse charakteristische Merkmale.

Sagen wir hier gleich einige Worte über die landesübliche Kleidung. Diese besteht in dem weltbekannten Kimono, der möglichst bunt und oft von kostbarstem Stoffe und kunstvoll bestickt, von beiden Geschlechtern getragen wird. Vielfach trägt derselbe Arabesken, Wohlstand, langes Leben u. dgl. verheißend. Die Ärmel sind bei Männern und Frauen etwas anders geschnitten. In ihnen bringen beide das unentbehrliche kleine, aber langgestielte Tabakspfeifchen, sowie den Tabaksbeutel unter. Die Frauen umschnüren ihre Taille mit dem sog. „Obi", einem kostbaren Shawltuch, oft im Werte eines Vermögens. Der untere Obi dient nur zur Umschnürung, die oft recht fest erfolgt. Ich habe solche Umwicklungen gesehen, die dem schlimmsten Korsett unserer Modedamen nichts nachgaben. Der äußere Obi dient nur dem Staat. Auch er wird einige Male um den Leib geschlungen und dann hinten mehrfach quer über die Rundtour gezogen, so daß dort eine weite Vorwölbung entsteht. Die Art und Weise wie die Frauen ihre Kinder auf dem Rücken tragen, (dies geschieht ganz allgemein und ist typisch für das japanische Straßenbild) ist die folgende. Die Frau bückt sich tief nach vorne, hebt ihr Kind auf den Rücken, schiebt unter dieses ein Kissen und schlingt um dasselbe ein Tuch, welches sie über die Schultern schlägt, über der Brust kreuzt und im Rücken verknotet. Bei den tiefen, zeremoniösen Verbeugungen, welche Japaner und Japanerinnen beim Begegnen einander machen, hat man oft die Empfindung, als müßte das Kind der Mutter über Hals und Kopf herüberrutschen. Die Männer haben einfache Stoffgürtel, die am Kimono befestigt sind. Bei Schülern und Schülerinnen sieht man die weite Hose (Hakama) und ein überzieherartiges Gewand, „Haori" genannt, welches auch von einzelnen Herren der besseren Klassen getragen wird, jedoch ungleich weniger schön wirkt, als der Kimono. Auf dem Lande trägt man durchgehends Kittel und prall anliegende, kurze Hosen. Die Schenkel sind nackt. Getas sieht man bei den Bauern selten, Tabis fast nie. Nur bei Wallfahrten legen sie notgedrungen Strohsandalen an. Bei Regenwetter stülpt sich die Landbevölkerung einen ponchoartigen Strohmantel um, und bedeckt den Kopf mit einem breiten, trichterförmigen, flachen Strohhut, was zwar eigentümlich aussieht, aber höchst praktisch ist. In jüngster Zeit wollen japanische Ärzte eine gewisse, bisher der einseitigen und oft verdorbenen Reisnahrung zugeschriebene Krankheit auf die nackten Schenkel und bloßen Füße der ländlichen und der armen städtischen Bevölkerung zurückführen.

Die Umständlichkeit, mit welcher sich die Japaner beiderlei Geschlechts bei der Begegnung auf der Straße oder beim Eintritt in ein Haus unter tiefen Verbeugungen, wie oben erwähnt, begrüßen, wirkt auf Europäer geradezu verblüffend. Und nicht nur die Höhergestellten tun dies. Auch die kümmerlichsten Rik-

schamänner können, wenn sie sich außerhalb ihres Dienstes begegnen, sich in der gegenseitigen Bezeugung ihrer Ehrfurcht vor einander nicht genug tun. Wieder und immer wieder neigen sie sich fast bis zum Boden, was bei uns nur die durch „Müllern“ oder sonstige Gymnastik Geübten fertig bringen würden.

Während die gewöhnlichen Leute selten Hüte tragen, bedienen sich die Städter jetzt allgemein europäischer, also wohl meist deutscher Strohhüte. Auch sieht man in ihren Händen vielfach europäische Regenschirme. Nur wenn es stärker regnet, kommen die japanischen zu ihrem Rechte. Um zu wissen, wie schwer diese sind, bat ich einst im elektrischen Wagen eine Japanerin, mir zu erlauben, ihren Schirm aufzuheben. Als diese gutmütige Dame aber sah, daß ich mich für den Schirm interessierte, bot sie mir denselben sofort als Geschenk an, und suchte es, als ich dies dankend ablehnte, mit aller Dringlichkeit durchzusetzen. Als ich aber standhaft blieb, wandte sie sich an meine europäische Begleiterin, suchte diese durchaus zur Annahme des Schirmes zu bewegen und war, als sie auch hier keinen Erfolg hatte, offensichtlich tief betrübt. (Fortsetzung folgt.)

Wandlungen und Wege auf dem Gebiete der sogenannten Geheimwissenschaften.†)

Von Hans Hänig (Zwickau i. S.).

Daß jede Wissenschaft, mag sie nun alt oder neu sein, bei näherer Betrachtung sofort sich in eine Menge Einzelteile auflöst, wird jeder wissen, der auch nur einen Blick in ein solches Gebiet getan hat. Man mag hinsehen, wohin man will: selbst die kleinste Unterabteilung des gewaltigen Baues, den wir Wissenschaft nennen, löst sich, auch wenn sie eben neugeschaffen worden ist, sofort in eine Menge von Einzelfragen auf, und die Schwierigkeiten

---

†) In seinen „Gedanken zum Weltkrieg“ im vorigen Heft wünscht Verf. folgende Druckversehen richtig zu stellen: S. 125, Z. 7 v. u.: Gastmähler (st. Gastmäler); ib. Z. 5 v. u.: römisch-griechische (st. römisch-katholische) Religion; S. 126, Z. 19 v. u.: ausschließlichen; S. 127, Z. 8 v. o.: Ein Seher wie Davis hat (ohne Komma). — Zugleich verwahrt sich der (jetzt einberufene) Herr Verf. nicht mit Unrecht gegen die Art und Weise, wie Herr Dr. Grävell von seinem theosophischen Standpunkt aus wissenschaftliche Fragen beurteilt, und fügt hinzu: „Wer die Wissenschaften unserer Universitäten für so dürftig hält, daß man damit „nicht einmal einen Hund hinter dem Ofen hervorlocken“ könne (S. 133), dem wird man es schließlich auch nicht verdenken können, wenn er Subjektivismus und Objektivismus, Wissenschaft und Glaube, Materialismus und Idealismus bunt durcheinander wirft (S. 130 u.). Was würde aber wohl du Prel zu solcher Gottesweisheit gesagt haben“? — Red.

wachsen mit jedem Schritte, so daß wohl mitunter die Summe der Teile zusammengenommen ein ganz anderes Bild ergibt, wie das Ganze, das vor ihnen bestanden hat. Besonders der letzte Gedanke ist es, der uns in der neueren Wissenschaft entgegentritt. Man braucht nur einen Blick auf die Entwickelungslehre zu werfen, wie sie heute nach allen den vorausgegangenen Kämpfen aufgebaut ist: der Begriff der Entwickelung ist heute viel schwieriger zu fassen wie etwa zu den Zeiten, wo Darwin oder Lamarck die Ergebnisse ihrer Forschung in verhältnismäßig einfacheren Sätzen zusammenfaßten: an Stelle einer Theorie sind heute zehn oder mehr getreten, wenn nicht von manchen diese Fragestellung ganz verändert oder aufgegeben ist.[1])

Auch der Okkultismus hat eine ähnliche Entwickelung durchgemacht, wenngleich hier natürlich die Sache vielfach anders liegt wie bei den exakten Wissenschaften. Denn der Begriff Okkultismus ist niemals ganz einheitlich gewesen, selbst wenn man von der zunächstliegenden Deutung (das Verborgene, d. i. das noch nicht Erforschte) absieht. Schon das Altertum und das Mittelalter kennen den inneren (esoterischen) und den äußeren (exoterischen) Weg, auf dem man zur Erlangung tieferer Kenntnisse kommt, als sie die exakten Wissenschaften zu geben vermögen. Man kann nicht sagen, daß es zu dieser Zeit zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden Richtungen gekommen wäre; diejenigen, die, wie die Mystiker des Mittelalters, den ersteren Weg gingen, waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um etwa noch anderen Erkenntnismöglichkeiten nachzugehen. Erst als die moderne Theosophie eine Vermittelung zwischen dieser Art von Erkenntnis und dem, was von buddhistischen Anschauungen im Abendland bekannt wurde, versucht hat, ist sie in Gegensatz zu dem mittlerweile großgewordenen Spiritismus geraten, bis wiederum der experimentelle Okkultismus im engeren Sinne, soweit wenigstens die Erfahrung zureicht, eine, wenn auch äußerliche Vermittelung versucht hat.

Auf welche Weise kommt man nun in den Besitz dieser inneren Erfahrung? Die Theosophie gibt hierauf eine doppelte Antwort: durch den Verkehr mit einer höheren, geistigen Welt und durch Erweckung des „inneren Christus", der in jedem Menschen lebt. Die erste der beiden Möglichkeiten hängt mit den Anschauungen zusammen, die die Theosophie vom Menschen und der Welt hat: da es nach ihr drei Bewußtseinssphären gibt (die physische Sinnenwelt, die astrale Bewußtseinssphäre und die Mentalwelt), muß die Seele, wenn sie in der obersten der drei Sphären (dem Devachan)

---

[1]) Siehe darüber das auch für den Okkultisten sehr lesenswerte Buch: „Die Entwicklungstheorien von Delage und Goldsmith" (Verlag von Th. Thomas, Leipzig.)

gewohnt hat und sich wieder verkörpern will, erst durch die Astralwelt hindurchgehen und bleibt daher auch während ihrer Verleiblichung in stetem Zusammenhang mit ihr. Jenes höhere Leben in sich erwecken heißt also nichts anderes, als die Eindrücke der Sinnenwelt von sich abwehren, so daß das astrale Bewußtsein im Menschen frei wird und er nun imstande ist, selbst Wahrnehmungen auf einer höheren Ebene zu machen oder sich mit ihren Bewohnern in Verbindung zu setzen. Daher auch die Mittel, deren sich der Mystiker bedient, um jenes Bewußtsein in sich freizumachen: nachdem er die erste Stufe der Konzentration (auf einen Punkt) erstiegen hat, geht er dazu über, allmählich auch diese Gedankenrichtung in Wegfall zu bringen, so daß sein eigenes Denken vollkommen ausgeschaltet und für die astrale Gedankenwelt in ihm Raum ist. Mitunter geht sogar die Theosophie noch einen Schritt weiter: da wir gleichzeitig einer höheren Welt angehören, müssen in uns aprioristisch gewisse Erkenntnisse dieser Welt liegen, und es gilt nur, auf dieselbe Weise diesen „inneren Christus“ im Menschen zu wecken, ohne daß Wahrnehmungen, wie sie oben beschrieben sind, dazu nötig wären.

Man möchte glauben, daß die Art des inneren Erkennens, auf diese verhältnismäßig einfache Formel gebracht, dauernd Bestand gehabt hätte. Denn wenn auch darin die Voraussetzung begriffen ist, daß unsere Seele überhaupt präexistent ist und daß wir gleichzeitig einer höheren Welt angehören, so würde sie doch eben dadurch zur Wirklichkeit, daß in uns nach Ausschaltung der sinnlichen Eindrücke eine andere Welt wach wird, in welcher der Mystiker dann seine Wahrnehmungen machen kann. Und diese Wahrnehmungen, soweit sie selbst gemacht werden, müßten bei allen die gleichen sein, so daß sie für die Gesamtheit der menschlichen Kultur wohl verwendbar wären. Es bleibt nur die Frage, ob der Mensch auch tatsächlich imstande ist, alle Eindrücke der Sinnenwelt gänzlich bei sich auszuschalten. Haben doch solche Hellseher gelegentlich selbst auf die Schwierigkeit hingewiesen, die es kostet, sich im Wachzustand solcher Eindrücke zu erinnern. Es bleibt daher auch die Möglichkeit, auch das Unterbewußtsein des Menschen für das Zustandekommen solcher Wahrnehmungen verantwortlich zu machen. Noch größer ist natürlich die Schwierigkeit, durch Verkehr mit höher entwickelten Wesen (den „Meistern“ der Theosophie) eine höhere Erkenntnis zu erlangen. Daß die astralen Einflüsse gute und schlechte sein können, wurde auch von dem verstorbenen Theosophen Dr. Hartmann oft genug betont; auf welche Weise aber das Gute von dem Schlechten geschieden werden kann, daß uns hier jede Erfahrung abgeht, läßt auch die Theosophie dahingestellt. Diese Schwierigkeit bleibt auch für die Umwelt selbst bestehen, die ein geübter Hellseher in dem Astralreiche erkennen würde; so weist Leadbeater

(„Die Astralebene“, S. 3) selbst darauf hin, daß auch diese Erkenntnisse täuschend sein können, so daß der Hellseher erst der Schulung eines Meisters bedarf, also eines fremden Einflusses und sich damit einem Einflusse unterstellt, den er selbst nicht kontrollieren kann.[2])

Es kann nicht wundernehmen, daß diese Unsicherheit auch in der Geschichte der theosophischen Bewegung zum Ausdruck gekommen ist. Sie befindet sich heute in einer Selbstzersetzung von der sie weder die eifrige Verfechterin der Geheimlehre, Annie Besant, noch die Persönlichkeit Dr. Rudolf Steiner's retten kann. Es scheint, daß jene höhere Erfahrung nicht genügt hat, um über gewisse Fragen, besonders die nach dem Wesen Christi, eine einwandfreie Lösung zu bekommen. Dazu kommt aber noch etwas anderes: während die einen Anhänger der Theosophie nach wie vor in der Geheimlehre Anfang und Ende alles Wissens sehen, betonen die anderen mehr die Gegenwart mit ihren ethischen und sozialen Aufgaben, da nur der sittlich hochstehende Mensch nach der Theosophie imstande ist, mit Erfolg in die Geheimnisse einer höheren Welt einzudringen.

So hat auch in der Theosophie die Gegenwart ihr Recht gefordert und bei vielen an die Stelle esoterischer Spekulation die Forderung gesetzt, für die Gegenwart zu leben und zuerst deren Pflichten zu erfüllen. Ein großer Unterschied zwischen dieser Art Theosophie und dem modernen Christentum besteht natürlich nicht mehr.[3]) Es scheint sogar, daß auch das ältere Christentum in dieser Art Ideengemeinschaft wiederaufgelebt ist, wenn man an die Anschauungen denkt, die R. Steiner und andere von dem Wesen und der Person Christi vertreten haben. Daneben hat aber auch der moderne Kritizismus stark an die verschlossene Pforte der

---

[2]) Die Theosophie verfällt hier im Grunde genommen in denselben Fehler, den sie dem Spiritismus vorwirft, daß er sich willenlos unter den Einfluß unbekannter Wesen stelle. Wer theosophischen Vorträgen beigewohnt hat, wird häufig die unglaubliche Leichtgläubigkeit beobachtet haben, mit der manche Theosophen alles hinnehmen, was ihnen angeblich durch okkulten Einfluß geboten wird. Bedenklich muß es übrigens stimmen, daß der Reichsverwalter in Lhassa, den nach Speyer („Die indische Theosophie,“ S. 317) der englische Major Waddell anläßlich der englischen Expedition 1904 nach den Lamas von Tibet und der Geheimlehre fragte, weder von dem Dasein der einen, noch der andern etwas wußte. Mit welcher Unbefangenheit bei manchen Theosophen Wahrheit und Irrtum durcheinandergeht, zeigt unter anderem auch der Theosoph Judge, der von seinen Anhängern als „Weltlehrer“ und rechtmäßiger Nachfolger der Blavatzky angesehen wird, während er so wenig unter seinen Zeitgenossen bewandert ist, daß er in dem Buche: „Echos aus dem Orient“ von Flammarion und R. Steiner als Verstorbenen redet!

[3]) Vgl. die Arbeiten von Dr. Grävell in den vorangehenden Heften. — Red.

Theosophie geklopft. Seit der Entsendung Hodgson's nach Indien und seinem Berichte an die Lond. S. P. R. hat der Glaube an die Unfehlbarkeit der Geheimlehre einen starken Stoß erlitten, und das Spekulative dieser Art Metaphysik ist sogar von Annie Besant zugegeben worden. Mag daher auch in ihr, wie in den übrigen theosophischen Anschauungen manches Richtige enthalten sein, — das endgültige Urteil darüber kann nur die Erfahrung fällen, und dieser ist es eben nur möglich, nur einen verhältnismäßig geringen Teil jener Behauptungen zu untersuchen und damit für die Gesamtheit der Kultur fruchtbar zu machen.[4])

Eine ähnliche Entwickelung wie die Theosophie hat auch der Spiritismus durchgemacht, wenngleich hier die einzelnen Teile dieses Vorganges viel deutlicher zu erkennen sind. Auch der Spiritismus älterer Richtung hatte seine Weisheit in eine verhältnismäßig einfache Formel gebracht: die Geister der Verstorbenen sind imstande, sich vermittelst eines vom Medium ausgehenden Stoffes sichtbar zu machen und auf diese Weise für einige Zeit die Formen der Sinnenwelt anzunehmen. Diese Rückkehr ist aber nicht auf spiritistische Sitzungen beschränkt; auch durch Benut-

[4]) Die Aussagen von Hellsehern und Somnambulen werden also voraussichtlich noch eine große Rolle spielen, indem sie der Forschung den Weg weisen und über Probleme Aufschlüsse geben können, deren Aufklärung große Schwierigkeiten macht. Eine große Anzahl solcher Aussagen findet der Leser in J. Kerner's „Geschichte der Seherin von Prevorst", obgleich gerade dieses Buch die Annahme sehr nahelegt, daß sich jenes Schauen nicht völlig selbständig im Menschen durchsetzt, sondern häufig in Verbindung mit den Vorstellungen, welche die religiöse Erziehung etc. dem Menschen eingeprägt haben. Natürlich kommen hierbei auch höhere mediale Kundgebungen in Betracht, wie sie z. B. in R. Friese's Buch: „Stimmen aus dem Reiche der Geister" aufgezeichnet sind. Merkwürdig ist übrigens die Behauptung der Theosophen, daß das Leben der Seele nach dem Tode ein durchaus subjektives, traumhaftes sei, sodaß auch der Mensch doch nicht für seine Fehler bestraft werden könne und daß er daher die Wiedervergeltung in dem nächsten Leben zu erwarten habe. Ueble Taten, sagt der Theosoph Judge in dem genannten Buche S. 39, welche hier auf der objektiven Ebene vollbracht werden, können doch nach irgend welcher wissenschaftlichen oder moralischen Rechtmäßigkeit nicht auf einer Ebene, welche rein subjektiv ist, bestraft werden. Es fragt sich eben, was man unter subjektiv und objektiv zu verstehen hat: — nach dem Glauben aller höheren Religionsformen, auf die sich die Theosophie so gern beruft, wäre jenes Dasein nach dem Tode jedenfalls durchaus als ein objektives anzusehen. Auffällig ist jedenfalls, wenn auch für uns nicht absolut beweisend, die Uebereinstmmung der Berichte, die Theosophie, Spiritismus etc. über das Wesen des Jenseits geben, obwohl sie unabhängig von einander entstanden sind und besonders die Seherin von Prevorst weder von Theosophie, noch von Spiritismus eine Ahnung hatte. So entsprachen die sieben Himmel, von denen die Geister der Somnambule Kerner's reden, den sieben Abteilungen, die das Astralreich nach Leadbeater („Die Astralebene") hat; auch die Anschau-

zung anderer, ähnlicher feiner Stoffe sind solche Wesen imstande, sich uns zu äußern, uns zu erscheinen oder z. B. durch Klopftöne unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

Dagegen hatte schon vor dem Auftreten des deutschen Spiritismus, der Weinsberger Arzt und Dichter Just. Kerner, der ja übrigens von spiritistischen Sitzungen keine Ahnung hatte, nachdrücklich vor einer blinden Hinnahme dieser Erscheinungen gewarnt und die Mahnung ergehen lassen, die Geister zu prüfen, ob sie von Gott kämen, oder einen anderen Ursprung hätten. An dämonische Geisteswesen, wie sie nach der Theosophie existieren, hat Kerner allerdings, da er streng bibelgläubig war, nicht geglaubt. Trotzdem war mit dem Wiederaufleben der Theosophie in Deutschland auch in den Spiritismus ein neues Element hineingekommen, indem man jetzt mit Möglichkeiten rechnen mußte, an die früher niemand gedacht hatte. Konnten nicht solche dämonische Wesen, deren Vorhandensein natürlich für uns weder zu beweisen noch zu widerlegen ist, die Fähigkeit haben, mit Hilfe von gewissen Überresten der Verstorbenen ein, wenn auch nachgemachtes Bild von diesen zu schaffen, um auf diese Weise ihren Neigungen zu Betrug und Täuschung zu folgen? Denn das Bizarre und Groteske das vielfach den Materialisationen innewohnt, ist immer wieder erwähnt und hervorgehoben worden. Mit der Theosophie kam aber noch eine andere Reihe von Möglichkeiten in den Spiritismus hinein, die das ursprünglich einfache Problem bedeutend erschwerten. Die theosophische Weltanschauung setzte an Stelle der alten spiritistischen Dreiteilung des Menschen eine Vierteilung, soweit es sich um die Sinnenwelt handelt: neben dem physischen Körper unterscheidet sie noch den Ätherkörper und den Astralkörper als Sitz der Wünsche und Begierden, während sie das reine Denken dem Mentalkörper zuweist. Somit war das Problem der Materialisation, wenigstens vom theosophischen Standpunkte aus, noch um einige Möglichkeiten bereichert; es war bei dieser Frage in Betracht zu ziehen, ob nicht auch Astral und Mental des Mediums selbst oder einer anderen der sinnlichen oder einer anderen Welt angehörigen Persönlichkeit bei den Materialisationen im Spiel sein konnte.

---

ung von einer achten Sphäre, wo diejenigen dem Untergange entgegengehen, die ein völlig unmoralisches Leben auf der Erde geführt haben, kehrt bei Kerner wieder (von einem Geiste wird behauptet, daß er nicht selig werden könne). Die Angaben über das Wesen der siebenten, für deren Bewohner alles mit Finsternis erfüllt ist, wie Leadbeater S. 11 schreibt, kehren fast wörtlich in dem Buche von Friese wieder, das deshalb auch den Selbstmördern diesen Ort als Aufenthaltsort anweist. Auch die Beschreibung der höheren Abteilungen dieser Welt (die ersten drei bei L. erinnern an das „Sommerland“ des Spiritismus, selbst das „Komplement“ in Friese's Buch kehrt bei Leadbeater wieder) zeigt bei den beiden letztgenannten Schriftstellern eine große Aehnlichkeit.

Nehmen wir dann noch die Möglichkeit hinzu, deren sich besonders die offizielle Wissenschaft gern zur Erklärung der spiritistischen Phänomene bediente (bewußter oder unbewußter Betrug des Mediums; optische reale Halluzination vom Bewußtsein des Mediums aus auf die Sitzungsteilnehmer übertragen), so ergibt sich von selbst die Schwierigkeit des Problems, da neben den realen, d. h. durch die bisherige Erfahrung gegebenen Möglichkeiten auch die Denkmöglichkeiten getreten waren, auf die schon Aksakow in seinem grundlegenden Werke („Animismus und Spiritismus") hingewiesen hatte. So erwähnt Morselli in seiner „Kritik des Spiritismus" nicht weniger als 25 Theorien, und man wird mindestens die folgenden sechs einer größeren Beachtung für wert halten müssen: 1. Betrug von seiten des Mediums; 2. Gedankenübertragung von seiten des Mediums; 3. Besitznahme des Fluidals durch Astral und Mental des Mediums (cf. A. Besant: „Der Mensch und seine Körper", S. 28—29; Durville: „Fluidalkörper d. l. M.", deutsche Ausgabe S. 28—29); 4. Besitznahme des Fluidals durch Astral und Mental einer der sinnlichen oder einer höheren Welt angehörigen Persönlichkeit, die nicht mit dem betreffenden Verstorbenen identisch ist; 5. Besitznahme des Fluidals durch den Astral und Mental eines verstorbenen Menschen unter fremdem Einfluß (theosoph. Erklärung); 6. Besitznahme des Fluidals durch eine verstorbene Persönlichkeit.

Es liegt auf der Hand, daß wir zunächst nur über die drei ersten Möglichkeiten eine Entscheidung fällen können, da die anderen außerhalb der Erfahrung gelegen sind. Verhältnismäßig leicht ist die erste auszuschließen, und die Versuche von Crookes an bis zu dem jüngst erschienenen, grundlegenden Werke von Schrenck-Notzing geben darüber genügende Auskunft. Schwieriger liegen die Verhältnisse schon bei dem zweiten Einwande, daß das Medium imstande sei, eine optische, reale Halluzination durch Gedankenübertragung von sich aus auf die übrigen Teilnehmer zu übertragen. Die Entscheidung liegt hier natürlich nicht mehr bei diesen selbst, sondern bei den zur Ergänzung herangezogenen optischen und chemischen Hilfsmitteln. Weder Eindrücke auf der photographischen Platte, noch in Wachs oder Paraffin können durch Gedankenübertragung zustande kommen. Eine andere Erklärung der Materialisation ist durch die Forschungen von Durville u. a. nahegelegt worden. Sie bestehen darin, in den spiritistischen Phantomen eine Verbindung des Astrals und des Mentals des Mediums mit dessen Fluidal (d. h. der von ihm ausgestrahlten leuchtenden Masse) zu sehen.[5] Dabei fragt es sich

---

[5]) Da der Unterschied zwischen den Fluidalen Durville's und den spiritistischen Phantomen darin besteht, daß nur diese sich nach den Angaben darüber verdichten, hat man bei den spiritisti-

zunächst natürlich, ob jene Körper, wie sie nach der Theosophie bestehen, auch die Fähigkeit besitzen, beliebige Formen, wie z. B. die eines Verstorbenen anzunehmen. Man müßte also versuchen, einem in Tiefschlaf versetzten Medium (um dessen Willen auszuschalten) einen entsprechenden Befehl zu geben. Gelingt dieses Experiment, so muß, solange nicht das Vorhandensein des Astral- und Mentalkörpers sicher nachgewiesen ist, die Möglichkeit angenommen werden, daß der Mensch bewußt oder unbewußt die Fähigkeit hat, durch jene Verbindung Phantome zu bilden, wie sie uns öfters in der spiritistischen Literatur geschildert werden.

(Schluß folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Wiederverkörperung.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

(Fortsetzung von S. 125.)

Der Verfasser ist der Ansicht, daß, um die „scheinbaren" Widersprüche und die Disharmonien dieses Daseins zu begreifen, ein tieferes Eindringen in die Lehren der Geisteswissenschaft erforderlich sei, da hierdurch der nötige Überblick über die Gesamtentwickelung der Menschheit zu gewinnen wäre. Zuvörderst ist hier einzuwenden, daß die Widersprüche und Disharmonien dieses Daseins durchaus nicht scheinbar, sondern von nicht zu bezweifelnder Wirklichkeit sind. Die Widersprüche dieses Lebens sind so offensichtlich, so unverkennbar, und seine Disharmonien von so entsetzlicher und Abscheu erregender Art, daß es, wie du Prel sagt, nicht angeht, sie philosophisch zu überkleistern.

Ein Verständnis kann man ihnen, meines Erachtens, nur abgewinnen, wenn man die Weltentwickelung, ohne sich auf philosophische Spitzfindigkeiten und Spekulationen darüber einzulassen, als das betrachtet, was sie tatsächlich ist: als einen Individualisationsprozeß, d. i. eine Spaltung des Allgeistes in Individualgeister, in Einzelwesen. In diesem Absonderungsprozeß, dem diese materielle Welt ihrer ganzen Anlage nach entspricht, haben das Böse und das Übel und somit alle Disharmonien dieses Daseins

---

schen Phantomen an eine Verbindung der Fluidalen mit jener ektoplastischen Masse gedacht, die in spiritistischen Sitzungen den Stoff hergeben soll, aus denen die Phantome gebildet werden.

ihren Ursprung, da diese Sonderung des Allgeistes sich vermöge einer jedem Einzelwesen immanenten Grundtendenz, dem Selbsterhaltungstriebe, vollzieht.

„Der niedrigste Standpunkt menschlicher Entwickelung", heißt es in der „Botschaft der Vernunft", „ist das erste Gewahrwerden, die bloße Empfindung des Daseins. Nur noch ein dunkles Gefühl durchzuckt und erschüttert das schlummernde Leben und richtungsloser Wille, gestaltungslose Ahnung führen zuerst den Keim aus seiner kalten Umhüllung. Der dunklen Empfindung des Daseins fehlt noch jede Erkenntnis der wahren Bedeutung und inneren Berechtigung desselben. Es fühlt nur sich allein, erfaßt sich noch nicht in einem Zusammenhange, einer Gemeinschaft; es weiß nur von seinem Dasein, und wo es ein anderes gewahr wird, ist es ungewiß, ob dieses nicht ein Raub des seinigen sei. Im angeborenen Bedürfnis, sich erhalten zu müssen, das um so gewaltsamer wirkt, je weniger es aufgehellt ist, sieht es sich bedroht, ohne zu wissen wodurch; Erhaltung ist ihm noch Selbsterhaltung; ein anderes Dasein, das ihm begegnet und das Gefühl des eigenen in ihm erweckt, regt nur jenen Trieb der Selbsterhaltung an, weil mehr seines inneren Inhaltes ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Das Fremde, wie es dem ersten begegnet, steht demselben sogleich als feindlich gegenüber, weil es das einzige ist, von dem Gefahr ausgehen könnte. — Nach diesem bloßen Triebe der Selbsterhaltung, aus der Empfindung des Bedrohtseins wählt das unentwickelte Dasein auch die Art und Weise seiner Verteidigung. Auch diese zeigt sich feindlich. Auf Kosten des anderen will es sich erhalten und durch dessen Überwältigung und Hinwegräumung sich selbst sicher stellen. Unaufhörlicher Kampf ist der öde Genuß dieses Lebens und fortwährender Sieg seine angstvolle Sicherheit. Furcht und Gewalt sind die Grundlagen seines Bestehens und Selbstsucht die erste Entwicklungstufe, die es erstiegen. Weil die Selbstsucht aber nur vom eigenen Dasein weiß, so hält sie auch alles andere für ihr angehörend und trägt keine Scheu, wenn sie vermag, es sich anzueignen. Zu der Gewalt furchtsamer Selbsterhaltung gesellt sich der Frevelmut begierigen Raubes. — Des Lebens wahre Güter liegen noch in der Ferne und seine Seligkeit birgt noch ein unerkanntes Jenseits. —

Auf die Selbstsucht aber können wir alles zurückführen, was wir das Böse nennen: Gewalt, Feindschaft, Haß, Neid und was sonst für unholde Gestalten die Tiefen des menschlichen Daseins bevölkern. Auch die Selbstsucht mit ihrem ganzen Heer will nur, was alle unsere Strebungen wollen; sie will sein, sich Dasein schaffen und das Geschaffene erhalten und vermehren.

Auf verkehrte Weise strebt die Selbstsucht noch, aber daß sie strebt, ist ihr Recht und ihre Hoffnung, daß s i e ihr (?) Streben einst berichtigen werde. —

Lieblos, unvernünftig ist zwar die Selbstsucht, aber ihrem Wesen nach nicht böse. — Aufgeklärt, nicht ausgerottet muß ihr Bewußtsein werden. Versucht auch einer, auf Kosten eines andern sich zu erhalten, so ist die Erhaltung dabei sein Zweck. Nur zu eigenem Nutzen und Gewinn kann einer sich feindlich gegen den andern beweisen. Selbst Grimm und Rache bezwecken nur Schützung und Wiedererlangung eines vermeintlichen, bedrohten oder geraubten Gutes. Aber das Böse trägt oft einen rein vernichtenden Charakter.— Entspringt es auch da aus der Selbstsucht?— Wohnt ihm niemals eine bloß verderbende Lust ein, auch ohne eigenen Gewinn? —

Ein niedrigstehendes Bewußtsein erkennt in dem höheren Standpunkte eines andern, welchen es neben sich sieht, seine eigene Nichtigkeit, und meint, schon in der Geltung, die letzteres findet, eine Leugnung und Beeinträchtigung seiner eigenen Berechtigung erblicken zu müssen. Es sucht, seinem niedrigen Standpunkt gemäß, durch die Vernichtung des andern sich selbst zu behaupten und sicher zu stellen." —

Bestünde die Möglichkeit, daß, wie die „Botschaft der Vernunft" sich ausdrückt, die Selbstsucht sich aus sich selbst berichtige, d. h. sich in ihrem Streben veredle, so müßte sie ihr Wesen ändern, was, da sie die Grundtendenz ist, welches das Einzelwesen als solches erhält, einer Vernichtung desselben gleichkäme.

Eine angemessene Beschränkung und Veredelung der Selbstliebe kann selbstverständlich nur durch eine ihr entgegenwirkende Tendenz erfolgen. Entzöge sich eine solche unserer Beobachtung, was, falls wir sie in der Menschenwelt zu entdecken suchten, insofern verzeihlich wäre, als sie sich dort infolge der Prävalenz und des Dominierens der ihr entgegengesetzten Tendenz nicht ganz wirksam zeigen kann, so würde man sie mit Rücksicht auf das Gesetz von der dualen Anordnung der Kräfte trotzdem als bestehend annehmen müssen.

Aber nicht nur a priori, sondern auch a posteriori läßt sich ihr Vorhandensein sowohl aus ihrer Wirksamkeit als auch aus ihrer Unwirksamkeit erschließen. Da wir unglückseligerweise in einer Zeit leben, die in den Erscheinungen, die sie darbietet, die Unwirksamkeit der harmonisierenden Grundkraft anzeigt, so erscheint es angemessen, davon eine Schilderung zu entwerfen, indem sich auch aus den Folgen ihrer Unwirksamkeit erkennen läßt, worin ihre eigentliche Wirksamkeit besteht.

Eine solche Schilderung vermag nur jemand zu geben, der selbst den Drang und die Bedürfnisse jener göttlichen Urkraft in sich fühlt, in dem sie also selbst wirksam geworden ist. Es dürfte wohl kaum einen Widerspruch erregen, wenn ich John Ruskin hierzu ausersehe. Er schildert uns die Eindrücke, die er aus unserer entarteten seelenlosen Zeit empfing, wie folgt: „Das ganze

System modernen Lebens ist durch die unheimlichsten Erscheinungen der Ungerechtigkeit und Unwahrheit verderbt und bis auf den Punkt getrieben, wo diese nicht mehr als solche erkannt werden,— denn so lange Bill Sykes weiß, daß er ein Räuber, und Jeremy Diddler, daß er ein Schurke ist, ist beiden noch etwas Himmelslicht geblieben, — wenn aber alle stehlen, betrügen, friedlich zur Kirche gehen, und das Licht ihres ganzen Leibes Finsternis ist, wie groß ist dann die Finsternis! Die physische Folge jener geistigen Niederträchtigkeit ist gänzliche Achtlosigkeit gegen die Schönheit des Himmels, die Reinheit der Ströme und das Leben der Tiere und Blumen.

Schönheitsliebe ist ein wesentlicher Bestandteil der gesunden menschlichen Natur und, obwohl sie lange neben sonst untugendhaften Zuständen bestehen kann, ist sie selbst durchaus gut; — eine ausgesprochene Feindin des Neides, des Geizes, der niederen weltlichen Sorge und besonders der Grausamkeit. Wo diesen vorsätzlich gefröhnt wird, geht sie ganz zugrunde. Die Menschen, in denen sie am stärksten war, waren immer mitleidig, liebten die Gerechtigkeit und waren die Ersten, zu erkennen und kundzutun, was zum Glücke der Menschheit dient.“ [4])

Nichts in der Geschichte ist für den menschlichen Geist so schmachvoll gewesen wie die Tatsache, daß wir die gewöhnlichen Lehren der Nationalökonomie aufgenommen haben. Mir ist kein früheres Beispiel in der Geschichte einer Nation bekannt, wobei diese ein System des Ungehorsams gegen die ersten Grundsätze ihrer anerkannten Religion begründet hätte. Die Bücher, die wir in Worten als göttlich achten, brandmarken die Liebe zum Geld nicht nur als die Quelle jeglichen Übels und als ein von der Gottheit verabscheutes Götzentum, sondern sie erklären den Mammondienst als den geraden und unversöhnbaren Gegensatz des Dienstes Gottes; und wo immer sie von absolutem Reichtum und absoluter Armut sprechen, verkünden sie: „Wehe dem Reichen und Heil dem Armen“.[5]) Woraufhin wir ohne weiteres eine Wissenschaft vom Reichwerden als den kürzesten Weg zur nationalen Wohlfahrt be-

---

[4]) John Ruskin: „Menschen untereinander“ (Düsseldorf-Leipzig, Karl Robert Langewiesche), S. 185, 186.

[5]) Matth. 19, 23, 24: „Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wahrlich! ich sage euch: Es hält schwer, daß ein Reicher ins Himmelreich komme. — Ja, noch einmal sage ich euch: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme“; ib. 13, 22: „Der aber unter Dornen gesäet ist, der ist es, der das Wort hört; allein die Sorge dieser Welt und die Täuschungen des Reichtums ersticken das Wort, das es fruchtlos bleibt“; ib 6, 24: „Niemand kann zweien Herren dienen; denn entweder wird er den einen hassen und den andern lieben; oder er wird sich an den einen halten und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon“;

gründen![6]) — Eine schreckliche Anwendung des Reichtums findet jetzt in Europa statt, indem es ausschließlich Kapitalisten sind, welche ungerechte Kriege unterstützen. Gerechte Kriege bedürfen nicht so vielen Geldes zu ihrer Unterstützung; denn die meisten Leute, welche sie führen, tun es gratis; aber für einen ungerechten Krieg müssen sowohl die Körper wie die Seelen gekauft werden; und nebenbei die besten Handwerkszeuge für den Krieg, was ihn auf's äußerste teuer macht, gar nicht zu reden von den Kosten niedriger Furcht und ärgerlichen Argwohns zwischen Nationen, die trotz all ihrer Volksmengen nicht genug Wohlwollen und Ehrlichkeit besitzen, um eine Stunde inneren Friedens damit zu erkaufen. — — Und da jeder ungerechte Krieg außer durch Plünderung des Feindes nur durch Anleihen von Kapitalisten durchzuführen ist, so werden diese Anleihen später durch Besteuerung des Volkes aufgebracht, das, wie es scheint, keine Stimme bei dieser Angelegenheit hat, weil eben der Wille der Kapitalisten die Hauptwurzel des Krieges ist; aber seine wahre Wurzel ist die Habsucht der ganzen betreffenden Nation, die sie unfähig macht, offen und gerecht zu sein, und daher zu gegebener Zeit jeder einzelnen Person ihren eigenen Verlust und ihre eigene Strafe bringt. —

Eine große Nation verhöhnt nicht alle himmlischen Mächte, indem sie vorgibt, an eine Offenbarung zu glauben, die die Liebe zum Gelde als die Wurzel alles Übels erklärt, und doch zu gleicher Zeit zeigt, daß sie bei all ihren nationalen Taten und Maßnahmen durch keine andere Liebe beeinflußt ist, oder die Absicht hat, sich beeinflussen zu lassen.[7])

„Die Reflexion mit ihren Scheidewassern — die nicht wie andere Wasser setzen und gebären, sondern begrifflich nicht einmal die gegenwärtige Welt bestehen lassen" (Jean Paul), und deren Usurpation wir unsere Entartung in erster Linie zu verdanken haben, charakterisiert Ruskin kurz und treffend, wie folgt: „Die moderne Wissenschaft hält Vorlesungen über Botanik, um darzutun, daß es so etwas wie Blume gar nicht gibt; über die Menschheit, um darzulegen, daß es so etwas wie einen Menschen gar nicht gibt; über Theologie, um darzulegen, daß es so etwas wie einen Gott gar nicht gibt; keine Menschen sondern Mechanismen; keinen Gott, sondern nur eine Anzahl Kräfte. Der eine Glaube ergibt sich naturgemäß aus dem andern; wenn ihr euch für nichts weiter haltet als eine Maschine, die geschaffen ward,

---

ib. 6, 19: „Ihr sollt euch auf Erden keine Schätze sammeln, wo sie der Rost und die Motten verzehren und die Diebe nachgraben und stehlen; vielmehr sammelt euch Schätze für den Himmel" usf.

[6]) „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen," Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

[7]) John Ruskin: „Sesam und Lilien," Eugen Diederichs Verlag, Leipzig.

um ein kleines Räderwerk zu regulieren, dann werdet ihr Standbilder der Wissenschaft, wie sie auf Holborn Viadukt stehen, errichten und natürlich nur größeres Räderwerk über euch anerkennen, welches euch reguliert.“ [8]) —

Diese Kritik des modernen Geistes werden natürlich nur jene erfassen, denen noch etwas von ihrem Himmelslicht geblieben, und wäre es auch nicht mehr als bei Bill Sykes und Jeremy Diddler, und nur solche vermögen daraus zu folgern, daß an dem Zerrbilde, welches die moderne Menschheit zeigt, die Unwirksamkeit jener inneren, unterbewußten Kraft die Schuld trägt, die, wo sie sich frei betätigen kann, die seelische Harmonie ebenso sicher bewirkt, wie die vis medicatrix naturae die körperliche.

Für die Wissenschaft bildet ein Individuum mit den intuitiven und emotionellen Anlagen und Fähigkeiten eines Ruskin an und für sich schon ein unlösbares Problem, das außerhalb der Schranken liegt, welche sie ihrer Forschung selbst gezogen hat. Für die Wissenschaft und ihre Anhänger kommt beim Menschen nur sein Oberbewußtes mit seinem Egoismus und seinem Intellekte in Betracht; alles übrige fiel der Abstraktion anheim, die sich sehr bald in eine Negation verwandelte. Die Folge davon war, daß alle Bedürfnisse und Ansprüche unserer inneren höheren Natur für nichts erachtet wurden und infolgedessen verkümmern mußten.

Da die Wurzeln der Individualität ins Unterbewußte versenkt sind und daraus ihre besten Kräfte ziehen, so bedeutet eine Trennung von diesem mütterlichen Nährboden eine Vernichtung der Persönlichkeit und der Apostel Paulus war daher richtig inspiriert, als er den oft zitierten, aber leider nicht beherzigten Ausspruch tat: „Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Und wenn ich alle Geheimnisse weiß und alle Erkenntnis habe, und habe die Liebe nicht, so bin ich ein Nichts.“

Jeder Mensch weiß, daß eine Pflanze, der man ihren natürlichen Nährboden entzog, nicht wachsen und gedeihen kann, aber er weiß nicht, daß der Mensch, der sein Oberbewußtes, das Sekundäre, von seinem Unterbewußten, dem Primären, isoliert, sich nicht fortschrittlich entwickeln kann, sondern seelisch verkümmern muß; und trotzdem glaubt er sich auf der Höhe der Entwickelung, und zwar dank dem Verständnisse und der Beherrschung ihrer Gesetze. Der moderne Mensch hat den Lebensnerv, der ihn mit seinem Urquell verbindet, von Wissensdünkel und eitler Selbstvergötterung verblendet in frevelhaftem Übermute mit Vorbedacht zerschnitten und sucht nun die innere Armut durch äußeren Flitterstaat zu er-

---

[8]) „Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen,“ Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel).

setzen. „Die Menschen halten", sagt Karl May, „ihren eigenen Geist für klüger als den Geist der Liebe und der Wahrheit, der alle Himmel regiert und alle Welten lenkt. Das Geschlecht der Menschen hat keine Augen, um zu sehen, und keine Ohren, um zu hören; es geht der Nacht entgegen anstatt dem Tage. Einer lockt und winkt dem andern; einer schiebt und drängt den andern; so führen und stoßen sie sich weiter und weiter, vom Licht ab und der Finsternis entgegen."[9])

Betrachtet man, wie hier, als den Zweck des irdischen Lebens die Individualisation, so hat man die Erde gleichsam als die Wiege des Menschengeschlechtes, sowie überhaupt jedes individuellen Wesens zu betrachten, und man befindet sich damit in Übereinstimmung mit Jean Paul, welcher sagt, daß dieses irdische Leben ein einziger, nie wiederkehrender Geburtstag der Ewigkeit sei. Nach dieser Auffassung wäre die Präexistenz der Psyche nicht als persönlich, sondern als unpersönlich zu denken. Der Schluß, daß eine individuelle Postexistenz unbedingt von einer individuellen Präexistenz abhänge, erscheint mir nicht zwingend. — Ist der Zweck dieses Erdenlebens die Individualisierung, so erscheint mit der Erfüllung desselben eine Wiederverkörperung als überflüssig, und könnte sich eine solche nur auf jene Fälle beschränken, wo die Natur diesen ihren Zweck verfehlte. Nachdem aber alle Tatsachen der Natur durch die vorhergehenden fest bestimmt sind, so kann von einem Verfehlen nicht wohl die Rede sein, sondern man muß annehmen, daß in solchen Fällen die Nichtindividualisierung ebenso in ihrem Plane lag, wie in den andern die Individualisierung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Metaphysik des Mikrokosmos.[1])

Von Felix Berger, Pastor in Schwarzau.

> Ich bin überzeugt, wenn Gott einmal einen solchen Menschen schaffen wollte, wie sich ihn die Magister und Professoren der Philosophie vorstellen, er müßte den ersten Tag ins Tollhaus gebracht werden.
>
> Lichtenberg, »Vermischte Schriften«, S. 53.

Die Lösung des Menschenrätsels ist eine der wichtigsten Grundfragen der Philosophie, welche seit vielen Iahrhunderten die

---

[9]) Karl May: „Am Jenseits", Freiburg i. Br., Fr. E. Fehsenfeld (S. 237).

[1]) Vortrag auf der Pastoralkonferenz zu Liegnitz am 3. Juni 1914. (Umgearbeitet und erweitert.) — Mit gütiger Erlaubnis des

bedeutendsten und scharfsinnigsten Geister beschäftigt hat. Vielleicht kann man sagen, es ist die Kardinalfrage der Menschheit überhaupt. So vieler und großer Fortschritte sich das vergangene 19. Jahrhundert rühmen darf, das, was es durch die berufenen Vertreter der Wissenschaft auf den philosophischen Lehrkanzeln unserer Universitäten auf diesem Gebiete zutage gefördert hat, ist nicht übermäßig ertragreich zu nennen. Wohl hat uns die Physiologie und Biologie erfreuliche Aufschlüsse über die Organisation und Funktion des physischen Körpers gegeben, aber das ist doch nur ein Herumknacken an der Schale. Bis zum Kern des Menschenrätsels ist die Wissenschaft nicht vorgedrungen, und die Präponderanz des Medizinischen hat in dieser Frage direkt lähmend, zurückhaltend, irreführend gewirkt.

„Erkenne dich selbst" — stand über dem Eingange des Tempels zu Delphi. Das Wort ist oft mißverstanden und in der Weise eines ziemlich platten Moralismus gedeutet worden. Es ist in Wahrheit viel umfassender und tiefbedeutsamer, steht in Zusammenhang mit den geheimsten und gewaltigsten Gedanken der griechischen Mysterien und der griechischen Philosophie, und bezieht sich auf die Konstitution des Menschenwesens, insbesondere die Seele mit ihren wundersamen Kräften. Denn im Menschen sind die Kräfte des Weltalls vertreten. Er ist „die kleine Welt", der Mikrokosmos, und als solcher das unendlich verkleinerte Ebenbild des Weltalls, des Makrokosmos. Darum, wer sich selbst kennt, der kennt den Kosmos, wer aber das Menschenrätsel gelöst hat, begreift das Universum.[2])

1.

Besinnliche, denkende Menschen, welche es zu einer umfassenden Lebens- und Weltanschauung gebracht haben, deuten sich stets das Menschenwesen analog ihrem Verständnis des Weltganzen und umgekehrt. Der heutige Durchschnittsmensch denkt materialistisch. Ernst Haeckel ist der Prophet der modernen ungebildeten und halbgebildeten Massen; sein materialistischer Monismus — vielleicht auch in der feineren Abart des energetischen Monismus Ostwalds — liegt wie ein Bann auf den Gemütern. Wozu soll man sich denn mit der Erforschung des Menschenwesens noch weiter abgeben, hört man es aus diesen Kreisen rufen, — Haeckel hat ja, wie alle Welträtsel [3]) so auch das Menschenrätsel

---

Herrn Verfassers entlehnen wir diese sehr verdienstvolle Studie dem „Evang. Kirchenblatt für Schlesien", 18. Jahrg. 1915, Nr. 5—8. (Vgl. Jan.-Heft 1914, S. 63). — Red.

[2]) Robert Blum: „Die vierte Dimension." Leipzig, Max Altmann, 1906, S. 47. Rudolf Steiner: „Das Christentum als mystische Tatsache." Leipzig, Max Altmann, 1910.

[3]) Ernst Haeckel: Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Bonn, Emil Strauß, 1903.

endgültig und restlos gelöst. Wer in seinem Buche den 2. (philosophischen) Teil „Die Seele" gelesen hat, dem wird endlich einmal das Licht der Wahrheit aufgesteckt.

Wohlan hören wir, was Haeckel zu sagen hat. Die Seele ist ihm ein Sammelbegriff für die seelischen Funktionen des Protoplasmas. Der Teil des Protoplasmas, der als Träger der Psyche in Frage kommt, ist das Psychoplasma, eine Seelensubstanz von bestimmter chemischer Zusammensetzung und gewisser physikalischer Beschaffenheit, eine besondere Art der Plasmakörper, die sämtlichen Lebensvorgängen zugrunde liegen. „Seele" ist eine physiologische Abstraktion, wie der Begriff „Stoffwechsel" oder „Zeugung". Ist das Psychoplasma in den einzelligen Protisten noch sehr wenig entwickelt und oft identisch mit dem ganzen lebendigen Protoplasma der einfachen Zelle oder einem Teil derselben, so ist es beim Menschen und den höheren Tieren ein differenzierter Bestandteil des Nervensystems, das Neuroplasma der Ganglienzellen und ihrer leitenden Ausläufer. Die Arbeit des Psychoplasmas, die wir Seele nennen, ist stets mit Stoffwechsel verknüpft. Haeckel verfolgt die Entwickelung der Seele durch die ganze Stufenleiter der Lebewesen bis zum Menschen hinauf, und zeigt zum Schluß, daß die „athanistischen Illusionen" des Menschen, und zwar der metaphysische Unsterblichkeitsglaube ebenso wie der christliche, durch die wissenschaftliche Kritik der letzten Dezennien definitiv widerlegt seien. Es ist eine durchaus einleuchtende Konsequenz einer solchen „Seelenlehre", daß, wenn die Seele nur ein Kollektivbegriff für eine Summe von Gehirnfunktionen ist, mit dem Stagnieren der Gehirnmasse im Tode auch die sogenannte „Seele" aufhört. —

Soweit Haeckel. Neu ist seine Botschaft jedenfalls nicht. Seit Leukipps und Demokrits Tagen sind solche Gedankengänge immer wieder in der Geschichte der Philosophie vorgetragen worden, und die französische Aufklärung des 18. Jahrhunderts hat in ihrem „Système de la nature" den anthropologischen Materialismus auch schon in geschickter Weise populär gemacht. Der Arzt La Mettrie (1709 bis 1751) sah den tierischen und menschlichen Organismus (‚L'homme machine', 1748) als bewegten oder sich bewegenden Stoff an, und das Denken erklärte er auf Grund seiner Selbstbeobachtung in den Fieberdelirien als das Resultat körperlicher Vorgänge; und Cabanis (1757—1808) meinte, daß man zu den mechanischen Bewegungen noch chemische Veränderungen annehmen müsse, aber die Vorstellung war ihm auch nichts weiter als ein Sekret des Gehirns. Als in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Materialismus, durch den damals auf-

---

Volksausgabe. 48.—67. Tausend. S. 39—86, besonders 40 ff., 47 ff. und 80—86.

kommenden Darwinismus verstärkt, wieder auflebte, erregte Karl Vogt ziemliches Ärgernis mit seiner Bemerkung in den „Physikalischen Briefen", die Gedanken stünden zu dem Gehirn in demselben Verhältnis, wie der Urin zu den Nieren; ein Vergleich, den der geschmeidige Hermann Lotze, wenigstens soweit die Gedanken der Materialisten in Betracht kämen, gar nicht übel fand.[4]) Und da es als die größte Errungenschaft dieses Zeitalters gepriesen wurde, daß man nun endlich, wie es sich gehöre, zu einer „Psychologie ohne Seele" kommen werde, war es wieder Lotze, der zur Besonnenheit mahnte: „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, daß er dahin kommen konnte, sein eigenes Dasein, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln oder es sich als Erzeugnis einer äußeren Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, und nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugneten.[5]) Dennoch war es vielen damals und ist es heute vielen noch aus der Seele gesprochen, was Hudibras im 18. Jahrhundert in den ganz ernst gemeinten Ausspruch faßte: „Wenn ein hypochondrischer Dunst in unseren Eingeweiden wütet, so kommt es darauf an, welche Direktion er nimmt. Steigt er aufwärts, so wird es ein sublimer Gedanke, steigt er abwärts, so wird eine Blähung daraus."[6]) Man fühlt sich versucht, den Fußstapfen Lotze's folgend, diesen gemeinen Ausspruch in dem Sinne zu ironisieren, daß die Sublimität dieses eben ausgesprochenen Gedankens durch seine inferiore Wechselerscheinung völlig adäquat ausgedrückt wird.

Wenn man bei Ernst Haeckel auch solche pöbelhafte Formulierungen vergebens sucht, so gilt doch von dem neuen Materialismus, der sich Monismus nennt, im Hinblick auf den alten zweifellos das Wort Napoleons über die Bourbonen: Er hat nichts gelernt und nichts vergessen. Aber es ist für den philosophisch einigermaßen Geschulten nicht schwer, seine Schwäche zu sehen und mit ihm fertig zu werden. Von den sieben Welträtseln, welche Dubois-Reymond in seiner berühmten Rede 1880 in der Leibniz-Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften [7]) aufstellte, sind die hier in Betracht kommenden (das 5. und 6.) durch Haeckel nicht ge-

---

[4]) Max Seiling: „Goethe und der Materialismus." Leipzig, O. Mutze, 1904, S. 5. Vgl. auch zum Folgenden.

[5]) Lotze: „Mikrokosmos." Zitiert bei Seiling a. a. O., S. 5, und Edmund Pfleiderer, „Lotze's philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen." Berlin, Reimer, 1884, S. 25.

[6]) Zitiert nach W. H. Riehl: „Die Familie." 12. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1904, S. 93. Leider macht auch Kant in den „Träumen eines Geistersehers", Teil I, drittes Hauptstück am Ende, Hudibras zu seinem Bundesgenossen; eine starke Entgleisung.

[7]) Dubois-Reymond: „Ueber die Grenzen des Naturerkennens" Die sieben Welträtsel. Leipzig 1882.

löst, sondern umgangen und zurückgeschoben: die Entstehung der einfachen Sinnesempfindung und des Bewußtseins, das vernünftige Denken und der Ursprung der Sprache.

2.

Unter den modernen akademisch Gebildeten ist die herrschende pschologische Lehrmeinung der sogenannte psychophysische Parallelismus. Er behauptet auf Grund des erfahrungsgemäß festgelegten Tatbestandes, daß den seelischen Phänomenen des Denkens, Fühlens und Wollens bestimmte körperliche Vorgänge im Gehirn und Nervensystem entsprechen, derart, daß diese geistigen Vorgänge ohne gleichzeitige Tätigkeit ihrer mechanischen Korrelate undenkbar sind, und umgekehrt mit der Bewegung der Gehirnteilchen psychische Phänomene untrennbar verbunden bleiben. Die Forschungen sind größtenteils aufgebaut auf der Beobachtung der apoplektisch Erkrankten und der Geistesgestörten, bei denen die je nach dem Versagen oder der Entartung der normalen Geistesleistungen gestellte Diagnose durch die Obduktion der verstorbenen Patienten in der Erkrankung oder Entartung der entsprechenden Gehirnteile meist bestätigt gefunden wird [8]); und vielleicht noch mehr experimentell fundamentiert durch die Ausübung jener grausamen Tierfolter, die man Vivisektion nennt, indem man an dem Versuchstiere gewisse Gehirnteile exstirpiert und je nach den Ausfallserscheinungen die Funktion der entzogenen herausgenommenen Partien feststellt.[9]) So kann man es als ein ziemlich sicheres Ergebnis dieser Untersuchungen ansehen, daß die mechanischen Korrelate für die geistigen Funktionen des Sehens ihr Zentrum im Gebiet des Hinterhauptlappens haben, die für das Hören im Gebiete des Schläfenlappens, die für das Tasten im Stirn- und Scheitellappen, und zwar alternieren das Psychische und Physische für die beiden Seiten des Individuums derart, daß z. B. Läsionen des rechten Schläfenlappens Störungen des Hörens auf dem linken Ohr im Gefolge haben und umgekehrt. Aber der Ton ist es, der die Musik macht, und hier kommt es darauf an, welche Erklärung dem unbestreitbaren Tatsachenmaterial beigegeben wird.[10]) Und immer wieder wird man finden, daß die psychophysischen Parallelisten zur Identitätshypothese mehr oder weniger stark hinneigen.

---

[8]) Adolf Kußmaul: „Die Störungen der Sprache." Leipzig 1877. Dazu die Arbeiten von Wernicke, Lichtheim, Goldscheider und andere über Aphasie und dergleichen.

[9]) H. Munk: „Ueber die Funktionen der Großhirnrinde." Berlin 1881. 2. Aufl. 1893.

[10]) Die Okkultisten nehmen die Gehirnlokalisation auch an, betrachten aber als Träger des Psychischen den vibrierenden „Astralleib", der durch das Verbindungsband des Aetherkörpers die mechanischen

Es ist auch sonst noch vieles, was uns dieses ‚Philosophumenon' des Parallelismus unannehmbar macht. Seine wissenschaftlichen Vertreter teilen mit dem Sensualismus dessen alte ‚fable convenue' auch als ihre Ansicht: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu. Für jede Wahrnehmungs-, jede Wortvorstellung und die damit verknüpfte Wortbedeutungsvorstellung muß im Gehirn ein noch so geringes mechanisches Korrelat vorhanden sein, und bei den Erinnerungen kommt noch ein Merkmal der Reproduktion hinzu. Und wo bleibt die Einheit des Bewußtseins, da doch das psychische Leben des Menschen aus lauter Einzelvorstellungen, Einzelgefühlen und Einzelwollungen besteht; wie ist es möglich, daß ich eine Vorstellung, für die das mechanische Korrelat am rechten Ende des Großhirns liegt, mit einer anderen verbinde, deren Spur an der linken Spitze des Großhirns angetrieben ist? Und wenn nun zwischen den psychischen und physischen Phänomenen eine Wechselwirkung ausgeschlossen sein soll, wie ist es einleuchtend, daß jeder Konstellation der Gehirnatome und -moleküle ein ganz bestimmter Gedanke bzw. Gefühl entspricht? Und weiter dünkt es uns höchst zweifelhaft, ob eine d u r c h g e h e n d e Parallelität angenommen werden kann; denn wenn die Eigenart der höchsten geistigen Funktionen in der Vereinheitlichung und Rückbeziehung auf das Ich besteht, wenn hier die abstraktesten Gedankenreihen logisch und ethisch verknüpft werden, ist es gar nicht auszudenken, wie diese intellektuellen Phänomene in Gehirnfunktionen wiedergegeben werden könnten, die doch nichts als ein Nacheinander und Nebeneinander enthalten. Vor lauter Exaktheit kommt man hier zu den größten Unglaublichkeiten. „Hook und andere berechneten, daß, da 20 Tertien zur Produktion einer Vorstellung hinreichten, ein Mensch in 100 Jahren 9 467 280 000 Spuren oder Abdrücke von Vorstellungen in seinem Gehirn ansammeln müßte, oder doch, wenn man sie wegen der Schlafenszeit auf ein Drittel reduzierte, 3 155 760 000, also in 50 Jahren 1 577 880 000, wenn man ferner das Gehirn zu vier Pfund Schwere annehme und davon ein Pfund für Blut und Gefäße, ein Pfund für die Rinde abziehe, so wären in einem Gran Rückenmark 205 542 Spuren anzutreiben."[11]) Wer hier noch mitmachen kann, der ist um seine Phantasie und seine wissenschaftliche Zuversichtlichkeit zu beneiden. Zu solchen Verstiegenheiten kommt man, wenn man nicht an ein

---

Korrelate des physischen Gehirns in Bewegung setzt und auf ihnen spielt, wie ein Künstler auf einem Instrumente. Vgl. Albert de Rochas: „Die Grenzen der Wissenschaft." Deutsch von Helene Kordon, II. Teil. Abschnitt: Die Gehirnlokalisation (mit acht Abbildungen). Leipzig, Max Altmann, 1911.

[11]) Aus Huber: „Das Gedächtnis", S. 21. Zitiert bei du Prel: „Philosophie der Mystik," VI: Das Erinnerungsvermögen und Theorie des Erinnerungsvermögens.

von der physischen Gehirnmasse unterschiedenes „transzendentales Gehirn" glauben will. Wie schön ironisiert Mephistopheles im Doktormantel Faust's einen derartigen Wissenschaftsbetrieb mit den Worten:

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben;
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Oder wo steckt hier bei solcher Psychologie das geistige Band, wenn ein Träger der seelischen Funktionen nach der Überzeugung der „Aktualitätspsychologen" (Wundt) völlig fehlt, das Wesen der Seele vielmehr ausschließlich in die „Aktualität", die Tätigkeit gesetzt wird? Dann ist der Mensch der wunderbarste Automat, der sich denken läßt, indem er Handlungen vollzieht, die von einer (in Wirklichkeit nicht existierenden) vernünftigen Seele zweckgesetzt erscheinen. Dann werden uns die Wirkungsweisen der Veränderung auf dem Theater des psychischen Lebens unbegreiflich, wenn ein zugrunde liegendes Sichveränderndes unkonstatierbar ist.

In den hier angedeuteten Ratlosigkeiten bleibt die heutige akademisch approbierte Psychologie stecken, weil sie bei ihrem rein physiologischen Wissenschaftsbetriebe die okkulten Phänomene des Seelenlebens außer acht läßt bzw. als reine Illusionen behandelt und eine merkwürdige Furcht vor der Anerkennung einer selbständigen Seele hat. In einem Vortrage über das Rätsel des Todes, den Dr. Rudolf S t e i n e r bezugnehmend auf des belgischen Dichterphilosophen Maurice Maeterlinck neueste Werke „Vom Tode" und „Weisheit und Schicksal" (beide erschienen bei E. Diederichs, Jena) am 6. April 1913 in Breslau hielt, prägte er neben anderen feinsinnigen Aussprüchen die tief- und vielbedeutsame Sentenz: „Die meisten Menschen haben Angst vor dem Geiste." Das ist ein wahres, allzu wahres Wort, das auch die psychophysischen Parallelisten sich gesagt sein lassen mögen. Und wenn sie sich viel zugute tun auf die großen Errungenschaften ihrer physiologisch-vivisektorisch erarbeiteten Psychologie:

Mir dünkt das stille Los des Weisen
Vor jedem andern glücklich und zu preisen.
Und schreiten wir auch ferne noch vom Ziel,
So wissen wir des Wahren doch schon viel —

so möge sich ihr Wagner'scher Wissenschaftsdünkel von Lenau's Faust zurechtweisen lassen:

Du weißt nicht mehr vom Leben als das Vieh,
Trotz deiner sämtlichen Anatomie.

(Fortsetzung folgt.)

Was wird der geistige Ertrag dieses Krieges sein?

Von Ludwig D e i n h a r d (München.)

So frägt A. H a h n in Naumann's „Hilfe" (Nr. 46, S. 745) und er antwortet darauf: „Der Ertrag wird der sein, daß wir Menschen bekommen, die ernster, furchtloser und kraftvoller im Leben stehen, als vorher . . . . Es wird ein ganz neuer Geist einziehen, ein ganz neues Geschlecht entstehen, ein Geschlecht von Menschen, die durch das Miterleben des Gewaltigen ganz anders geworden sind . . . Dieser geistige Ertrag des Krieges, der, wie gesagt, in nichts Geringerem bestehen wird, als in der Schaffung eines ganz neuen Geschlechts innerhalb der deutschen Menschheit, ist deshalb so ganz besonders wertvoll, weil er eigentlich heute schon feststeht und durch den äußeren Gang der Ereignisse gar nicht berührt werden kann. Zwar zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß sich diese auch fernerhin zu unseren Gunsten entwickeln werden. Aber so Bedeutsames immer sie uns bringen mögen, das Wertvollste und Bleibende wird doch die Neubelebung und Neugestaltung in unserem Volk sein." Soweit Hahn.

Das heißt wohl mit anderen Worten, daß das deutsche Volk durch die schweren Zeiten, die es jetzt durchmachen muß, einen mächtigen Impuls empfängt, die Fesseln abzuwerfen, die sein inneres Leben in den letztvergangenen Jahrzehnten eingeschnürt und beengt haben, die Fesseln des Haders der politischen Parteien untereinander, die Fesseln der konfessionellen Streitigkeiten, des sich gegenseitig Bekämpfens der verschiedenen Lebensanschauungen usw., kurz, einen Impuls, sich zu vertiefen, und sich geistig-sittlich zu einer höheren Stufe emporzuschwingen.

Wenn aber das deutsche Volk diesem Impuls Folge leisten soll, dann wird es nötig sein, daß es nicht müde wird, sich zuweilen einen Spiegel vorzuhalten, der ihm klar und deutlich sagt: So siehst du aus, zum mindesten hast du so ausgesehen bis zu dem Augenblick, in dem die eiserne Zeit dieses Weltkrieges über dich hereingebrochen ist.

Wie sah es denn in Wirklichkeit in unserm Volke aus bis zu jenem weltgeschichtlichen Moment? Die Frankfurter Halbmonatsschrift: „Das freie Wort" bringt in ihrem Novemberheft eine Zuschrift von Rechtsanwalt A. W i e l a n d t an den Herausgeber M a x H e n n i n g, die auf diese Frage folgende treffende Antwort enthält:

„Das Leben unseres Volkes ging sehr in die Breite, aber nicht entsprechend in die Tiefe. Technische Fortschritte und das Interesse daran überwucherten das Geistesleben; das Interesse des Einzelnen wurde vom Erwerbsleben völlig in Anspruch genommen;

das gesellschaftliche Leben litt an Unwahrhaftigkeit, es fehlten überall die Persönlichkeiten. — Täglich lese ich Lobpreisungen der deutschen Wissenschaft, der deutschen Kunst, der deutschen Kultur überhaupt. Ich kann mich dem nicht bedingungslos anschließen. Wohl haben wir tüchtige Gelehrte, vielleicht auch Künstler, wir haben aber sehr wenig Kultur. Bis in hohe Kreise hinauf besteht eine unglaubliche Unkultur. Das Handeln sehr weniger wird getragen von einer Weltanschauung. Zahllose akademisch Gebildete haben von Philosophie keine Ahnung! . . . . . ."

Ich habe hier nur ein paar Sätze aus diesem Schreiben herausgegriffen, Sätze, die meines Erachtens viel Wahres enthalten. Müssen wir denn nicht zugeben, daß unser gesellschaftliches Leben bisher an Unwahrhaftigkeit krankte, und daß es uns eben bisher an dem gefehlt hat, was zum Unterschied von Entwickelung des Intellekts als Kultur des Geistes zu bezeichnen ist?

Dieser Mangel an einer wahren Kultur des Geistes geht aber Hand in Hand mit dem Mangel an einer einheitlichen Weltanschauung und einer harmonischen Entfaltung der Geistesanlagen. Auch unter den sogenannten Gebildeten gibt es gar viele, die ungern daran denken, daß sie ein unsichtbares, gewöhnlich Seele genanntes Etwas besitzen, das, wie der Leib, nach leiblich stärkender Nahrung, nach seelisch stärkender Nahrung verlangt.

Nach was für einer Nahrung verlangt denn eigentlich die Menschenseele? Im tiefsten Grund verlangt sie nach einem Wissen, das ihr Klarheit verschafft über dieses rätselvolle Dasein und Wahrheit über den Sinn dieses Lebens. Die heutige Menschenseele verlangt in dieser Beziehung im tiefsten Grunde ihres Wesens mehr als ihr der bloße Glaube zu geben vermag. Sie zweifelt nicht daran, daß unser Dasein einer gerechten und weisen Lenkung, einer sittlichen Weltordnung untersteht, daran aber zweifelt sie, daß es ihr jemals gelingen wird, den eigentlichen Sinn dieses Daseins zu ergründen. Und es gibt deren viele, die es geradezu für eine Vermessenheit erklären, diesen Sinn ergründen zu wollen. Ich möchte auch heute durchaus nicht das Wagnis unternehmen, diese „Vermessenheit" zu begehen. Aber ich möchte doch im Anschluß an die Erwartungen, die A. Hahn inbezug auf den geistigen Ertrag dieses Krieges hegt, wenigstens der Hoffnung Ausdruck geben, daß dieser Ertrag darin bestehen möchte, daß sich in unserer deutschen Volksseele ein starkes metaphysisches Bedürfnis einstellt, mit anderen Worten, ein starkes Verlangen nach einer Lösung der vielen Rätsel, die sich uns immer aufdrängen, sobald wir in dieses Dasein tiefer einzudringen versuchen. Wie dieses metaphysische Bedürfnis gestillt, wie dieses unergründbar erscheinende Daseinsrätsel vielleicht doch noch zu lösen wäre, davon zu reden wäre heute noch verfrüht. Denn erst muß dieses

Bedürfnis erwacht sein. Dann erst kann man den Versuch machen, es zu stillen.

Aber ich bin des festen Glaubens, daß der furchtbare Ernst dieses Weltkriegs dieses metaphysische Bedürfnis bei vielen unserer Volksgenossen erwecken, und daß über kurz oder lang eine Zeit kommen wird, in der Viele das Verlangen fühlen werden, tieferen Einblick zu gewinnen in all' das, was sie als ihr eigenes Schicksal bezeichnen.

Diese Zeit wird sicher kommen müssen. Denn aus dem Heldenmut, mit dem unsere tapferen Krieger seit Monaten unser ringsum von Feinden bedrohtes Vaterland verteidigen, aus den Strömen von Blut, die in diesen Schlachten fließen, aus all dem schweren Leid, das dem deutschen Volke jetzt auferlegt ist, aus all den Opfertaten, die es jetzt vollbringt, dürften nach menschlichem Ermessen bald Kräfte erwachsen, die im Volksgemüt eine tiefgreifende Wandlung und in der Volksseele eine deutlich bemerkbare Vertiefung bewirken werden. Und mit dieser Wandlung, dieser Vertiefung dürfte sich dann auch jenes metaphysische Bedürfnis einstellen, von dem wir oben sprachen.

Dann aber wird es Zeit sein, Lessing's Gedanken über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" heranzuziehen und auf die Fragen, die Lessing dort in den letzten 7 Paragraphen dieser Abhandlung aufwirft, eine alle Zweifel beseitigende Antwort zu erteilen.[1])

Nur durch einen Blick hinter den Schleier der Maja werden wir den gesuchten, tieferen Einblick in das Schicksalsproblem gewinnen, mit anderen Worten: wir werden erst dann die Wahrheit erobern, wenn wir uns, dem Rate Schiller's folgend, über die unseren Sinnen zugängliche Wirklichkeit in eine andere Wirklichkeit hinauswagen, die dahinter liegt. Sonst bleiben wir immer in der physischen Hälfte der Wirklichkeit stecken und die metaphysische Hälfte bleibt uns ewig verschlossen.

Ueber einige Sittengesetze.

Von Dr. Th. H. (Berlin).

(Schluß von Seite 141.)

Aus der von uns aufgestellten Seelenlehre folgt, daß durch die Verhütung einer Empfängnis die Erschaffung einer Seele nicht ver-

---

[1]) Daß ein so ungewöhnlich heller Kopf wie **Lessing** mit großer Entschiedenheit für den Gedanken der Wiederholung unseres irdischen Daseins eingetreten ist, das sollte doch denen zu denken geben, die ihn jetzt mit so viel **Eifer ablehnen** zu müssen glauben.

hindert wird, daß also ein Eingreifen in das Wirken Gottes nicht stattfindet. In zwei Fällen kann die Verhütung gestattet sein; erstens, wenn keine Aussicht da ist, daß das Kind körperlich und geistig gesund geboren wird, und zweitens wenn das Leben und die Gesundheit der Frau Gefahr läuft. Ein entwickelter Mensch hat mehr Recht auf Leben und Gesundheit als eine noch unentwickelte Seele. Diese beiden Fälle sind fast immer verbunden. Ein dritter Fall könnte dann eintreten, wenn die Erde nicht genügend Nahrung für eine größere Zahl Menschen bietet. Verweigert man hier das Recht des ehelichen Verkehrs, so ist wieder oft die Durchbrechung der sittlichen Ordnung zu befürchten.

Hat man zugestanden, daß der geschlechtliche Verkehr in der Ehe auch erlaubt ist, wenn er dem Zwecke der Fortpflanzung nicht dient, daß aus wichtigen Gründen die Verhütung einer Empfängnis gestattet ist, so folgt notwendig, daß es auch eine Ehegemeinschaft allein wegen Aufrechterhaltung der sittlichen Ordnung geben kann. Dieser Fall kann dann eintreten, wenn wegen körperlicher Anomalie, die sich vererben würde, die Fortpflanzung verboten erscheint. Ich rede durchaus nicht dem sinnlichen Genuß als solchem das Wort, sondern es kommt mir vor allem auf die Erhaltung der sittlichen Ordnung und auf die körperliche und geistige Gesundheit der Kinder an. Es liegt mir auch absolut fern, einer Zweikinderehe Vorschub zu leisten; es sollen so viel Kinder geboren werden, als immer körperlich und geistig gesunde ins Leben gerufen werden können, ohne daß die Mutter Gefahr für ihr Leben und dauernde Schädigung für ihre Gesundheit zu befürchten hat. Vorübergehende Schmerzen und Mühen können keine Entschuldigung sein.

Mit dem Vorhergehenden wird nun keineswegs behauptet, daß der Geschlechtstrieb sich nicht überwinden läßt. An dem Grundsatze, daß die Moral unter allen Umständen erfüllt werden kann, wird absolut nicht gerüttelt. Ehebruch ist mit allen Mitteln einzudämmen; denn er gefährdet die sittliche Ordnung, hat Feindschaft und häufig Mord im Gefolge. Der Ehebrecher muß bestraft und die Freiheit muß ihm genommen werden, Schaden anzurichten; denn wenn jemand sich nicht beherrschen kann, so hat er auch keinen Anspruch auf Freiheit. Ehebruch allein ist ein Grund für die Auflösung der Ehe; denn wenn der eine Teil das freiwillig gegebene Treuversprechen gebrochen hat, so kann der andere Teil nicht verpflichtet sein, es zu halten. Dennnoch ist es gut, wenn der unschuldige Teil Treue bewahrt, weil dadurch manchen Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen wird. —

Die wichtigste Bedeutung für die Moral hat die Lehre vom Eigentum und Erwerb. Gegenwärtig herrscht der Grundsatz, daß jeder selbst für seinen Lebensunterhalt zu sorgen hat, und daß alles, was er erbt oder in seinen Besitz bringt, sein Eigentum ist. Eine solche Art des Erwerbs schließt notwendig Willkür in sich.

Es entsteht die Frage, ob willkürlicher Erwerb vom moralischen Standpunkte aus sich verteidigen läßt. Die Folgen müssen darüber entscheiden. Willkürlicher Erwerb muß notwendig dazu führen, ein möglichst großes Einkommen und Eigentum zu besitzen. Denn so ist man in der Zukunft für sich und seine Nachkommen der Brotsorgen ledig; man hat Ehre, Ansehen und großen Einfluß unter den Menschen; man kann sich die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen. Ob aber alle die Fähigkeit und Möglichkeit haben, sich das Nötige zu einem ordentlichen Leben zu erwerben, wird dabei außer Acht gelassen. Tatsache ist, daß nicht jeder für sich und die Seinen den Lebensunterhalt beschaffen kann, und manche müssen so ein elendes Leben führen. Auch christliche Nächstenliebe kann durch milde Gaben diesen Mangel in der Güterverteilung nicht ausgleichen. Bei den meisten Menschen ist sie nur eine hochtönende Phrase, der die Tat nicht folgt; außerdem liegt die Gefahr vor, daß der Mensch zur Trägheit und Bettelei kommt, wäre sie tatsächlich vorhanden. Vor allem aber fehlt ihr die zwingende und regelnde Ordnung, die für das Leben unbedingt notwendig ist. Die Folgen des willkürlichen Erwerbs sind für die Moral geradezu vernichtend. In der Willkür, dem willkürlichen Erwerb und Besitz liegt die Quelle alles moralischen Elendes der Menschheit. Da nun einmal das Geld bei den Menschen eine so große Rolle spielt, so stellt sich selbstverständlich die Gier nach Gold ein. Es ist unmöglich, alle unsittlichen Mittel, die beim Erwerb angewandt werden, alle unsittlichen Erwerbszweige, wodurch man sich zu bereichern sucht, aufzuzählen. Die Folge des willkürlichen Erwerbs ist eine große Verschiedenheit des Besitzes unter den Menschen. Diese bedingt wieder die Abhängigkeit eines Teiles der Menschen. Nur zu oft veranlaßte die Not ums Dasein manchen Menschen, seine Tugend und Gesundheit zu opfern in Dienstabhängigkeit von seinem Herrn. Beispiele für das Gesagte bieten der Mädchenhandel, die Prostitution, die so häufigen Verführungen von Dienstpersonal usw., Tausende sind ja leider für Geld feil.

Willkür, willkürlicher Erwerb und Besitz wirkt auf das ganze moralische Verhalten der Menschen zurück. Unter den herrschenden Umständen ist es vielen nicht möglich, sich rechtzeitig verheiraten zu können. Die Folge ist vielfach, daß sie einen unzüchtigen Lebenswandel führen. Tür und Tor öffnet so die Willkür der Unzucht und Geld gibt die Mittel, auf ihren schmutzigen Pfaden zu wandeln. Einmal gefallen, entwickelt sich im Menschen der Hunger nach Genuß und im Genuß verschmachtet er vor Begierde. Geistiges und körperliches Elend breitet sich aus, und die Nachkommen bis ins dritte und vierte Geschlecht müssen die Sünden der Eltern büßen. Betrug, Wucher, Haß und Mord entstehen um Besitz. —

Nicht Kultur bringt uns zur Unnatürlichkeit, sondern Willkür

und Mammon. Willkür, willkürlicher Erwerb und Besitz widerstreitet also der Moral. Alle die, welche behaupten, der Mensch habe freie Willkür, d. h. er könne küren, wie er wolle, sind die ärgsten Feinde des moralischen Fortschrittes. Es ist daher auch in dieser Hinsicht eine straffe Ordnung zu schaffen. Ein Beispiel solcher Ordnung haben wir bereits in unserm Staatseigentum, wobei es niemand einfällt, zu behaupten, daß den betreffenden Staatsbeamten die persönliche Freiheit übermäßig beschnitten würde. Zum Bösen hat man keine Freiheit notwendig! Es ist auffallend, daß man so gern in Staatsdienste tritt; das hat doch wohl seinen Grund eben darin, daß man vom einzelnen Individuum unabhängig wird und der Brotsorgen ledig ist. Es wird keiner behaupten wollen, daß im Staatsdienste die geistigen Kräfte verkümmern; im Gegenteil, wenn der Einfluß des Geldes ausgeschaltet ist, so treten die natürlichen Fähigkeiten erst recht in Wettbewerb. Es braucht ja nicht alles Staatseigentum zu werden, sondern es kann auch Gemeinde- oder Berufsgenossenschaftseigentum eingeführt werden. Dem Wettbewerbe bleibt dann noch immer Raum genug, der unter den Staaten zudem noch besteht. Selbstverständlich gibt es, wie bei den heutigen Staatsbeamten, Rangunterschiede, die allein schon durch die verschiedene Begabung bedingt sind. Erst in einem solchen Zustande wird jeder die für ihn passende Aufgabe bekommen, von Individuen unabhängig sein und sich den notwendigen Unterhalt verdienen. Erst dann werden auch Tugend und Geistesgaben im Werte steigen. Willkürlicher und rücksichtsloser Erwerb ist selbst den Nationen unter einander nicht gestattet. Jede Nation soll nicht nur das eigene Wohl im Auge haben, sondern auch das anderer Nationen berücksichtigen. Geschieht das nicht, so ist Krieg häufig die Folge. —

Im Anschlusse hieran möchte ich noch einiges über den Krieg bemerken. Die Tötung eines Menschen ist nur in der Notwehr gestattet, und zwar in drei Fällen: erstens, um sich gegen weitere Verbrechen eines Mörders zu schützen, ist die Gesellschaft berechtigt, diesem das Leben zu nehmen; zweitens bei der Abwehr eines verbrecherischen Angriffs auf das eigene Leben; und drittens, wenn eine Nation, die sich dem Urteile des Sittengesetzes nicht unterwerfen will, wider alles Recht eine andere angreift. Mord, Angriff und Krieg, wo das Urteil und die Gültigkeit des Sittengesetzes beiseite gesetzt wird, ist daher unter allen Umständen in sich böse. Denn wenn man nur in einem einzigen Falle bei der Entscheidung über Recht oder Unrecht, über Gut und Böse die Gültigkeit des Sittengesetzes ableugnet, so ist man berechtigt, es jedesmal zu tun, und das Ende aller Moral wäre da. Kommen Streitfälle zwischen Kulturstaaten vor, so sind sie nach den Gesetzen der Moral, d. h. durch Schiedsgerichte, und nicht mit Gewalt zu lösen. Alles, was zum Streite unter den Nationen führen kann, muß be-

seitigt werden; dazu gehört auch, daß kein Volk Länderteile, die ihren Bewohnern nach zu einem fremden Volke gehören, beherrschen soll, zumal wenn diese Nation schon einen selbständigen Nationalstaat bildet, oder wenn sie die politische und wirtschaftliche Reife erlangt haben sollte. Das Prinzip der Nationalität muß, soweit es eben möglich ist, durchgeführt werden, sei es denn, daß eine Nation freiwillig einer andern sich anschließt.

Die Kulturstaaten haben auch die Verpflichtung den moralischen Fortschritt und die Kultur bei niedrigstehenden Völkern zu fördern, ihre Streitigkeiten zu schlichten und Anlässe dazu zu beseitigen. Zu diesem Zwecke allein muß eine internationale Militär- bzw. Polizeimacht gehalten werden, die aber nicht zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht werden soll. Nicht eher werden Krieg und Revolution, die Zuchtruten der Menschheit, ruhen, als bis eine solche absolute Moral bis auf den letzten Buchstaben befolgt werden wird.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Metapsychik im Kriege.

Von Ad. Reiners, Luxemburg.[1])

Material zu einer „Psychologie des religiösen Lebens im Kriege" möchte Dr. J. E. D. aus Feldpostbriefen sammeln. Gewiß bieten diese Briefe, aber auch andere authentische Berichte und Erzählungen, wichtige Bausteine für eine wissenschaftlich gehaltene, echte Religionspsychologie. Größeres Gewicht möchte ich jedoch auf „metapsychische" Mitteilungen legen, auf die unbegreiflichen, mysteriösen Tatsachen von telepathischen Phänomenen des Hell- und Fernsehens, der Ahnungen, Warnungen, Erscheinungen, Todesanmeldungen, von Bilokation, des „Zweiten Gesichtes", der prophetischen Träume usw. Ein weites Feld bietet sich jetzt fürwahr von okkulten Ereignissen, welche gerade in der heutigen freidenkerischen Zeit- und Geistesrichtung, wo alles Übernatürliche so frech geleugnet und bekämpft wird, gesammelt und in der Presse besprochen werden sollten. Dr. Friedr. Zurbon-

---

[1]) Auf Empfehlung unseres hochwürdigen Mitarbeiters Dr. J. Clericus entlehnen wir diese von gründlicher Sachkenntnis zeugende Studie dem „Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands", 25. Jahrgang 1915, Nr. 3, Regensburg im März cr.), ohne jedoch allen Schlußfolgerungen des Herrn Verfassers — besonders hinsichtlich seines streng kirchlichen Standpunkts — unsererseits beipflichten zu können. — Red.

sen hat in Nr. 1 der „Köln. Volksz." (Wochenausg.) das „Zweite Gesicht" eines chinesischen Missionars über den Fall von Tsingtau in Kiautschau mitgeteilt. Zahllose solcher Gesichte im Bilde über den Weltkrieg von 1914 dürften bekannt sein, die erst nach Erfüllung, nach dem Eintreffen der vorausgeschauten Bilder, als räumliche und zeitliche Vorgesichte die Wahrheit erkennen lassen und ihre Veröffentlichung ermöglichen. Angriffe und Anwürfe voll Spott und Hohn in der freidenkerischen und liberalen Presse haben selbst gewiegte Naturforscher und Ärzte zu befürchten, wenn sie dergleichen Phänomene kritisch und wissenschaftlich besprechen. Dr. Max Kemmerich in München weiß davon zu erzählen. Der Chefredakteur eines liberalen Blattes nahm nicht einmal eine Abhandlung aus seiner Feder mit seinem Namen auf, weil er ein Buch geschrieben: „Gibt es Prophezeiungen?", weshalb er bei dem Leserkreis des Blattes nicht mehr ernst genommen werden könnte. — Das Wort „Okkultismus" ist verpönt. Deshalb haben die Vertreter der empirischen Psychologie heute das Wort „Metapsychik" geprägt, um die rätselhaften und wunderbaren Erscheinungen des Übernatürlichen damit zu bezeichnen. Beherzt haben jedoch die Koryphäen der Natur- und Arzneiwissenschaft, die psychologischen Schulen in London, Paris, München, an der Spitze die „Londoner Gesellschaft für psychische Untersuchungen („Psych. Researches"), der Unduldsamkeit der materialistisch-monistischen Gelehrten getrotzt und kritisch wissenschaftlich in vielen gelehrten Werken die übernatürlichen Ereignisse behandelt. Dr. Schrenck-Notzing, praktischer Arzt in München, hat in seinem Buche „Die Materialisationsphänomene" 1914 als Motto vorgedruckt: „Nichts ist zu wunderbar, um wahr zu sein." (Faraday).

Wie die „Londoner Society for psych. Researches" seit 1880 solche Phänomene sammelt und kritisch untersucht, so hat auch der Franzose Flammarion eine schriftliche Ausschreibesammlung aller geheimnisvollen Phänomene unternommen. Er erhielt 2000 Mitteilungen, darunter 70 Briefe mit wunderbaren Gesichten voll charakterisierenden Nebenumständen und Einzelheiten, 49 Mitteilungen von Ärzten, Adligen, Lehrern, beglaubigt durch ihre Unterschriften, 186 Anmeldungen von Sterbenden, 76 warnende („prémonitoires") Traumgesichte.

Viele dieser Berichte sind aus dem Kriege von 1870—71. Für das räumliche und zeitliche Hell- und Fernsehen sind von besonderer Bedeutung die Vorgesichte der künftigen Gatten, die erst 3—10 Jahre später zu einer Verbindung führten. Flammarion hat in einem Buche: „L'Inconnu" („Das Unbekannte in den psychischen Problemen"), die ihm mitgeteilten Tatsachen kritisch behandelt. In München soll eine Gesellschaft sich mit ähnlicher Sammlung unter Dr. Schrenck-Notzing befassen.

Seit acht Jahren habe ich als Kulturhistoriker mit dem Studium der Metapsychik mich abgegeben und ein umfangreiches Werk: „Die Welt des Wunderbaren und Geheimnisvollen" zu schreiben begonnen.[2]) Ich hatte 1909 in der Monatsschrift einer Gesellschaft „Naturfreunde" in Luxemburg die „Spukphänomene" unserer Tage behandelt, die von den Tausenden von rätselhaften, wunderbaren Erscheinungen mir am unerklärlichsten scheinen und diabolischen Einfluß offen zur Schau tragen. Gebeten hatte ich die Naturfreunde, eine natürliche Erklärung mit ihren Kenntnissen suchen zu helfen. Das allein genügte bei ihrer Ohnmacht diesen kleinen Geistern, die einmal durch eine Hochschule oder ein naturalistisches Museum gelaufen waren, ihre Unduldsamkeit dadurch zu zeigen, daß sie keine Widerlegung versuchten, wohl aber eine neue Ausgabe der Septembernummer mit Weglassung der Abhandlung vornahmen. Und doch war das Heft bereits an alle Mitglieder versandt worden!

Ungemein große Vorsicht ist freilich bei einer Sammlung, noch mehr bei einer kritisch wissenschaftlichen Bearbeitung des Materials geboten. Seit Weltanfang, seit es Menschen gibt, kommen bei allen Völkern aller Zungen, Zonen und Zeiten Vorgesichte, Weissagungen, Prophezeiungen, visionäre Träume, Ahnungen, Warnungen, telepathische Mitteilungen, dann auch künstliche Mantik, Erforschung der Zukunft, des Verborgenen und Geheimen, die Wahrsagerei in tausenderlei Abarten vor. Dunkel, verworren und verschwommen waren immer diese Vorgesichte, selbst die Prophezeiungen der Bibel, weshalb Traumdeuterei, Augures (Vogelschauer) und Haruspizes (Eingeweideschauer), sowie Prophetenschüler herangebildet wurden.

Nehmen wir nur das so häufige „Zweite Gesicht" in Westfalen, in Schottland, auch sporadisch bei erblich belasteten Familien. Nur in Bildern, ähnlich wie im Kinema, sehen die Deuteroskopen. Der mit der stärksten Sehkraft begabte Mensch erblickt von einer Anhöhe aus die Landschaft. Sein Auge fliegt von der nächsten Umgebung bis in die Ferne, wo der Horizont des Himmels nur dunkel und verschwommen Bergeskuppeln mit Baumwuchs als Hintergrund erraten läßt. Dazwischen liegende Täler mit Flüssen und Ortschaften sieht das Auge nicht, weiß die Entfernung nicht abzuschätzen. So wird auch das „Zweite Gesicht" erst sicher bestimmt nach der Abwicklung des Ereignisses vom Zeitenhaspel, also nach der Erfüllung, sich deutlich erklären lassen. Die Vorsehung, welche dem Menschengeiste den Lichtstrahl des Erkennens im Raume und in der Zeit gestattet, hat in Weisheit die

---

[2]) Wir werden auf diese Sammlung in den nächsten Heften unter dem Pseudonym „Philalethes" zurückkommen. — Red.

Zukunft verschleiern wollen. „Wer erfreuete sich des Lebens, wer in seine Tiefe blickt."

Allein die Tausende von seltsamen, wundervollen Vorgängen, welche die Menschenseele als Gottes Ebenbild und „Odem" mit übernatürlichen (besser: übersinnlichen, Red.) Kräften begabt erkennen lassen, verdienen gesammelt, erforscht und verbreitet zu werden. In Kriegszeiten, so 1792, 1830, 1848, 1870 und auch 1914/15 treten massenhafter als sonst Phänomene der Telepathie auf. Die innigen Bande zwischen Eltern, Bräuten, Gattinnen mit den im blutigen Gefecht stets dem Tode, der Verwundung ausgesetzten Angehörigen werden zahllose Mitteilungen mit sich bringen. Da springt der Trauring der Gattin am Finger, es fällt ein Porträt, das Auge und Gesicht erscheint durchbohrt; es erfolgt unerklärliches Aufspringen von Türen und Fenstern am hellen Tage, Erscheinungen im Dämmerzustande, Gesichte im halbwachen Schlummer, Stimmen, Töne. Am allerhäufigsten sind Traumgesichte, wie sie in der Bibel verzeichnet sind und von Cicero als der passendste Zustand der Seele bezeichnet werden, die, losgelöst von den Sinnen, besser für Wahrnehmungen, als im wachen Zustande tauglich ist.

Das „Zweite Gesicht", die Wahrnehmungen des Hell- und Fernsehens erfolgen im wachen Zustande, unter einem gewissen Zwang und Impuls, sind mehr Plage und Last, als ein Geschenk. Weissagungen und Prophezeiungen erscheinen mehr Belehrung, Drohung, Warnung zu bezwecken und erfordern gründlichere Behandlung.

Alle Wahrsagereien durch Karten und andere Mittel sind Trug, Ausbeutung des wundersüchtigen, abergläubischen Volkes, sind reiner Aberglauben. Zuweilen kann eine Somnambule, eine wirkliche Hellseherin, im Traumzustande ausnahmsweise wahre Begebenheiten ankündigen. Auch teuflische Mithilfe kommt vor. Aller Aberglaube ist zu bekämpfen. Gottes Offenbarungen sind zu verbreiten. Nach dem heiligen Paulus (1. Kor. 14, 3) gereichen solche Privatoffenbarungen zur „Erbauung, zur Ermahnung, zur Tröstung". Jede Prophezeiung ist aber nur teilweise Erkenntnis (1. Kor. 13, 9). Aber prüfen soll sie der Christ, ob sie aus Gott sind.

Der Deutsche, der „gebildete Hausknecht".

Von Ludwig Deinhard.

In seinem kürzlich hier in München gehaltenen, überaus geistvollen Vortrag über „Deutsche Kultur und Ausländerei" wies Dr. Ludwig Fulda auf eine bekannte Redensart hin, die wir Deutschen, ohne an ihren Sinn zu denken, im Munde führen. Um

auszudrücken, daß wir etwas minderwertig finden, sagen wir: „Es ist nicht weit her!"

Was sagen wir damit eigentlich? Wir sagen: das betreffende Ding ist nicht von weit her, nicht aus dem Ausland gekommen und kann deshalb auch nicht viel wert sein. — Nicht viele dürften es sein, die hinter diesen ursprünglichen Sinn jener vielgebrauchten Redensart gekommen sind, durch die wir uns selbst unbewußt den in uns steckenden Hang verraten, dem Ausland den Vorzug zu geben, unsern Hang zur Ausländerei.

Diese Ausländerei — so führte Fulda nun aus — begann schon in der Hohenstaufenzeit, wuchs nach dem dreißigjährigen Krieg und verschwand weder im 18. Jahrhundert, noch nach dem Krieg von 1870. Sie kann nur aus der Geschichte erklärt werden, aus der Zersplitterung der deutschen Stämme und aus dem Mangel eines geistigen Mittelpunktes, einer Hauptstadt. Andrerseits hat die deutsche Dezentralisation auch ihre großen Vorteile.

Der nach Form und Inhalt gleichbedeutende Fulda'sche Vortrag brachte unter anderen die köstliche Schilderung des Berliner Lebemanns, des „Gent" — wie man bis zum Ausbruch des Krieges sich auszudrücken liebte, wie dieser „Gent" bis dahin den Tag verbrachte — eine Schilderung, in der es von englischen und französischen Ausdrücken wimmelte. Und was ist aus diesem eleganten „Gent" seit Anfang August vorigen Jahres geworden? Ein Feldgrauer, der jetzt mit Lehm überdeckt im Schützengraben liegt und sein Vaterland verteidigt.

„Der gebildete Hausknecht" — so lautete der Titel einer Posse, die in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts auf deutschen Bühnen gerne gespielt wurde. An diese Posse, in der ein biederer Hausknecht sich höchst drollig bemüht, mit Engländern und Franzosen in ihrer Sprache zu reden, erinnerte Fulda zum Schluß, indem er die Tatsache hervorhob, daß man diesen „gebildeten Hausknecht" in den letzten 40 Jahren bei uns zwar nicht mehr im Theater, desto mehr aber im Leben selbst zu spielen sich befleißigt hat. Und zwar nicht bloß dadurch, daß man sich eifrigst bemühte, mit jedem Fremden in dessen Sprache zu reden, sondern auch dadurch, daß man alles bewunderte, was vom Ausland zu uns kam — Mode, Geschmack, Umgangsformen, Kunst und Literatur. Alles, was weit her kam, das wurde von den Deutschen angestaunt und pflichtschuldigst zum Muster genommen.

Möchte doch der Deutsche — so schloß Fulda — endlich einsehen, daß er jetzt ein für allemal aufhören muß, dem Ausland gegenüber den „gebildeten Hausknecht" zu spielen.

Kurze Notizen.

a) Kriegsprophezeiungen[1]) Alle möglichen „Prophezeiungen" aus alter und neuer Zeit, über Kriegsbeginn, Erfolg und Ausgang desselben durchschwirren die Luft. Es sind Phantasiegebilde Einzelner, die in verschiedenen Änderungen ihre Reise durch die Welt des „gläubigen" Volkes machen. Eine derselben, welche der „Mainzer Anzeiger" bringt, ist deshalb von historischem Interesse, da sie aus dem Jahre 1670 wirklich stammt, wie H. Archivar a. D. F. W. E. Roth mit öffentlicher Namensunterschrift bezeugt. Im Nachlaß des Domkapitulars P. Schunck zu Mainz fand sich nachstehende „Prophezey 1670". „Die Gestirne künden, es wird in Frankreich ein großer Herrscher kommen, sein Landt groß und dann kleyn machen. Ruin seines Volcks im Innern bey äußerm Glanz wird seyne Nachkommen treffen. Das wird die Welt teuschen und Teutschlands Adel zum Nachäffer machen. Nicht lange. Dann wird eine ruina[2]) mundi (= Verderbnis der Welt) kommen, Laster und Gottlosigkeit werden mit dem Recht und Wohlstandt fechten. Gewissenlose Streber werden sich zeigen. Königsmord und Vieler Untergang wird kommen. Es wird ein großer Mann kommen, Teutschlands Fürsten gewinnen und sich geneigt machen, für ihn die alte Welt zu erobern. Adel und Geistlichkeit wird geknechtet werden. Um Polen und die Moskowiterey wird schwer gekämpft werden, aber der Nordstern der Freiheit aufgehen. Ruhe und Erschöpfung der Völker wird kommen. Ein neuer Krieg lenkt in andere Bahnen. Und der Norden wird Führer Teutschlands werden. Und wie das kommende Saeculum die großen Kriege bringen wird, so wird das künftige Saeculum einen neuen Krieg bringen. Die englische Armada wird am Streit teilnehmen. Zurzeit der Kornblüte werden Teutschlands Feinde über dasselbe herfallen, aber in schwerem Ringen wird Teutschland sich der Gegner erwehren. Und Mongoley und Polackenland wird groß Blutvergießen sehen. Der Türck wird Teutschlands Helfer seyn und seyne Pferde im Rhein bei Cöln träncken. Den niederteutschen und burgundischen Kreys wird Teutschland wieder haben und ans Meer gelangen. Eine große Arma[n]da wird entstehen. Wunderbares wird kommen. Man wird wie die Vögel des Himmels in Lüften fliegen, mit Wagen ohne Pferde fahren, die Artollerey wird Kugeln schleudern, die wieder weiter schießen. Und das unlöschbare Feuer Naphta wird Städte und Flecken zerstören. Und auch die Frauen werden im Streiten teilnehmen. Der Witwen

---

[1]) Eingesandt von Dr. J. Clericus aus „Fränkisches Volksblatt und Kiliansblatt" (48. Jahrgang, Nr. 76, Würzburg, 18. März 1915). — Red.

[2]) So ist wohl zu lesen anstatt „ruma". — Red.

und Waisen wird eine große Menge seyn und wehe, wehe wird die Welt schreyen. Denn groß wird Hunger und Elend seyn und man wird um einen Laib Brot drey der besten Aecker bieten. Mißwachs und Heuschrecken werden kommen. Und Jahre wird das Elend dauern. Und werden sterben nach der kabbalistischen Rechnung der Kreuzung des Sterns Ismael mit Josef dreimal 5 555 555 Menschen, Jung und Alt. Aber es wird Einfachheit des Lebens kommen und reiche Ernten das Gedeihen der Völker fördern. Das lehrt die berühmte Hellseherin Sybille von Kemel aus der Asche einer Wurzel einer Ceder vom Libanon und der Hand eines gefallenen Moskowiters. Fiat, Fiat, Fiat. Es kommt alles allweg. wie es Gott schickt. Amen." Hierzu schreibt der genannte Archivar: „Diese Vorhersagung stammt aus der Zeit des Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, der auch die Sybille von Kemel angehört. Die Jahreszahl 1670 dürfte mithin richtig sein. (Müller, die sieben letzten Kurfürsten, S. 131). Der große französische Herrscher ist Ludwig XIV. von Frankreich. Die französische Revolution und Napoleon I. sind genau gekennzeichnet. Es folgen die Befreiungskriege, die Friedenszeit seit 1815 und dann der nicht näher beschriebene Feldzug 1914. Merkwürdig ist die Erwähnung der Luftfahrzeuge, Autos und Granaten. Der Rest der Prophezeiung läßt sich in seiner Richtigkeit noch nicht beurteilen. Aber sonst ist der Inhalt eingetreten und die Sache sehr merkwürdig. Papier wie Schrift des Aktenstückes sind unanfechtbar echt. Die Heimat ist offenbar Mainz. Archivar a. D. F. W. E. Roth."

b) Zur Kriegskrüppelfürsorge. Zu diesem, zur Zeit in der Tagespresse vielerörterten Problem, bei dem es sich in erster Linie darum handelt, dafür zu sorgen, daß die Verstümmelten wieder arbeitsfähig werden, damit sie nicht dem Elend und der Armenpflege anheimfallen, sondern wieder aufrechte, wirtschaftlich unabhängige Mitglieder der Volksgemeinschaft werden, schreibt unser hochgeschätzter Mitarbeiter Alois Kaindl (dat. Linz a. D., 12. III. d. J.) aus Anlaß einer einseitig materialistisch gefärbten Besprechung eines illustrierten Buches von Prof. Dr. Biesalski über „Kriegskrüppelfürsorge" (Verlag Leopold Konr. Voß, Leipzig, 50 Pf.) in Nr. 63 der „Linzer Tagespost" vom 9. März d. J., es wäre s. E. Sache einer dem Studium der menschlichen Psyche gewidmeten Zeitschrift, gegen diesen nüchternen Utilitarismus, welcher den Menschen als bloßen Erwerbsfaktor betrachtet, Stellung zu nehmen und zu betonen, daß der Mensch ein beseeltes und daher fühlendes Wesen ist und kein Maschinenrad, das, wenn es Schaden nimmt, nichts weiter bedarf, als einer bloß physischen Reparatur, um es wieder funktionsfähig zu machen. Er fährt fort: „Unsere auf nationalökonomische Prinzipien gegründete Gesellschaftsordnung ermöglicht die wirtschaft-

liche Ausnutzung und den Mißbrauch menschlicher Arbeitskraft, und es ist eine geradezu teuflische Idee, die allerärmsten Krüppel einer solchen Möglichkeit preiszugeben. Das zerstörte Lebensglück, die physischen und seelischen Leiden und die damit verbundene ungeheuere psychische Depression kommt bei dem Artikelschreiber selbstverständlich gar nicht in Betracht; nur der Wille zum Brotverdienen darf den verstümmelten Körper noch beleben, damit man ihn als Automaten noch benützen kann. Woher soll, so frage ich, der verzweifelte Mensch unter solchen Umständen die Willenskraft hernehmen, um rein wirtschaftlichen Interessen zu dienen? — Inbezug auf die Volksbildung bin ich ebenfalls nicht der Ansicht des Artikelschreibers von „Krieg und Volksbildung" (ebendort von Franz Brosch). Meines Erachtens hat eine wahre Volksbildung doch höhere Aufgaben, als die Jugend auf den Konkurrenzkampf und die daraus resultierenden wirtschaftlichen Kriege vorzubereiten. Daß er zu diesem Behufe auch die Gemütskräfte heranziehen will, erscheint begreiflich, da man auf solche Weise den Menschen leicht zu einem Instrumente machen kann, auf dem, wenn man seine Griffe kennt, man nach Belieben spielen kann." — Treffend schildert den „Maschinenmenschen" im Sinne eines seelenlosen Materialismus, dessen Geist und Gewissen tötende Wirkungen eben der jetzt tobende Völkerkrieg deutlich zeigt, in einem „Der Maschinenkrieg" überschriebenen Artikel Julius Hart in Heft 8 der „Woche" des Kriegsjahres 1915. Es heißt dort u. a. (S. 256): „Im Lichte dieses Maschinenzeitalters, der großen Maschinenkultur von heute, ist allerdings ein Mensch besonders modernen, höchst internationalen und nicht nur deutschen Gepräges groß geworden, der über den alten Gott, der Geist ist, die Achseln zuckt und kein Gewicht mehr darauf legt, von ihm nach seinem Ebenbild geschaffen zu sein; der es allerdings ganz offen ausspricht: „Der Mensch ist nun einmal in Wirklichkeit nichts anderes als eine Maschine; und daß wir uns selber nach dem Bild einer Dieselmaschine schaffen und bilden, akkurat, machtvoll, das ist allerdings gerade unser großer neuer Zivilisationsgedanke, und wir, die Maschinenmenschen, mit unsern Maschinengöttern, wollen endlich einmal unsere Erde so viel schöner, besser uns einrichten wie es leider die alten Geistesgötter und die von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffenen Menschen gerade nicht vermochten. Die „Seele" freilich, die Lloyd-George (in einer Rede über „Deutsche Hunnen und Barbaren") in der Dieselmaschine nicht finden kann, haben wir auch im Menschen nicht entdecken können, so gründlich wir auch seinen Leib mit Messer und Mikroskop untersucht haben." [Das ist in der Tat einfach lächerlich. Die „Seele" ist eben eine Kraft, ähnlich der Elektrizität, die bald hier, bald dort sitzt und nur an ihren Wirkungen zu erkennen ist; ge-

sehen hat auch der genialste Maschinenanbeter eine „Kraft“ als solche noch niemals, und wird sie schwerlich je sinnlich entdecken.] „Die ganze menschliche Zivilisation ist von Anfang an ein Werk dieses Menschen und als ein Werkzeug- und Maschinenschaffendes Wesen hat dieser sich zum Herrn der Erde machen können. Eine Unsumme wertvollster Arbeit leistete er . . . Freilich diese Zivilisation ist wohl noch keine Kultur. Ganz andere Mächte, ein anderer Mensch ist es, der den inneren, den seelischen Menschen in uns bildet und erzieht. Maschinen und Werkzeuge bloß tragen dazu nichts bei, das fühlen wir am lebendigsten. Weil gerade dieser Krieg uns den herrlichsten Beweis erbrachte, wie wenig der Maschinenmensch in unserm Volk den alten Seelen- und Gefühlsdeutschen in uns zu ersticken vermochte, weil wir fühlen, daß wir aus diesem Kriege, weit über ihn hinaus, als einen höchsten Gewinn und Sieg es davontragen: den neuen deutschen Geist, in dem die alten Zwiespälte überwunden sind, die bei uns noch immer klafften zwischen einem Luther-, einem Goethe-, einem Bismarck- und einem Maschinendeutschland, und der die bisher einander fremden Reiche der Zivilisation und der Kultur miteinander zu verschmelzen vermag. Das eine wissen wir, am tiefsten haben wir es erlebt und empfunden, daß wir nur nicht als tote Werkzeuge, seelenlose Teile einer großen Kriegsmaschine [wie unsere Gegner größtenteils], sondern als ein einig Volk von Idealisten, von Seelen- und Gefühlsmenschen, die wissen, warum sie kämpfen, nur um höchste Güter des Geistes das Schwert entblößten.“ — Red.

c) W. Crookes über deutsche Wissenschaft. In Nr. 69 vom 10. März d. J. berichtet das „Neue Wiener Tagblatt“: „Wir haben schon in unserm gestrigen Abendblatte der Ansprache Erwähnung getan, die Sir William Crookes, der Präsident der „Royal Society“, in der Jahresversammlung dieser angesehensten gelehrten Gesellschaft Englands gehalten hat. Crookes gedachte auch der ausländischen Mitglieder dieses Instituts, insbesondere des Professors Eduard Sueß. In Ergänzung dieser Ansprache des Präsidenten Crookes sei noch deren Schlußpassus wiedergegeben, in der er der Hoffnung Ausdruck gab, daß die Kriegsleidenschaften die Eintracht der Träger der Wissenschaften nicht stören werden, die erhaben über allen menschlichen Interessen stehen und bleiben werden.“ Diesen schönen Wunsch teilen wir um so lebhafter, je gehässiger die von anderen Wortführern der öffentlichen Meinung (auch Gelehrten) jenseits des Kanals in letzter Zeit bekannt gewordenen Angriffe auf deutsche Kultur und Wissenschaft lauteten. Sogar das altbekannte Okkultistenorgan „Light“, das doch mindestens objektiv bleiben sollte, ergeht sich, nach einer Mitteilung eines unserer

ältesten Mitarbeiter, Prof. hon. Willy Reichel (z. Zt. in Pasadena, Cal., wo er sich durch Operation ein Auge entfernen lassen mußte, um das andere zu retten), neuerdings in den ödesten Schimpfereien gegen Deutschland, resp. preußischen Militarismus, der den Gegnern natürlich verhaßt ist, weil er eben unser Vaterland vor dem von ihnen geplanten Untergang gerettet hat. Sogar der Millionär und „Friedensapostel" Carnegie, der Stifter des herrlichen Friedenstempels im Haag, hat kürzlich in Paris in empörendster Weise zur Fortsetzung des Weltkrieges gehetzt, weil die Hoffnungen der „Friedensfreunde" erst dann in Erfüllung gehen können, wenn „Deutschland zerschmettert" sei!! Eine derartige „Friedenstätigkeit" müßte geradezu als verbrecherisch bezeichnet werden, wenn man nicht Geistesstörung infolge krankhaft wirkender Massensuggestion annehmen will. — Daß die bisher hervorragendsten Führer der Friedensbewegung im feindlichen, bzw. „neutralen" Auslande, wie Richet, Carnegieu, v. a., im Ernstfall so ganz versagen, das gehört für den aufrichtigen Freund des Völkerfriedens zu den betrübendsten Tatsachen in diesen kummervollen Tagen.

d) Neue Forschungen über das Empfindungsleben der Pflanzen. Aufsehenerregende Enthüllungen aus dem Leben der Pflanzen (bzw. über die längst vermutete „Pflanzenseele") bieten — wie die „Übersinnliche Welt" Nr. 3 cr., nach einer (leider nicht näher bezeichneten) Dresdener Zeitung mitteilt — die Forschungen von Prof. Jagadis Chandra Bose, der allgemein als der größte Gelehrte Indiens anerkannt ist. Bose, der auch in Berlin bereits Vorträge gehalten hat, hat eine neue Methode der Pflanzenforschung eingeleitet, die in den Kreisen der Botaniker die größte Beachtung findet. Der Gedanke, daß Pflanzen in derselben Weise Freude und Schmerz empfinden wie Tiere und daß sie ihre Empfindungen selbst aufzeichnen, mutet uns zunächst ganz ungeheuerlich an; und doch sind es diese Tatsachen, die Bose's Forschungen offenbart haben. Über die Ergebnisse seiner Studien veröffentlichte der Gelehrte selbst einen umfassenden Aufsatz in der in Kalkutta erscheinenden „Modern Review". Nach seiner Darstellung sind alle Pflanzen empfindungsfähig, und manche von ihnen haben Gewebe, die gerade so von selbst schlagen, wie das Herz des Tieres schlägt. Diese Pulsschläge der Pflanze können durch Drogen in derselben Weise beeinflußt werden, wie die Pulsschläge des tierischen Herzens; sie reagieren auch ganz so auf einen elektrischen Reiz wie Tiere. All dies hat Bose durch einen von ihm erfundenen Registrierapparat festgestellt, der die feinen Schwingungen der Pflanzenseele festhält und aufschreibt. „In einem Zimmer in der Nähe von Maida Vale befindet sich eine unglückliche Mohrrübe, festgebannt an einen Tisch, durch die Drähte einer elektrischen Batterie,

die sich wie zwei Krallen in das Fleisch der Rübe graben. Wird die Pflanze mit einer Zange gezwickt, dann zuckt sie zusammen; dieses Zucken wird auf einen elektrischen Registrator übertragen, an dem sich ein kleiner Spiegel befindet. Der Spiegel wirft einen Lichtstrahl auf die Wand am anderen Ende des Zimmers, und so wird das Zucken der Mohrrübe ins Ungeheuere vergrößert. Auf diese Weise enthüllt die Wissenschaft die Empfindungen selbst einer so wenig empfindsamen Pflanze, wie der Mohrrübe." Auf diesem Prinzip beruht in großen Umrissen der Apparat Bose's, den er in jahrelanger Arbeit außerordentlich verfeinert hat. Er ist nach derselben Idee gebaut wie der sogenannte „Resonanz-Registrator", der die feinen Schwebungen der verschiedenen Töne registriert. Die Verwandtschaft zwischen Tier und Pflanze, die die Naturphilosophie träumte und die Gelehrten ahnten, ist nun mit einer überraschenden Genauigkeit bewiesen. Bose's Apparat zeichnet den Rhythmus auf, in dem ein Blatt pulsiert. Eine Nadel akzentuiert ihn in Punkten auf einem Stücke rußigen Glases. Beeinflußt dann der Professor die Pflanze durch Alkohol, so zeigt die Kurve das Zeichen der Freude. Er gibt ihr Kohlensäure; die Pflanze wird krank, und das zeigt sich in dem Register. Er vergiftet sie, und der Puls tickt schmerzlich immer langsamer und langsamer, bis er innehält. Durch diese Versuche ist festgestellt worden, daß die Pflanzen zwischen 6 und 9 Uhr vormittags sich in einem festen Schlafzustand befinden, daß die Atmung am frühen Morgen am schwächsten ist. Die Pflanzen werden müde wie die Tiere. Das Leben im Treibhaus läßt sie schlaff und überernährt werden, so daß sie nur noch wenig auf den elektrischen Reiz antworten usw. Die Pflanzen werden so zu wirklichen „Brüdern der Tiere"... „Wir haben nun den ganzen Organismus einer Pflanze vor uns, die sich bewegt, empfindet und auf Reize antwortet, eine vollkommene Einheit und nicht einen Haufen unzusammenhängender Teile", so schließt Prof. Bose. „Die Schranken, die zwischen Tierreich und Pflanzenwelt bestanden, sind niedergerissen, und das Tier wie die Pflanze erscheinen als eine vielgestaltige Einheit in einem einzigen Ozean des Seins". Nun kann also eine neue Vivisektionsära nach exakter Methode bei den Pflanzen beginnen, denen glücklicherweise doch nur ein minimales, traumhaftes, nicht zum hellen Bewußtwerden kommendes, sich lediglich in Reflexbewegungen äußerndes Empfindungsvermögen zugeschrieben werden kann. Das Bewußtsein ist ja, wie Dr. F. Quade ebendort (S. 80 ff.) ausführt, kein notwendiger Begleitumstand seelischer Eindrücke. Daß aber den armen, auf die wissenschaftliche Folterbank gespannten, feinfühligen Tieren dadurch eine Erleichterung oder Entlastung gebracht würde, ist leider wohl schwerlich zu hoffen. Im übrigen ist es heute so gut wie erwiesen, daß auch die Pflanzenwelt ihre seelischen Empfindungen hat, oder

doch eine Art von Gefühlen, die dem gleichkommen, was wir unter seelischem Empfinden verstehen. So können Pflanzen Zuneigung und Abneigung haben. Der Tannenbaum geht dort elend zugrunde, wo echte Kastanienbäume stehen, und auf einem Beete, auf dem Rosen stehen, wächst keine Reseda oder fristet nur ein kümmerliches Dasein, aber auch die Rosenstämme leiden unter der Anwesenheit ihrer „Feindin". Bekannt ist das scheue Zittern der Mimose, die bei der geringsten Berührung ihre Blätter schließt, bekannt das Zittern der Espe und das Lachen des Lachbaumes, die alle auf „seelische" Affekte zurückgeführt werden. Nun behauptet man auch, daß die Pflanzen „sehen", und tatsächlich ist die Lichtempfindlichkeit, die bei den Pflanzen allen sich zeigt und das sich Drehen nach der Sonne von so vielen leicht mit einer Art Sehen zu vergleichen. Ein deutscher Gelehrter will sogar die „Sehzellen" in der oberflächlichen Epidermis der Blätter entdeckt haben. Auf eine seelische Tätigkeit will man auch das sich Schließen und Öffnen der Blüten zu bestimmten Tageszeiten zurückführen, sowie die Fähigkeit bestimmter Pflanzen, ganz genau die Zeit zu erkennen und anzugeben (Sonnenuhr).

e) Wiederherstellung von „Julia's Bureau". (Übersetzt aus „Light", London, vom 13. Februar 1915 von Prof. Willy Reichel, dat. von „World's Panama-Pacific-Exposition in San Francisco" aus Los Angeles, Febr. 27. d. J.). Letzten Sonnabend wurde das „W. T. Stead Borderland Library und Bureau", eine Wiederherstellung von Mr. Stead's Borderland Arbeit, durch eine Séance von Mrs. Etta Wriedt aus Detroit, U. S. A. durch den ausführenden Beamten und Vizepräsidenten formlos wieder eröffnet. Das Hauptquartier dieses Bureau's, dessen Zweck ist, diejenigen, welche trauern, zu ermutigen und ihnen zu helfen, mit ihren geliebten Abgeschiedenen in Verbindung zu treten, wurde als sehr geeignet in Mr. W. T. Stead's früheres Redaktions = Privatzimmer (in dem Lokal der „Review of Reviews") verlegt. Unter den Anwesenden waren: Baron of Barnekow, Mrs. Bayley-Worthington, Miss Lind-of-Hageby, Lady Muir Mackenzie, Miss Felicia R. Scatcherd, Mr. Platon E. Drakoules, L. L. D. (der Übersetzer von „Julia's Letters" in die griechische Sprache), Mr. A. P. Sinnett, Vizepräsident der theosophischen Gesellschaft, Capitain Seton-Karr, der bekannte Forscher, und General Sir Alfred Turner, K. C. B. — Viele Stimmen, inklusive der von Mr. W. T. Stead, begrüßten, nach dem Bericht, die Anwesenden und einige überzeugende Identititätsbeweise wurden gegeben. Miß Estelle W. Stead, die Tochter des Verstorbenen „Friedensfreunds", ist Präsidentin dieses neuen Bureaus, das hoffentlich jetzt nicht auch mit seinen Geisterkundgebungen in den Dienst der Weltverhetzung gegen Deutschland gestellt wird.

f) Telepathie. Zum Zwecke wissenschaftlicher Feststellung bittet der Unterzeichnete ihm von Ahnungen, Vorgefühlen, Vorgesichten, mögen sie Personen oder Ereignisse betreffen, möglichst genauen Bericht zu geben und alle Daten und Unterlagen, wie behördliche Benachrichtigungen usw., die die Verwirklichung der Wahrnehmungen zu beglaubigen geeignet sind, beizufügen. In dieser Zeit, die das Seelenleben des Einzelnen und der Gesamtheit in starke Schwingungen versetzt, steht eine Zunahme derartiger Erscheinungen zu erwarten, und es ist von Bedeutung, sie rechtzeitig einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Den freundlichen Auskunftgebern für jede Nachricht Dank im Voraus! Hans Freimark, Berlin-Wilmersdorf, Deidesheimer Str. 11.

g) Ein merkwürdiges Naturspiel. — Welch sonderbare Launen die unbewußt schaffende Natur ausnahmsweise anwandeln, zeigt ein von der „Tübinger Chronik" (Nr. 71 vom 26. März d. J.) berichteter Fall aus Wurmlingen O. A. Tuttlingen (nicht zu verwechseln mit dem durch seine von Uhland besungene Wallfahrtskapelle bekannter gewordenen Wurmlingen O. A. Rottenburg). „Tuttlingen, 25. März. Dem Vorstand des Ziegenzuchtvereins Wurmlingen, Julius Pfeiffer, hat eine Ziege drei Lämmer geboren, eines mit einem Affenkopf, 4 Ohren und ohne Augen. Das Lamm kam lebend zur Welt, ist aber kurz darauf verendet." — Eine physiologische Erklärung derartiger Abnormitäten, die wohl früher vielfach Anlaß zu phantastischen Sagen, wie von den Zyklopen, Zentauren, Chimära, Skylla usw., gaben, dürfte in den meisten Fällen schwer zu finden sein.

h) Das Schicksal von Tsingtau vorhergesagt? In einem seiner Vorträge über die Frage: „Gibt es ein Leben nach dem Tode?" erwähnt Professor Dr. Dennert (Godesberg) einen merkwürdigen Fall der Voraussage durch einen katholischen Missionspater in China. Professor Dr. Dennert ist im Besitze der „Mitteldeutschen Volkszeitung" (in Heiligenstadt) vom 24. Februar 1912, die den Artikel eines katholischen Missionars namens Wand enthält, geschrieben in Tschangtian am 31. Januar 1912: „Etwas von der chinesischen Revolution!" Er berichtet darin von dem sogenannten „zweiten Gesicht" eines älteren Paters, der schon lange in China lebte, und schreibt: „Er (also jener ältere Pater) sagte u. a.: Vor etwa zwanzig Jahren sei er einmal an den Pocken erkrankt und habe elf Tage vollständig bewußtlos dagelegen. In diesen elf Tagen habe er sein ganzes zukünftiges Leben durchlebt, alles bis in die kleinsten Einzelheiten, und alles sei genau so eingetroffen in den folgenden zwanzig Jahren, wie er es damals in der Krankheit vorauserlebt hatte: die Ermordung zweier Missionare (Prof. Dr. Dennert bemerkt dazu: Die Missionare Nieß und Henle am 1. November 1897), deren Grab im Garten, die Besetzung von Kiautschou, die Kirchen-

bauten, die er in der Folgezeit ausgeführt, sogar die Arbeiter, die dabei beteiligt waren, und was er mit ihnen besprochen, alles habe er durchlebt. Auch die Kirche habe er damals schon gesehen, die er jetzt baue. Er würde sie nicht ganz vollenden, denn im Juni dieses Jahres müßte er sowohl wie seine Mitbrüder nach Tsingtau — der deutschen Kolonie — flüchten. Aber wie sie in Tsingtau ankämen, fänden sie es schlimmer. Die Stadt würde von fremden Kriegsschiffen bombardiert und sei schon halb in Trümmer geschossen. Ingleichen näherte sich von der Landseite eine große Armee der Stadt, weshalb sie auch von dort flüchten müßten in ein Land, wo sie kleine Leute und den chinesischen ähnliche Häuser und Straßen gesehen hätten — wahrscheinlich Japan. Dann müßte er längere Zeit in der Fremde bleiben, kehrte aber schließlich wieder nach China zurück, wo er dann seine Kirche, die er gerade so vorfände, wie er sie verlassen, also nicht zerstört, vollenden würde. Tragisch sei sein Lebensende. Er würde nämlich in einem einsamen Gebirgstale von sechs Räubern erschossen. Er sagte, das früher Gesehene sei bisher alles so genau eingetroffen, daß er auch an dem Zukünftigen nicht zweifeln könne. Den Boxeraufstand z. B. und wie er sich entwickeln würde, habe er lange vorher seinen Mitbrüdern gesagt. — Prof. Dr. Dennert teilt weiter mit: Professor Zurbonsen berichtet Seite 205 in „Gedankenkraft", daß nach dem Berichte des apostolischen Vikars von Südschantung, Bischof A. Hennighaus aus Jentschoufou vom 20. Oktober 1914 in der Tat 13 Paters und 3 Brüder von Schantung nach Tsingtau geeilt und dort mit eingeschlossen wurden. Sie weilten während der Belagerung im Waisenhause. Unter ihnen befand sich auch jener Seher. Tsingtau wurde bekanntlich von der Land und Wasserseite aus bestürmt und fiel am 7. November. Die Besatzung, sowie alle übrigen Männer, auch die Paters, wurden kriegsgefangen nach Japan überführt. Die einzigen Irrtümer in der Voraussage sind, meint Prof. Dr. Dennert, daß der Seher die Zeit falsch deutete (1912 statt 1914) und daß er glaubte, er flüchtete nach Japan, während er als Kriegsgefangener dorthin gebracht wurde.

(„Augsb. Postzeitung" vom 10. April 1915).

i) Eine merkwürdige Prophezeiung. Eine interessante „Ausgrabung" findet sich in der neuesten Nummer der „Hilfe" von Fr. Naumann. In ihr wird an folgenden Bericht Platos im „Timaeus" (S. 24 A—25 D) und „Kritias" (S. 110 C bis 121) erinnert: „Es war einmal in Europa ein ansehnliches Volk, das auf gesegnetem Boden in fleißiger Arbeit ein wohlgeordnetes Gemeinwesen begründet hatte. Ackerbau und Gewerbe schufen wachsenden Wohlstand. Künste und Wissenschaften gediehen zu herrlichster Blüte. Die Lebensführung hielt die rechte Mitte zwischen Prunk und unedler Ärmlichkeit, Tüchtigkeit,

Einsicht und Gerechtigkeit waren in schönem Bunde verknüpft. Die kraftvollen und waffengeübten Männer übertrafen an Tapferkeit alle anderen und wurden Führer und Beschützer schwächerer Stämme. Aber zufrieden mit den Erträgen ihres Landes und ihrer Tätigkeit begehrten sie nicht nach den Gütern der Fremden und lebten in Frieden und Freundschaft mit den Nachbarn. Nun lag westlich von diesem Lande draußen im Meer eine Insel, auf der ebenfalls ein mächtiger Volksstamm wohnte. Sie hieß Atlantis und war fruchtbar und reich an Schätzen des Bodens, namentlich an Erz. Viele Güter strömten auch von außen herzu, denn die Insulaner gewannen vermöge ihrer Schiffsmacht bald die Herrschaft nicht nur über die Nachbarinseln, sondern weithin an den Küsten Afrikas bis nach Ägypten. So wurden sie unermeßlich reich, wie kein anderes Volk zuvor, und bauten hohe Tempel und prächtige Schlösser, zahlreiche Häfen und geräumige Schiffswerften. Solange sie nun Edelsinn und Tüchtigkeit höher achteten, denn das viele Gold, waren sie glücklich und angesehen. Als es ihnen aber zu wohl wurde und die Schwächen der menschlichen Natur die Oberhand gewannen, da rissen Selbstsucht, Habgier und Eroberungsdrang ein. Dem schärfer Sehenden wurden sie jetzt verächtlich, weil sie das Schöne und Ehrenvolle um schnöden Geldgewinn preisgaben, den Toren aber schienen sie gerade damals auf der Höhe ihres Glanzes und Glückes zu stehen. Da beschloß Zeus, ihren Übermut zu strafen. In ihrer Verblendung ließen sie sich zu einem Heereszuge gegen jenes friedliche Volk des Festlandes hinreißen. Und nun bewährte sich der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Tüchtigkeit. Denn das Ostvolk zeigte sich auch ohne Hilfe der anderen in der äußersten Bedrängnis so überlegen an Seelenstärke und in jeglicher Art von Kriegskunst, daß es über die Gegner den völligen Sieg gewann. So schützte es zugleich die noch nicht unterworfenen vor der Knechtschaft und befreite die schon Geknechteten. Es war die größte und schönste Heldentat, welche dies Volk vollbracht hat. Die Insel Atlantis aber soll in einer furchbaren Nacht mitsamt ihren Bewohnern ins Meer versunken sein." — Plato nennt diese Geschichte eine Sage aus längst vergangener Zeit. War er nicht ein Seher?

k) Ein neues Zahlenorakel. Über den Friedensschluß sei folgendes Zahlenspiel mitgeteilt. Die Friedensschlüsse der Kriege 1813/14 und 1870/71 sind aus diesen Zahlen selbst zu errechnen, und zwar auf folgende Weise: Addiert man die beiden Jahreszahlen z. B. 1813 und 1814, so kommt die Zahl 3627 heraus. Die beiden ersten Ziffern 3 und 6 zusammengezählt ergeben 9, die beiden letzten Ziffern ebenfalls 9 — Friedensschluß 9./9. gleich 9. September 1814. Bei den Kriegsjahren 1870/71 erhält man durch Addition die Zahl 3741. Die

beiden ersten Ziffern zusammen ergeben 10, die beiden letzten 5 — Friedensschluß 10./5. gleich 10. Mai 1871. Wendet man dieses Zahlenspiel auf 1914/15 an, so erhält man die Gesamtzahl 3829, und für die beiden ersten und die beiden letzten Ziffern je 11, somit Friedensschluß 11./11. gleich 11. November 1915. Ob das wohl stimmen wird? Hoffentlich früher!

1) † Dr. v. Gaj, einer der ältesten Mitarbeiter der „Psych. Studien", Rechtsanwalt in Jastrebarsko (Kroatien) und Verfasser des von „Hortense" auch ins Deutsche übersetzten, „dem Vater des Spiritismus, dem kaiserlich russischen wirklichen Staatsrat Herrn Alexander N. Aksakow zu St. Petersburg, als Zeichen kindlicher Liebe und Verehrung gewidmeten" gehaltvollen Werkes: „Aus der geheimnisvollen Welt" (Agram 1899) ist nach einer erst kurz vor Redaktionsschluß eingetroffenen Todesanzeige seiner Tochter (dat. Jastrebarsko, 10. IV. 15) in hohem Alter gestorben. Die Dame schreibt uns: „Am 6. April 1915, um 7 1/2 Uhr abends, ist mein Vater Dr. Gustav v. Gaj, Redakteur der einzigen okkultistischen Zeitung „Novo Sunce" in Kroatien, Schriftsteller, Ehrenmitglied des „Internationalen Spiritisten-Vereins", Advokat etc. als echter Okkultist verschieden. Da er manches auch in Ihrer Zeitschrift mitgearbeitet, so glaube ich, es sei nicht überflüssig, seinen Tod Ihnen mitzuteilen; denn die Partezettel sind in kroatischer Sprache verfaßt und ich fürchte, daß diese in Leipzig wenig bekannt ist. Seine Krankheit war kurz — als er sah, daß die „Rückenmarktuberkulose" ihn vollständig gelähmt (das geschah in einer Woche) hatte und daß Wunden sich zu öffnen drohten, da wollte er nichts mehr essen, — nach 24 Tagen hat sich sein Sehnen erfüllt — er war erlöst. Hochachtungsvoll Wanda v. Dominiković." — Das Andenken des hochachtbaren überzeugungstreuen Kämpfers für das hohe Ideal einer vom materialistischen Zeitgeist geläuterten Weltanschauung wird in den Kreisen der okkultistischen Forscher unvergessen bleiben.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Dr. Wilser, Die Germanen. 2 Bde. Leipzig, Dieterich-Weichert, 1913—1914.

Bei dem heutigen Rassenkampfe ist es erfreulich, ein solches schönes Werk, wie das vorliegende, anzeigen zu können. Der gelehrte Verfasser widmet unseren Vorfahren drei starke Bände, in denen er seine Ansichten über ihre Abstammung und Ethnographie zum besten gibt. Man braucht nicht mit allen Behauptungen einverstanden zu sein und wird doch das schön ausgestattete, mit netten

Vignetten gezierte Werk gerne zu Rate ziehen, wenn man sich über alles unterrichten lassen will, was unsere Vorzeit angeht. Namentlich was über die alte Kunst gesagt wird, erscheint mir beachtenswert. Der Verfasser sollte im Anschluß an das Werk seinen dritten Band bald folgen lassen, der eine Psychologie des Germanentums enthält. Da wir einer germanischen Periode entgehengehen, sollte alles aufgeboten werden, um das Interesse an der Berechtigung germanischer Weltherrschaft zu wecken. Dr. Grävell.

Michel - Angelo - Mappen von Avenarius. München, Callwey 1914. 6 Mappen.

Ich empfehle die sechs wundervollen Mappen mit den herrlichen Reproduktionen aufs wärmste. Wer sich psychisch vertiefen will, der studiere sie! Michel Angelo wird stets als der größte Künstler der Renaissance angesehen und immer mehr als der Künder einer mystisch-symbolischen Großkunst anerkannt werden. Unsere nächste Zukunft muß sich wesentlich Inspiration bei ihm holen. Er ist wie gerufen, um die große Zeit, in der wir leben, in den großen Künstlern, die kommen werden, geistig wiederzugeben. Dr. Grävell.

Das Geheimnis von Till Eulenspiegel's Leben. Von E. Wolfram. Leipzig 1913, Verlag von Max Altmann. 8°, kartoniert. 142 S.

Im okkulten Sinne, richtiger gesprochen im theosophischen Lichte und zwar speziell vom Standpunkte der Steiner'schen anthroposophischen Gesellschaft aus erfahren in der vorliegenden Schrift das Leben und die Schalkstreiche Eulenspiegel's eine wahrhaft großartige Beleuchtung. Der Verfasser, in der Mythologie des Altertums, wie der christlichen Theosophie gleichermaßen zu Hause, weiß uns in packender Weise die tiefe Symbolik der Eulenspiegeleien klar zu legen und schafft sie um zu einer „weltlichen Bibel“, wertvoller als jene, welcher man diesen Namen beigelegt hat, nämlich der Fabel von Reinecke, dem Fuchs. Ich gebrauche den Namen „Bibel“ hier wohl nicht mit Unrecht. In der Beleuchtung des Verfassers verschwinden die Späße und Zötlein und an ihre Stelle tritt ein heiliger Text, der nicht nur belehrend und wissenfördernd, sondern auch moralisch erbauend und sittlich stärkend wirkt. Möchte das Buch recht viele verständnisvolle Leser finden! Freudenberg-Bonn.

Werden und Wesen der Sprache von Dr. E. Sütterlin. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig. Oktav, 175 S. Preis brosch. 3.20 M., geb. 3.80 M.

Das Buch wendet sich an weitere Kreise. Es will diese bekannt machen mit den Grundtatsachen des Sprachlebens und sie auch soweit in einige der schwebenden Fragen einführen, daß sie womöglich selbst dazu Stellung nehmen können. Es beschränkt sich darum auch auf das Wesentliche, und es wurde in der Darstellung mehr die Form der lebendigen Rede, als die einer umständlichen Druckschrift gewählt. Sehr lichtvoll und anregend wurde dargestellt der Ursprung der Sprache, ihre Veränderung durch Lautwandel, Bedeutungswandel, gedankliche Angleichung und Ausgleich im Verkehr, ferner der Kampf dieser Kräfte und sein Ergebnis in der Zerstörung und im Neuaufbau der Formen in Mundart und Schriftsprache. Hieraus werden Folgerungrn gezogen und Ausblicke gefunden für die Sprachrichtigkeit, Sprachschönheit, die Fremdwörter, die Zukunft der deutschen Sprache und die Weltsprache; letztere wird keine künstliche, sondern immer nur eine lebende Volkssprache sein. Das Buch ist sehr zu empfehlen. Dobberkau.

Dr. M. E. Gans, Zur Psychologie der Begriffsmetaphysik. 75 S. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler. 1914. Preis 2 K. 40 H. (2 M.).

In stilistisch meisterhafter Darstellung und mustergiltiger Klarheit der Beweisführung zeigt Verf., daß die psychologische Notwendigkeit und der sinnbildlich typische Ablauf eines geistigen Prozesses zu der logischen Folgerichtigkeit und dem Erkenntniswerte seiner Resultate im umgekehrten Verhältnis stehen kann, eine Wahrheit, die der Geschichtsschreiber der Philosophie immer wieder vorbringen muß, wenn es gilt, seine Wissenschaft gegenüber der „exakten" Forschung zu rechtfertigen und den spöttischen Zweifel an der Berechtigung geschichtsphilosophischer Exegese durch den Hinweis auf die immense Kulturwirkung philosophischer Systeme zu parieren. Jedes metaphysische Gedankengebilde, wie z. B. die Zahl des Pythagoras, Platon's ewige Ideen, Spinoza's Substanzbegriff, Leibnitz' Monade, das All-Ich Fichte's ist ein „konstruiertes" Objekt des Denkens und setzt als solches psychische Mechanismen voraus, die aus irgend einem Grunde an der gegebenen Realität nicht wirksam werden konnten. Die erste Aufgabe der psychologischen Geschichtsschreibung ist es also, nach der Natur der Bedingungen zu forschen, die ein begriffliches Hinausstreben über die gegebene Objektwelt notwendig machen und somit erklären. Verf. setzt sich in diesem Sinne u. a. auch mit den Vertretern der neueren Psychologie und Psychotherapie, speziell mit dem berühmten Wiener Psychiater Prof. Dr. Sigmund Freud und dessen Schüler, dem unseren Lesern bekannten praktischen Nervenarzt Dr. Stekel, in sehr fesselnden Ausführungen wirksam auseinander. Für Kenner der altgriechischen Philosophie dürfte von besonderem Interesse der Nachweis sein, daß die platonische Idee, bezw. Idealzahl ein Kompromißprodukt zwischen widerstrebenden psychischen Tendenzen war. Die Art und Weise, wie Plato der Unruhe, dem Sturm und Drang des von lebhaften Affekten bewegten Lebens die harmonische Geschlossenheit des affektlosen Weisen, der unbewußt im Dunkeln tappenden Art des künstlerischen Formens die Klarheit und Eindeutigkeit des abstrakten Denkens entgegensetzt, zeigt ihn in seiner größten Entfernung von sich selbst, vom Genius seiner eigenen sinnlichen, durch und durch künstlerischen Natur. Aber schon der Versuch, die einzelnen Stadien seiner Entwickelung in eine kontinuierliche Reihe zu bringen, läßt erraten, wie wenig er gesinnt ist, in dem einen das andere gänzlich aufzugeben. Man sieht, daß die Preisgabe der Kunst zugunsten der Wissenschaft ihm nur deshalb gelang, weil das wissenschaftliche Denken als Begreifen und Formen selbst zur höchsten künstlerischen Leistung umgedeutet und als solche empfunden wurde, und daß der Versuch, diese Gegensätze in einem objektiven Gebilde des Denkens zu vereinen, symbolisch nur die Art andeutet, in der Plato seinen eigenen Konflikt zum Ausgleich zu bringen suchte. — Sehr wichtig — auch für Okkultisten — sind weiterhin die eingehenden Erörterungen des besonders durch sein philosophiegeschichtliches Buch über „Spinozismus" (Wien 1907) auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Verfassers über scheinbar zwecklose, biologisch unverständliche Handlungen und körperliche Veränderungen, z. B. hysterische Störungen psychischer Funktionen, Tiks und sonstige symptomatische Handlungen oder Unterlassungen, die Freud als mehr oder minder verhüllte symbolische Darstellungen des unbewußten emotionalen Lebens, wie solche auch in der Kunst und im Witz zutage treten, unter dem Ausdruck

der „Psychopathologie des Alltags“ zusammengefaßt hat, ferner die dem Vorstellungsleben angehörenden Erscheinungen aus dem Gebiete des Traumlebens und der Tagesphantasie, im abnormalen Fall dem der Zwangsvorstellungen und Phobien (z. B. Platzangst), denen das charakteristische Merkmal gemeinsam ist, daß ein psychischer Vorgang triebhafter Natur, um sich sozusagen Luft zu schaffen, also aus Gründen der psychischen Entlastung und Befreiung, zur Darstellung gebracht wird. In solchen Fällen bestätigt sich das dem schönen Buch vorangestellte Motto aus dem Werke von H. Taine „De l'intelligence“: „Plus un fait est bizarre, plus il est instructif.“ Fritz Freimar.

Lehrbuch des Lachens. Spiegel der Modernität. Eine Lebensprüfung von Adolf Schafheitlin. Verlag Art. Institut Orell Füssli, Zürich. 344 S., 8° Format mit zwei Porträts. Preis 7.50 Fr. (6 M.), geb. in Lwd. 9 Fr. (7.20 M.).

In diesen ernsten Kriegszeiten ein Lehrbuch des Lachens zu veröffentlichen? — Welch ein sonderbarer Kauz! Er ist dies aber vielleicht doch nicht ganz, wenn man erfährt, daß der Verfasser dieser Lachkunst in seinem 64. Lebensjahre steht, also keine Zeit mehr hat zu warten. Bekannt ist der Verfasser (Konstanzer) außer in literarischen Fachkreisen wohl kaum, ob er gleich seit einigen 30 Jahren — freilich der Heimat fern, in Italien lebend — ernst und unverdrossen geschaffen hat. Daß er trotz dieses eigentümlichen „Erfolges“ nicht die gute Laune verloren, beweist das vorliegende Buch, das über die ganze „Modernität“ Streiflichter wirft, aber noch mehr ist: ein Abschiedsgruß, ein Vermächtnis. Die ernste Zeit hat auch darin ernste Schatten hinterlassen; aber trotzdem ist die Stimmung des Ganzen, wie es der Titel verlangt, heiter — und endet, wie es der Verfasser mit einem stillen Seelenwunsch für sein Leben hofft: sonnig. Dr. —r.

Eingelaufene Bücher etc.

Mitteilungen des Wiener Leseklub „Sphinx“ zur Gründung und Erhaltung einer Bibliothek für Okkultismus (Schriftleiter: Franz Herndl, Wien XII, Tivoligasse 54), Nr. 5. [Wir entnehmen dieser Februarnummer, daß die Vereinsleitung die Enthüllung des Erinnerungszeichens für Dr. Carl du Prel in Heilig Kreuz bei Hall in Tirol, wo der Philosoph des Okkultismus am 5. August 1899 gestorben ist, auf 15. Aug. vor. Jahrs in Aussicht genommen war, aber zunächst wegen erhöhter Transportkosten für den Marmorblock auf 6. Sept. und dann infolge des inzwischen ausgebrochenen Kriegs auf 25. Oktober verschoben wurde. Das von dem Wiener Bildhauer Fritz Hänlein ausgeführte Denkmal steht nun auf Privatgrund in einer dem pensionierten Schuldirektor Schober gehörigen Villa, während die formelle Denkmalfeier auf dieses Frühjahr vertagt wurde. Die eingegangenen Spenden betrugen 2847 Kr. 31 H., die Denkmalkosten 2184 Kr. 17 H., der Ueberrest von 663 Kr. 14 H. soll später dem reichsdeutschen Verein für ein in München zu errichtendes größeres Denkmal zugewendet werden.]

Erzwingung und zwanglose Sicherung des Friedens durch eine Neufundierung des Geldwesens. Ein Aufruf zu dem Schriftchen „Das Gesetz, durch welches wir den Frieden erzwingen und allseitige dauernde Wohlfahrt erreichen würden.“ (16 S.) Von der „Zentralstelle der Neutralpartei, Berlin-Halensee“ (Friedrichsruher Straße

17) gegen Spesenvergütung von 25 Pf. in Briefmarken erhältlich. [Das Geld, an sich auch Metallgeld, bedeutet nicht praktischen, sondern nur theoretischen Reichtum, hat also lediglich als „Gutschein" realen Wert; durch ein Reichsgesetz brauchte lediglich alles Geld auf die neue Rechtsgrundlage eines bloßen Gutscheins auf das betreffende Wertquantum beliebiger Ware gestellt, als „Deckung" unmittelbar das Kaufobjekt erklärt zu werden, um den Staat Geld ausgeben zu lassen, so viel er nur braucht, ohne daß mehr in Umlauf gesetzt würde, als durch vorliegende oder anzuregende gesunde Leistungen zwecks Bezahlung, bezw. Ankauf derselben gerechtfertigt erschiene. Eine solche neue Organisation des Geldwesens durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn würde auch das beim Goldprinzip bleibende Ausland wohl bald zum Anschluß zwingen und so auch den Keim künftiger Weltkriege durch wirtschaftlich diplomatischen Druck ohne den sonst unausbleiblichen Druck immer weitergehender militärischer Rüstung aus dem Weg schaffen. Dieser Vorschlag des bekannten Sozialphilosophen Theodor Rudert verdient u. E. allseitige Beachtung.]

Briefkasten.

Herrn A. K. in L. und anderen liebwerten Mitarbeitern sagen wir für herzerfreuende Ostergrüße auf geschmackvollen Kunstkarten hiermit aufrichtigsten Dank. Mögen die frommen Friedenswünsche recht bald in Erfüllung gehen, um echt menschliche Bildungsarbeit wieder aufblühen zu lassen. Es ist ja nachgerade der reine Wahnwitz, wie sich „christliche Kulturvölker" massenweise hinmorden und — mutwillig oder gezwungen — höchste materielle und geistige Kulturwerte gegenseitig mit einer wahrhaft teuflischen List zerstören, die auf den philosophischen Betrachter des aufregenden Schauspiels der Menschengeschicke, zumal in den Bosheiten der feindlichen Lügenpresse, vielfach den Eindruck von „moral insanity" macht. Aber die gewissenlosen Anstifter dieses entsetzlichen Massenmords, die Leiter der öffentlichen Meinung in England, Frankreich und Rußland, sitzen leider noch immer ruhig auf ihren Ministersesseln und Fürstenthronen, bezw. in den Redaktionsstuben, von denen aus seit lange (vielfach auch bei uns) in unverantwortlich gehässiger Weise die Völker aufeinandergehetzt wurden, bis es dann ehrgeizigen und geldgierigen „Staatsmännern" gelang, einen Weltbrand zu entfesseln, der nun nicht mehr so leicht zu löschen ist, wenn für Deutschland und seine treuen Bundesgenossen ein wirklich dauernder und wertvoller Friede erzielt werden soll. Als ob es an sonstigem Elend auf Erden durch Krankheiten und Naturkatastrophen aller Art nicht schon sattsam genug wäre! Mit Recht sagt ja Schiller: „Nur die Natur ist redlich." Wie harmlos ist doch schließlich das Raubtier gegen die menschliche Bestie, wenn man liest, wie jetzt wieder der russische Bär („ursus scythicus barbaricus") in Ostpreußen und den Karpathen gehaust hat. Also durchhalten und an der Zukunft einer durch Unglück geläuterten Menschheit nicht verzweifeln!

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. | Juni. | 1915.

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Bonn.

(Fortsetzung von S. 171.)

Kehren wir nach dieser Abschweifung zum japanischen Hause zurück. Gewöhnlich in der Mitte des Zimmers brodelt über einem Holzkohlenfeuer der Teekessel. Das Feuer bedarf häufigen Anfachens mit dem Blasebalg. Er dient zugleich als Ofen und Herd. Wie feuergefährlich diese Einrichtung ist, versteht sich leicht, zugleich aber auch, wie erbärmlich der Iapaner im Winter, zumal in kalten Wintern friert. Denn die japanische Inselwelt hat nur in ihrem südlichsten Teile halbwege subtropisches Klima, der Norden aber 7 Monate Schnee. Wenn auch für die mittleren Regionen die Winter als wärmer gelten wie bei uns, so kommen doch in der im Innern der Hauptinsel Hondo gelegenen Stadt Kyoto Wintertemperaturen von — 12 Grad vorübergehend vor. So gut es geht, suchen sich Japaner und Japanerinnen dadurch gegen die Kälte zu schützen, daß sie einen Kimono über den andern anziehen. Außer der Billigkeit mag auch die Furcht vor den in Japan häufigen Erdbeben die allgemeine Einführung des Holzhauses bedingt haben. Jedenfalls aber ist das Fehlen der Kamine und mithin des Ofens und des Herdes in geschlossenen Räumen ein großer Übelstand.

Einige Schränke zum Aufbewahren von Kleidungsstücken, ein bescheidener Bestand an Koch-, Eß- und Trinkgeschirr, Hausaltärchen, Bilder auf Papier oder Seide und allenfalls Stickereien und Wandschirme vervollständigen den bescheidenen japanischen Hausrat. —

Die Straßen sind im ganzen Lande, von wenigen Ausnahmen

abgesehen, schlecht gehalten; lehmig oder höchstens mit Kies bestreut, für Europäer bei Regenwetter nahezu unpassierbar. Und dabei regnet es in Japan durchschnittlich dreimal so viel wie in Deutschland. Den Japaner stören freilich kotige Wege und Regengüsse so gut wie gar nicht. Er stelzt auf seiner hohen Stöckelschuhgarnitur, die er für solche Tage bereitstellt, frohgemut durch die tiefste Schmutzlache, ohne sich zu verunreinigen. Sein leichter, weitausladender Ölpapierschirm schützt ihn völlig gegen den Regen. Wer in Japan überwintert, kann nichts Besseres tun, als die den Umständen angemessenen japanischen Gepflogenheiten mitzumachen. Der Schuhriemen freilich pflegt zwischen der ersten und zweiten Zehe anfangs die Haut des Europäers wund zu reiben.

Zum ersten Male schlief ich in der Nacht nach meiner Landung in Japan unter einem Moskitonetz. Zwar hätte ich ein solches auch in Amerika, z. B. in Montana und Kalifornien sehr gut gebrauchen können, doch fand ich dort in den Hotels keines vor. Hier aber fehlt das Moskitonetz in keinem europäisch und halbeuropäisch eingerichteten Hotel, wiewohl die japanischen Moskitos nur lästig und quälend, nicht aber gefährlich wie in den Malariagegenden, zumal den Tropen sind. Ich hatte mir vorgenommen, von Yokohama aus eine Reihe von Ausflügen zu machen und mich erst dann zu längerem Aufenthalt nach der nahegelegenen Hauptstadt Tokyo zu begeben. Ein Zufall aber wollte es, daß ich diese bereits am zweiten Tage meiner Landung, wenn auch zunächst nur vorübergehend, betrat.

Und das kam so. Ich hatte die Fahrt von Amerika nach Yokohama auf einem Schiff der großen Gesellschaft „Togo-Kisen-Kaisha" gemacht. Nur der Kapitän war ein Europäer; Offiziere, Techniker und Mannschaft Japaner. Mit wenig Erfolg hatte mir der erste Offizier Unterricht in der japanischen Sitzweise erteilt. Es wäre überhaupt undankbar von mir, wenn ich hier nicht das liebenswürdige Entgegenkommen aller Angestellten, die treffliche, peinlich saubere Einrichtung unserer „Nippon Maru" und die tadellose, geradezu üppige Verpflegung auf derselben lobend erwähnen wollte. Zur Unterhaltung der Gäste wurden abendlich sogar Kinovorstellungen auf Deck veranstaltet, mit immer neuen Films. Nun sandte der Präsident der genannten Schiffahrtsgesellschaft, Marquis Asano, an sämtliche Teilnehmer der Fahrt, die noch in Yokohama verweilten, eine Einladung zum Besuch seiner Residenz in Shinagawa, einem Villenvorort von Tokyo, die als das schönste Privathaus in Japan gilt. Dabei wurde noch in zuvorkommender Weise erklärt, daß man im Reiseanzuge erscheinen dürfe. In Japan gilt nämlich, weit strenger als bei uns, der europäische Frack bei allen gesellschaftlichen Besuchen als unerläßlich. So ging es denn am andern Tage zur be-

stimmten Stunde mit der Elektrischen zum Bahnhof, wo sich ein Teil der mehrwöchigen Reisegesellschaft wieder traf, um die Küstenbahn zu benutzen.

Die japanischen Eisenbahnwagen sind etwas kleiner als die unsrigen, mit niedrigen Längsbänken ausgestattet. Die Japaner streifen ihre Holzpantoffeln ab und machen es sich auf den Bänken bequem. Die Damen zeigen ihre schlohweißen Strümpfchen die Männer ihre dunkelfarbigen Tabis.

Nun langt alle Welt aus dem Ärmel Pfeifchen und Beutel hervor, füllt den winzigen Pfeifenkopf mit einem erbsengroßen Häufchen Tabak, tut ganz langsam und bedächtig drei Züge und klopft dann das Pfeifchen auf dem Fußboden aus. Es folgt eine neue Füllung des Rauchapparates und Aufhebung der glimmenden Asche vom Boden mit dem offenen Pfeifenkopf u. s. f. Dies wiederholt sich nur einige Male, dann ist die Rauchlust für den Augenblick gestillt. Nun wandern die Rauchutensilien wieder in den Ärmel zurück, aus dem jetzt der unvermeidliche Fächer zum Vorschein kommt oder auch das Etui mit den Eßstäbchen, wenn auf irgend einer Station in sauberen Holzkistchen, durch eine Querleiste geschieden, Reis und kleine Fischchen hereingereicht werden. Es ist amüsant, diesem Speisen mit den Stäbchen zuzusehen, namentlich wenn diese von einer zierlichen Japanerin mit vollendeter Grazie gehandhabt werden. Nach beendeter Atzung kann das Rauchen wieder beginnen. Im allgemeinen ist die Unterhaltung der Passagiere untereinander lebhaft. Nur einzelne verstecken sich hinter eine Zeitung oder ein Buch. Von Zeit zu Zeit bedient sich Japaner wie Japanerin des Fächers, mit dem selbst der Bettler, während er Almosen heischt, sich das Gesicht fächelt. —

In Shiba-ku angelangt, stießen wir auf bereitstehende Rikschas, die uns im flotten Lauf zur Residenz des Herrn Asano brachten. Die ganze Fahrt von Yokohama bis hierher ist lustig; rechts Dörfer mit Durchblicken aufs Meer, links bewaldete Hügel mit eingestreuten Villen. Auch der Landsitz des Präsidenten ist an einen dicht bewaldeten Hügel angelehnt. Durch einen vergoldeten Torbogen und einen prächtigen Vorgarten hindurch gelangten wir zu einem Treppenbau, vor dem uns die Rikschahs absetzen. Wir stiegen die Stufen hinauf und befanden uns in einer geräumigen Vorhalle, in der uns ein Bevollmächtigter des Hauses begrüßte. Als Legitimation trugen wir die mit der Einladung übersandten Schleifchen. Hier standen rechts eine Anzahl Diener, links eine Reihe Dienerinnen, welche uns die Hüte abnahmen, uns auf Bänke niedersitzen ließen und uns Tuchpantoffeln über die Stiefeln streiften, um uns das lästige Ausziehen derselben zu ersparen. Nunmehr stiegen wir wieder eine Treppe hinauf und gelangten in eine zweite Halle, die mit lebens-

großen bekleideten Figuren dekoriert war, Tamuraitrachten wiedergebend. In die Wände waren prächtige japanische Bilder und Stickereien eingelassen. Auch die kassettierten Decken zeigten sich durch herrliche Stickereien geschmückt, ebenso wie die Decken der später besuchten Säle, jeder Saal ein bestimmtes Motiv hundertfältig variierend. Schon von der ersten Halle aus hat man einen Einblick in den hinter dem Hause liegenden Park. Dieser Garten scheint mir das Allerschönste der ganzen Anlage, die denkbar höchste Kunstleistung ihrer Art. Den Vordergrund bildet ein Ahornbaum, den Mittelgrund ein Teich, den Hintergrund der üppig bewaldete Berghang. Das ist rasch gesagt, aber wie das Ganze angeordnet ist, bietet es eine so eindrucksvolle harmonische Stimmung, daß ich, geradezu überwältigt, mich nicht von diesem Bilde trennen konnte und noch in jener Halle stand, als die übrige Gesellschaft schon längst in dem anstoßenden Saal war, woselbst uns der Hausherr und die Hausfrau freundlichst empfingen. Beide waren in japanischer Tracht mit vornehm wirkenden indifferenten Farben, grau und dunkelviolett. Noch ganz unter dem Eindruck des herrlichen Gartens und der prächtigen Eintrittshallen stehend sagte ich dem Hausherrn: „Hier haben Sie ein Wunder geschaffen“, was Herr Asano bescheiden ablehnte, es ganz als das Verdienst der gemeinsam wirkenden Künstler erklärend, die er da allerdings als die allerbesten des heutigen Japans bezeichnen durfte. Herr Asano spricht, wie alle höher gebildeten Japaner, Englisch. Vereinzelt wird auch Deutsch, am seltensten Französisch verstanden.

Wir wanderten nun unter der Führung des Hausmeisters, eines Sohnes und Enkels des Präsidenten, alle drei europäisch gekleidet und bestrickend liebenswürdig, durch eine ganze Flucht von Sälen, einer großartiger als der andere, voll von Kunstwerken und Raritäten: steinerne Tempelwächter, der Gott des Reichtums (chinesisch), der Gott des Wohllebens, liebliche Göttinnen in Porzellan und Bronze, eine Buddhakapelle mit herrlichem Bronzebuddha in mehrfacher Lebensgröße usw. Hier sah ich erstmalig, wie gut sich Shinto und Buddha in Japan vertragen. Alle Wände, Decken und die fein eingelegten Fußböden wirkten einheitlich und harmonisch. Die Tische waren mit Stickereien vom höchsten Wert bedeckt. Allein von einer in eine Wand eingelassenen dekorativen Stickerei erzählte eine Bekannte des Hauses, daß sie dem Hausherrn 40 000 Dollar gekostet habe. Soweit die Gegenstände in dieser Residenz nicht antik sind, hat sie alle der ausführende Architekt nach einheitlichem Plan von berufenen Künstlern herstellen lassen. Das ist, wie es scheint, das Geheimnis der ganzen wunderbaren Wirkung, welche der Anblick dieses Hauses auf den Besucher ausübt, daß alles, das Bauwerk als Ganzes und in allen seinen Teilen, seine Ausstattung und sein

Schmuck die künstlerische Gestaltung seiner Umgebung, von einem trefflichen Meister erdacht und durchgeführt werden durfte, ohne je nach dem Preise zu fragen. Den Künstler hat der Bau berühmt gemacht, nicht oft aber wird ihm Gelegenheit geboten werden, in gleicher Weise seine Kunst walten zu lassen.

Und wieder ging es eine Treppe hinauf. Neue Säle führten zur großen Empfangshalle. An zwei Seiten derselben waren Tische und Bänke für uns europäische Gäste aufgestellt. Wir nahmen Platz. Im Innern des Saales eine Schaar junger Damen in reizenden Schmetterlingskostümen, die Enkelin des Präsidentenpaares und deren Freundinnen. Diese Schönen bereiteten nun nach dem klassischen Zeremoniell Tee und überreichten uns das würzige Getränk unter vielen Bücklingen in feinen Schälchen. Auch die zum Teeritus gehörigen marzipanartigen Kuchen von seltsamen Formen und Farben fehlten nicht.

Nach freundlichem Abschied von den japanischen Huldinnen stiegen wir auf breiter Treppe zur überdeckten Plattform des Hauses empor, wo sich uns eine prächtige Rundschau über die Millionenstadt, über Bay und Hafen von Tokyo mit den Forts und über das blaue Meer bot. Alsdann ging es wieder abwärts zu einem intimen Speisesaal, wo uns an kleinen Tischen belegte Brötchen, Bischof, Tee, Kuchen und Süßigkeiten aller Art, teils von Dienern, teils von dem Wirte selbst, auch der alten Dame, gereicht wurden. Währenddeß überreichte der Sohn des Hauses jedem Gast ein Billet zum Balkon des kaiserlichen Hoftheaters für die Vorstellung des heutigen Abends. Offenbar wußte der alte Herr dies nicht, denn er bestand durchaus darauf, daß sich die Gesellschaft jetzt im Tanzsaal vergnüge. Als aber alle Welt aufbrach, mußte er sich zufrieden geben, und entließ uns unter kräftigem Händeschütteln.

Mit Rikscha ging es im Fluge durch eine endlos lange gradlinige Straße, durch den herrlichen Shibapark und, am kaiserlichen Schloß vorbei, zum Theater, welches ganz europäisch, sehr luftig und schön ausgestattet ist. Im Vestibül tritt man — eine sehr praktische Einrichtung — auf eine Platte, um sich automatisch den Staub von den Stiefeln wegblasen zu lassen. Das Orchester ist versenkt, die Bühne ganz modern drehbar eingerichtet. Gespielt wurde in ausgesprochen natürlicher Weise ein modernes Drama, welches zum Teil in Yoshiwara, dem weltbekannten Kurtisanenviertel Tokyo's, spielte. Bei der realistischen Art der Darstellung war es leicht, den Zusammenhang auch ohne Kenntnis der Sprache zu erfassen, doch wurde uns dies noch dadurch bequemer gemacht, daß man uns ein Büchlein in die Hand drückte (englisch), welches Szene für Szene den Gang der Handlung beschrieb.

Bei unserer späteren Rückkehr nach Yokohama hatten wir im Bahnhof von Tokyo Gelegenheit, die europäisch in Weiß ge-

kleidete Kaiserin zu sehen. Nichts von dem Nimbus, der ihren kaiserlichen Gemahl umgibt, ist auf sie übergegangen. Wie eine einfache Privatperson kam sie mit der Bahn an und schritt unter sich rasch vollziehender Spalierbildung seitens des Publikums, zu welcher der Wink eines einzigen Polizisten genügte, zu ihrem Wagen, einem Einspänner. Unsere eigene Rückfahrt an den dem Bahnkörper nahestehenden Häusern vorüber, mit Einblick in die hellerleuchteten Wohnräume, war unterhaltend genug. Der Eindrücke dieses unvergeßlichen Tages aber waren fast zu viele. —

Yokohama, welches mich nun eine Reihe von Tagen hindurch beherbergte, ist eine Stadt, die wohl einen etwas ausgedehnteren Aufenthalt rechtfertigt. Sie bietet sowohl in der Europäerstadt als auch in den Hauptstraßen des japanischen Viertels der Honcho-dori und der Beuten-dori Gelegenheit zu Einkäufen von japanischen Altertümern und Kunstsachen, von Seidenstoffen und Seidenstickereien, von Bronzen, Porzellanen (namentlich Satsuma), Cloisonnis, Lacksachen, Eingelegtem, Elfenbein- und Holzschnitzereien. Ferner besitzt sie eine sehr sehenswerte Theaterstraße, hat eine reizvolle nähere Umgebung und eignet sich auch als Ausgangspunkt für weitere Ausflüge, wie denn von hier aus der Fuji-no-yama per Bahn leicht zu erreichen ist.

Die Theaterstraßen sind eine Eigentümlichkeit Japans. Man darf sich aber darunter nicht nur eine einzelne Straße vorstellen; es ist ein ganzes Viertel mit Längs- und Querstraßen, das sich allerdings um eine Hauptstraße herum ausdehnt, ein Viertel voll Glanz und Licht und Leben. Bei Tage wirkt es nüchtern. Erst zur Abendzeit erwacht es. Man kann die japanische Theaterstraße wohl mit der deutschen Vogelwiese oder einem Jahrmarkt vergleichen und die Ähnlichkeit der japanischen Holzhäuser mit unseren Schaubuden und Meßkrämen ladet zu diesem Vergleich ein. Hier aber handelt es sich um eine ständige Einrichtung. Theater folgt auf Theater, Kinema auf Kinema, Teehaus auf Teehaus. In jedem Haus ist im Erdgeschoß ein Laden, und es gibt keinen Handelsartikel japanischer oder europäischer Herkunft, der hier nicht zu haben wäre, meist billige Ware, aber auch Besseres, Altes und Neues. Durch dieses ganze Handels- und Vergnügungsviertel aber flutet, sobald der Abend oder die Nacht gekommen, ein Menschengewoge, welches sich geradezu unheimlich zusammenballt, wenn es z. B. gilt, einem Rikschagefährt im Gedränge auszuweichen. Und doch geschieht unter dieser wohlerzogenen und wohldisziplinierten Masse selten oder nie ein Unglück. Über alle diese Straßen ergießt sich nun eine solche Fülle des Lichts, daß sie selbst den Amerikaner, der doch gewiß durch seine New Yorker Lichtreklame verwöhnt ist, staunen macht. Von allen Häuserfronten werfen Elektrizität, Gasglühlicht und ungezählte Lampions ihren Lichtschein. Es ist eine wahre Licht-

orgie. Ich kann wohl verstehen, wenn um die Abendstunde den Mann aus dem Osten in unseren hiergegen äußerst mäßig beleuchteten Städten eine Art Heimweh anwandelt. Und das treibt und braust die ganze Nacht hindurch. Erst zur Morgenstunde kommt die japanische Theaterstraße zur Ruhe.

Zwei Erscheinungen sind es, die im Straßenleben dem Europäer besonders in die Augen fallen, die Blinden und die Kurtisanen. Die Blinden durchziehen die Straßen mit einem charakteristischen Gesang. Wenn er erschallt, ruft man sie, wo Bedarf vorhanden, in die Häuser herein, um sich von ihnen massieren zu lassen. Im Massieren gelten sie als Meister, indem der fehlende Sinn des Sehens den Gefühl- und Tastsinn hat erstarken lassen. Massage und Bäder sind in Japan sehr beliebt. Der Reinlichkeitssinn der Japaner muß im allgemeinen rühmend anerkannt werden. Auch an Thermalquellen ist Japan reich, und es wird von ihnen ein lebhafter Gebrauch gemacht.

Die Kurtisanen sieht man in überaus reicher, oft altjapanischer Tracht, zumal gegen Abend, in ihren Rikschas zu Gastmählern fahren, zu denen man sie eingeladen hat. Für jeden Gast wird eine Geisha gemietet. Ihre Tätigkeit besteht in der Unterhaltung desselben bei der Tafel, nach deren Aufhebung sie sich wieder entfernen. Gefordert werden hierfür bis zu 30—40 Yen. Wie teuer also eine solche Gasterei für den Gastgeber sich stellt, läßt sich hiernach leicht ermessen, da doch auch alles Übrige im gleichen Verhältnis stehen muß.

Kurz erwähnen will ich nur noch die prächtigen Spaziergänge in der Gegend der Mississippibucht, die durch eine den Blufftunnel durchfahrende elektrische Bahn noch erleichtert werden. Der Strandweg führt an steilen Klippen vorüber durch freundliche Fischerdörfer und Badeorte mit guten Teehäusern, ja sogar einem deutschen Gartenrestaurant; der Bergweg leitet über waldige Höhen mit reizvollen Tälern. Beide Wege bieten herrlichen Überblick über das Meer und seine malerischen Buchten. Diese genußreichen Wanderungen führen bis Uraga auf der Sagamihalbinsel, welche die Tokyobucht von der Odawarabucht trennt. (Fortsetzung folgt.)

Die stigmatisierte Tertiarin Maria Beatrix Schuhmann aus Pfarrkirchen.

Von A. Fr. Ludwig, Freising.*)

In tiefer Ergriffenheit lege ich ein Buch[1]) aus der Hand, das ich für eine wertvolle Bereicherung der kath. mystischen Literatur

---

*) Mit Genehmigung des hochwürdigen Herrn Verfassers, Prof. Dr. Ludwig an der Freisinger Hochschule, entlehnt dem Aprilheft

halte. Der Verfasser, der einst selbst einige Jahre als Beichtvater die Kranke geleitet hatte, erweist sich als Kenner der kath. Mystik,[2]) als Mann von Feingefühl und gutem psychol. Blick und hat in seiner ebenso frommen wie klaren, gewandten Darstellung den rechten Ton einer katholischen Erbauungsschrift getroffen. Nur in einem Punkte ist mir ein fühlbarer Mangel aufgefallen, den die Schrift freilich mit den meisten derartigen Erzeugnissen der kath. Literatur teilt, nämlich die Unbekanntschaft mit den Resultaten der modernen psychologischen und „metapsychischen" Forschung. Und doch ist deren Kenntnis unbedingt notwendig, wenn man über so schwierige und so verschieden beurteilte Probleme, wie das der Stigmatisation, des Hellsehens, der Seelendurchdringung, der Vision u. a. handelt. Da heißt es, soweit dies hier überhaupt möglich ist, die richtige Grenze ziehen zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, zwischen Wunder und psychischer Kraft. Es ist deshalb zunächst eine p r i n z i -

---

der „Passauer Theolog. Monatsschrift". — Auch in der sogenannten profanen Literatur werden neuerdings die merkwürdigen, besonders in der Extase weiblicher Glaubensseligkeit da und dort hervortretenden Seelenphänomene wieder mehr als in der abgelaufenen Periode der materialistischen „Aufklärung" gewürdigt. So schildert u. a. ein schöner Roman von J o s e p h L a u f f: „Marie Verwahnen" (Ullstein-Bücher: eine Sammlung zeitgenössischer Romane, Ullstein & Co., Berlin-Wien) in klassischer Form und mit eingehender okkultistischer Sachkenntnis eine in spezifisch katholischem Mystizismus erzogene Somnambule (wie die stigmatisierten Nonnen Katharine Emmerich und Luise Lateau) so treffend, daß der unbefangene Leser den tiefen Eindruck erhalten muß: die magnetischen Eigentümlichkeiten und Seelenzustände solcher „gottbegnadeter" Frauengestalten, ihre mit Lamentationen, Prophezeiungen und schließlich mit der Andeutung „heiliger Wundmale" verbundenen Verzückungen führen in eine transzendentale Welt idealen Glaubens, wo — vielleicht durch Autosuggestion — wirkliche „Wunder" geschehen, und können unmöglich, wie die Mehrzahl der Schulmediziner es will, lediglich mit hysterischen Anfällen, bezw. Phantasien geschlechtlich unbefriedigter Weiber erklärt werden. — Hochschulprofessor Dr. A. Ludwig-Freising zeigt sich übrigens auch in einer philosophisch tiefgründigen, in „Theologie und Glaube" (Zeitschrift für den katholischen Klerus, herausgeg. von den Professoren der bischöfl. philos.-theolog. Fakultät in Paderborn, Jahrg. 7, 1915, Heft 3) veröffentlichten patristischen Studie über „Irenäus und Tertullian gegen die Reïnkarnationslehre", zu deren Abdruck uns leider der Raum fehlt, als gründlichen Kenner des modernen Okkultismus, dessen indisch-theosophische Abzweigung er aber vom Standpunkt der katholischen Theologie aus ebenso entschieden bekämpfen zu müssen glaubt, wie seinerzeit die christliche Kirche die Lehren der sich aus ihrem Schoß im zweiten Jahrhundert n. Chr. erhebenden religionsphilosophischen „Gnosis" mit ihrer „Aftermystik und Religionsmengerei", obschon er nicht verkennt, daß diesen Bestrebungen und speziell dem Dogma von der Wiederverkörperung ein richtiges Motiv zugrunde liegt: der Glaube an eine höhere, eine Ausgleichung von innerem Wert und äußerem Los herbeiführende Gerechtigkeit als moralische Weltordnung. — Red.

pielle Auseinandersetzung über die mystischen Erscheinungen überhaupt notwendig. Einige leitende Grundsätze habe ich bereits in dem Artikel „Legende und Mystik" (Jahrgang 1907 dieser Zeitschrift), dann in meinen Arbeiten über den Pöschlianismus („Neue Untersuchungen über den Pöschl." 1906, Pustet, und „Beiträge zur Geschichte des Pöschl.": „Archiv f. d. Geschichte der Diözese", Linz 1907) und in der Studie über die Stigmatisierte Gemma Galgani („Passauer Theol. Monatsschrift", 1912) aufzustellen gesucht. Danach halte ich es für einen zu engen Standpunkt, die Erscheinungen der christlichen Mystik einzig für sich zu betrachten, die etwas ganz Singuläres, sonst nirgendsmehr Beobachtetes wären, und man ist dann natürlich nur zu gern geneigt, in allen außerordentlichen Phänomenen absolute Wunder zu sehen, durch die die Heiligkeit der betreffenden Person sicher beglaubigt ist. Dringt man aber in die Literatur der außerchristlichen und außerkatholischen Mystik ein, so erkennt man sofort, daß es sich, einen ganz bestimmten kleinen Kreis (bes. die Stigmatisation) ausgenommen, meist um reale Erscheinungen handelt, die nicht auf das Gebiet des Katholizismus beschränkt sind, sondern sich überall und zu allen Zeiten finden. Es handelt sich da um außergewöhnliche seelische Kräfte und Fähigkeiten, die noch innerhalb des natürlichen Bereichs liegen. „Die Wahrheit ist (so schrieb ich in „Legende und Mystik"), daß gleiche Ursachen auch gleiche Erscheinungen im Gefolge haben. Überall da, wo der Mensch sich aus der äußeren Welt in die Tiefe seines Seelenlebens zurückzieht und die sinnlichen Triebe zu unterdrücken sucht, werden sich gewisse Regeln und Mittel der Aszetik herausbilden, die bei den buddhistischen und altägyptischen Aszeten in gleicher oder ähnlicher Weise wahrgenommen werden, wie bei den neuplatonischen Mystikern und den christlichen Mönchen (und Heiligen). Und diese Ähnlichkeit erstreckt sich auch auf die außergewöhnlichen mystischen Erscheinungen." Wir finden Ekstase und ekstatisches Schweben nicht bloß bei christlichen Heiligen, sondern auch bei indischen und neuplatonischen Aszeten wie bei echten Medien der modernen Zeit. Es kommen bei all diesen allerlei Lichtphänomene, Hellsehen (räumliches wie zeitliches), Wahrträume u. a. vor.[3]) Der neuplatonische Philosoph und spätere christliche Bischof Synesius von Kyrene hat noch als Heide eine eigene Schrift über die Träume verfaßt, in der er von sich bekennt, daß er die Gabe des Wahrtraums besitze, und wir haben keine Berechtigung, in die volle Aufrichtigkeit dieses trefflichen Mannes den geringsten Zweifel zu setzen.[4]) Mystische Phänomene finden sich auch bei protestantischen Mystikern, einem Swedenborg, Böhme, Pfarrer Löhe, Pfarrer Blumhardt u. a. Auch nach Zahn[5]) gibt es eine natürliche Ekstase. Er schreibt

(S. 468 ff.): „Ein einleuchtender Grund, der eine zu hohe Einschätzung (der Ekstase) verbietet, ist die allbekannte Tatsache von der Wichtigkeit, die man der Ekstase vielfach im Bereich der Pseudomystik beigelegt hat. Daß Philo und Plotin von ihren eigenen ekstasischen Zuständen berichten, mag auch hier Erwähnung finden; letzterer vor allem weiß mit Wärme von den kostbaren Zeitfristen zu sprechen, in welchen er aus der Außenwelt heraustritt und, bei sich selbst einkehrend, in eine wundersame Schönheit hineinblickt. Plotin fühlt, daß er über alles Intelligible sich emporgeschwungen und mit der Gottheit eins geworden." Nach Zahn lag der Fehler der Rationalisten keineswegs darin, daß sie natürliche Ekstasen festzustellen suchten, und auch nicht darin, daß sie mit den etwa festgestellten natürlichen Ekstasen die ekstatischen Phänomene im Leben der Heiligen in vergleichende Betrachtung nahmen, was bekanntlich auch Männer wie Benedikt XIV. getan haben. Freilich bedeute die Möglichkeit einer natürlichen Ekstase noch nicht das Zugeständnis, daß bei den gnadenvollen Ekstasen, wie sie im Leben der Heiligen berichtet werden, das übernatürliche Moment auszuschalten sei. Es zeige sich bei den Ekstasen der Heiligen eine harmonische Verbindung natürlicher und übernatürlicher Momente. Meines Erachtens ist das Hauptgewicht darauf zu legen, daß die Ekstase kein Wunder ist, sondern in den Bereich der natürlichen Seelenkräfte fällt. Dabei kann aber natürlich die Anregung zum Eintritt einer Ekstase von Gott selbst ausgehen, ebenso wie gewisse Gedanken in der Seele von oben, durch die Gnade, angeregt werden können. Aber die Gedankenarbeit als solche bleibt etwas Natürliches. Und so halte ich auch die „Levitation", d. h. die körperliche Erhebung für kein Wunder. —

Der bekannte kath. Philosoph Gutberlet bekundet die gleiche Auffassung. Er meint,[6]) es wäre nicht unmöglich, daß die strenge Aszese, das energische Geistesleben der Heiligen ihrem Geiste eine ständige Herrschaft über den Leib erworben, die sonst nur dem Zustand des verklärten Leibes aufbewahrt ist. Diese Erhebungen seien bei manchen Heiligen so häufig eingetreten (z. B. bei Joseph v. Cupertino, Petrus v. Alcantara, Franz Solan), daß man eher an eine habituelle Disposition als an ein in jedem einzelnen Falle von Gott eigens gewirktes Wunder denken möchte. „Ich möchte derartige mystische Erscheinungen im Leben der Heiligen nicht als so absolut und sicher übernatürliche Wunder bezeichnen, daß sie der Apologet als stringente motiva credibilitatis für den christlichen Glauben gebrauchen könnte. Nun sind freilich die Medien und Hypnotiker keine Aszeten und Heilige, aber abnorm ist jedenfalls bei ihnen das Verhältnis des Geistes- bzw. Vorstellungslebens zu den leiblichen Dispositionen." Mit diesem sehr beherzigenswerten Geständnis Gutberlets halte man nun z. B. zusammen die sehr gut beglaubigten Phänomene des Schotten Home[7]) und man begreift,

warum diese Schriftsteller so vorsichtig urteilen. Die Wunderauffassung so vieler entstammt eben noch einer Zeit, in der die psychologische Forschung noch in den Kinderschuhen stak.

Auch Görres, der zwar immer originell ist, hat noch viel zu viel apriorisch konstruiert und die moderne psychophysische Forschung nicht gekannt. Man darf daher zum Beweis der „Übernatürlichkeit" einer Erscheinung sich nicht auf veraltete Theorien berufen. Das Wunder selbst in seiner Wirklichkeit wird aber durch diese modern-psychologischen Forschungen nicht aufgehoben, sondern indem ihm etwas engere Grenzen gezogen werden, schaut der Blick dafür staunend in die sich erst mehr und mehr erschließende Wunderwelt der menschlichen Seele, in die der Schöpfer auch solche Kräfte gelegt hat, die meist während dieses Lebens noch schlummern, aber zum Gebrauch in einem transzendenten Dasein bestimmt sind und nur in gewissen abnormen Zuständen der Psyche sich schon in diesem Leben äußern. — Nach diesen Auseinandersetzungen allgemeiner Natur wende ich mich nun zur Besprechung einzelner mystischer Phänomene.

I.

Da ist vor allem die Stigmatisation der Maria Schuhmann.[8]) Sie bietet mir ein zweites willkommenes Zeugnis für die Richtigkeit der von mir aufgestellten Theorie, daß es sich bei der Stigmatisation zwar um kein absolutes Wunder, das über alle Naturkräfte hinausginge, handelt, wohl aber um einen Gnadenerweis, ein Zusammenwirken von Natur und Gnade. Ich habe in meinem Artikel „Stigmatisation" im kirchlichen Handlexikon sowohl wie in meiner Studie über die stigmatisierte Gemma Galgani[9]) die Gründe für meine Stellung dargelegt. Nun finden wir auch bei Maria Schuhmann eine weitgehende Mitwirkung natürlicher Kräfte und Veranlagung. Wir haben es mit einem zarten, kränklichen, äußerst sensiblen Organismus zu tun,[10]) der sie vom 27. Lebensjahr an fast 40 Jahre lang ans Krankenbett fesselte, mit einem außerordentlich starken Gefühlsleben und einer Art Hyperästhesie. Der Verfasser bemerkt selbst wiederholt, daß sie sehr sensibel gewesen sei. Die seelisch-körperliche Vorbereitung auf den Eintritt des Phänomens beginnt bei ihr schon in den Jugendjahren; denn sie bekannte noch vor ihrem Tode ihrem Beichtvater,[11]) sie habe schon als Kind oft ein heftiges Brennen an Händen und Füßen verspürt und sich nichts davon zu sagen getraut. Von Kindheit an hatte sie wie Gemma eine große Liebe zu den Leiden unseres Herrn. Bei jeder Station des Kreuzwegs legte sie oft die Bitte ein um das Mitleiden unseres Herrn und hielt Krankheiten für eine Gnade, wenn man sie um den Herrn leiden darf. In der Fastenzeit des Jahres 1852 hatte sie beständig in ihren Schauungen den mit Dornen gekrönten Erlöser vor ihren Augen, wie er eine

kleine Dornenkrone in der Hand hielt.[12]) Diese bot ihr der Herr an, während sie gleichzeitig das Verlangen empfand, um selbe zu bitten. „Die Folgen zeigten sich bald: ihre Stirn schwoll an, namentlich das linke Augenlid (weil sie in der Vision gesehen hatte, daß ein Dorn das linke Auge des Herrn verwundete), auch zeigten sich rings um ihren Kopf rote Tüpfchen, aus denen Blut floß." Man vergleiche damit den Vorgang bei Gemma Galgani. Auch ihr erscheint Jesus mit der Dornenkrone. Ihr liebendes Mitleid will ihm helfen, sie bittet ihn um diesen Liebesdienst und er setzt ihr seine Dornenkrone aufs Haupt. Danach erscheint auch Gemmas Haupt rund herum von Stichen durchbohrt, aus denen Blut floß. Ähnlich bei Louise Lateau, der Stigmatisierten von Bois d'Haine in Belgien. In der Fastenzeit 1853 wuchs unserer Maria Sehnsucht nach Teilnahme an den Schmerzen Jesu. Diese Sehnsucht steigerte sich zu immer höherem Grade bis zur Karwoche,[13]) wo alsdann eine innere Ahnung ihr sagte, ihre Bitte werde erhört werden. Nachdem sie am Gründonnerstag ein besonders tiefes Gefühl ihrer Sünden gehabt, die sie bitter beweinte, und nach erneuter Bitte um Teilnahme an den Leiden des Herrn kam sie am Karfreitag um 12 Uhr in Ekstase und sah Jesum am Kreuze hängen. Es kam ihr vor, als läge sie unter dem Kreuze und hielte es mit beiden Armen umfaßt. Das Blut des Erlösers floß über sie herab und sie war vor Mitleid wie außer sich. Es schien ihr, als hinge sie selbst am Kreuze. Auf einmal erhielt sie einen heftigen Stoß, kam wieder zu sich und fühlte in Händen, Füßen und allen Gelenken unerträgliche Schmerzen. Es war nachmittags 3 Uhr, als sie aus der Ekstase erwachte, aber fast regungslos bis zum Ostersonntag dalag.[14]) Es zeigten sich an ihren Händen und Füßen Flecken gleich Brandblasen, die trotz aller ärztlichen Mittel nicht verschwinden wollten. Nur die äußere Handfläche und obere Seite des Fußes ließ ungefähr in der Länge eines Zolles und nicht ganz so breit, linsenförmig oder nach Art einer Flamme gestaltet, diese Zeichen erkennen. Bei den Krampfanfällen in der Fastenzeit und an den Feiertagen stark gerötet, erblaßten und erloschen sie mehr zu anderen Zeiten und verschwanden manchmal auch völlig auf kürzere oder längere Zeit. Manchmal bluteten sie, ohne daß man eine wirkliche Veränderung hätte wahrnehmen können. Am Gründonnerstag 1854 bildete sich an der vorderen Spitze dieser flammenförmigen Malzeichen ein zartes Gewebe, aus welchem Blut hervordrang. Nach Äußerung der Kranken empfand sie beim Hervortreten dieser Zeichen jedesmal einen besonders heftigen Schmerz, welcher etwas nachließ, wenn die Blutung eintrat. Übrigens lag nach ihrer Angabe der Herd des Schmerzes mehr in der inneren unteren Fläche der Hände und Füße, obwohl dort nichts von einer ähnlichen Rötung wahrzunehmen war. Sie hatte das Gefühl, als ob aus dem

unteren Teile der Arme hervor zwei Adern ganz heißes Blut nach den inneren Handflächen führten; dort walle und tobe es aber um so mehr, je geröteter und glühender oben die Malzeichen zum Vorschein kämen; es war ihr, als würden diese geröteten Stellen gleichsam über einem unterhalb brennenden Feuer gehalten. Gerade an den inneren Flächen der Hände und Füße empfand sie stets bei der leisesten Berührung ein heftiges Schmerzgefühl, so daß sie zuckend in sich zusammenfuhr, wenn jemand sie an der Hand faßte und bei der empfindlichen Stelle sie berührte. Ein stärkeres Drücken verursachte ihr tagelang andauernde Schmerzen. Das fünfte nur vom Arzt beobachtete Malzeichen an der linken Seite der Brust war indes das schmerzlichste von allen. Bitterer aber als die dabei empfundenen Schmerzen war für sie das zeitweilige sichtbare Hervortreten dieser Male und die Unmöglichkeit, sie vor den Augen der Menschen zu verbergen. Gerne hätte sie noch größere Schmerzen erduldet, wenn die äußeren Merkmale ihrer inneren Gleichförmigkeit mit dem Gekreuzigten verschwunden wären. Auf jede Art suchte sie dieselben zu verbergen; anfangs legte sie einen Verband um dieselben, wie man eine Wunde verbindet; später verlängerte sie die Ärmel ihres Kleides und befestigte diese durch eine zwischen dem Zeigefinger und Daumen angebrachte Schlinge. Indes waren alle diese Vorsichtsmaßregeln umsonst; bei den Krampfanfällen, wenn sie bewußtlos dalag, kam sie im tobenden Schmerzgefühl oft in unruhige Bewegung, so daß eine große Anzahl von Personen, die sich in den ersten Jahren ihrer Krankheit an ihr Bett drängten, die geheimnisvollen Zeichen ihres Mitleidens mit Jesus zu sehen bekamen.

Daß beim Zustandekommen der Stigmatisation die Kraft der aufs mächtigste erregten Phantasie eine nicht unbedeutende Rolle spielt, erscheint mir zweifellos und dürfte schon aus der Tatsache erhellen, daß sich Visionen, deren Inhalt sie stark erregte, manchmal in dramatisch gestaltete äußere Vorgänge umwandelten, was selbst ihrem damaligen Beichtvater auffiel, der sehr richtig bemerkt: „Ich ahnte wohl, daß selbe wieder eine sehr schmerzliche Vorstellung müsse gehabt haben. Die Vorstellung, die sie damals hatte, war die Geißelung Christi. Sie fuhr damals wie rasend an der Wand empor, ächzte, knirschte mit den Zähnen, krümmte den Rücken und schrie so laut, daß man es bis auf die Straße hören konnte. Auf der Haut zeigten sich dann rote Flecken."[15] Eine Reihe von Analoga zu dieser plastisch wirkenden Bildungskraft der Phantasie, wenn sie unter dem Druck einer dominierenden Vorstellung wirkt, hat Du Prel zusammengestellt.[16] So empfand die Schwester eines zu Spießruten verurteilten Soldaten diese Streiche in einer Art Ekstase,

wimmernd und ächzend, bis sie ohnmächtig niederstürzte, wobei Blut von ihrem verwundeten Körper herabrann. Der hl. Hieronymus erzählt, daß er im Traum gepeitscht wurde und dann nach dem Erwachen am Körper die Striemen trug. Ähnlich berichtet der bekannte Arzt Hufeland, daß eine Kranke, die Nachts von Schlägen geträumt, am Morgen deutlich die Spuren von Striemen trug. Bei den jansenistischen Konvulsionären bildeten sich vor den Augen der Zuschauer gerötete Male an den Händen, während der Arzt Billot seiner Somnambule suggerierte, ein Engel habe ihr das Zeichen des Kreuzes am oberen Arm eingedrückt. Eingeschläfert schien sie nun im Schlaf viel zu leiden und das Zeichen des Kreuzes trat sichtbar hervor. Dieselben Experimente gelangen auch Professor Forel und den Ärzten Mesnet, Dujardin, Liébault und Boujeau bei Hysterischen, wo nach entsprechender Suggestion rote Flecken auf den oberen Handflächen entstanden und Blut austrat, bzw. Buchstaben und Inschriften, die man mit Bleistift auf ihre Haut aufdrückte, blutunterlaufen in Reliefform sich zeigten und mehrere Stunden erhielten. Auf dieselbe Weise, d. h. durch die plastisch wirkende Kraft der Phantasie sucht man ja auch das sog. „Versehen" der Mütter zu erklären. Nun läge es freilich nahe, zu sagen, wie es der belgische Arzt Dr. Warlomont auch gegenüber Louise Lateau erklärt hatte, es handle sich bei der Stigmatisation nur um eine eigene Art der Neurose, um „stigmatische Neuropathie". Allein, so sehr auch französische Ärzte schon sich Mühe gaben, eine Stigmatisation an ihren Versuchspersonen hervorzurufen, so kam es doch nur zu recht bescheidenen Anfängen und nur innerhalb des Gnadenlebens des Katholizismus hat man bis jetzt eigentliche Stigmatisationen beobachtet. Man darf vor allem nicht außer acht lassen, daß dieses äußere Phänomen im Zusammenhang mit dem ganzen sittlich religiösen Habitus der Stigmatisierten betrachtet werden muß. An welchen Personen hat es sich denn bisher allein gezeigt? Es waren Seelen, die von der glühendsten Gottes- und Nächstenliebe erfüllt waren, den tiefsten Abscheu gegen jede Art der Sünde fühlten, von einer Leidensfreudigkeit, die über das gemein menschliche Maß weit hinausging, kurz alles läßt hier deutlich ersehen, daß es sich da um mehr als rein natürliches Können handelt, daß diese Seelen von Gott und seiner Gnade zubereitete Gefäße sind, die einem bestimmten Zweck im göttlichen Heilsplan dienen. So hat auch Maria Schuhmann stets als ihren Lebenszweck erklärt: „Die Leiden des Herrn zu beherzigen, für die Anliegen der Kirche zu beten, ebensowie für die Priester, die Sünder und die armen Seelen im Fegfeuer."[17]) Von Jugend auf hat eine höhere Hand sichtlich (wie ihre Lebensgeschichte ausweist) diese Seele durch eine tiefe Furcht vor der Sünde und durch

frühzeitiges Leiden zu ihrem priesterlichen Wirken zubereitet. Und wenn sie nun schließlich gewürdigt wurde, auch äußerlich (durch den Empfang der Stigmata) ihrem Herrn verähnlicht zu werden, so haben wir ein begründetes Recht zu sagen, es war das eine Gnadengabe.[18]) Wer freilich einen persönlichen Gott und dessen mannigfaches Wirken in der Menschheit leugnet, wer für das mystische Gebets- und Leidensleben keinen Sinn hat, mit dem ist nicht zu streiten. Auch sollte doch dem Auge des tiefer Blickenden nicht entgehen, daß ein wesentlicher Unterschied obwaltet zwischen der Hysterie und dem religiös erhöhten Gefühlsleben der Heiligen, wie ich dies in der Studie über Gemma Galgani des näheren ausgeführt habe. Man muß nicht alles unter das Schema „Hysterie" pressen wollen. Doch ist die zünftige Medizin jetzt wenigstens soweit gekommen, daß sie die Realität des Phänomens anerkennt und nicht mehr darüber lacht, wie noch 1887, als Dr. Moll in der Berliner medizinischen Gesellschaft über die Stigmatisation sprach.[19]) — Über Maria Schuhmann liegt übrigens ein sehr beachtenswertes Gutachten des sie behandelnden Arztes Dr. Hillmeier vor, der die Stigmata genau beschreibt,[20]) von ihrem unantastbaren Charakter Zeugnis ablegt und seine Überzeugung dahin ausspricht, daß sich ein höherer Einfluß nicht verkennen lasse. Eine Reihe von Zeugen haben diese Stigmata gesehen,[21]) doch verbot der damalige Bischof von Passau auswärtigen Geistlichen (die teilweise aus Neugierde kamen), die Kranke zu besuchen, wohl, wie der Verfasser meint, weil er einer krankhaften Wundersucht, die überall das Walten außerordentlicher Einflüsse sehen möchte, ebenso fern stand wie einer allzu ängstlichen Wunderscheu, die gar nichts Übernatürliches anerkennen will. Die Wundmale, die bei Gemma Galgani auf deren Gebet verschwanden, blieben bei Maria bis kurz vor ihrem Tod sichtbar. Sie verschwanden nach ihrer letzten Krankheit im Juni 1887. Es sei, so gab sie ihrem letzten Beichtvater, dem Verfasser der Schrift, an, gewesen, als ob ein förmlicher Kampf zwischen Natur und Übernatur sich vollziehe. Wenigstens zehnmal kamen und verschwanden die roten Male. Es schien ihr das ein sicheres Zeichen ihres baldigen Todes. Am 29. August 1887 starb sie. — (Schluß folgt.)

---

[1]) „Das verborgene Leben und Leiden der frommen Tertiarin Jungfrau Maria Beatrix Schuhmann von Pfarrkirchen" von Wilh. Maier. Passau, Kleiter, 1914. 201 S. Preis 2.50 M. — [2]) Freilich scheinen ihm manche der neueren Darstellungen unbekannt geblieben zu sein. — [3]) Vgl. Perty „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" 1861; Kiesewetter „Geschichte des Okkultismus," 2. Aufl., 3 Bände; Flammarion „Unbekannte Naturkräfte", Stuttgart 1906; derselbe „Rätsel des Seelenlebens" ebenda;

Wandlungen und Wege auf dem Gebiete der sogenannten Geheimwissenschaften.

Von Hans Hänig (Zwickau i. S.).

(Schluß von Seite 178.)

Es liegt auf der Hand, daß gegen diese Annahme (von der Fähigkeit gewisser Versuchspersonen Phantome zu bilden), falls sie

---

Hyslop „Probleme der Seelenforschung", Stuttgart 1909; Maxwell „Neuland der Seele" ebenda; du Prel „Studien aus dem Gebiet der Geheimwissenschaften", Leipzig, Friedrich; derselbe „Die Magie als Naturwissenschaft", Jena 1899. Ich weiß sehr wohl, daß auch bei sog. echten Medien Betrugsversuche vorgekommen sind, deswegen aber die Realität echter mediumistischer Phänomene überhaupt leugnen wollen, ist nicht nur unlogisch und nur zu oft von dem Bestreben eingegeben, eine unliebsame Sache möglichst rasch und leicht abzutun, sondern zeugt auch von Mangel einer tiefer gehenden Kenntnis des Mediumismus und Okkultismus, vgl. meinen Artikel „Zum Streit um den Wahrheitsgehalt des Spiritismus" (Liter. Beilage zur „Augsb. Postztg." 1912, Nr. 19), Flammarion „Unbekannte Naturkräfte", Stuttgart 1908 (wo gerade über das so verschieden beurteilte Medium Eusapia Paladino wichtiges Material veröffentlicht ist) und Schrenck-Notzing „Materialisations-Phänomen" München, Reinhard, 1913, sowie seine Replik gegen seine Gegner und dessen Artikel „Sitzungen mit Eva C." („Psych. Stud." 1914, S. 495). — [4]) Es wird demnächst eine eigene Studie von mir über diese Schrift περὶ ἐνυπνίων erscheinen. — [5]) „Einführung in die christliche Mystik", Paderborn 1908. — [6]) „Der Kampf um die Seele", Mainz 1903, 2. Band, S. 576. — [7]) Bormann „Der Schotte Home", Leipzig, Altmann, 1909. — [8]) Es ist auffallend, daß der sonst feinfühlende Verfasser immer nur von „der Schuhmann" redet. Warum nicht lieber bei ihrem Vornamen sie nennen oder sonst eine passendere Bezeichnung wählen? — [9]) „Passauer Theol. M.-Schr." 1912. Separat erschienen bei Schöningh, Paderborn. — [10]) Der Verfasser schreibt S. 28: „Sie schien bestimmt, an allen herrschenden Krankheiten, die in der Pfarrei auftraten, teilnehmen zu sollen. Grassierte was immer für eine Sucht, wurde sicher auch sie davon betroffen." Dies ist äußerst charakteristisch für ihre Beurteilung! Ein anderes Mal klagte ihr ein Geistlicher über heftige Kopfschmerzen. Sie sagte ihm: „Ueberlassen Sie dieses Kopfweh mir, Sie können es in Ihrem Beruf nicht brauchen, mir aber schadet es nicht!" Wirklich war der Geistliche sofort von seinen Schmerzen befreit, während sie das ärgste Kopfweh zu erdulden hatte. Ob hier nicht die Macht der Suggestion, wie schon oft in derartigen Fällen das Wunder gewirkt hat? Leider erfährt man nicht, ob der Geistliche länger dauernd befreit blieb. — [11]) S. 6. — [12]) S. 16. — [13]) S. 18. — [14]) S. 21. — [15]) S. 23. — [16]) „Die Magie als Naturwissenschaft", Bd. 2, S. 217 ff. — [17]) S. 13. — [18]) Deren Verleihung anknüpfen konnte an eine natürliche, aber zweifellos auch von Gott so gewollte Disposition. Ich befinde mich hier in Uebereinstimmung mit Zahn, „Christliche Mystik", S. 419 ff. — [19]) Auch der Gerichtsassessor Dr. Hellwig erkennt die Realität an in seiner Schrift „Gesundbeten und andere mystische Heilverfahren", Leipzig 1914. Vgl. meine Besprechung der Schrift in Nr. 41 der Liter. Beilage zur „Augsb. Postztg." 1914. — [20]) S. 24—26. — [21]) S. 29, 22, 30.

empirisch bewiesen wird, nur noch zwei Einwände möglich sind: wir können diese Entstehung der Phantome nur dann zurückweisen, wenn das Medium selbst bei vollem Wachbewußtsein ist und seine Gedanken nicht auf jene Phantombildung richtet, und wenn diese mediumistischen Produkte derartig über dessen geistige Fähigkeiten hinausgehen, daß sie auch seinem Unterbewußtsein unmöglich zugeschrieben werden können. Im ersteren Falle ist natürlich die Glaubwürdigkeit der Versuchsperson das Ausschlaggebende. Schwieriger liegen die Verhältnisse im zweiten Falle: es wird sich in den wenigsten Fällen genau nachweisen lassen, wo die Grenze der geistigen Fähigkeiten des Mediums liegt, zumal, wenn noch andere Möglichkeiten (Atavismus und Hellsehen) hinzugenommen werden.

Geraten wir schon hier in erhebliche Schwierigkeiten, so hört jede Möglichkeit, die Frage auf der Grundlage der Erfahrung zu entscheiden, bei den letzten drei Möglichkeiten gänzlich auf. Allerdings hat man auch hier noch versucht, durch Vernunftgründe eine Entscheidung zu treffen. Ganz abzusehen ist zunächst von dem Hinweise auf den gesunden Menschenverstand, der in manchen Fällen dazu nötige, in einem spiritistischen Phantom eine bestimmte verstorbene Persönlichkeit zu sehen. Er läuft im wesentlichen auf das Überzeugende des ersten Eindrucks, bzw. auf den Wunsch hinaus, eine verstorbene Persönlichkeit wiederzusehen, während er gegenüber den Vernunftgründen, die die strenge Logik für und wider die Identifikation vorbringt, machtlos ist. Ein zweiter Beweis, der oft von seiten des Spiritismus für die Identifikation vorgebracht wird, ist der sogenannte innere Beweis, der uns schon bei A k s a k o w begegnet. Er läuft im wesentlichen auf die innere Überzeugung hinaus, die sich, wie sich A. (S. 739) ausdrückt, auf eine Gesamtheit für das objektive Urteil unangreifbarer Gegebenheiten stützt, aber mit einer für die subjektive Überzeugung unwiderstehlichen Gewalt. Die Schwierigkeit liegt hierbei in der Aufgabe, zu ermitteln, woher diese Überzeugung kommt, bzw. wie die seelischen Vorgänge verlaufen, die imstande sind, eine derartige Wirkung im Menschen hervorzubringen. Solange das nicht gelingt, müssen wir auch von diesem Beweise absehen, da er den Fehler hat, Unerklärliches selbst durch Unerklärliches zu ersetzen oder anders gesagt, an Stelle der einen Schwierigkeit eine andere zu setzen, deren Erklärung uns nicht geringere Aufgaben stellt. Dazu kommt aber noch etwas anderes: es gibt tatsächlich ähnliche Gefühlsvorgänge z. B. plötzliche Ahnungen, plötzliche Anwandlungen von Furcht und Schrecken, die sich später als völlig grundlos herausstellen und daher nur als Glieder einer Kausalkette anzusehen sind, die im Unterbewußtsein entsteht, ohne Beziehung zu einem äußeren Ereignis gehabt zu haben.

Größere Kraft gewinnt dieser innere Beweis, wenn er, auf

das Gebiet der Logik übertragen, sich auf die Ähnlichkeit, bzw. Gleichheit von Eigenschaften und Merkmalen stützt, die das Phantom mit der Persönlichkeit des betr. Verstorbenen verbindet. Man hat dabei auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß in der Fülle der Lebewesen, die die Natur erschafft, niemals zwei einander gleiche gefunden worden sind und daher geschlossen, daß es unmöglich sei, die Eigenschaften und geistigen Formen einer anderen Person völlig nachzuahmen. Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß der Begriff der Persönlichkeit selbst kein einheitlicher ist, sondern sich aus einer Menge von charakteristischen Merkmalen und Eigenschaften zusammensetzt, während es sich in den Berichten der spiritistischen Literatur zumeist um einzelne charakteristische Züge handelt, die zur Annahme einer Identifikation geführt haben. Es bleibt also die Frage, ob nicht auch der eine oder andere jener Einzelzüge, wenn er als Ausdruck der ganzen Persönlichkeit gefaßt wird, uns zur Annahme einer Identifikation zwingen kann. Verhältnismäßig leicht sind zunächst die Stimme und die Aussprache eines Menschen nachzuahmen, da der Anteil, den die Persönlichkeit an ihnen hat, verhältnismäßig gering ist. Dasselbe gilt auch von dem Gang und den kleinen Angewohnheiten, die so oft als Erkennungszeichen angeführt werden, während sie in Wirklichkeit von untergeordnetem Wert sind. Ganz anders liegt die Sache bei der Schrift, die auch Aksakow mit Recht als wertvollstes Erkennungsmittel bezeichnet hat. Ist doch die Schrift bei vielen Menschen derartig das Ausdrucksmittel ihrer Persönlichkeit, daß es möglich ist, sich aus ihr annähernd ein Bild von dem Wesen des Betreffenden zu machen. Es kommt also auf eine eingehende wissenschaftliche Analyse solcher Schriftproben an, wie sie z. B. die angebliche Handschrift Livermoore's in dem Aksakow'schen Werk darstellt, wobei natürlich zu beachten ist, daß hier nur solche Fälle in Betracht kommen, wo es sich wirklich um eine tiefgehende, durch die Graphologie erwiesene Übereinstimmung zwischen Handschrift und Charakter handelt.

Trotzdem erheben sich auch hier Schwierigkeiten, auf die Aksakow ebenfalls schon aufmerksam gemacht hat. Die erste liegt in der Frage, was wir überhaupt unter Persönlichkeit zu verstehen haben, deren Merkmale jene erwähnten Eigenschaften sind. Ist diese, wie die Theosophie behauptet, aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt, so dürfte es auch hier nicht schwierig sein, ihre Ausdrucksmittel, darunter auch die Schrift, nachzuahmen, zumal wenn eine Verbindung von Resten solcher Persönlichkeiten mit einer fremden Intelligenz möglich wäre, wie sie eine der theosophischen Erklärungen des Spiritismus annimmt. Aber selbst dann, wenn wir von jener Deutung absehen und die Einheitlichkeit anerkennen, ist eine Lösung dieser Frage nicht zu erreichen. Denn es folgt aus dem Satze, daß kein Wesen dem anderen gleich

ist, natürlich noch nicht, daß auch kein anderes imstande sei, eines jener charakteristischen Merkmale oder alle genau nachzuahmen. Daß es aber im Weltall bei der unendlichen Fülle der Lebensgebilde Wesen gibt, die derartige Neigungen zu Täuschungen haben, muß natürlich von unserem Standpunkte aus als durchaus möglich betrachtet werden. Wir befinden uns hier auf einem uferlosen Meer, so daß wir hier nicht nur mit realen, d. h. unserer Erfahrung gegebenen Möglichkeiten rechnen dürfen, sondern auch mit bloß gedachten, und wir würden, um mit du Prel zu reden, in den alten geozentrischen Standpunkt des Mittelalters zurückfallen, wenn wir uns dieser Erkenntnis dauernd verschließen wollten.[6])

Immerhin bleibt die Schriftprobe, das stärkste Argument, das der Spiritismus für seine Behauptungen anführen kann. Es ist sein historisches Verdienst, daneben noch eine Menge anderer Probleme in den Vordergrund gerückt zu haben, die allerdings schon zu der neueren Richtung überleiten, welche gegenwärtig als die erfolgreichste angesehen werden kann: dem experimentellen Okkultismus. Er hat die Eigentümlichkeit, den lebenden Menschen in den Vordergrund zu stellen, und im Zusammenhange damit nochmals alle Probleme zu untersuchen, die von dem älteren Spiritismus als Beweise für seine Anschauungen herangezogen wurden. Über die Geschichte des experimentellen Okkultismus haben wir jetzt eine anziehende Zusammenstellung in de Rochas' „Grenzen der Wissenschaft." Die Frage nach dem Wesen der Seele wurde besonders in Frankreich auf eine ganz neue Grundlage gestellt, indem schon 1679 der schottische Arzt Maxwell eine neue Energiequelle (körperliche Strahlen) entdeckt zu haben glaubte, die „dem menschlichen Körper entströmen und in welchen die Seele durch ihre Gegenwart schafft, indem sie ihnen die Ener-

---

[6]) Es ist also auch vom streng wissenschaftlichen Standpunkte die Möglichkeit, daß Verstorbene zurückkehren, nicht auszuschließen, aber wir besitzen kein absolut sicheres Mitttel, einen solchen Fall einwandfrei festzustellen. So dürfte es auch kaum gelingen, wie du Prel („Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits", S. 40 ff.) meint, durch Fremdsuggestion, die jemandem in der Sterbestunde mit posthum angesetztem Ausführungstermin eingegeben ist (entsprechend dem Monoideismus, der bei Lebenden oft zur Entdoppelung nach einer bestimmten Stelle führt) einen endgiltigen Beweis aus dem Jenseits selbst dafür zu erhalten, daß wir nach dem Tode weiterleben, weil auch die Möglichkeit denkbar ist, daß die Ausführung jener Suggestion durch eine andere transzendente Intelligenz unmöglich gemacht wird und diese vielleicht selbst an die Stelle des Betreffenden bei der Rückkehr tritt. Gerade aus der spiritistischen Literatur ist eine Reihe von Fällen bekannt, daß trotz der gegebenen Zusicherung eine solche Rückkehr nicht stattgefunden hat, also andere Faktoren (transzendente oder andere) wohl dagegen gewirkt haben müssen.

gie und Macht verleiht zu handeln." Man glaubte also einen neuen Faktor im Menschen gefunden zu haben, der eine Vermittlung zwischen Körper und Seele darstellte und dessen nähere Untersuchung Auskunft über das Wesen der Seele selbst zu versprechen schien. So entstanden die Werke über den tierischen Magnetismus bis zu den Odforschungen Reichenbach's, dessen neu entdeckter Stoff allerdings weder mit Elektrizität noch mit Magnetismus identisch sein sollte.

Eine neue Periode trat in diesen Untersuchungen erst ein, als man versuchte, dieses Produkt zu exteriorisieren, d. h. außerhalb der Versuchsperson zu versetzen. Denn damit traten diese Versuche nach dem Wesen der Seele unmittelbar an die Frage heran: Was wird aus dieser nach dem Tode, wenn es gelingt, sie (d. h. die Seele als Sitz der Empfindung mit dem sie umgebenden feinstofflichen Körper) schon bei Lebzeiten des Menschen vom stofflichen Körper zu trennen? Denn das Fluidal, wie es bei den Versuchen Durville's erscheint, konnte natürlich nicht allein jener Vermittler zwischen Körper und Seele sein, sondern mußte auch diese selbst enthalten, da er der Sitz aller Empfindung ist, welche die Versuchsperson vorher in dem Körper gehabt hatte. So hat Durville eingehend die Funktionen der fünf Sinne geprüft, wie sie sich durch den Fluidalkörper äußern, und auch sonst durch eine Reihe von Versuchen dargetan, daß es sich hier nicht nur um einen Vermittler zwischen Geist und Seele handelt, sondern auch um das Empfindungsvermögen selbst, das hier zeitweise vom Körper getrennt wird.

Die erste Frage, die diese Versuche an uns stellen, ist natürlich die, ob es auch wirklich gelingt, eine, wenn auch vorübergehende, so doch völlige Trennung des Fluidalköpers vom physischen zu erweisen. Würde sich an seinem Dasein nichts ändern, wenn auch jenes fluidale Band zerschnitten würde, das nach Durville jene beiden Körper miteinander verbindet? Es bedarf hier noch eingehender, auf die Hilfsmittel der Chemie und Optik begründeter Untersuchungen, um diese Frage endgültig zu beantworten. Eine weitere Schwierigkeit liegt in dem Nachweis, ob jener Fluidalkörper auch wirklich das ist, wofür er gehalten wird, und nicht etwa ein Produkt von unbekannten Geisteswesen, deren wir schon bei der Prüfung des Spiritismus zu gedenken hatten. Die Antwort, die Durville selbst darauf gibt, ist die, daß der Beweis in der Kontinuität des Bewußtseins seitens der Versuchsperson liegt, die wir zu jenen Experimenten verwandt haben. Die Frage liefe also dann darauf hinaus, ob jene Person vertrauenswürdig genug ist, daß wir ihren Angaben über die Verdoppelung usw. Glauben schenken können. Ein anderes Verfahren besteht in der Vergleichung zwischen der Gewichtsabnahme der Versuchsperson und dem Gewicht der Phantome, zu der natürlich er-

gänzend eine Untersuchung über jenes fluidale Band hinzukommt, das beide verbindet.

Das Charakteristische, das dieser neuen Experimentalpsychologie eigen ist, ist schon bei ihrer Geschichte erwähnt worden. Es besteht in der engen Verbindung der Frage nach dem Wesen der Seele mit der, was für ihr Dasein nach dem Tode daraus zu schließen ist. Die einfachste Formulierung dieser Frage ist natürlich der negative Beweis, der auch bei Durville vorgebracht ist: Wenn nachgewiesen ist, daß sich die Seele des Menschen schon bei Lebzeiten völlig vom physischen Körper trennen kann, so liegt auch kein Grund vor anzunehmen, daß sie mit dem Zerfalle dieses Körpers zugrunde geht. Der Grund dafür könnte natürlich nur in den Faktoren liegen, die nach dem irdischen Tode auf das weiterlebende Seelenprinzip einwirken. Ganz ausgeschlossen ist dabei zunächst eine transzendente mechanische Kausalreihe, da wir eine solche dann außerhalb jenes Prinzips denken müßten und eine solche undenkbar ist. Etwas anderes ist es, wenn wir an die Stelle jener mechanischen Kausalkette eine intellektuelle setzen, die imstande wäre, jenes seelische, vom Körper durch dessen Auflösung getrennte Agens unmittelbar nach diesem zu vernichten. Aber auch mit dieser Annahme geraten wir in die größten Schwierigkeiten, die sie unmöglich machen. Denn wir müßten dann ein jenem gesetzgebenden übergeordnetes Prinzip annehmen, das die Eigentümlichkeit hätte, gegen die Vernunft zu handeln und das daher etwa als Verkörperung der Schopenhauer'schen Idee vom Pessimismus anzusehen wäre, — wobei aber nicht einzusehen wäre, inwiefern dann noch irgend eine Gesetzmäßigkeit in der Welt, geschweige denn jene, die sich in dem Fortleben der Seele nach dem Tode äußern würde, möglich wäre. —

Eine andere Möglichkeit, diese Frage zu lösen, liegt in der Heranziehung des Zweckgedankens. Es liegt auf der Hand, daß jeder Zweckgedanke an sich metaphysisch ist und daher nur negativ bewiesen werden kann: wir dürfen und müssen erst dann einen (außerhalb unserer Erfahrungswelt) liegenden Zweck annehmen, wenn mit Sicherheit nachgewiesen ist, daß wir es nicht mit dem Ergebnis einer mechanischen Kausalreihe zu tun haben. Zu der Behauptung, daß sich der Fluidalkörper nicht nach dem Tode sofort auflöse, da er noch einen anderen Zweck in sich trage, gehört also der Nachweis, daß er nicht durch eine Kausalreihe erklärbar ist, die sich aus den Funktionen unseres Körpers ergibt. Wenig wahrscheinlich ist es zunächst von vornherein, daß jener Fluidalkörper ein rudimentäres Organ darstellt, das sich aus einer früheren Entwicklungsstufe unseres Körpers erhalten hat. Eine andere Möglichkeit wäre die, daß wir in ihm den Ausdruck einer physiologischen Funktion zu sehen hätten, wie z. B. das Denken Eindrücke

in unserem Gehirn hervorruft, ohne daß ein besonderer Zweck damit verbunden zu sein braucht. Eine dritte Annahme, die es in diesem Falle zu widerlegen gilt, ist uns besonders von seiten der Theosophie nahegelegt, nach der sich z. B. der Ätherkörper kurz nach dem irdischen Tode auflöst, da er nur dazu dient, den Verkehr zwischen Geist und Körper zu vermitteln. Könnte es nicht möglich sein, daß auch der Fluidalkörper nur ein Mittel zu einem bestimmten Zwecke im Körper ist und daher überflüssig wird, wenn dieser Zweck mit dem Tode des Menschen ausscheidet? [6])

Es ist selbstverständlich, daß jene drei Nachweise auch für den ersten der beiden Beweise für ein Fortleben der Seele nach dem Tode die unerläßlichen Vorbedingungen sind, und daß sie daher zu den Vorarbeiten gehören, die schon früher erwähnt worden sind. Es bleibt also nur noch übrig, auch hier die transzendente Seite des Problems zu behandeln, wenn durch jene drei Nachweise die Tatsache erwiesen ist, daß jener Fluidalkörper tatsächlich einen Selbstzweck hat, der natürlich erst nach dem Zerfall des physischen Körpers in Wirksamkeit treten kann. Undenkbar ist es zunächst, daß jenes gesetzgebende Prinzip, das als Urheber jenes Körpers anzusehen ist, ihn im Augenblicke des irdischen Todes zerstörte, da wir ihm dann wie dem vorhin genannten ein sinnloses Handeln als Tendenz zuerkennen müßten, was mit seiner gesetzgebenden Tätigkeit in Widerspruch stünde. Aber auch dann, wenn wir eine jenem gesetzgebenden Zweck übergeordnete Intelligenz annehmen würden, die imstande wäre, jenen Fluidalkörper bei seiner Trennung vom irdischen Körper zu vernichten, geraten wir in große Widersprüche: es wäre nicht einzusehen, inwiefern jenes übergeordnete Prinzip, das natürlich dann ein ebenso sinnloses Handeln als Tendenz haben müßte, noch eine ihm untergeordnete Intelligenz in Tätigkeit treten ließe, deren Wirksamkeit sich eben in vernunftmäßiger, gesetzgebender Weise äußert. [7])

Gelangen wir auf diese Weise dazu, nicht nur die Möglichkeit des Fortlebens der Seele zu erweisen, sondern die Tatsache selbst

---

[6]) Andere Versuche, den Fluidalkörper als Sitz der Empfindung mechanisch zu erklären, sind besonders vom Standpunkte der Energie gemacht worden; über ihre Widerlegung siehe meinen Aufsatz über „Das Christusproblem mit besonderer Berücksichtigung des Okkultismus" im Jahrg. 1913, S. 275 ff.

[7]) Die transzendente Seite des Durville'schen Beweises läuft also, in einfacherer Weise ausgedrückt, auf die Unmöglichkeit der pessimistischen Weltanschauung hinaus. Das Weltall kann, wie sich Maeterlinck („Vom Tode") ausdrückt, nicht sinnlos (das heißt gegen seine bessere Erkenntnis handelnd) sein, und die geistige Geschichte der Menschheit zeigt zur Genüge, inwieweit sich diese Tatsache in der Entwickelung selbst verwirklicht hat.

in den Bereich wissenschaftlicher Sicherung zu ziehen, so ist doch nicht zu vergessen, daß auch hier noch ein großes Stück Arbeit übrig bleibt, ja, daß wir auch hier erst am Anfang stehen. Es bleiben vor allem noch jene negativen Untersuchungen zu erledigen, die wir als Vorarbeiten bezeichnet hatten. Es wird auch hier noch eingehender Untersuchung und insbesondere noch einer größeren Heranziehung der Chemie und Optik bedürfen, ehe diese Fragen endgültig zu lösen sind. Immerhin hat diese Seite des Okkultismus das große Verdienst, den Weg gezeigt zu haben, auf dem am ehesten eine Verbindung des Okkultismus und der exakten Wissenschaften, ja ein Aufgehen in ihnen möglich ist. Hat doch die Trennung, die bisher zwischen ihnen herrschte, ihren natürlichen Grund vor allem in dem großen Zwischenraum gehabt, der zwischen den Behauptungen der Okkultisten und den Ergebnissen der exakten Wissenschaften liegt: während sich diese durchaus an das durch die Erfahrung gegebene Experiment hielten, gingen jene gewissermassen von dem Übersinnlichen selbst aus und vergaßen die Brücke zu schlagen, die allein von unserem Ufer aus über jenen Strom führen kann. Stellen wir dagegen den lebenden Menschen in den Vordergrund, und nehmen wir ihn zum Ausgangspunkt dieser Untersuchungen, so bleiben wir auf dem Boden der Erfahrung stehen und gehen doch wieder um ein Beträchtliches über das hinaus, was die heutige Wissenschaft vom Wesen des Menschen weiß, da sie einen großen Teil der Tatsachen außer acht gelassen hat, auf die erst wieder der Okkultismus hinwies.

Wie kann man nun auf diesem Wege zu gesicherten, einwandfreien Ergebnissen gelangen? Die Antwort lautet sehr einfach und ist auch schon durch die bisherige Entwicklung des kritischen Okkultismus gegeben: indem man zunächst alles auf diesem Gebiete aufarbeitet, was mit Sicherheit unserer Erfahrungswelt zugeschrieben werden kann. Was dann übrig bleibt, d. h. was sich nicht mechanisch erklären läßt, gehört der transzendenten Welt an und muß dann erst behandelt werden. Es nützt also nichts, z. B. Bände über die Besessenheit zu schreiben und sich umständlich darüber zu ergehen, welcher Art wohl die Geister sein mögen, die etwa von dem Menschen Besitz nehmen können, sondern die Frage, wie sie uns gegeben ist, ist folgende: läßt sich die Besessenheit auch mit den Mitteln unserer Psychopathologie erklären? Oder noch besser: ist unter gegebenen Umständen wahrscheinlich, daß derartige Erscheinungen aus mechanischen Gründen an einem Menschen eintreten, oder gelingt es sogar, sie von selbst hervorzurufen? Denn damit ist der für uns allein einwandfreie Beweis erbracht, daß es sich hier nicht um das Eingreifen transzendenter Intelligenzen handelt, sondern um einen rein mechanischen Vorgang, der in unserer Sinnenwelt seinen Ursprung hat.

Auf diese Weise lassen sich auch Probleme in den Bereich wissenschaftlicher Erkenntnis ziehen, die scheinbar schon halb im Übersinnlichen liegen, wie die Ankündigung Verstorbener im Augenblicke des Todes. Denn ist einmal die Tatsache der Telepathie festgestellt, so wird man auch genötigt, in diesem Falle eine Wirkung dieses Vorganges zu sehen, wenn zu erwarten war, daß der Sterbende während der letzten Augenblicke seine Gedanken auf eine gewisse Person gerichtet hat. [8]) So wird die wissenschaftliche Analyse an der Hand des Materials, das für die Beobachtung am lebenden Menschen vorliegt, zum Ausgangspunkte aller wissenschaftlichen Forschung, die sich auf den Okkultismus erstreckt, und es wird ihr dadurch ein kräftiger Riegel vorgeschoben, wenn sie sich, wie so oft, auf das uferlose Meer von Meinungen und Hypothesen hinausbegeben will.

Allerdings würde es ein großer Fehler sein, diese neue Wissenschaft ihrerseits wiederum auf das rein Mechanische, Nichttranszendentale beschränken zu wollen, da ihr dann gerade das Beste genommen würde, was sie vor anderen Wissenschaften voraus hat. Es wird nach Abzug jener ersten Bestandteile immer noch genug für sie übrig bleiben, was ihr auf wissenschaftlichem Wege erreichbar ist. Nur daß die Behandlung und Untersuchung des Reintranszendenten, d. h. desjenigen, was in keiner Weise mehr mit dem Lebenden zusammenhängt, oder was uns, anders gesprochen, aus dem Transzendenten selbst selbständig entgegentritt, in keiner Weise mehr für die irdische Forschung erreichbar ist. Mag man auch hier noch imstande sein, das Problem auf zwei Möglichkeiten zurückzuführen, außer denen es keine anderen mehr gibt, so zeigt doch oft gerade diese Fragestellung, daß eine Lösung in diesem Falle nicht mehr möglich ist. Hier ist ein Verzicht besser als eine lange Gegenüberstellung der Gründe und Gegengründe, — auf einer Verzichtleistung in vielen Dingen besteht ja gerade die Eigentümlichkeit der Wissenschaften gegenüber den Kombinationen eines Unwissenden, der glaubt, mit Worten auch das Letzte beweisen zu können. Hierher gehört z. B. das Problem der eingebrannten Hand, wenngleich sich vielleicht noch mit Sicherheit wird fest-

---

[8]) Auch die Frage, was die ektoplastischen Produkte in dem neuen Werke Schrenck-Notzing's darstellen, läßt sich nur dadurch lösen, daß einerseits die Möglichkeit einer solchen Emanation von seiten des Mediums nachgewiesen und andererseits durch den hypnotischen Befehl der Beweis erbracht wird, daß diese Produkte auch wirklich eine Emanation aus dem menschlichen Körper darstellen. Zum Beweise dafür, daß auch die von der Sinneswelt in eine uns unsichtbare Welt hineinreichende Erfahrung in den exakten Wissenschaften nichts Neues ist, mag an die Astronomie des Unsichtbaren erinnert werden, in der z. B. die Helligkeit eines an sich unsichtbaren Sternes aus der Wirkung berechnet wird, die er auf die Komponente eines anderen Sternes ausübt.

stellen lassen, ob es mechanisch erklärbar ist (etwa als Energieform), oder ob es dem Transzendenten überwiesen werden muß. Es bleiben dann noch verschiedene Möglichkeiten, über die wir kein endgültiges Urteil mehr zu fällen vermögen. Gerade Du Prel sind übrigens aus diesem Grunde oft Vorwürfe gemacht worden, daß er sich allzusehr mit dem nicht Beweisbaren abgäbe, — allerdings zum Teil mit Unrecht, da gerade er immer wieder auf den lebenden Menschen als Ausgangspunkt für die okkultistischen Probleme hingewiesen hat.

Glücklicherweise fehlt es neben dem Hin- und Herraten, mit dem viele Anhänger und Gegner des Okkultismus lange Zeit ihre Kräfte erschöpft haben, gerade in der letzten Zeit nicht an Werken, die den Weg jener induktiven wissenschaftlichen Analyse gegangen sind und die daher wert sind, Marksteine in der neuesten Geschichte dieser Bewegung genannt zu werden. Da sich das eine von beiden, die „Materialisations-Phänomene“ Schrenck-Notzing's, nur auf die wissenschaftliche Feststellung von Tatsachen beschränkt, ohne sich auf Erklärungen einzulassen, braucht hier nur das andere erwähnt zu werden: Staudenmaier's „Magie als experimentelle Naturwissenschaft“. Dasjenige, was der Freisinger Professor für Chemie an diesen Untersuchungen mitbrachte, war zunächst eine gründliche chemische Bildung, zu der noch die Kenntnis des Zauberwesens und der Gebräuche kam, welche die Geschichte der mittelalterlichen Kirche mit dem Gebiete des Okkultismus verbinden. So klagte er selbst darüber, daß, während sich in der Chemie nur dadurch wissenschaftliche Erfolge erringen lassen, daß man vom Bekannten schrittweise ins Unbekannte vorgeht, die Anhänger des Okkultismus oft gerade das Gegenteil getan haben und daher oft über einen Wust von Meinungen nicht hinausgekommen sind. So gibt es weitläufige Untersuchungen über die Geister und Dämonen, die im niederen Spiritismus eine so große Rolle spielen: — die Frage für uns ist die, ob es gelingt, durch willkürlich hervorgebrachte Halluzinationen derartige Wesen zu schaffen, die dann natürlich nicht der Wirklichkeit, sondern nur einem Vorgang in uns (Fortpflanzung einer Vorstellung auf den Sehnerv und von dort auf die Retina) ihren Ursprung verdanken. So gelang es Staudenmaier nach vielen, oft mit großen seelischen Qualen verbundenen Versuchen eine ganze Welt derartiger Geister um sich herum zu schaffen, die dann durchaus selbständige Formen annahmen und ihren Urheber weder bei Tag noch bei Nacht in Ruhe ließen, so daß er oft gewaltsam diese Übungen unterbrechen mußte. Auf ähnlichem Wege hat St. versucht, sich auch über die Fragen des automatischen Schreibens und der Telepathie Klarheit zu verschaffen. Pflanzt sich das Licht, durch das alle Eindrücke übertragen werden, durch Wellenbewegung fort, deren Empfänger die Organe unseres Auges und unser Gehirn sind, so muß es nach Staudenmaier auch umgekehrt

gelingen, Eindrücke von diesem auf demselben Wege einem anderen Gehirn zu übermitteln, so daß die Frage der Fernwirkung von selbst zu einem wissenschaftlich zu lösenden Problem wird. —

Ein drittes Gebiet des Okkultismus, mit dem sich der Verfasser beschäftigt hat, ist endlich die sog. reale optische Halluzination, bei dem das Produkt dieses Vorganges nicht nur der betr. Person, sondern auch anderen sichtbar wird. Die nächstliegende Möglichkeit ist natürlich die, daß es etwa in einem spiritistischen Zirkel die Teilnehmer unter dem Einfluß des Mediums, jeder von seinem Standpunkt aus, im einheitlichen Sinne nach außen projizieren. Da es sich aber bei all diesen Halluzinationen nur um Energieformen handelt, besteht nach St. auch die Möglichkeit, ein derartiges Produkt vom Gehirn durch das Auge in den Raum selbst zu treiben und an einer bestimmten Stelle zu fixieren, so daß es auch von anderen gesehen werden kann. Allerdings ist dabei Voraussetzung, daß die Materie selbst nichts weiter ist als eine Energieform oder die Summe von solchen — eine Annahme, die sich, wie der Verfasser selbst zugibt, trotz der großen Fortschritte von Physik und Chemie nicht beweisen läßt.

Doch wir sind hier beinahe selbst wieder an der Grenze des Beweisbaren angelangt und die Frage bleibt, worin der Beweis dafür liegt, daß z. B. die spiritistischen Phantome in der Tat nichts weiter als Produkte unseres Denkens sind. Verhältnismäßig leicht ist die Antwort bei den Versuchen, die St. an sich selbst angestellt hat, da der Wille des Experimentators verbunden mit der Möglichkeit des Experiments selbst eine einwandfreie Antwort gibt. Wo dieser Wille selbst fehlt, sind natürlich die begleitenden Nebenumstände (Störung des Nervensystems. Schwächezustände usw.) das Ausschlaggebende, da sie uns Auskunft darüber zu geben vermögen, ob jene Halluzinationen usw. aus mechanischen Gründen eintreten mußten. Fehlen auch diese, so muß man nach St. immer noch mit der Möglichkeit rechnen, daß auch das Unterbewußtsein, ohne Anteil des Willens, der Urheber dieser Erscheinungen sein kann. Die Entscheidung liegt dann bei den begleitenden Nebenumständen außerhalb des Experimentierenden: eine Persönlichkeit, die allein dem Unterbewußtsein ihr Dasein verdankt, kann weder die Materie verändern, noch Spuren in ihr (etwa in Paraffin oder Wachs) zurücklassen. [9])

Es ist erfreulich, daß auch der okkultistische Kongreß, der für

---

[9]) Bei dem automatischen Schreiben kommt vor allem der Bildungsgrad der betreffenden Person, mehr aber noch das Alter in Betracht: Kinder von zwei oder drei Jahren können natürlich weder auf dem Wege des automatischen Schreibens (wenn sie selbst als geistige Urheber gedacht sind), noch sonstwie etwas Vernünftiges zustande bringen (A. Aksakow: „Animismus und Spiritismus", S. 406 ff.).

das Jahr 1914 geplant war, diesen Umständen Rechnung getragen hat, indem er das Wort Okkultismus nur noch in dem Sinne von erweiterter Naturwissenschaft gebraucht und nicht etwa einseitig dabei eine Einzelrichtung bevorzugt, wie es sonst etwa geschehen ist. Denn die okkultistische Forschung hat bisher genug an Tatsachen und Hypothesen hervorgebracht: der Weg zur Lösung dieser Fragen liegt allein in der induktiven wissenschaftlichen Analyse, die vom lebenden Menschen ausgehend uns noch zu Erkenntnissen führen dürfte, die nicht nur für die Psychologie, sondern auch für manchen anderen Teil der exakten Wissenschaften grundlegende Bedeutung haben. Die Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß sich der Begriff Okkultismus heute wieder mehr dem ursprünglichen Sprachgebrauche (okkult = das noch nicht Erforschte) annähert, wenn er auch auf die Forschungen eingeschränkt werden muß, die sich mit dem Wesen des Menschen selbst beschäftigen: — es ist zu hoffen, daß im Laufe seiner Entwicklung sein Aufgehen in die exakten Wissenschaften ein vollständiges ist und daß beide Teile davon die weitgehendste Förderung erfahren.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Wiederverkörperung.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

(Fortsetzung von Seite 183.)

Es erübrigt noch die ethischen Gründe zu erwägen, die zugunsten der Wiederverkörperung geltend gemacht werden können. Als ein großer Irrtum erscheint mir die Ansicht, daß dieses Erdenleben zu unserer moralischen Entwickelung durchaus erforderlich sei. Es ist, meines Erachtens, eine unbestreitbare Tatsache, daß das irdische Dasein, namentlich in seiner heutigen Beschaffenheit, unserer inneren höheren Natur mit ihren intuitiven, moralischen und emotionellen Anlagen die denkbar schlechtesten Entwicklungsbedingungen darbietet. Ist doch unser ganzes soziales Leben mit seinen kollektivegoistischen Institutionen — gleichgiltig ob sie aus einer autokratischen, oligarchischen, plutokratischen oder demokratischen Regierungsform hervorgegangen — einer beständigen Vergewaltigung der inneren Selbstheit des Menschen, sowie einer rücksichtslosen Ignorierung ihrer heiligsten Bedürfnisse gleichzuachten. Der reiche Blüte und Frucht verheißende menschliche Lebensbaum wird seinem natürlichen Untergrunde entfremdet, im

kalten Luftstrom einer seichten Aufklärung vertrocknet und im Hochofen des utilitaristischen Staates als Feuerung allmählich verbraucht.

Das Gebot, daß man Gott, der aus dem Innersten zu uns spricht, mehr gehorchen müsse als den Menschen, erscheint in sein Gegenteil verkehrt.

„Gehorsam,
Das große Grab des Edlen, Wahren, Freien
Und des Genie's, macht Männer Sklaven und
Zum Automat die menschliche Gestalt. — — —
Der Himmel nur für die bestimmt, die's wagten,
Auf Erden hier ihr besseres Selbst zu leugnen,
Die glaubten, zitterten und krochen vor
Dem großen Gaukelspiele ird'scher Macht. (Shelley)

Ist aber das irdische Leben also beschaffen, was nicht zu leugnen ist, so ist nicht einzusehen, wieso es einen moralischen Zweck erfüllen soll; betrachtet man hingegen die Individualisierung als seine eigentliche Bestimmung, so erscheint es trotz seiner demoralisierenden Wirkungen noch immer zweckentsprechend und, insofern sich diese letzteren auf die Grundtendenz der Individualisation, den Egoismus, zurückführen lassen, erscheinen auch diese unserem Verständnisse näher gerückt.

Ein anderes Moment, das für den moralischen Wert der Reinkarnation zu sprechen scheint, besteht in der Tatsache, daß es kein besseres Mittel gibt, um den brutalen Verächter des Mitgefühls den Wert desselben zu lehren, als ihn das Unrecht und das Leid, das er anderen Wesen zugefügt, selbst fühlen zu lassen. Es fragt sich nun, ob hierzu eine Wiederholung dieses Erdenlebens unbedingt erforderlich ist, oder ob sich dieser Zweck auch auf andere Weise erreichen läßt. Die letztere Frage läßt sich auf Grund der bisherigen Ergebnisse der neueren psychischen Forschung ohne weiteres bejahen.

Eine entsprechende Sühnung, die auch unser Rechtsgefühl, dessen Stärke durch den Spruch „Fiat justitia et pereat mundus" zur Genüge gekennzeichnet wird, vollkommen befriedigt und unsere Entrüstung über begangene Ungerechtigkeiten, Gewalttaten und Grausamkeiten allein etwas zu beschwichtigen vermag, vollzieht sich nach dem Gesetze von Wirkung und Gegenwirkung, wobei die letztere zwar aufgeschoben, aber nicht aufgehoben werden kann, und das nicht, ohne dadurch eine der Länge des Aufschubs entsprechende Verschärfung zu erfahren.

Die natürliche Reaktion auf fremdes Leid ist Mitleid und, wofern wir jenes selbst verschuldet haben, Reue und Gewissensqual. Sehr schön und vermutlich auch richtig hat Jean Paul den Sinn des Mitleids gedeutet, wenn er sagt, daß der Schöpfer noch

etwas hinzu tat zu diesem Recht auf Glückseligkeit, nämlich das Mitleiden, das er mit fremden Schmerzen in jede Brust einsetzte und durch das er zum zweiten Male seine Liebe für Glücklichwerden aussprach.

Anstatt aber die im Mitgefühl verborgene Absicht, durch das durch fremde Leiden erzeugte Mißbehagen zu deren Abhilfe anzuregen, zu begreifen und zu befolgen, war der Mensch, von seinen egoistischen Gefühlen und Bestrebungen verführt, von jeher darauf bedacht, das ihm lästige Gefühl des Mitleids mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen und womöglich zu ertöten. Dank dieser Bestrebnugen haben wir es heute so herrlich weit gebracht, daß man in dem Mangel an natürlicher Reaktionsfähigkeit auf fremde Leiden einen Vorzug und in dem Mitleidlosen einen Übermenschen erblickt. Selbstverständlich ist mit dem Mitleid auch jenes feinere Gefühl erloschen, womit der innere Mensch auf selbst begangenes Unrecht reagiert, und worüber der davon entblößte, von Wissensdünkel aufgeblähte Mensch der Gegenwart sich eine Ansicht gebildet hat, zu der Shakespeare den gewissenlosen Schurken Richard den Dritten sich bekennen läßt:

„Gewissen ist ein Memmenwort, erdacht
Zur Bändigung der Starken; Armeskraft
Sei uns Gewissen, uns Gesetz das Schwert."

Über die äußeren Folgen einer solchen auf Gewissenlosigkeit basierten Denkungsart können uns die heutigen Vorgänge belehren, aber der Kriegszug kommt zuletzt auch in die Seele jedes Einzelnen, wenn mit dem Absterben der physischen Natur alle alten Erinnerungen und mit ihnen das Mitgefühl und Gewissen wieder aufleben, und zwar mit einer Klarheit und Stärke, welche zu empfinden die physische Natur nicht fähig ist.

Du Prel äußert sich in seiner „Monistischen Seelenlehre" auf Grund seiner umfassenden Kenntnis der Erfahrungstatsachen des Somnambulismus hierüber wie folgt:

„Die Stimme des Gewissens, d. h. die Stimme des transzendentalen Subjekts, die schon im Diesseits als eine die Empfindungsschwelle überschreitende Mahnung uns oft leitet, wird beim Ablegen der Leiblichkeit ihre ganze ursprüngliche Stärke erhalten, beim Rückblick auf unser irdisches Leben zur ungehemmten Geltung kommen. Wir können vor diesem Richterstuhle nur so weit zu bestehen hoffen, als wir dieses Leben im Sinne und zum Vorteil des transzendentalen Subjekts angewendet haben." Und in seiner „Philosophie der Mystik" sagt er in bezug hierauf: „Gesteigerte Erinnerung, mit Vorstellungsverdichtung verbunden, ermöglicht bei Sterbenden einen vollkommen klaren panoramatischen Überblick über das vergangene Leben. In dieser Weise ist wohl jenes Schuldbuch zu verstehen, das uns, wie die Bibel sagt, im

Tode vorgehalten wird: es ist der Inhalt des latenten Gedächtnisses, mit transzendentalem Zeitmaß verknüpft, der sich im Sterben erhellt." —

Splittgerber führt im zweiten Teile seines Werkes „Schlaf und Tod" derartige Beispiele an und knüpft hieran seine besonderen Reflexionen. In bezug auf den bekannten Fall Beaufort sagt er: „Von der ganz außerordentlichen Schärfe des Gedächtnisses in einzelnen erleuchteten Momenten unmittelbar vor dem Tode liefert uns jenes Begegnis des Admiral Beaufort, der uns vorher beschäftigte, einen schlagenden Beweis. Denn der ‚panoramatische Überblick', welcher sich jenem im Anbruch des Todes eröffnete, umfaßte ja eben nach seinen eigenen Mitteilungen das ganze vergangene Leben mit den kleinsten Zügen und Nebenumständen aus der Vergangenheit, begleitet von dem Gefühl des Rechts und des Unrechts nach Ursachen und Folgen; selbst das längst Vergessene und die unbedeutendsten Ereignisse traten mit der größten Lebhaftigkeit vor ihn wie ein jüngst Vergangenes." Dabei war er — wie er selber sagt — so ‚durchaus in die Vergangenheit verwickelt', daß kein einziger Gedanke sich hinaus in die Zukunft erstreckte und noch weniger religiöse Hoffnungen und Befürchtungen sich in seinem Innern regten. —

„Bei der nahen Verwandtschaft im Zustande der Somnambulen und Sterbenden", sagt Du Prel, „verdient erwähnt zu werden, daß die Aussprüche der Somnambulen über den Vorgang des Sterbens mit den Berichten Scheintoter übereinstimmen. So sagt die Magdalena Wenger, das ganze Leben, auch wenn es achtzig oder mehr Jahre gewährt, erscheine dem Sterbenden ganz kurz zusammengedrängt, und alles stehe äußerst klar vor der Erinnerung. — Ebenso führt Passavant eine von ihm beobachtete Somnambule an, welche Rückblicke in ihr ganzes vergangenes Leben tat, aus ihrer frühesten Jugend Ereignisse berichtete, deren Richtigkeit erwiesen wurde, und über ihren moralischen Zustand bis in die verborgenen Gedanken Licht erhielt, das nach ihren Worten einst jeder im Sterben erhalte." — Es ist allgemein bekannt, sagt Splittgerber, daß die Stärke des Gedächtnisses auf dem Sterbebett in hohem Grade eine sittlich richtende Bedeutung hat, sofern das Gewissen gerade aus jener aufgeschlossenen Rüstkammer alsdann die schärfsten Waffen entnimmt, um die scheidende Seele ihren unechten, im Körper verübten, Taten gemäß zu ängstigen und zu verwunden.

Die Dichter und unter ihnen besonders die Dramatiker haben versucht, uns die Schrecken und Qualen eines empörten Gewissens nach Möglichkeit zu schildern. — Um uns die Größe derselben zu veranschaulichen, läßt Schiller im „Tell" den Johann Parricida sagen:

„Ich fürchte nicht die Schrecken der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähme"

und Shakespeare, dessen psychologischer Scharfblick bis in die Tiefen des Unterbewußten dringt, zeigt uns in seinem Richard III., daß auch der offenkundige Verächter des Gewissens sich seiner Angriffe nicht zu erwehren vermag, wenn ihn die Natur in jenen Zustand versenkt, den man als den Bruder des Todes bezeichnet hat. Aus seinen Träumen auffahrend schreit Richard III. auf und hält dann Zwiesprache mit sich selbst:

„Ein anderes Pferd! — Verbindet meine Wunden! —
Erbarmen, Jesus! — Still, ich träumte nur.
Gewissen, Memme, o wie quälst du mich! —
Das Licht brennt blau. — 's ist tiefste Mitternacht.
In kaltem Angstschweiß steht mein bebend Fleisch.
Was fürcht' ich denn? — Mich selbst? — Sonst ist hier niemand.
Den Richard liebt doch Richard: Ich bin Ich. —
Ist hier ein Mörder? Nein. — Ja! — Ich bin hier.
So flieh! — Wie, vor mir selbst? — Mit gutem Grund!
Warum? — Mich rächen könnt' ich. — An mir selbst?
Ei, lieb' ich doch mich selbst. — Wofür? — Für Gutes.
Das ich mir selber je getan? — Ach nein,
Weit eher haß' ich mich für Hassenstaten,
Die ich verübt. Ich bin ein Bösewicht.
Ich lüge — nein, ich bin es nicht.
Du Narr, sprich gut von dir! — Narr, schmeichle nicht!
Mit tausend Zungen redet mein Gewissen,
Und jede Zunge gibt ein ander Zeugnis,
Und jedes Zeugnis zeiht mich Bösewicht.
Meineid, Meineid im allerhöchsten Grade,
Mord, grauser Mord im fürchterlichsten Grad,
Und jede Sündenart, in jedem Grade
Verübt, umdrängt die Schranken mit dem Schrei:
Schuldig, schuldig!
Ich muß verzweifeln. Mich liebt kein Geschöpf,
Und keine Seele, wann ich sterb', empfindet
Mitleid für mich. Wie sollten sie's denn auch?
Find' ich doch in mir selbst für mich kein Mitleid."

Den gewaltigen inneren Kampf, den es erzeugt, wenn das Menschengehirn Taten brütet, gegen die sich das Gewissen auflehnt, zeigt uns derselbe große Tragiker in seinem Monolog des Brutus, der uns mit folgenden Worten die geheimen Vorgänge seiner Seeele offenbart:

„Vom ersten Antrieb
Bis zur Vollziehung einer Schreckenstat
Erscheint dem Geist die ganze Zwischenzeit
Wie ein Phantom, ein graunvoll schwerer Traum.
Zum Rat vereint liegt dann der Genius

Im Hader mit den sterblichen Organen,
Und wie ein kleines Königreich befindet
Des Menschenherzens Staat sich in Empörung."

Die sittlich richtende Bedeutung des absoluten, psychischen Gedächtnisses betont auch Davis in seinen „Penetralia" mit den Worten: „Auf die jetzt unbewußten Blätter des ewigen Lebensbaumes schreibt das majestätische Prinzip einer allgemeinen Gerechtigkeit jeden Gedanken, jedes Wort und jede Tat des unsterblichen Geistes nieder". (Schluß folgt.)

Die Metaphysik des Mikrokosmos.

Von Felix Berger, Pastor in Schwarzau.

(Fortsetzung von Seite 190.)

3.

Es ist das Verdienst der Okkultisten, mit der metaphysischen Verwertung des Traumes — und zwar des natürlichen, sowie des künstlichen (Somnambulismus) — die bis dahin vollständig vernachlässigte Nachtseite des Seelenlebens zur Erklärung des Menschenrätsels herangezogen zu haben. Schindler[12]) und Perty[13]) hatten bereits wertvolle Vorarbeit geleistet, insbesondere hatte letzterer, Professor der Naturwissenschaften an der Universität Bern, immer wieder darauf hingewiesen, daß ohne Berücksichtigung der mystischen Tatsachen eine erschöpfende Psychologie unmöglich sei; da schuf Karl Freiherr du Prel in den 80 er Jahren mit seiner „Philosophie der Mystik" (2. Auflage 1910, Leipzig, Max Altmann) die Grundlage, von der aus man zunächst wirklich wissenschaftliche Eroberungszüge in das Wunderland des Verborgenen und Geheimnisvollen unternehmen konnte. Der Umfang der Erkenntnis und Selbsterkenntnis eines organisierten Wesens — sagt du Prel — wird bestimmt durch die Anzahl seiner Sinne und die Stärke der Reize, auf welche seine Sinne reagieren. Die Reize, welche zu schwach sind, bleiben unter der sogenannten psychophysischen Empfindungsschwelle, die das Bewußte vom Unbewußten oder Unterbewußten scheidet. Nun ist diese Emp-

---

[12]) Dr. Bruno Schindler: „Das magische Geistesleben." Ein Beitrag zur Psychologie. 1857.

[13]) Maximilian Perty: „Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen." 1863. „Blicke in das verborgene Wesen des Menschengeistes" 1869. „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur." 2 Bände. 2. Aufl. 1872. Alle Werke erschienen bei C. F. Winter, Leipzig und Heidelberg. Zuletzt noch 1883 die Broschüre: „Ohne die mystischen Tatsachen keine erschöpfende Psychologie."

findungsschwelle beweglich, nicht nur individuell beweglich, wie durch die verschiedene Sensibilität der Individuen bewiesen wird, sondern auch im biologischen Prozeß, wie die gesteigerte Geistestätigkeit im Traumleben und die staunenerregenden Fähigkeiten der Somnambulen zeigen. Es muß doch also viel mehr von der Außenwelt in unser Ich hineinwandern als dasjenige, was, mit den fünf Sinnen erfaßt, durch den Blickpunkt unseres Bewußtseins geht[14]). Wenn aber der Mensch ein durch seine Empfindungsschwelle dualisiertes Wesen ist, so ist Mystik möglich und, wenn diese Schwelle verschiebbar ist, so ist sie notwendig. Durch die Unterdrückung unserer sinnlichen Existenzweise in Schlaf und Traum tritt das Erwachen unseres mystischen intelligiblen Subjekts ein, das man darum, weil es im somnambulen Traumleben sensibel wird, besser das transzendentale Subjekt nennt. Und nun zeigt du Prel mit Hilfe einer reichen und vielseitigen Sammlung von Beispielen, daß der Traum ein Dramatiker ist, welcher das Ich dramatisch spaltet in eine mit dem Bestand des sinnlichen Tagesbewußtseins arbeitende Person und ein witzigeres und wissenderes Ich, das mit den wunderbar reichen Erfahrungsinhalten des transzendentalen Subjekts hervortritt. Er zeigt weiter, daß der Traum ein Arzt ist, der bei den Somnambulen durch die Fähigkeit der eigenen inneren Selbstschau und des Sehens der anderen Patienten von innen eine oft fabelhaft genaue Diagnose ermöglicht und durch den intuitiv sicheren Heilinstinkt der Somnambulen in ihren kühnen und kuriosen Verordnungen und Selbstverordnungen eine eigenartige Therapie schafft, vor deren in gewöhnlichen Fällen unfehlbar tötlichen Giftdosen der Arzt zurückgeschreckt wäre oder deren nach Ansicht der herrschenden medizinischen Wissenschaft nutzlosen Rezepte und Vorschriften er sonst verlacht hätte.

Während so dieser deutsche Gelehrte von München aus Buch auf Buch in die Welt sandte und bei seiner staunenswerten Vielseitigkeit durch seine okkultistischen Forschungen auf die verschiedensten Wissensgebiete (Naturwissenschaft, Astronomie, Geschichte, Poesie und Philosophie) anregend wirkte, trat am 26. Februar 1882 in England die Gesellschaft für psychische Forschung (Society for Psychical Research = S. P. R.) zusammen, deren Mitglieder Henry Sidgwick, Professor der Moralphilosophie an der Universität Cambridge, Barrett, Professor der Physik in Dublin, W. H. Myers, Frank

[14]) „Die Seele empfängt ihren Inhalt nicht nur durch die äußere Wahrnehmung oder „die Sinnlichkeit", wie Kant meinte, sondern auch unmittelbar, wie es in dem räumlichen Fernsehen und dem zeitlichen Vorausschauen von Ereignissen deutlich zutage tritt." Bemerkung von Superintendent Repke (Michelau) in der Debatte. Vgl. „Schles. Ztg." Nr. 384 vom 4. Juni v. J. und „Liegnitzer Tageblatt" Nr. 129 vom 5. Juni.

Podmore, Gurney und andere waren, deren Präsident gegenwärtig wieder einmal ihr langjähriges Mitglied, der Physiker William Crookes, der Entdecker des Thalliums ist, der seinerzeit wegen seines unerschrockenen Eintretens für die spiritistischen Phänomene stark angefeindet wurde. Diese wissenschaftlich bedeutenden Männer beschäftigten sich mit der Erforschung der Telepathie, der sichtbaren Phantome und Spukerscheinungen, mit Gedankenübertragung unter Ausschluß der Sinnesorgane, mit den Suggestionsphänomenen, insbesondere Mesmerismus (= Magnetismus), Hypnotismus und Psychotherapie, mit der Erforschung der noch nicht anerkannten mentalen Fähigkeiten, insbesondere des subliminalen Bewußtseins, wie automatischem Sprechen und Schreiben, und schließlich Spiritismus. Der Erfolg ihrer Bemühungen war, daß sie alle diese Phänomene als wirklich vorhanden anerkennen mußten. Allerdings waren sich die Forscher in manchen Fragen nicht ganz einig, z. B. in betreff der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Spirit-Hypothese, d. h., ob zur Erklärung der außerordentlichen Manifestationen bei spiritistischen Sitzungen die Annahme der „psychischen Kraft“[15]) des Mediums genüge, oder ob man noch besondere Spirits (Geister) annehmen müsse, die mit den Menschen ihr oft neckendes und trügerisches koboldartiges Spiel treiben. Auf diesem Dilemma: Animimus oder Spiritismus — steht die spiritistische Frage noch heute. Von den Mitgliedern der Gesellschaft für psychische Forschung bestritt Frank Podmore die Spirit-Hypothese, während Frederic Myers sie vertrat. Der Sieg neigt sich mit dem Fortschreiten unserer Erkenntnis entschieden immer mehr auf die Seite ihrer Verfechter. Das Resultat der Bemühungen dieser Gelehrten der S. P. R. ist in einem in der Hauptsache von Gurney, Myers und Podmore geschriebenen umfangreichen Werk niedergelegt, den „Phantasms of the living“, welches, durch mehr als 1500 Beispiele, Beobachtungen und Experimente instrumentiert, an Ausführlichkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.[16])

---

[15]) Der Ausdruck ist in den 60er Jahren zuerst von Camille Flammarion gebraucht worden.

[16]) „Phantasms of the living.“ 2 Bände. 1886. Trübner & Co., London. Diese englische Ausgabe ist vergriffen. Vorhanden ist noch die französische Ausgabe von Marillier: „Les hallucinations télépathiques.“ Der Titel ist zu beanstanden; es sind eben nach Ansicht der Autoren keine Halluzinationen, sondern Manifestationen. Der erste Teil des Buches ist deutsch übersetzt von dem bekannten Spiritisten Feilgenhauer: „Gespenster lebender Personen.“ Leipzig, Spohr. 1890. Das Buch ist nicht sehr zuverlässig und überholt von jüngeren Publikationen aus den Jahren 1908 bis 1910: J. Maxwell, Dr. med. und 2. Staatsanwalt am Appellationsgerichtshof in Paris: „Neuland der Seele“, übersetzt von Dr. Otto Knapp. James H. Hyslop, Dr. jur. et phil., Professor an der Uni-

4.

Der Rahmen unserer Arbeit gestattet es nicht, dessen Erwähnung zu tun, was andere wissenschaftliche Größen des Okkultismus (so der erst neulich allerdings nicht für diese Leistungen mit dem Nobelpreis gekrönte Charles Richet, der Altmeister der metapsychischen Forschung[17]), der Herausgeber und Begründer der seit 1891 erscheinenden „Annales des sciences psychiques", ferner Richard Hodgson in Nordamerika, der russische Staatsrat Aksákow, der Autor des fundamentalen Werkes „Animismus und Spiritismus" und Begründer der „Psychischen Studien", der Psychometriker Naum Kotik in Moskau, Professor Flournoy (Genf), Professor Ochorowicz (Warschau) und viele andere) zur Erforschung der gerade wegen ihres Rätselhaften gern vernachlässigten und wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens geleistet haben; auch einen anderen selbständigen, vielleicht den wichtigsten Zweig des Okkultismus, der in der von uns aufgeworfenen Frage das Fruchtbarste zutage gefördert hat, ich meine die Theosophie, können wir nur kurz streifen. Gegenüber der bisher geschilderten wissenschaftlichen Methode, welche, auf äußere Beobachtung und Experiment aufgebaut, als „Psychische Forschung im exoterischen Sinne" bezeichnet werden kann, ist die Theosophie, welche zum Ziel hat, durch Entwicklung der im Menschen schlummernden okkulten Kräfte ihm Einblick in die höheren Welten und in die Konstitution seines eigenen Wesens zu erschließen, als psychische Forschung im esoterischen Sinne, Esoterik, charakterisiert. Diese Richtung steht in gewisser geistiggenealogischer Verbindung mit den

versität Columbia: „Probleme der Seelenforschung", und besonders Camille Flammarion, Direktor der Sternwarte zu Juvisy-Paris: „Unbekannte Naturkräfte" und „Rätsel des Seelenlebens", sämtlich erschienen bei Julius Hoffmann, Stuttgart. Von den Flammarion'schen Büchern ist das erste, eine Untersuchung über den Spiritismus, „Les forces naturelles inconnues", zuerst 1865 von ihm geschrieben und 1906 von ihm gänzlich in der 2. Auflage umgearbeitet worden; das zweite, „L'inconnu et les problèmes psychiques", gab er 1900 heraus. — Das ständige Veröffentlichungsorgan der englischen S. P. R. sind die „Proceedings".

[17]) Der Ausdruck Metapsychik, von Richet geprägt, ist nach Analogie des Wortes Metaphysik leicht verständlich. Unter Metaphysik verstand man anfänglich in der Philosophie jene Aristoteles zugeschriebenen zusammengehörigen 14 Bücher, die in der Sammlung seiner Werke „hinter den Büchern über Physik" (μετὰ τὰ φυσικά) standen, und welche, insonderheit das wie ein Auszug des ganzen Werkes geltende Buch 12 (Λ), von den letzten Urprinzipien alles Seins handeln. So war der Titel ursprünglich eine bibliothekarische Verlegenheitsbezeichnung, wurde aber bald auf den Inhalt, die tiefsten Grundlagen des Seienden, als die „Prima philosophia" bezogen.

Mysterien des Altertums, mit der christlichen Mystik des Mittelalters und der Neuzeit und den Theosophen früherer Jahrhunderte. In Frankreich ist der Kabbalist Dr. Papus (Pseudonym für Dr. med. Encausse, Paris) das Haupt der sogenannten hermetistischen[18]) Schule, welche durch bloße Gedanken- und Willenkonzentration staunenswerte magische Phänomene hervorbringt[19]); in Indien hat die originale kraftgenialische Blavatsky gewirkt; ihre Stelle nimmt gegenwärtig die bedeutende Annie Besant ein, welcher der gelehrte Leadbeater zur Seite steht. Von dieser indischen Richtung der Theosophie hat sich vor einigen Jahren die deutsche Richtung, die nicht auf dem Buddhismus, sondern auf dem Christentum aufbauen will, als „anthroposophische Gesellschaft" unter Führung des Dr. Rudolf Steiner abgetrennt. Das Wissen all dieser Männer und Frauen im allgemeinen sowohl, wie in der hier verhandelten Frage des Menschenrätsels ist staunenswert[20]), und ich kann nicht umhin, zuzugestehen, daß mir, je mehr ich mich mit dieser Geistesforschung beschäftigt habe — und dabei sind mir als Nichttheosophen nur die exoterischen Schriften zugänglich —, die Bewunderung vor der Tiefe und Fülle ihrer Gedanken, vor der Großartigkeit und einleuchtenden Klarheit ihrer Weltanschauung ständig gewachsen ist[21]).

5.

Wir wollen bei der psychischen Forschung im exoterischen Sinne stehen bleiben und die hauptsächlichsten metapsychischen Phänomene genauer durchgehen, dabei aber stets im Auge behalten, ob und wie sie sich vom Standpunkt des materialistischen Monismus oder des psychophysischen Parallelismus aus erklären lassen würden.

---

[18]) Der Name kommt her von dem mystischen, sagenumwobenen Hermes trismegistos, jenem ägyptisch Eingeweihten, der in dreifacher Inkarnation (als König, Feldherr und Priester) auf Erden erschienen sein soll, und auf den jene Geheimlehre zurückgeführt wird, die, nur aus literarischen Aufzeichnungen der hellenistischen Epoche uns bekannt, dieser hermenistischen Schule als Grundlage dient.

[19]) Professor Maier in Tübingen, der Herausgeber der „Psych. Studien", ist nach seiner Versicherung („Psych. Studien", Oktober 1913, S. 558) im Hause des Hermetisten Josua Klein in Amden Zeuge der unglaublichsten magischen Wirkungen gewesen, die jener durch bloße Willensenergie, bezw. Aetherschwingungen erzielte.

[20]) Robert Blum: „Die vierte Dimension", S. 44 ff. Derselbe: „Die hermetische Konstitution des Menschen" in „Psych. Studien", März 1914, S. 167 bis 176. Annie Besant: „Der Mensch und seine Körper." Leipzig, Altmann. C. W. Leadbeater: „Der sichtbare und der unsichtbare Mensch." Leipzig, M. Altmann.

[21]) Eine schöne orientierende Einführung in beide Arten der psychischen Forschung, die exoterische und die esoterische, gibt das Buch von Ludwig Deinhard: „Das Mysterium des Menschen," Berlin W. 9, Reichl & Co. 1910.

Das verbreitetste metapsychische Erlebnis scheint das der Telepathie (= Telästhesie) zu sein. Man kann unter 100 Personen immer etwa 30 rechnen, denen sich verstorbene Verwandte oder Bekannte im Moment ihres Sterbens angemeldet haben. Man hört ein unerklärliches, bald lautes, bald leises Geräusch, ein Klopfen, einen Knall oder Schlag, ohne eine Ursache zu entdecken, ein Gegenstand fällt um oder wird in rätselhafter Weise aus seiner Lage gebracht, Tür oder Fenster gehen ohne Grund von selbst auf und wieder zu, man hört von wohlbekannter Stimme sich mit Namen rufen oder man sieht gar die in dem telepathischen Fall gemeinte Person, obwohl sie, wie man weiß, meilenweit entfernt ist, plötzlich in seiner Nähe entweder in indifferenter Stellung oder Beschäftigung oder in einer Situation, die deutlich auf eine Todesgefahr weist; und allemal erfährt man nachher — dies ist das Merkwürdige —, daß zu derselben Zeit die Person, die sich so anmeldete, gestorben ist. Bei plötzlichen Todesfällen stimmt es fast immer auf die Minute, bei vorangegangener Krankheit auf den Moment, wo die Agonie eintrat. Es existiert zu diesem Phänomen ein großes zuverlässiges Tatsachenmaterial; etwa 300 Fälle stehen in den „Phantasms of the living", und 180 Fälle veröffentlicht Flammarion in den „Rätseln des Seelenlebens", ebenso viele aber behauptet er noch in Reserve zu haben. Jede okkultistische Zeitschrift bringt immer wieder neue Beispiele. Aus dem embarras de richesse sei auf gut Glück eins herausgegriffen[22]).

General von Grumbkow war von Friedrich Wilhelm I. mit einer Mission an August den Starken, der sich zu der Zeit gerade in Warschau aufhielt, betraut worden. Grumbkow machte sich auf den Weg, sein erster Aufenthalt war in Küstrin. Dort weckten ihn in der Nacht plötzlich Schritte, die sich im Zimmer hören ließen. Ehe er nach dem Diener rufen konnte, wurden die Vorhänge seines Bettes auseinandergeschlagen; König August stand vor ihm und redete ihn an: „Deine Mission ist beendet, ich bin soeben gestorben." Darauf schlugen die Vorhänge wieder zusammen. Der Erschrockene sprang auf und ging an die Tür. Er bemerkte jedoch niemanden, und auch die Diener im Vorzimmer hatten nichts wahrgenommen. Am andern Morgen setzte Grumbkow seine Reise fort, aber er war noch nicht weit gekommen, als ihn die Nachricht vom Tode des Polenkönigs erreichte. Es stellte sich heraus, daß er um dieselbe Zeit verschieden war, als Grumbkow die Erscheinung hatte. — Unter Fernsehen versteht man die Vision gleichzeitig stattfindender Ereignisse auf Entfernung. Auch auf diesem Gebiete liegt ein gut beglaubigtes Tatsachenmaterial vor. Man kann das Phänomen künstlich erzeugen durch Starren

[22]) „Telepathie" in Westermann's Monatsheften, Januar 1913, S. 931 ff. [Vgl. „Psych. Stud.", Oktober 1914, S. 550]

in einen Kristall[23]) oder in einen Zauberspiegel und dergleichen[24]), ebenso die Parallelerscheinung der „Audition“ auf Entfernung durch Anhalten einer großen Muschel ans Ohr und Herbeiführen des sogenannten „negativen Zustandes“[23]). Von den vielen Fällen des Fernsehens gleichzeitiger Ereignisse ist wohl der berühmteste die Vision Swedenborgs vom Brande Stockholms. Es war am 19. Juli 1759 (nicht wie Kant meint, Ende des Septembermonats), als Swedenborg, aus England kommend, nachmittags zu Gothenburg ans Land trat. An demselben Abend in eine Gesellschaft bei einem dortigen Kaufmann geladen, erschreckte er sämtliche Anwesende plötzlich durch die Nachricht, daß eben jetzt in Stockholm im Südermalm eine schreckliche Feuersbrunst wüte. Er wird unruhiger und unruhiger, berichtet auch fortwährend, wie das Feuer weiter um sich greife und daß er für sein eigenes Haus zu fürchten beginne. Endlich nach einigen Stunden gibt er sich zugute. Er sagt, das Feuer sei gelöscht und drei Häuser von dem seinigen entfernt zum Stillstand gekommen. Erst nach zwei oder drei Tagen langen die Meldeposten aus Stockholm in Gothenburg an, und Swedenborgs Angaben erweisen sich bis ins Detail hinein als zutreffend. (Fortsetzung folgt.)

Psychologisches aus Homer.

Von Dr. Grävell-Lugano.

Homer, der König der Dichter, fängt neuerdings an, wieder mehr gelesen zu werden. Er wird auch ewig seine Anziehungskraft auf alle Gemüter bewahren, die noch Sinn für Einfachheit und Natürlichkeit behalten haben. Er wird auch in unserer Zeit wieder ein Jungborn werden können.

Da mögen einige Worte über die Vorstellungen am Platze sein, die Homer von der Psychologie gehabt hat. Man wird finden, daß sie mit denen der heutigen Theosophie übereinstimmen, woraus folgt, daß die klassischen Philologen nicht in der Lage sind, dem Schüler einen klaren Begriff davon zu geben.

Nach Ansicht der Alten geht beim Tode etwas fort, der Lebenshauch, die Psyche, das zweite Ich, der Doppelgänger [als sein „Schatten“], in das Haus des Hades. Er ist

---

[23]) Vgl. Maxwell: „Neuland der Seele.“ V: Geistig-sinnliche und intellektuelle Erscheinungen. I. Empfindungsautomatismen.

[24]) Vgl. Karl Brandler-Pracht: „Lehrbuch zur Entwickelung der okkulten Kräfte im Menschen.“ Leipzig (bei Mutze vorrätig). 2. Auflage 1912: Abschnitt „Hellsehen und Hellhören“, S. 149 ff. Ueber die in Hindostan übliche schnelle Korrespondenzweise des Khabar und ähnliche Methoden vgl. Kiesewetter: „Geschichte des Okkultismus“, Band II: „Die Geheimwissenschaften“, S. 219 ff.

offenbar das, was man jetzt den Ätherkörper nennt, d. h. einen unsichtbaren Leib, der aus feinem Stoffe geformt und gewissermaßen das Modell des physischen ist. Er wird gespeist durch den Äther, der in roten Strahlen aus der Sonne ausgeht und den Körper längs der Nerven durchströmt.[1])

Neben der Psyche existiert noch der Thymos, ein zweites Ich, ein eigentliches bewußtes Wesen im Menschen. Er bedeutet eigentlich das im Innern Wallende, Wogende, ähnlich wie das deutsche Wort „Seele". Dieser Thymos ist nichts anderes als der Astralkörper, d. h. der ebenfalls im Innern des physischen Leibes sitzende noch feinere Körper, der die Begierden enthält. Er hängt mit den Sternen zusammen, deren Einfluß ja stets behauptet worden ist und sich durch die neueren Untersuchungen nachweisen läßt.

Beim Anblick des geschleiften Hektor wird seine Frau Andromache ohnmächtig, und sie stürzte rücklings hin und hauchte die Psyche aus; als sie wieder aufatmete und der Thymos sich in dem Zwerchfell, dem Sitz der Seelentätigkeit, wieder gesammelt hatte, sprach sie wieder (Ilias 22, 467). An anderer Stelle wird die Ohnmacht durch Aushauchen des Thymos ausgedrückt. Da gewöhnlich berichtet wird, daß der Thymos mit dem Leibe stirbt, so konnte man allerdings annehmen, daß er vielmehr den Ätherkörper bezeichne und Psyche den Astralkörper. Es scheint, daß aber beide Ausdrücke promiscue gebraucht worden sind: man müßte alle Stellen sammeln, vergleichen und dann herauszubringen suchen, wie es sich damit verhält und ob man nicht aus dem verschiedenen Gebrauch auf Verschiedenheit der Abfassung einzelner Stellen schließen kann.

Jene Körper haben sich im Laufe der Jahrtausende allmählich gebildet, und die Anschauungen, die dem Homer zugrunde liegen, gehen offenbar auf lange Zeiträume zurück. Der Durchschnittsmensch wird aber schwerlich immer genau zwischen den beiden inneren Körpern haben unterscheiden können oder wollen — ähnlich wie man im Deutschen auch nicht genau zwischen „Geist und Seele" unterscheidet.

Bei Homer werden diesem Thymos alle seelischen Regungen zugeschrieben, er erscheint geradezu als die das Handeln bestim-

---

[1]) Man sehe darüber das Buch von Leadbeater: „Der sichtbare und der unsichtbare Mensch" (bei Mutze-Leipzig vorrätig). Ohne Annahme eines solchen inneren Körpers kommt man nicht aus. Wenn man z. B. im Winter kein Gefühl mehr in den Fingern hat (bei uns sagt man „Geiz" dafür), kommt es daher, daß sich der Aetherkörper an der Stelle zurückgezogen hat. Man muß viel in die Sonne gehen. Darauf beruht es, daß die südlichen Völker trotz der geringen Nahrungszunahme kräftig bleiben und die Nordländer soviel essen müssen. Erstere leben von der Sonne, letztere müssen sich das „Prana" künstlich zu verschaffen suchen.

mende Macht. Das ist natürlich. Man bedenke, daß der Sitz des Ichs bei den meisten Menschen noch im Begierdenkörper ist, daß er sich von seinen Lüsten und Wünschen, seiner Sinnlichkeit und seinem Egoismus bestimmen läßt. Damals noch mehr als heute.

Das ist auch der Grund, warum die Menschen so ungern starben und im Jenseits so unglücklich waren. Sie besaßen keinen inneren Halt und konnten nur auf der physischen Ebene ihr Genüge finden. Daher beklagt sich Achilles so bitter, daß er in der Unterwelt sei [und beneidet einen Taglöhner auf Erden].

Die Affekte wurzeln im Thymos, aber es gibt noch eine eigene Quelle dafür im Körper, das Zwerchfell (Phren, plur. Phrenes). Hier ist der Platz, wo das Prana, die Sonnenkraft, aus dem Ätherkörper ausgeht und sich mit den inneren Organen mischt. Natürlich ist hier auch eine der wichtigen „Lotusblumen", d. h. inneren Organe, die das Ich in Bewegung setzen kann, und die wieder umgekehrt auf es einwirken können. Daher ist auch so oft Kampf zwischen dem bewußten Ich und dem Thymos, genau wie noch bei uns. Die Begierde, d. h. die Rachsucht meldet sich, allein der religiöse Sinn ist dagegen. Unbewußtes und Überbewußtes sind im Kampf.

Heute ist der Schauplatz des Kampfes mehr nach oben verlegt, insofern unser Gehirn mehr entwickelt ist. Damals aber war der Held ein kleingehirniger Mensch mit starken Leidenschaften. Odysseus und Nestor waren Ausnahmen. Homer hat nicht einmal ein Wort für Denken! Es gibt Ausdrücke für erwägen, überlegen, sinnen, planen, aber wo wir „denken" sagen, gebraucht Homer den Ausdruck: „er sagt zu sich."

Bekanntlich spielt der Einfluß der Götter eine große Rolle bei Homer. Das will sagen, daß die damaligen Menschen noch mehr von ihrem Unbewußten abhingen. Höhere Kräfte wirkten auf den Thymos und bewogen den Menschen, etwas zu tun. Das Wort Ate, Verblendung, Unheil, bezeichnet den durch den Affekt beherrschten Zustand des Geistes, wie er z. B. bei Achilles so lange angedauert hat. Es ist eine Art Monomanie, Besessenheit durch eine Idee oder Begierde, wie sie in früheren Zeiten bei starken Männern häufig gewesen sein muß. Wir würden jetzt dafür eher „Eigensinn" sagen.

Was die Anschauungen über das Leben nach dem Tode anlangt, so war es ursprünglich so, daß man annahm: der Tote lebt weiter und der einbalsamierte Leichnam wird — wie in Ägypten — erhalten, damit die Seele immer wieder in ihn zurückkehren kann. Deshalb brachte man ihm ja auch Opfer dar. Dies haben wir durch die Erforschung der Kultur von Mykene herausgebracht. Später führte man das Verbrennen der Toten ein, damit Vampirtum vermieden werde. Die herumschweifenden Seelen machten den Nachlebenden manchmal viel zu schaffen. Daher erfand man

das Verbrennen. Denn dadurch wurde der Ätherkörper zerstört.[2]) Die Seele lebte traurig im Hades, da sie zu wenig ausgebildet war, um in höhere Sphären aufzusteigen. Erst seit dem Auftreten Christi ist das Jenseits erträglicher geworden. Der Christ hofft auf ein besseres Leben. Die viel beneideten Griechen aber müssen sich gefallen lassen, richtig eingeschätzt zu werden, nämlich als eine Art großer Kinder. Nicht hinter uns liegt das Ideal: es liegt vor uns.

Ueber die Existenz und die Eigenschaften Gottes.

Von Dr. F. Quade.[1])

Die ethnologische Forschung hat mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß es primitive Völker gibt, die überhaupt noch nicht zur Vorstellung eines göttlichen Wesens gekommen sind. Es ist also nicht richtig, zu behaupten, daß allen Menschen der Glaube an eine höhere Macht gemeinsam wäre und daß aus diesem „Consensus gentium", dieser Übereinstimmung aller Völkerschaften, schon gefolgert werden dürfte, daß hinter dem uns unverständlichen Weltgetriebe eine Gottheit stünde, die allen Menschen wenigstens eine Ahnung von sich gegeben hätte. Es hat sich vielmehr der Glaube an höhere Mächte bzw. an einen einzigen Gott erst allmählich entwickelt. Ganz besonders haben bei den Naturvölkern auffallende

---

[2]) Es scheint den heute Lebenden sonderbar, um nicht zu sagen lächerlich, alles Ernstes von Vampirtum sprechen zu hören. Allein dieses traurige Kapitel aus der Kulturgeschichte (das durch einen neueren, Aufsehen erregenden englischen Roman wieder ans Tageslicht gezerrt worden ist) muß seine Geltung behalten. Bei den Aegyptern fand die Einbalsamierung statt, damit der Tote sich des Körpers noch bedienen könne; er sollte eigentlich mit demselben dereinst wieder auferstehen. Aehnliches bezweckten offenbar die Menhirs etc. Bei Verbrennung der Leiche wurde der Aetherkörper unschädlich gemacht, weshalb man ja auch Hexen verbrannte. Die Abgeschiedenen spielten aber noch lange eine Rolle im Leben der Völker, wie man aus Ossian, der Edda usw. weiß.

[1]) Der unseren Lesern durch seine gedankenvolle Arbeit über „Psychik" (Nov.—Dez.-Heft v. J., S. 619 ff.) vorteilhaft bekannt gewordene Herr Verfasser (Chemiker und Patentanwalt in Berlin-Halensee) schreibt uns zu dieser neuen Studie u. a.: „Da die Leser der „Psych. Studien" wohl meist auf ziemlicher kritischer Höhe stehen, werden sie, selbst wenn sie ihren Ansichten Entgegengesetztes finden, durch meine Ausführungen nicht verletzt werden können." Wir hoffen Dasselbe und geben ihm daher, nach unserem Grundsatz unbeschränkter Gedanken- und Redefreiheit für wissenschaftlich gründlich gebildete Mitarbeiter, gerne das gewünschte Wort, wobei wir unseren eigenen Standpunkt in eckigen Klammern, bezw. Anmerkungen andeuten. — Red.

bzw. unverständliche Naturereignisse dazu geführt, Gewalten mit übermenschlichen Kräften als treibende Ursachen zu vermuten, die ihrem Wesen nach vermenschlicht wurden, insofern man sie durch Gebete und Opfer milde zu stimmen und für sich zu gewinnen suchte.

Je mehr die Naturerkenntnis fortschritt, desto mehr der zunächst zahlreichen „Naturgötter" wurden entthront; die Religionen aber, welche alles das, was die Forschung nicht erklären konnte und kann, auf eine einzige wirkende Ursache, auf einen einzigen Gott, mochte er nun Jehova oder Buddha, Allah oder Gott genannt werden, zurückzuführen suchten, brauchten ihre früheren Lehren trotz aller Fortschritte der Erkenntnis nur teilweise aufzugeben.

Prüfen wir nun, welche Funktionen heute noch ein im Sinne der monotheistischen Religionen persönlich gedachter Gott auszuüben hätte. Alles anorganische Naturgeschehen ist von chemischen und physikalischen Gesetzen beherrscht. Es ist völlig überflüssig, für die Umwandlung von Elektrizität in Wärme, von Wasser in Eis oder Dampf, für die Explosion von Sprengstoffen, für den Elektrizitätsausgleich zwischen Wolken und Erde unter Donner und Blitz, für Sturmfluten und Taifune, für das Auftreten einer Sonnenfinsternis, für das Erscheinen von Kometen, für die Harmonie des Laufes der Gestirne oder die wärmespendende Kraft der Sonne, göttliche Eingriffe zur Erklärung heranzuziehen.

Wird dessen ungeachtet in vorgeschriebenen Gebeten der einzelnen Religionsgemeinschaften um Schutz vor Blitz, um Windstille, Sonnenschein oder Regen gebetet, so kann das nur als eine gewisse Inkonsequenz bezeichnet werden. Es bedeutete die Erfüllung nichts anderes, als daß Gott den Naturgesetzen entgegen beispielsweise den Blitz nicht an die Stelle lenken sollte, an welcher der Potentialausgleich naturgesetzmäßig stattfinden müßte, weil sich dort etwa Menschen befinden, oder daß er die Winde an der natürlichen Strömung in der Richtung des barometrischen Minimums verhindern sollte, weil dadurch die Menschen schlechtes Wetter bei der Heuernte haben könnten.

Es ist recht seltsam, daß noch in unserer Zeit an diesen Bräuchen festgehalten wird, die doch im Prinzip nicht wesentlich Anderes bedeuten, als etwa die Versuche der Neger, durch allerlei Kulthandlungen den Regengott günstig zu stimmen. Natürlich fehlt auch jeder Beweis dafür, daß nur ein einziges Mal, entgegen den physikalischen und chemischen Gesetzen, ein solches Gebet erhört worden wäre. —

Weniger weit vorgeschritten als auf dem Gebiete der Physik und Chemie, der Astronomie, Meteorologie und Geologie sind allerdings unsere Kenntnisse in der Biologie. Darum ist diese in erster Linie die Domäne der angenommenen göttlichen Betätigung.

Aber auch hier ist doch vieles, worin die Menschheit früherer Epochen einen Beweis göttlichen Eingreifens sah, als naturgesetzlich bedingt und durchaus im Rahmen des Kausalzusammenhanges bleibend erklärt worden. Den Ausbruch von Epidemien können wir mit Veränderung des Grundwasserstandes, Verseuchung von Flußläufen, besonderen klimatischen Verhältnissen, Disposition der Befallenen durch schlechte Ernährung infolge Hungersnot oder dergleichen mehr erklären und brauchen also in ihrem Auftreten ebensowenig ein göttliches Strafgericht zu sehen, wie in ihrem Erlöschen eine Folge der Gebete gläubiger Menschen. Der Ablauf von Krankheiten ist nicht immer mit Bestimmtheit vorauszusagen. Aber Leberkrebs wie Gehirnerweichung, Lungenpest wie chronische Nierenentzündung führen Fromme wie Unfromme zum Tode und keiner kann Zeugnis dafür ablegen, daß diese Krankheiten nach längerem Bestehen plötzlich durch Gotteshilfe beseitigt worden wären.

Es werden in allen Religionen Geschichten von Krankheitsheilungen überliefert, die ein göttliches Eingreifen beweisen sollen. Gemeinsam ist diesen teilweise durchaus glaubwürdigen Erzählungen, daß es sich dabei um Krankheiten handelt, welche im Gegensatz zu den oben erwähnten einer suggestiven Beeinflussung zugänglich sind. Es sind aber solche Heilungen nicht nur Religionsstiftern, sondern auch unfrommen Ärzten und Magnetiseuren, heidnischen Zauberern und in ihrem Fanatismus irregeleiteten Fakiren gelungen.

Je weiter wir in diese, exakter Forschung so schwer zugänglichen Gebiete eindringen, desto mehr werden wir den Kreis dessen, was in Beeinflussung körperlicher Funktionen und Formen durch fremde oder Autosuggestion zu erreichen ist, sich erweitern sehen. Das Erscheinen der Wundmale Christi bei den Heiligen kann so wenig als göttliches Wunder angesehen werden, wie die Erzeugung einer Brandblase im hypnotischen Experiment durch bloße Wortsuggestion. Der Ablauf der normalen Funktionen der Organismen scheint selbst den Frommen naturgesetzlich durchaus gegeben zu sein. Nur wenige werden glauben, daß Gott jede der Milliarden Zellen, die jede Sekunde auf der Erde von Pflanzen und Tieren neu produziert werden, unmittelbar selbst erschaffen würde. Wie aber die körperlichen Eigenschaften von den Mutterzellen auf die Tochterzellen übergehen, tun es auch die geistigen, so daß kein Grund für die Annahme besteht, daß speziell bei der Entstehung eines Menschenkindes Gott in besonderer Weise eingreifen müßte.

Vielleicht folgt der freigeistigere Leser dem Verfasser bis hierher, glaubt dann aber die bisherigen Argumente, welche gegen die Notwendigkeit sprechen, daß ein Gott dauernd die Geschicke der Welten lenkt, damit entkräften zu können, daß ohne die Existenz

eines Schöpfers die Erschaffung der Organismen überhaupt unerklärbar wäre.

Es spricht nichts zwingend dagegen, daß lebende Wesen von Uranfang an irgendwo in der als unendlich, also ohne Anfang und Ende in Raum und Zeit zu denkenden Welt existiert haben. Neuere diesbezügliche Forschungen haben es wahrscheinlich gemacht, daß Keime von ganz geringem Gewicht bei Vulkanausbrüchen oder dergleichen aus dem Anziehungsbereich der Planeten geraten, durch den Druck des Lichtes auf andere Himmelskörper gelangen und sich dort ansiedeln können, wenn die atmosphärischen und Temperaturverhältnisse daselbst solche sind, daß sie organisches Leben gestatten. Damit wird die nicht zu bezweifelnde Tatsache, daß auf der Erde Leben nicht immer existieren konnte, also einmal neu aufgetreten sein muß, in ein anderes Licht gerückt, als wenn jede Verbreitung von Keimen durch den Weltenraum ausgeschlossen wäre und Leben notwendigerweise zuerst einmal auf der Erde geschaffen sein müßte.

Die Hypothese der Urzeugung [„generatio aequivoca"] findet freilich auch unter den Naturwissenschaftlern viele Gegner, dagegen ist die der Panspermität, welche besagt, daß überall in der Welt Lebenskeime vorhanden sind, bis jetzt nicht widerlegt. Die Erscheinung des Lebens selbst in der Welt ist damit allerdings nicht erklärt, wird aber auch in keiner Weise dadurch verständlicher, daß man einen Gott als Schöpfer annimmt. —

Ein weiteres Bedenken gegen den Ablauf des Naturgeschehens ohne überirdische Eingriffe erhebt der Gläubige auf Grund der Mannigfaltigkeit der Tier- und Pflanzenarten, sowie der höchst zweckmäßigen Einrichtung ihrer Zellen und Organe. Er meint, sie nur mit der Tätigkeit eines bestimmte Zwecke anstrebenden und danach schöpferisch handelnden, mit klarem Bewußtsein schaffenden höheren Wesens denken zu können.

Unzweifelhaft fehlen uns freilich noch außerordentlich viele Erkenntnisse, um die Entwicklung der Milliarden Lebensformen aus jenen kleinsten Organismen, die der Lichtdruck auf unsere Erde getragen haben mag, ableiten zu können. Aber wir finden schon bei den allerniedrigsten Lebewesen einen höchst sinnreichen, Wachstum und Energieentfaltung ermöglichenden chemischen Aufbau und Stoffwechsel, Empfindlichkeit für die mannigfachen Reize der Außenwelt und Andeutungen von Gedächtnis und Anpassungsvermögen. —

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, aus diesen Grundfähigkeiten abzuleiten, wie sich immer reicher ausgestaltete, kraftvollere und besser angepaßte Organismen gebildet haben. Es existiert darüber eine sehr umfassende botanische und zoologische Literatur, deren bisherige Ergebnisse die Hoffnung berechtigt erscheinen lassen, daß auch die zahlreichen noch vorhandenen

Lücken durch die Forschung künftiger Jahrhunderte werden ausgefüllt werden. Es ist ja nie zu vergessen, daß die Beschäftigung mit der Deszendenztheorie erst ein Jahrhundert alt ist, daß der Chemie die Aufklärung der Eiweißkörper, geschweige denn die der Fermente oder des Protoplasmas noch nicht geglückt ist, daß endlich die Forschung über den Einfluß der unbewußten Seelenkräfte auf Form und Funktionen der Zellen noch ganz in den Anfängen steckt. Die gemachten Ansätze berechtigen aber zu der bestimmten Erwartung, daß aus den Fähigkeiten der primitivsten lebenden Zelle heraus das ganze Reich des Organischen erklärt werden kann ohne göttliche Einwirkung. —

Wie soll es aber kommen, daß in der Brust jedes Menschen ein Gefühl für Recht und Unrecht wohnt, das ist eine Frage, die nun besonders von den ethisch gerichteten Gläubigen gestellt wird. Sie enthält m. E. eine falsche Behauptung. Das Gefühl für Recht und Unrecht ist nicht jedem Menschen eigen. Wir finden, daß es sich zuerst dort bemerkbar macht, wo sich, im Zusammenleben mehrerer Bräuche und Normen, über das Handeln gegeneinander ausgebildet haben.

Ein absolutes Maß für das, was Recht und das was Unrecht ist, gibt es offenbar nicht. Das Gewissen wird häufig genug seine mahnende Stimme bei Übertretungen erheben, die unter Gesichtspunkten höherer Art gar nicht als Vergehen, ja vielleicht als gute Handlungen angesehen werden müßten. Dies zeigt schon, daß nichts Allgemeingültiges aus der sogenannten inneren Erfahrung gefolgert werden kann und darf. Es ist ganz gut denkbar, daß das Gewissen als eine Form geistiger Anpassung an das Herdenleben durch Gewöhnung aufgefaßt werden muß. Selbst jenes Gefühl, welches über einen unmittelbaren Nutzen hinaus seine Befriedigung in der selbstlosen Förderung der anderen und Achtung der fremden Persönlichkeit findet, braucht nur als die höchste bisher erreichte Form psychischer Anpassung zu gelten, insofern sie am vollkommensten die Höherentwicklung der Menschheit garantiert.

(Schluß folgt.)

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Falsche Kriegsprophezeiungen.[1])

Berichtet vom Red. Dr. Fr. Maier.

Trotz unserer Mahnung zur äußersten Vorsicht mit angeblich echten politischen Prophezeiungen strömen auch unserer Schrift-

---

1) Kam leider fürs vorige Heft zu spät! — Red.

leitung immer neue solche zu, die wir, wenn sie von sonst zuverlässiger Seite eingesandt sind, trotzdem schon deshalb zum Abdruck bringen, damit uns, wenn sie je in Erfüllung gehen sollten, nicht später der Vorwurf nicht rechtzeitiger Veröffentlichung treffen kann. Man bedenke aber doch, daß in den Ländern des Dreiverbands und auch im neutralen Ausland vielfach (wie von der Pariser Sibylle Mme. de Thèbes) entgegengesetztc, d. h. für unsere Feinde günstig lautende Voraussagungen kolportiert werden, die offenbar auch lediglich auf subjektiver, mehr oder weniger geschickter Kombination gewünschter Erfolge beruhen. So veröffentlichte z. B. die „Astrologische Gesellschaft" im Haag jüngst ein Horoskop, wonach der jetzige Krieg den Untergang des deutschen Kaisers und Reichs herbeiführen, König Georg von England und sein Volk vom Himmel besonders begünstigt werden, Frankreich nach anfänglichen Mißerfolgen siegreich sein und auch Italien schließlich in den Krieg gegen uns hineingezogen werden soll, wovon Letzteres nun leider bereits in Erfüllung gegangen ist! Wir können daher die nachfolgende Zuschrift des Herrn Friedr. Kämpfer (dat. Berlin, S. W. Friedrichstr. 242/III, vom 13. IV. 15), der sich schon früher um die Richtigstellung derartiger vielversprechender Einsendungen erfolgreich bemüht hat (vgl. Febr.-Heft S. 88), nur willkommen heißen. Sie lautet:

„Wegen der angeblich aus dem 100-jährigen Kalender stammenden Prophezeiung habe ich meine Bemühungen, etwas Positives zu ermitteln, fortgesetzt, leider aber bisher ohne Erfolg. Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß es sich um einen Bambergischen Kalender handeln soll, der von Gerhard Bosch in Essen a. d. Ruhr herausgegeben sei, habe ich nach diesem Kalender in der Königl. Bibliothek gesucht, doch war er dort nicht zu finden. Ich habe nun das „Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken" in Anspruch genommen und erhielt die Antwort, jener Kalender habe sich in den zunächst befragten größeren Bibliotheken nicht nachweisen lassen und er sei auf die Suchliste gesetzt worden. Infolge dieses negativen Erfolges meiner Nachforschungen neige ich immer mehr zu der Vermutung, daß es mit der betr. Prophezeiung nicht seine Richtigkeit hat und daß auch hier wieder eine bewußte Irreführung vorliegt. —

Leider muß ich Ihnen ferner mitteilen, daß das Gleiche für eine andere Prophezeiung gilt, die angeblich von einem Jesuitenpater im Jahre 1701 niedergeschrieben worden sein soll und deren Original in Eschweiler gefunden sei, wo es sich im Rathause befände. Eine Abschrift dieser vermeintlichen Prophezeiung lege ich bei und bemerke hierzu, daß dieselbe nach einer anderen Version bei einem Gemüsehändler Wirremann gefunden sein soll; sie wäre aus dem Altdeutschen von einem Religionslehrer, Prof. Kapitaine, übersetzt worden. Letztere Prophezeiung hat im wesentlichen den-

selben Inhalt, nur ist sie etwas ausführlicher gehalten. Das machte mich stutzig, denn eine Prophezeiung, die in zwei Versionen auftaucht, erregt schon deshalb Mißtrauen. Ich zog nun bei der Stadtverwaltung in Eschweiler noch nähere Erkundigung ein und bat, falls die Sache auf Wahrheit beruhe, um eine urkundliche Bestätigung. Vorgestern erhielt ich aber die Prophezeiung zurück mit der Bemerkung des Bürgermeisters, daß eine solche in Eschweiler nicht aufbewahrt werde und daß dort Verfasser und Herkunft gänzlich unbekannt seien. So liegt also auch hier wieder ein offenbarer Schwindel vor und es ist sehr zu beklagen, daß es gewissenlose Menschen gibt, die aus bloßer Sensationslust oder um ein paar Mark zu verdienen, solche falsche Mitteilungen verbreiten. Vielleicht bringen Sie diesen Brief zugleich mit der angeblichen Urkunde im nächsten Heft der ‚Psychischen Studien' zum Abdruck." — Wir lassen den Inhalt der angeblichen Urkunde im Wortlaut nachfolgen.

„Europa wird zu einer Zeit, wo der pästliche Stuhl in Rom eine Zeit lang leer steht, von furchtbarer Züchtigung heimgesucht werden. Ein Volk wird gegen das andere, ein Königreich gegen das andere kämpfen. Ein starker Monarch kommt von der Mitte. Dieses ist der deutsche Kaiser; derselbe ist an einer Stelle gelähmt und steigt von der verkehrten Seite zu Pferde. Gegen diesen Monarch kommt eine Welt von Feinden von allen Seiten, die ihn durch Bosheit verderben wollen. Wenn die Niederträchtigkeit der Feinde ihren Höhepunkt erreicht hat, legt sich die Allmacht Gottes ins Werk, um diesen Herrscher zum Siege zu führen. Der Wahlspruch dieses Kaisers heißt: „Mit Gott voran"! Er trägt ein Kreuz auf der Brust. Daß dieses alles geschieht, ist dies eine Strafe Gottes, zu gleicher Zeit eine Barmherzigkeit Gottes, weil Tausende zur Religion zurückkehren. Es ist ein Ringen vorgesehen in Westfalen; sollte dieses stattfinden, so würde nur ein kleiner Haufe Deutsche übrig bleiben. Voraussichtlich findet dieses Morden nicht statt, wenn das Volk zur Buße zurückkehrt.

Wohl würde der Niederrhein zittern und beben, aber er würde verschont bleiben. Das Haus Österreich wollten die Feinde vernichten, aber es wird nicht untergehen und glänzend bestehen bis zum Ende der Zeit. Es wird der Krieg, der losbricht, ein fürchterlicher sein, denn es gibt kein Erdreich, das nicht mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen wird; aber der starke Monarch von der Mitte wird geschickt den Krieg zu führen wissen, daß keine Macht der Erde ihm widerstehen kann. Mit großer Strenge wird er walten, die göttliche Anordnung in Staat und Kirche einsetzen und den Völkern Frieden bringen. In der Nähe eines Dorfes steht ein Kreuz zwischen zwei Lindenbäumen, dort wird der Kaiser mit ausgebreiteten Armen niederknieen. Wehe den Söldnern in diesen Tagen. Schreckliche Schlachten werden wüten an dem Bache, der

von Ost nach Westen fließt. Frankreich wird verwüstet werden, England und der König geschlagen. Ein großes Land wird von Seuche und Hungersnot heimgesucht, das andere wird total verarmen. Die Türken werden treue Brüder des starken Monarchen. Nach dem Kriege werden nur noch drei große Mächte sein, das Papsttum, Deutschland und Östereich. Losbrechen wird der Krieg zur Zeit der Ernte, die bessere Zeit wird eintreten zur Zeit der Kirschblüte. (Geschrieben von einem Jesuitenpater im Jahre 1701. Das Original wurde in Eschweiler gefunden und befindet sich dortselbst im Rathause.)" — Also abermals absichtliche Mystifikation von seiten irgend eines im Dunkeln arbeitenden literarischen Freibeuters! Nur schade um Papier und Druckerschwärze. [2])

---

[2]) Die im März-Aprilheft S. 146 und 149 berichteten Prophezeiungen sind ja leider auch nicht eingetroffen, man müßte denn nur entgegnen, daß gerade um den 27. April der bedeutende Vorstoß bei Ypern und kurz nachher der glänzende Sieg in Westgalizien erfolgte, die beide zusammen, wenn kein Zwischenfall durch italienische Perfidie und Großmannssucht hervorgerufen wird, wohl geeignet waren, einen baldigen Friedensschluß — wenigstens „sobald die Kirschen blühen", wie der Zigeuner meinte — tatsächlich herbeizuführen. Daß es sich auch bei echten Prophezeiungen mehr um ein instinktives Ahnen großer Entscheidungen handelt, wobei man es dann mit den Einzelheiten in Zeit und Raum nicht so genau nehmen darf, ist ja auch sonst sattsam bekannt und trifft ebenso bei der merkwürdigen Vorausschau des Schicksals von Tsingtau (S. 209/210) zu. — Entschieden verwahren muß sich die Schriftleitung gegen eine Bemerkung des Einsenders in der „Uebersinnl. Welt" (Maiheft S. 167), welcher er seinen obigen Artikel gleichzeitig eingeschickt zu haben scheint, jedoch mit dem Beisatz (der doch eher als Erwiderung in die „Psych. Stud." gehörte!): „Noch eine andere Prophezeiung wird jetzt viel besprochen, denn nach dieser soll der Friede schon am 27. April zustande kommen. Abgesehen davon, daß dieses wegen der Kürze der Zeit höchst unwahrscheinlich ist, kommt hier noch in Betracht, daß diese Prophezeiung nicht nur in den zwei, sondern in einem halben Dutzend verschiedener Lesarten verbreitet wird, was sicher nicht dazu beitragen kann, ihr Vertrauen entgegenzubringen. Dennoch berichten die „Psych. Studien" in ihrer letzten Nummer, daß sie echt wäre." — Wenn Herr Fr. Kämpfer genau hingesehen hätte, bezw. exakt zu arbeiten verstände, so hätte dieser Schlußsatz etwa lauten müssen: „Dennoch sagt im März-Aprilheft der „Psych. Studien" auf S. 150 Herr E. W. Dobberkau wörtlich: „Wir haben hier also wohl eine echte Prophezeiung vor uns, dessen (Druckfehler st. „deren") letzter Teil sich allerdings noch bewahrheiten muß." Ganz abgesehen davon, daß auch unsere Monatsschrift, wie die „Uebersinnl. Welt" „die Verfasser der einzelnen Artikel und Mitteilungen das von ihnen Vorgebrachte selbst vertreten läßt", hat der Schriftleiter des öfteren seinem völlig skeptischen Standpunkt gegenüber allen derartigen Prophezeiungen energischen und unzweideutigen Ausdruck verliehen und denselben bei der letztgenannten auch noch durch ein beim Titel auf S. 149 und sogar in der Ueberschrift auf der Vorderseite des Hefts durch ein dort

Kurze Notizen.

a) Papst Pius X. hat den Krieg vorgeahnt. René Bazin veröffentlicht im „Echo de Paris" eine Artikelserie, in der er von den Eindrücken, die ihm seine kürzliche Reise nach Rom verschafft hat, Rechenschaft ablegt. Bei dieser Gelegenheit kommt er auch auf einen Besuch zu sprechen, den er dem früheren Kardinalstaatssekretär Merry del Val abgestattet hat. „Papst Pius X.", so erklärte ihm bei dieser Gelegenheit der Kardinal, „hatte seit geraumer Zeit schon den heute tobenden Weltkrieg vorausgesehen und wurde nicht müde, in seinen Gesprächen auf diesen Krieg anzuspielen. So oft ich in den Jahren 1912, 1913 und zu Beginn des Jahres 1914 morgens die Gemächer des Heiligen Vaters betrat, um mit ihm zu arbeiten, unterbrach er meinen Vortrag schon bei den ersten Worten häufig genug mit der Bemerkung: „Das alles hat wenig Bedeutung neben dem, was uns die Zukunft bringen wird". Der Papst wies mit einem familiären Dialektausdruck auf den großen Krieg, der da kommen wird, hin und fügte hinzu: „Das Iahr 1914 wird nicht vorübergehen, ohne daß ein gewaltiger Krieg ausbricht". Es war das eine Sorge und eine Angst, die seine letzten Lebenstage verdüsterten." („Freisinger Tagblatt" Nr. 92 vom 21. April 1915.)

b) Carnegie und Deutschland. Unter dieser Aufschrift bringen die „Münchener Neuesten Nachrichten" (Nr. 222, Vorabendblatt vom 2. Mai d. J.) die nachfolgende, uns von Herrn Hofrat Prof. Seiling zur Richtigstellung unserer Bemerkung am

---

angebrachtes Frage- und Ausrufzeichen verschärft. Wenn man, was ja sehr verdienstlich ist, sich der Mühe des „Entlarvens" unterzieht und die Wahrheit feststellen will, so muß man mit seinen eigenen Behauptungen doch vorsichtiger und gewissenhafter vorgehen. Diese uns ganz unerwartete Entgleisung unseres werten Mitarbeiters bliebe uns psychologisch völlig unverständlich, wenn nicht der folgende Satz zeigen würde, daß die bei dieser Gelegenheit den „Psych. Studien" erteilte moralische Ohrfeige als Folie zu einer Reklame für das von Herrn Kämpfer beschützte und empfohlene berühmte Malmedium dienen soll. Er fährt nämlich fort: „Frau Weingärtner (Frieda Gentes) erhielt vor kurzem die Nachricht (durch Hellhören), daß allerdings um diese Zeit eine Friedensneigung vorhanden wäre, daß sich aber die Verhandlungen noch sehr in die Länge ziehen würden; wiederholt wurde ihr aber gesagt, daß wir den Sieg davontragen würden; es hieß hier wörtlich, daß wir „mit Gott und seiner Gerechtigkeitsliebe siegen würden." — Auch diese angebliche Vorausschau steht u. E. auf schwachen Füßen hinsichtlich ihrer „Echtheit"; denn um solches zu prophezeien, bedarf es wahrhaftig keiner Geisterstimmen, das sind Gedanken, die sich gegenwärtig so ziemlich jedermann, der überhaupt nachdenkt, in Deutschland macht. Am liebsten wäre es uns daher, wie wir schon oft und deutlich genug angedeutet haben, wenn wir mit dieser Art von praktischem Okkultismus verschont blieben. — Red.

Schluß der K. Not. c) vorigen Heftes (S. 206) gütigst mitgeteilte Erklärung, die von neuem beweist, wie schamlos von der Deutschland feindlichen Presse in diesem Weltkrieg gelogen wird: „Herr Professor Dr. Brentano schreibt uns: ‚Ihr geschätztes Blatt hat in Nr. 130, Morgenblatt, vom 12. März 1915, ganz ebenso wie zahlreiche andere deutsche Blätter, folgendes Privattelegramm aus Kopenhagen, datiert vom 11. März gebracht: ‚Carnegie, der sich gegenwärtig in Paris aufhält, erklärte in einer Unterredung, daß die Zeit für den Frieden noch nicht gekommen sei. Deutschland müsse erst zerschmettert werden. Es ist Aufgabe der Verbündeten, dafür zu sorgen, daß die Welt mit weiteren Kriegen verschont werde. Das beste Ergebnis des Krieges wäre die Begründung der Vereinigten Staaten von Europa. Schließlich sagte Carnegie wörtlich: „Wenn ich Kitchener oder Joffre wäre, würde ich keinen Waffenstillstand bewilligen, sondern bedingungslose Übergabe verlangen." Dieses Telegramm hatte zur Folge, daß ich und ebenso Professor Schiemann in Berlin, die wir Deutschland in der Carnegie-Kommission für internationalen Frieden vertreten, und ebenso Professor v. Philippovich in Wien, der Österreich darin vertritt, uns sofort an den Direktor der national-ökonomischen und historischen Abteilung dieser Kommission, Professor John Bertes Clark in New-York, mit der Frage wandten, ob Carnegie sich wirklich in dieser Weise über Deutschland geäußert habe; bejahendenfalls müßten wir unseren Austritt aus der Carnegie-Kommission erklären. Darauf habe ich heute abend das folgende Telegramm aus New-York erhalten: ‚Bericht über Carnegie Interview vollständig falsch. Er ist seit September 1914 nicht in Europa gewesen. Bitte Kollegen verständigen. Schreibe heute. John Clark.' — Ich bitte Sie, der Öffentlichkeit von dem lügenhaften Versuch der Ententepresse, zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung auch Herrn Carnegie als Streiter gegen Deutschland ins Feld zu führen, Kenntnis zu geben." Das ist einmal ein wirklich erfreuliches, das Herz jedes aufrichtigen Friedensfreundes wieder höher schlagen machendes „Dementi"!

c) Soldatenträume. Selbst im Schlaf ist es den Kriegern beschieden, weiter zu kämpfen und Angst und Not durchzumachen. Der französische Militärarzt Dr. Henri Bourget hat, aufmerksam gemacht durch die Erzählungen der Verwundeten im Schützengraben, selbst Studien über die Träume der dort liegenden Soldaten gemacht. Aus einem ziemlich reichhaltigen Material hat er 25 Typen aufgestellt und veröffentlicht davon in einer amerikanischen Zeitschrift Proben. Ein typischer Traum ist der des Verlassenseins. Der Zusammenhang mit dem Truppenteile, mit den Kameraden ist die ewige Sorge des Soldaten. So irren nach Bourget oft Soldaten, die zum Somnambulismus veranlagt sind, in tiefstem Schlafe, voll ausgerüstet hinter den Linien herum, auf der

Suche nach ihrem Truppenteile, den sie verloren zu haben glauben. So hat auch der erste der von ihm berichteten Traumtypen einen derartigen Inhalt. Bourget hat ihn auf der Strecke einer Meile bei 30 Leuten, darunter 7 Offizieren. in einer Nacht feststellen können. Der wesentliche Inhalt ist der, daß der Träumende in einem Schützengraben entlang läuft, allein, umgeben von Massen von Leichen, deren erkaltete Wunden er zu sehen gezwungen ist. Von Zeit zu Zeit ist der Graben von den Leichen verstopft oder ist eine Blutlache an der Grabensohle, die überschritten werden muß. Der Träumende glaubt genau zu wissen, daß er sich im Kreise bewegt. Er wendet sich und sucht zurückzugehen, ohne einen Ausweg zu finden. Die Kräfte scheinen zu schwinden. Schließlich wirft er sich zur Seite und versucht die Grabenränder zu erklimmen. Die Erde gibt nach, er stürzt zurück. Plötzlich richten sich die Gefallenen, auf die Ellbogen gestützt, auf und sehen ihn an. Er hört einen furchtbaren Lärm über sich, ein Heulen, einen Krach. Er wacht auf: eine Granate hat eingeschlagen. Und sofort fällt er, benommen, wieder zurück in den furchtbaren Traum, allein, verlassen durch die verödeten, nur von Leichen bevölkerten Gräben zu irren, ohne Rettung, ohne Entrinnen. — Ein zweiter Traum ist im selben Schützengraben während dreier Nächte achtmal vorgekommen. Er wurde nach Gefechten um befestigte Punkte beobachtet. Die Leute sehen sich bei der Verteidigung eines Dorfes weithin über die Dächer verteilt, während vor ihnen die feindlichen Linien unter dem furchtbaren Feuer zusammenbrechen. Plötzlich verschwinden die Sturmkolonnen, an ihre Stelle tritt das Gespenst einer deutschen schweren Haubitze. Von den Häusern aus sieht man in einem weißlichen Dunst halbverborgen die Gestalten der Kanoniere an dem Geschütze hantieren. Sein Lauf richtet sich langsam in die Höhe. Immer quälender wird die Erwartung der kommenden Vernichtung. Drüben leuchtet ein Feuerschein auf. Der Schuß ist gefallen. Die Mauern prasseln zusammen, und regimenterweise stürzt die Besatzung in die Tiefe, sich gegenseitig mit ihren Waffen verletzend. Unendlich scheint der Fall. Immer tiefer und tiefer in einen dunklen Schacht glaubt man zu stürzen, bis man plötzlich erwacht. Ein deutscher Gefangener hat gemeinsam mit den anderen diesen Traum gehabt. — Ein dritter Traum ist sehr häufig; festgestellt hat Bourget in einer Woche 30 Fälle; man liegt ausgestreckt in einem bequemen Bette und hört von draußen den Lärm der Schlacht hereintönen. Plötzlich ist man umgeben von Wolken von Staub und fallenden Gesteinsbrocken. Eine Granate hat eingeschlagen und liegt, ohne krepiert zu sein, im Bett. Es gilt, sich zu retten. Man schwingt sich auf, streckt die Füße aus dem Bett, aber von diesem Augenblick an ist man nicht mehr fähig, sich zu rühren. Bewegungslos, erstarrt, muß man das Platzen des Geschosses und sicheren Tod erwarten. Schließlich er-

wacht man gerade bevor das erwartete Unheil eintritt. Natürlich entsprechen nicht alle Träume genau den angeführten Beispielen. Es treten in jeder Erzählung Variationen auf. So hat einer während seines Irrganges im Schützengraben die Stimmen der Kameraden draußen gehört, die ihn zu sich riefen; ein Turko hat den Graben voll Schlangen gesehen, andere wieder waren ganz allein auf ihrer Wanderung, selbst ohne die Gesellschaft der aufgehäuften Toten. („Leipz. Abdztg." vom 9. IV. 15.)

d) Aus „Erinnerungen an Bismarck." (Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten, mit einem Anhang von Dokumenten und Briefen. In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und K. A. v. Müller. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Äußerung Bismarcks an Christa Gräfin Eickstedt, geb. von Eisendecher: "Als sechsjähriges Kind habe ich den Tod Napoleons erfahren; ein Arzt, Magnetiseur, der meine Mutter behandelte, brachte ihr die Kunde, sagte ein italienisches Gedicht, dessen Anfang mir unvergeßlich ist: „Egli fu" — er war (Es ist die berühmte Ode Manzonis „Il cinque maggio", der 5. Mai — gemeint. Anmerkung der Redaktion von Ue. L. u. M.). Meine Mutter hatte sehr lebhaftes Interesse für Mesmerismus, Magnetismus, Mystik und so weiter, las Swedenborg, glaubte an Visionen und Erscheinungen, und wer will darüber aburteilen! Alles ist unerklärlich in seinem tiefsten Grund, das Licht, der Baum, unser eigenes Leben, warum sollte es nicht Dinge geben, die der logische, kurzsichtige Menschenverstand leugnet!" (Aus "Über Land und Meer", Jahrgang 57, Nr. 26).

e) Einen Preis von eintausend Mark erteilte die Kantgesellschaft, Berlin, für die beste Beantwortung ihrer Preisfrage: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Hegels und Herbarts Zeiten in Deutschland gemacht hat?" Die Preisaufgabe ist von einem Mitgliede der Kantgesellschaft, dem Münchener Universitätsprofessor Dr. Carl Güttler, formuliert und dotiert worden. Preisrichter waren die Professoren Husserl in Göttingen, Hensel in Erlangen und Messer in Gießen. Von den elf eingelaufenen Arbeiten wurde als beste die Arbeit des zurzeit im Felde stehenden österreichischen Privatdozenten Dr. Oscar Ewald an der Universität Wien anerkannt, sie erhielt den obengenannten Preis. Einen Ermunterungspreis von 500 Mark erhielt der Breslauer Oberlehrer Dr. Kynast für die zweitbeste Arbeit. Näheres findet sich im nächsten Heft der „Kantstudien", der bekannten Zeitschrift der Kantgesellschaft. („Leipz. N. N." vom 18. V. 15.)

f) Zu den okkulten Erfahrungen eines Oberlehrers, über die wir im letzten Heft vor. Jahrs (S. 644 ff., vgl. März-Aprilheft d. J., S. 147) berichteten, er-

hielten wir (dat. Hamburg 18. V. 15) die nachfolgende, wohl auch für manchen Leser anregende Zuschrift: „Mit größtem Interesse lese ich die von mir wieder bestellten „Psychischen Studien". Bald werde ich Ihnen auch das, was ich über meine Vision im Spiegel sagen wollte, zusenden. Ich trete in gewissen Grenzen auch im Unterricht, wo ich z. B. die Geschichte des Rationalismus im 18. Jahrhundert behandle, für die Tatsächlichkeit der okkulten Erscheinungen ein. Ein Kollege, der beste Mathematiker und Physiker unserer Anstalt, ist dabei ganz auf meiner Seite. Mit Interesse las ich kürzlich Ihre Bemerkungen über Duplizität der Ereignisse mit Bezugnahme auf die von mir seinerzeit berichtete „Wolkenphantasie". In Makkabäer 2, Kap. 5, 2—4 ist eine ähnliche auf Krieg hindeutende Wolkenphantasie angegeben. Auch Fräulein H., meine Haushälterin, erzählt mir von einem Bauern ihres Dorfes (Aßlacken in Ostpreußen bei Wohlau), der kurz vor dem 70er Krieg jeden Abend zum Dorf hinausging und an einer bestimmten Stelle nach den Wolken blickte, wo er kriegerische Gebilde zu sehen glaubte. Er konnte dem Drang, der ihn abends immer wieder an dieselbe Stelle trieb, gar nicht widerstehen. Selbstverständlich wurde er damit allgemein ausgelacht, bis endlich seine Vision doch in Erfüllung ging! — Ich selbst gebe viel auf Voranzeigen aller Art acht. Doch erlaube ich mir dabei nicht, weitergehende Schlüsse daraus zu ziehen oder allgemein gültige Behauptungen aufzustellen. Von Schülerinnen werden mir öfters recht glaubwürdige Mitteilungen okkultistischer Art gemacht. Mehrere haben häufig Wahrträume, andere erzählen von Spukerlebnissen, wobei Betrug ausgeschlossen erscheint. Tischrücken ist hier neuerdings wieder Modesache und findet sehr häufig auch in Gesellschaften höher Gebildeter statt. Könnte nicht ein Aufruf erlassen werden, telepathische Erscheinungen, die mit dem Krieg zusammenhängen, an eine bestimmte Stelle — etwa Ihre Schriftleitung — zu berichten? Ein im Maiheft veröffentlichter Aufsatz von einem katholischen Geistlichen in Luxemburg weist ja auch nach dieser Richtung." — Wir sind selbstredend für derartige Mitteilungen, wenn sie sorgfältig geprüft und alle Nebenumstände bis in die scheinbar unbedeutendsten Einzelheiten genau angegeben sind, stets dankbar.

Redaktion.

Literaturbericht.

Bücherbesprechung.

Ueber Nachtwandeln und Mondsucht. Eine medizinisch-literarische Studie. Von Dr. J. Sadger-Wien. Gr. 8⁰, 171 S. Leipzig und Wien 1914, Franz Deuticke Verlag. Preis geh. 4.50 M.

Das vorliegende Buch bildet das 16. Heft der „Schriften zur angewandten Seelenkunde“, herausgegeben von Prof. Dr. Sigmund Freud-Wien, dem bekannten Begründer der Psychoanalyse. Diese Methode ist es denn auch, welche der Verf. in der soeben erschienenen Arbeit anwendet. Wiewohl das genannte Verfahren von einer gewissen Einseitigkeit nicht freizusprechen ist, müssen wir doch gestehen, daß das bedeutsame Problem des Nacht- oder Schlafwandelns hier von einem Psychologen in einer Weise in Angriff genommen wird, die wohl geeignet erscheint, ein neues Licht auf diese ungelöste Frage zu werfen, der die eigentliche Wissenschaft bisher noch sorgsam aus dem Wege gegangen ist. Er selbst behandelt zwei Fälle, aus seiner eigenen Praxis psychoanalytisch eingehend, und drei weitere kurz skizzierend. Daran reihen sich drei autobiographische Berichte von Somnambulen (K. F. Burdach, L. Ganghofer und L. Tieck), sowie die Psychoanalyse von nachtwandlerischen Romanfiguren (Aebelö von S. Michaelis, Jörn Uhl von G. Frenssen, Maria von O. Ludwig, Buschnovelle von O. Ludwig, Lebensmagie, Wirklichkeit und Traum von Th. Mundt, Prinz von Homburg von H. v. Kleist, das Sundkind von L. Anzengruber und Macbeth von Shakespeare). Verf. ist nämlich der Ansicht, daß es nicht allein dem psychologisch gebildeten Arzt, sondern ganz besonders auch dem gottbegnadeten Dichter gegeben sei, in die tiefsten Tiefen des Seelenlebens einzudringen und die geheimsten Regungen der Psyche zu belauschen, daß sich aber bei der poetischen Darstellung nicht selten die verborgensten Empfindungen der Dichterseele selber aus dem Unbewußten ans Tageslicht drängten. Der Verf. gelangt auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Resultat, daß das Nachtwandeln unter dem Einfluß des Mondes einen motorischen Durchbruch des Unbewußten darstelle. Es diene wie der Traum der Erfüllung heimlicher, verpönter Wünsche zunächst der Gegenwart, hinter denen sich aber ganz regelmäßig kindliche verbergen. Beide glaubt er in allen seinen mehr oder weniger analysierten Fällen als sexuell-erotische ansprechen zu dürfen. Er gibt jedoch die Möglichkeit zu, daß eine besondere Anziehungskraft des Mondes den Mondsüchtigen förmlich aus dem Bette zwingen und zu größeren Spaziergängen tatsächlich veranlassen könne, doch hätten wir über diesen Punkt noch nicht einmal wissenschaftliche Hypothesen. Vielleicht wird sich die naturwissenschaftliche Forschung, die sich zur Zeit endlich an die Rutengängerei herangewagt hat, auch einmal mit diesem interessanten und möglicherweise nahe verwandten Problem beschäftigen.

Freudenberg-Bonn.

Professor Dr. Dennert, Gibt es ein Leben nach dem Tode? Naturwissenschaftlicher Verlag Godesberg bei Bonn, 1915. Preis M. 1.50.

Auf rein verstandesmäßigem — nicht religiösem, sondern kritisch-wissenschaftlichem Wege beweist hier der bekannte Vorstand des Keplerbundes und Verfasser zahlreicher naturphilosophischer Schriften Dr. Dennert, daß die Frage des bewußten persönlichen Fortlebens nach dem Tode bejaht werden muß. Dennert's Gedankengang bei der Lösung dieses schwerwiegenden Problems erinnert in mancher Hinsicht an den Gedankengang, den unser dahingeschiedener Meister du Prel dann einschlug, wenn er dieses Problem ohne jede Heranziehung des Spiritismus zu bewältigen suchte, wie z. B. in seiner „Philosophie der Mystik“. Dennert's Ideengang hält sich allerdings mehr an die Begriffe der heutigen Naturwissenschaft, als an die der Philosophie und Metaphysik,

während bei du Prel bekanntlich das Umgekehrte zutrifft. Dennert ist eben Naturwissenschaftler von Beruf, der als solcher dem Okkultismus fernsteht und ihm starke Zweifel entgegenbringt, während du Prel sozusagen Okkultist von Beruf war, jedenfalls der berufenste Philosoph des phänomenalen Okkultismus. Und wenn ich dem noch hinzufüge, daß Dennert's Schreibweise dieselben Vorzüge besitzt, wie die du Prel's, ebenso klar und übersichtlich, ebenso faßlich wie diese trotz aller Schwierigkeit der Probleme, so wird damit zur Charakterisierung der Dennert'schen Schrift das Wesentlichste gesagt sein. Bei der allgemein verständlichen Form, in der sie gehalten ist, wird sie bei größerer Verbreitung manches von materialistischen Zweifeln angekränkelte kummervolle Gemüt aufrichten. Denn ihre Beweise für die Fortdauer des persönlichen Bewußtseins nach dem Tode sind so zwingend, als sie überhaupt sein können. Das irdische Leben ist darnach eine Erziehungs-Schule zur sittlichen Persönlichkeit, die in einem geistigen Leben fortleben wird, in dem die intuitiven Geisteskräfte des Menschen erst zur vollen Entfaltung kommen können. Wie verdienstvoll ist es gerade gegenwärtig, auf solche Wahrheiten hinzuweisen, wo Millionen unserer Stammesgenossen beständig dem Tode ins Auge blicken müssen, wo überall in unserem Vaterlande Trauer um die Opfer des Weltkrieges herrscht. Als ein besonderer Vorzug dieser Schrift wäre noch hervorzuheben, daß der Verfasser nicht davor zurückscheut, anzuerkennen, daß inbezug auf die Erforschung der Phänomene des Okkultismus die ausländischen (französischen und englischen) Forscher Größeres geleistet haben, als die sich immer ängstich zurückhaltende deutsche Gelehrtenwelt. Dies heute offen zu bekennen, wo man sich so gerne bei uns einreden möchte, Deutschland sei in wissenschaftlicher Hinsicht dem Ausland durchweg weit überlegen, dies halte ich für ein nicht hoch genug zu rühmendes Verdienst. Ludw. Deinhard.

Unser heiliger Krieg. Kriegslieder und Kriegsgedichte von Gustav Krüger. Verlag für Tierschutzschriften Albert Schütt, Dresden-A. 16, Zöllnerplatz 7. Preis M. 0.50; 10 St. M. 4.50, 25 St. M. 10, 100 St. M. 30.

Zu den früheren sinnigen und anregenden Gaben — „Bunte Blätter“, „Stille Gedanken eines Deutschen“, „Aus meiner Werkstatt“ — fügt der bekannte Vertreter umfassenden Tierschutzes jetzt eine Reihe kurzer Zeitgedichte hinzu, die allesamt den Nagel auf den Kopf treffen. Sie treten als geharnischte Streiter mit ins Feld und werden zur Ermutigung, wenn nötig zur Aufpeitschung der matten Seelen das Ihrige mit beitragen. Unser Recht, unsere Vergeltung, unser Ruhm, das ist der Grundton dieser Streitklänge, die dazu aus dem Kriege manche Belehrung ziehen. P. F.

Eingelaufene Bücher etc.

Prana, Zentralorgan für praktischen Okkultismus. Herausgeber: Dr. Johannes Walter. Redakteur: Johannes Balzli, Leipzig. Verlag: Theosophisches Verlagshaus, Leipzig. Preis pro Jahr M. 6, mit der Beilage „Astrologische Rundschau“, M. 8 [Heft 1/2 des VI. Jahrgangs dieser vornehmen „deutschen Monatsschrift“ enthält neben einem Beitrag unseres Mitarbeiters Dr. Grävell: „Tägliche Betrachtungen einer Braut“ u. a. Betrachtungen für das Jahr 1915 von E. Drebber, diätetische Unterrichtsbriefe von Balzli, praktische Ratschläge für die Jahreszeit, Para-

celsus, Fragmenta Medica von K. Wachtelborn drei herrliche Kunstdruckblätter: eine Widmung zum Ostara-Hymnus von Fidus, ein ergreifendes Prana-Bild — „Prana" = die Sonne, die Grundlage aller Elemente — zu Goethe's Worten: „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust . . ., was zu ergreifen ist und was zu fliehen", sowie den Medianschnitt des Gehirns zu dem sehr lesenswerten Aufsatz des Redakteurs: „Sexualpflege, ein Weg zur Individualität."]

Was wir wollen, [„daß der Ablauf deutschen Geldes ins Ausland mit dem Umlauf deutschen Geldes im Reich nicht länger über einen Kamm geschoren werde, daß wir Gold nur für das Ausland brauchen, wodurch sich die Kaufkraft des Reichs mit einem Schlage opferlos um viele Milliarden Mark steigern würde"];

Ein Verbrechen gegen das Vaterland und jedes Geschäftsinteresse [„würde es bedeuten, wollten wir uns heute noch länger das Maß der Barmittel für unseren Zahlungs- und Kreditverkehr vom Ausland diktieren lassen"];

Silvio Gesells Reformgeld als Feind seiner eigenen Zwecke. [Neue, sehr beachtenswerte Flugschriften des Sozialökonomen Theodor Rudert; nähere Nachweise, bezw. wohldurchdachtes Ausnutzungsprogramm gegen 25 Pf. in Briefmarken zu beziehen durch die „Zentralstelle der Neutralpartei", Berlin-Halensee, Friedrichsruher Str. 17; vgl. Maiheft S. 215/16].

K. Heinz, Der Weltkrieg 1914 / 15 im Lichte der okkulten Lehren. Ein ernstes Wort an die weiße Rasse vom Verfasser des Buchs „Von Häckel zur Theosophie". Preis brosch. 2 M., geb. 3 M. Anthropologischer Verlag F. G. Fasshauer, Breslau 2, Tauentzienstr. 65. [Das mit Begeisterung und Verständnis geschriebene Buch bietet viel Neues und empfiehlt sich auch als anregende Soldatenlektüre im Felde.]

Wiedersehen nach dem Tode ist Gewißheit. Den Trauernden zum Trost. Religiöse, wissenschaftliche und tatsächliche Beweise für ein Fortleben und den geistigen Verkehr mit dem Jenseits. 60 Pf. Verlag Emil Abigt, Wiesbaden.

Briefkasten.

Frau Wanda v. Dominiković, Jastrebarsko, danken wir verbindlichst für die berichtigende Mitteilung, daß Ihr hochverehrter Herr Vater, Dr. v. Gaj, bei seinem im Maiheft S. 212 gemeldeten Tod erst 53 Jahre zählte und wegen seines sehr heiteren Temperaments noch jünger ausschaute. Da bei der Traueranzeige die Altersangabe leider fehlte, nahmen wir bei einem Mitstreiter des † Begründers der „Psych. Studien" ein höheres Alter an.

Druckfehlerberichtigung.

Im Maiheft war zu lesen: S. 166, Z. 12 v. o.: den (st. dem); S. 168, Z. 24 v. u.: derselben (st. desselben); S. 173, Z. 4 v. u.: da (st. daß); S. 175, Z. 3 v. u.: entsprechen (st. entsprachen); S. 181, Z. 4 v. u.: daß (st. das); S. 214, Z. 8 v. o.: umgekehrten (st. ungekehrten); S. 215, Z. 20 v. u.: daß **durch** die Vereinsleitung.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **Juli.** **1915.**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Moderne psychische Forschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

(Schluß von Seite 165.)

Interessant ist vor allem, daß Vorwarnungen und Voraussagungen durch keine denkbare Form von Telepathie erklärt werden können und doch beständig mit Erscheinungen und mediumistischen Kommunikationen verbunden sind. Dies zeigt klar, daß wir nach einer begreiflichen Erklärung für die ganze Gruppe der psychischen Phänomene verlangen.

Nun, fast in allen Warnungen finden sich Momente, die an eine spiritistische Erklärung denken lassen. Häufig geschehen z. B. Praemonitionen (Vorwarnungen) des kommenden Todes. Oft ereignen sie sich im Verein mit mediumistischen Experimenten, bei welchen Geister beteiligt sind. Nun ist leicht begreiflich, daß, wenn Lebende den Tod voraussagen können, sobald sie hinreichende Kenntnis von den ihn bedingenden Verhältnissen haben, auch die desinkarnierten Geister es vermögen, da sie doch Anzeichen eines kommenden Todes haben können, welche dem Lebenden nicht sichtbar sind — und vorausgesetzt, daß sie Gelegenheit erhalten, den Lebenden sich mitzuteilen. Indes gibt es Akte von Vorwarnungen und Vorhersagungen, welche nicht so leicht erklärt werden können. Sie scheinen Geschehnisse anzuzeigen, welche unmöglich vorgesehen oder ins Werk gesetzt werden können. Es ist eine allgemeine Vorstellung, daß in der Äther- oder Geisterwelt Geschehnisse Platz greifen können, ehe sie in der physikalischen Welt verwirklicht werden. Nun, wenn die Ätherwelt eine Mental-Welt ist, so würde dies die Möglichkeit zeigen, daß Gedanken und Vorsätze oft gebildet werden können, lange bevor sie in der Materie zur Tat werden. Gewisse hierzu befähigte Personen wären dann im Stande, die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung zu erkennen.

Und in der Tat, wir haben ein deutliches Analogon in unserem eigenen Mental-Leben. Wir formen unsere Pläne lange ehe sie ausgeführt werden und wir verwirklichen sie nicht immer so bald, als wir es erwarten. Ein Ding hat wirklich in unserer Seele Platz genommen, wenn wir es planen, aber es fordert oft Zeit, ihm materiellen Ausdruck und Realität zu verleihen.

Dasselbe kann der Fall sein mit der kosmischen Entwicklung (Evolution), so daß hierzu befähigte Geister die Wahrscheinlichkeit in günstigen Situationen erkennen und darauf Voraussagungen basieren können. Dies ist allerdings eine unbewiesene Tatsache . . .

Professor Hyslop nimmt aus dem, was im Vorhergehenden über die Erscheinungen und ferner über die Erklärungen der Voraussagungen ausgeführt ist, den Schlüssel zur Frage, was in der Natur eines zukünftigen Lebens möglich ist. Wenn wir die Literatur über diesen Gegenstand lesen, dann wird man völlig verwirrt durch all' die wirklichen oder scheinbaren Widersprüche. Nicht zwei Medien geben genau denselben Bericht über jene Welt. Jedes färbt die Mitteilungen hierüber mehr oder weniger mit seinen eigenen Vorstellungen. In einigen Fällen geben die Medien einfach ein Duplikat ihrer Ideen und es gibt keinen Beweis, daß ihre Mitteilungen richtig sind. Aber in der gesamten Literatur zieht sich oft ein Faden gemeinsamer Vorstellungen hindurch, der denken läßt, daß wir es hierbei ganz und gar nicht mit unterbewußten Erzeugnissen und Einbildungen zu tun haben.

Widersprüche finden sich ja eine Menge. Wie schreibt Andrew Jackson Davis das andere Leben im „Sommerland" und wie anders lauten die Mitteilungen des Richters Edmond? Stainton Moses gibt in seinem berühmten „Spirit Teachings" Berichte, welche von den Trancepersonalitäten der Piper als falsch bezeichnet werden. Aber in allen Mitteilungen erscheint gewissermaßen ein Abbild der materiellen Welt. Übrigens sagen viele der sich Mitteilenden, daß sie nicht erzählen können, wie es ist und daß wir es gar nicht verstehen würden, wenn sie es uns mitteilten.

Aber all' dies drängt uns doch die Fundamentalfrage auf: verkehren wir in jenen Phänomenen mit Geistern oder sind es nur unterbewußte Träume, welchen wir die Erzählungen von jener Welt zu verdanken haben? Letzteres ist natürlich die leichteste Erklärung, allein es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß manches auf spiritistische Quellen zurückzuführen ist. Die Entscheidung wird durch den Umstand schwer gemacht, daß alle Mitteilungen usw. wie schon gesagt, mehr oder weniger von dem Unterbewußten des Mediums gefärbt sind. Eine weitere Schwierigkeit erwächst aus dem Umstande, daß die Tatsachen, welche die Existenz einer Geisterwelt beweisen, nicht zugleich auch Aufschluß geben über die Natur einer solchen Welt.

Es bliebe ein Weg, etwas über diese Welt zu erfahren, aber er ist nicht einfach: möglichst die Färbung durch das Unterbewußtsein des Mediums ausschließen! Dies könnte vielleicht erreicht werden, wenn man Medien wählte, welche nichts vom Spiritismus wissen. Erhielte man die gleichen Äußerungen von einer großen Zahl solcher Medien, dann könnte man solchen Mitteilungen wohl einigen Wert beilegen. Aber ein derartiger Versuch würde nicht geringe Zeit, Ausdauer und Geduld in Anspruch nehmen.

Freilich es bliebe dann immer noch der Einwurf bestehen, daß der Desinkarnierte während seiner Mitteilungen in einer Art Trancezustand sich befindet und es sonach fraglich wäre, ob er in diesem anormalen Zustand klare und richtige Mitteilungen über die Geisterwelt überhaupt machen kann.

Noch eine andere Anschauung kann Platz greifen. Wenn die Erscheinungen und die Visionen des Mediums Mentalschöpfungen sind, vielleicht telepathische Halluzinationen, welche durch die Gedanken des Toten erzeugt sind, dann sind diese Gedanken nicht wirkliche Dinge. Die geistige Welt wäre also nur eine Welt von innerem Bewußtsein, dem es möglich ist, Bilder (simulacra) der materiellen Welt zu erzeugen. Wohl den meisten wird eine derartige Welt wenig anziehend erscheinen. Gleichviel, jene Bilder lassen darauf schließen, daß die Geisterwelt eben eine mentale ist.

Die Hypothese, daß die Geisterwelt in den „Mentalpictures" (den geistigen Bildern) sich spiegelt, erklärt übrigens alle Widersprüche, die sich in Mitteilungen über diese Welt finden. Die Geisterwelt wird die Individualität in jeder Form erhalten, ob sie gut oder schlecht ist, und wenn eine Kommunikation mit derselben hergestellt ist, dann können wir Meinungsunterschiede über diese Welt erwarten, die noch größer sind, als jene über die physikalische Welt. Der Mensch nimmt in die Geisterwelt die Ideen mit, die er vor dem Tode hatte; diese werden nun mit dem gemischt, was er im anderen Leben lernt, oder sie werden nicht einmal geändert in manchen Fällen, aber es treten vielleicht uns unbekannte Beschränkungen ein und nun werden die Mitteilungen natürlich sehr verschieden und widersprechend sich gestalten. Wenn es ein Traumleben ist, das uns in der Form von Halluzinationen übermittelt wird, dann können wir alle Arten von Absurditäten erwarten vom Standpunkt der Wirklichkeit aus, wie sie in der physikalischen Welt begriffen wird. In der Phantasie des Individuums gilt sie aber als wirkliche Welt.

Ob es so ist, ob die Geisterwelt durch diese Hypothesis richtig erklärt ist, kann nicht entschieden werden. Hierzu fehlen die Beweise. Man kann nur sagen, daß die Hypothese vieles erklärt, das andernfalls für uns völlig unerklärlich ist.

Schlußfolgerungen: Der Schwerpunkt, den Professor Hyslop als Folgerung aus diesen Studien zieht, liegt in der feststehenden Tatsache, daß die Wissenschaft nicht den Weg der Religionen gehen kann. Die Wissenschaft sucht die Wahrheit — Wünsche und Neigungen sind für sie nicht maßgebend. Nicht die Frage der Glückseligkeit ist ihre erste Liebe, sondern die Wahrheit, gleichviel ob diese das Glück bringt oder nicht.

Die Wissenschaft, sagt Professor Hyslop treffend, hat das Temperament des Stoikers. Der Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion ist der Konflikt zwischen Tatsache und Fiktion, Philosophie und Dichtkunst, Realismus und Idealismus, Genuß der Gegenwart und Erwartung der Zukunft.

Wer die Gegenwart genießt, wird sich nicht so viel um die Zukunft bekümmern, wer aber in der Gegenwart keine Befriedigung findet, hofft und wendet sich der Phantasie zu. Manchen gibt das Reale und Tatsächliche volle Befriedigung. Andere wünschen mit der Hoffnung zu leben, zu gewinnen, was glücklichere Naturen wirklich gefunden haben. Diesem Konflikt begegnen wir in allen Gebieten menschlicher Tätigkeit. Er trennt die Schulen der Literatur, der Philosophie, die politischen Parteien, selbst die wissenschaftlichen Richtungen und die Religionen. Der religiöse Sinn bedarf der Dichtkunst, nicht der Tatsachen. Er verwirft die schlechte Natur des menschlichen Lebens und erwartet die Glückseligkeit in einer immateriellen Welt, obschon er diese Welt als Simulacrum der materiellen nimmt. Er glaubt, daß das goldene Zeitalter um der Sünde willen verloren wurde, und daß es nur jenseits des Grabes wiedergefunden wird. Daher hängt er sich an die Hoffnung und hält das gegenwärtige Leben für notwendigerweise sündhaft und voll von Leiden.

Anders die Wissenschaft. Sie hält sich nur an die Tatsachen. Ihre Methode hat mit jener des Mittelalters gebrochen. Unter ihrer Führung betrachten wir die Welt als eine Reihe von Tatsachen, als einen Strom von Geschehnissen, deren Beobachter wir sind. Das an uns in Stunden, Tagen, Jahren und Jahrhunderten vorüberziehende Panorama zeigt uns, was bestehend, permanent ist, und was vorübergehend. Es ist aber das erstere, was für uns entscheidend ist, denn es ist eben das, was wir das Naturgesetz nennen — und die Naturgesetze kennen zu lernen, muß unser erstes und eifrigstes Bestreben sein. Was ‚permanent' ist, ist auch entscheiend für die Zukunft. Wenn wir das „Bleibende" erforschen und erkennen, was vergänglich ist, dann werden wir das erringen, was wirklich als wertvoll angesehen werden muß. Daher hat Professor James sehr recht, wenn er behauptet, daß der radikale Empirismus die einzige Quelle der Wahrheit ist.

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 223.)

Ausführlicher jedoch muß ich über die Fahrt nach Kamakura und Enoshima berichten, welche Orte nicht nur landschaftlich, sondern auch durch ihre Kultstätten zu den besuchenswertesten von Japan gehören. Bis Kamakura bringt uns die Bahn, von dort ein Tram nach Mitsuhashi bis in die Nähe des berühmten Daibutsu, eine gegenwärtig freistehende Bronzefigur Buddhas, die diesen wie gewöhnlich auf einer Lotosblüte sitzend, bzw. kauernd darstellt, 15 Meter hoch ohne den mächtigen Sockel. Es ist überhaupt für die japanische religiöse Kunst charakteristisch, daß sie auf Haupt und Brust, also die Büste, bei allen ihren Ausführungen den Nachdruck legt, den Sitz von Geist und Gemüt hervorhebend. Die niedern Teile läßt sie verschwinden oder unbeachtet. Ihr genügt es, einer erhabenen Idee einen künstlerischen Ausdruck zu geben. Dieser Buddha atmet eine verklärte Ruhe. Inmitten eines wohlgepflegten Haines von Pinien, Bambus und Kirschbäumen, mit einem bewaldeten Hügel im Hintergrund, wirkt diese Statue gewaltig. Bis zu ihrer halben Höhe kann man auf einer Treppe, an Altären entlang, emporsteigen.

Solch ein Daibutsu stellt, wie gesagt, den Buddha vor und auch wieder nicht. Jedenfalls wird an den Buddha Gautama nicht direkt gedacht, sondern vielmehr an dessen himmlische Entsprechung. Jedem irdischen Buddha oder Shaka, wie die Japaner sagen, entspricht nämlich ein himmlisches Urbild, der persische Feruer, die platonische Idee. Gewöhnlich wird dieser himmlische Buddha in der Form des Amida (Amitâbha), des unendlichen Lichts, zur Darstellung gebracht, sehr häufig neben seiner irdischen, aber gleichfalls übermenschlich gehaltenen Verkörperung. So erscheint der Buddha z. B. in der Form des gigantischen Daibutsu charakteristischer Weise stets androgyn. Daß die Japaner bei ihren Shakabildnissen nur ganz indirekt an den geschichtlichen Buddha denken, bringt es auch wohl mit sich, daß man in Japan eigentlich nirgends portraitartigen Darstellungen von Gautama Buddha begegnet. Mir sind wenigstens solche nirgends vorgekommen, es sei denn auf dem Wallfahrtsweg zum Tempel der Maya, wo Buddha als Kind dargestellt ist, hier aber selbstverständlich nur der Mutter zu lieb.

Die gleichzeitige Darstellung von Buddha und Amida ist auch bei dem Daibutsu von Kamakura insofern festgehalten, als das Innere desselben auf einem Altar eine Amidastatue birgt. —

Nahebei auf einer aussichtsreichen Höhe erhebt sich der

strohgedeckte Kwannon- oder Hasetempel, etwas verfallen, der hinter seinem Altar in einer dunkeln Nische das vergoldete Standbild der Göttin Kwannon birgt, welches ein Bonze mit einer Kerze notdürftig beleuchtet.

Kwannon steht an der Spitze der sog. Bodhisatwas (jap. Bosatsu), d. h. der zur Buddhaschaft Befähigten, die als Reflexe der Buddhas gelten. Sie spielen die Rolle der Heilande, der gütigen Helfer der Menschheit. So hat Kwannon freiwillig auf den ewigen Frieden Nirwanas Verzicht geleistet, um in ihrer Herzensgüte die Leiden der Menschheit zu teilen und ihnen in ihren tausend Nöten mit tausend Augen, tausend Füßen und tausend Händen zu helfen. Die Zahl der japanischen der Kwannon gewidmeten Tempel ist Legion. Ihr Kultus hat eine ähnliche Verbreitung und Bedeutung wie die Madonnenverehrung in katholischen Landen.

Eine halbe Stunde vom Kwannontempel entfernt liegt gleichfalls auf einer Anhöhe mit großartiger Aussicht der im Jahre 1193 erbaute shintoistische Tempel des Hachiman, des japanischen Kriegsgottes. Zu diesem stattlichen Tempel führt vom Strand aus eine schöne Kiefernallee mit prächtigen alten Bäumen, zuletzt unter drei steinernen Toren hindurch, über deren Bedeutung wir später reden werden. Zum Tempel selbst führt eine breite Steintreppe empor. Links von ihr ragt der tausendjährige historische Ichobaum auf, eine Konifere mit blattartigen Nadeln (Biloba). Der rotlackierte Tempel, in saftiges Grün gebettet, nacht einen höchst malerischen Eindruck. Das Innere bietet wenig. Rechterhand befindet sich in einer Halle eine sehenswerte Sammlung alter Waffen. War Mitsuhashi vom 12. Jahrhundert ab doch 300 Jahre lang eine japanische Hauptstadt und stand der ganze Kamakuradistrikt damals in hoher Blüte. Auch zeitigte er eine originelle Kunst, nach der eine ganze Kunstepoche benannt ist.

Der Enojitempel verdient gleichfalls einen Besuch wegen der in ihm befindlichen Holzfigur des Höllengottes Emma-O. Dieselbe ist von dem berühmten Künstler Unkei geschnitzt, farbig behandelt, stark realistisch und wirkungsvoll. Auch andere sehenswerte Skulpturen birgt dieser Tempel; die übrigen äußerst zahlreichen Sanktuarien des weiten, vorzüglich dem buddhistischen Kult gewidmeten Bezirkes bieten weniger Bedeutendes. —

An den Ausflug nach Kamakura schließt sich der nach der Insel Enoshima an, welche man von dort vermittelst einer elektrischen Bahn in etwa einer halben Stunde erreicht. Die Fahrt geht dem Strand entlang. Zur Insel gelangt man auf einer langen Holzbrücke, unter der sich aber bei Ebbe wenig Wasser befindet. Die Insel ist der Göttin Benten geweiht, einer Lokalgottheit, der Kwannon, der japanischen Madonna verwandt. Sie befreite angeblich das Land von einem hier hausenden schrecklichen Drachen da-

durch, daß sie ihn — heiratete, eine echt japanische Idee dieses realistischen Volkes, dieses selbst deutlicher kennzeichnend als lange Worte. Die schön bewaldete Felseninsel, über deren Hänge gut gehaltene Pfade führen (Enoshima ist ein viel besuchtes Seebad), ist von unglaublichem Reiz. Die Seeseite weist wilde Steilabstürze auf. Hier befindet sich auch die viel besuchte Drachenhöhle. Von der Landseite aus erblickt man den stolz über niedrige Waldberge emporragenden Fuji in voller Majestät. Über die ganze Insel verteilt liegen kleine Untertempelchen in lauschigen Hainen und zierliche Shintoschreine, sowie freundliche Teehäuser mit herrlichen Ausblicken auf das blaue Meer und das grüne Land. Freundliche Geishas bewirten den Gast mit vorzüglichem Tee und erfreuen ihn durch ihr Samisenspiel und Gesang. In der Tiefe am Strand fällt der Blick auf badende Gruppen. Alles atmet Lust und heitere Behaglichkeit. Beim Rückweg mag man in der langen Dorfstraße, in der sich Kram an Kram reiht, Muscheln, Korallen und allerlei Kuriosa erstehen, an denen die See hier reich ist. Tram nach Fujisawa und von dort die Eisenbahn leiten bequem nach Yokohama zurück.

Der Fuji-no-yama oder Fuji-san, d. h. Berg Fuji, so überaus interessant er auch für den Touristen und Geologen ist, und trotzdem er während seiner schneefreien Zeit im Hochsommer von Tausenden von Pilgern besucht wird, bietet kultisch doch nicht viel. Nur ein der Göttin des Berges gewidmeter Schrein Mukai-Sengen (Sengen ist der Name dieser Lokalgöttin) befindet sich unterhalb des eigentlichen Gipfels. Interessant ist es, die steilen Gipfelwege über und über mit abgängig gewordenen Strohsandalen der Pilger bedeckt zu sehen, so daß die Wege in der Sonne wie beschneit weißlich schimmern. Aber auch der europäische Tourist zieht die oben erwähnten Zori über seine Stiefel, um gegen ein Ausgleiten geschützt zu sein. —

Erst am 9. August (1913) siedelte ich definitiv nach Tokyo über. Ich geriet in eine heiße Zeit. Zugleich herrschte eine große Trockenheit. Wie man im Gebirge dem armen Regengott mitspielte, habe ich schon erwähnt. In den Dörfern der Umgegend zündeten die Bauern abends vor jeder Türe Strohbündel als Opfer an, um Regen zu erflehen. Von ferne sah man den Feuerschein und Rauch. In Kobe wurden damals bei einer Schlägerei um Wasser eines schönen Tages 38 Menschen erschlagen. In den Tokyoer Tempeln sahen wir abends Veranstaltungen von Massengebeten, unseren Bittprozessionen ähnlich. Wahrscheinlich aber hat man dabei des Guten zuviel getan. Denn nach wenig Tagen kam es zu heftigen Regengüssen, die vielfach Überschwemmungen verursachten. Auch der Vesuv Asamo in unserer Nachbarschaft regte sich und richtete Unheil an. Doch empfand man in der Stadt von alledem verhältnismäßig wenig.

Für frisches Wasser sorgte andauernd mein freundlicher Gastwirt, ein mit einer deutschen Dame verheirateter Engländer. Eine unerfreuliche Beigabe des dortigen Aufenthaltes war jedoch die Moskitoplage.

Mein Reiseführer besagte, daß zum Besuche gewisser kaiserlicher Schlösser in Japan ein Erlaubnisschein erforderlich sei, den die betreffende Botschaft beim Ministerium des Kaiserlichen Hauses vermittle. Mir solchen zu verschaffen, war mithin einer meiner ersten Schritte in Tokyo. Ein Rikschamann fuhr mich vor ein stattliches Gebäude, welches er mir als das deutsche Botschaftshotel bezeichnete. Zur Vorsicht fragte ich aber noch den Portier, ob ich hier recht in der deutschen Botschaft sei, was ich mir auf Japanisch von dem Hotelmanager hatte aufschreiben lassen. Der Türhüter nickte freundlich lächelnd, nahm meine Karte und führte mich in einen durch Binsenmatten geschlossenen Warteraum. Nach längerer Zeit erschien ein elegant europäisch gekleideter Herr und fragte mich auf französisch nach meinem Anliegen. Ich trug ihm dasselbe vor, wies meine Legitimation vor und erhielt den Bescheid, daß man sich für mich bemühen wolle. Als nach einigen Tagen hierauf nichts erfolgt war, sprach ich nochmals vor. Diesmal empfing mich ein nur englisch sprechender Herr. Ich mußte meinen Wunsch nochmals aussprechen und wurde dahin beschieden, daß ich mich an das Ministerium des Kaiserlichen Hauses zu wenden habe. So klug war ich aber schon zuvor. Ich äußerte mein Befremden, hier statt deutsch vorgestern französisch und heute englisch angeredet zu werden, und auch darüber, daß man die betreffenden Schritte nicht für mich tun wolle. Der Herr zuckte die Achseln, und ich war entlassen. Im Hotel angekommen, machte ich nun eine Eingabe an das Ministerium des Kaiserlichen Hauses dreisprachig und schickte es ab. Tags drauf sagte mir der Manager, als ich eben von einem Ausgang zurückkehrte, die deutsche Botschaft habe inzwischen telephoniert, ich möchte heute doch dort wieder vorsprechen. Bei diesem dritten Besuche nun empfängt mich ein diesmal deutschsprechender karmoisinvergnügter [2]) Herr in großer japanischer Uniform. Ich stutze. „Ich kenne Ihr Anliegen, Herr Doktor", sagte er. „Das Ministerium erteilt Ihnen die erwünschte Erlaubnis; pro forma aber muß diese von der deutschen Botschaft beantragt werden." „Verzeihen Sie", entgegnete ich, „nach allem mußte ich glauben, mich hier in der deutschen Botschaft zu befinden, daß dies aber nicht der Fall ist, sehe ich." „Allerdings", sagte er, „Sie sind hier im Kriegsministerium. Ich bin der Adjutant des Kriegsministers. Die deutsche Botschaft liegt gerade gegenüber."

---

[2]) Scherzhafte Bezeichnung für die Herren vom Generalstab wegen der karmoisinroten Streifen am Beinkleid.

Tableau! Bei diesem ganzen Rattenkönig von Irrungen und Mißverständnissen erscheint mir am seltsamsten, daß mein Hotel den vom Kriegsministerium ausgehenden Telephonanruf als von der deutschen Botschaft erfolgt angab. Herr Baron Schön, der Vertreter des Herrn Grafen Rex, unseres Botschafters, lachte nicht wenig, als ich ihm zwei Minuten später mein Abenteuer erzählte. Den Erlaubnisschein hatte ich am folgenden Tag in Händen. —

In einer Stadt von zwei und einer halben Million Einwohner, die noch dazu durchgehends in einstöckigen Holzhäusern wohnen, wodurch ein enorm ausgedehntes Areal eingenommen wird, kann man natürlich die Rikschas nicht entbehren. Aber auch das elektrische Straßenbahnnetz ist sehr gut ausgebaut und seine Benutzung empfehlenswert. Man zahlt für Riesenstrecken 5 Sen = 10 Pfg.; auch gibt es dabei noch Umsteigekarten. Tokyo ist die einzige Stadt in Japan, die auch außerhalb der europäischen Viertel einzelne großstädtisch angelegte Straßen und denkmalgeschmückte Plätze besitzt. Das liegt an ihrem Charakter als Residenz und zwar als moderne Residenz. Selbst das Kaiserliche Schloß ist zum Teil eine Neuschöpfung. Hierzu kommen die anderen Neubauten, wie die Kaiserliche Universität, das Hoftheater, Regierungsgebäude, mehrere Privat-Universitäten, Kronprinzenpalais, Kunst- und Handelsschulen, Museen, Banken, Post, Klubhäuser, Privatbauten usw., welche ganzen Straßen und Vierteln ein europäisches Aussehen geben. Es sind dies die Stadtteile zwischen dem Hafen und dem Kaiserpalais. Letzteres nimmt ein Stadtviertel für sich ein, hochgelegen auf zyklopischem Mauerwerk, von breitem Wassergraben umgeben, Schatzamt, verschiedene Ministerialgebäude, Kasernen und schöne Gärten in sich einschließend. Die vom Fischmarkt bis zum Shimbashibahnhof sich erstreckende Ginza ist eine breite, von eleganten Bazaren und Handlungshäusern umrahmte Geschäftsstraße, würdig einer modernen Hauptstadt. Was aber außerhalb der genannten Distrikte liegt, ist unverfälschtes Japan, ein Gewoge und Gewirre enger Holzhäusergassen und -gäßchen, aus dem nur einzelne Inseln hervorragen, seien es beachtenswerte Gebäude oder prächtige Parkanlagen.

Diese Parke sind es, welche der Stadt ihren hauptsächlichsten Reiz geben. Die Lage an der See bleibt landschaftlich unausgenutzt; von dieser ist die Stadt einerseits durch die Eisenbahn, andererseits durch das Hafenviertel zu sehr abgeschnitten. Die Parke aber sind von vollendeter Schönheit. Beginnen wir mit dem Shibapark. Er ist ausgezeichnet durch eine Fülle uralter Bäume und schöner Kryptomerienalleen, unter denen man wandelt wie in hohen Hallen. Schöne Steinlaternen zieren ihn. Er besitzt eine leichte Holzbrücke, von Glyzinien (hier Wistarien genannt) überdacht und über einen blühenden Lotosteich hinwegführend, den

Schildkröten und Goldfische beleben, — ein wahres Kabinettstück. Überhaupt liebt der Japaner die Natur und sucht in ihr seine Erholung. Keinem Hausbau steht ein Baum im Wege. Man baut das Haus einfach um den Stamm herum und läßt ihn das Dach überschatten. Hundertfach habe ich das gesehen. Allerdings liebt es der Japaner, die Natur in seinem Sinne umzumodeln. So zieht er Krüppelbäume in Blumentöpfen. Bei Herrn Asano sah ich einen solchen, der 130 Jahre alt war. Auch den japanischen Gartenanlagen haftet im Grunde genommen ein kleinlicher und spielerischer Zug an, doch läßt sich nicht leugnen, daß ihre Landschaftsgärtnerei trotzdem viel Geschmack entfaltet und eine wunderbare Anpassungsfähigkeit an die gegebenen Verhältnisse verrät. Wenn sich auch dieselben Motive immer wiederholen, geschlungene Pfade, Teiche mit Brücken, Steinplatten, scheinbar von der Natur dahin gestreut, Wechsel einzelner Bäume mit Baumgruppen und Gesträuch, Durchblicke auf reizvolle, möglichst waldige Hintergrunde, so gleicht doch kein Garten ganz dem andern. Auch haben diese Gärtner ein bewunderswertes Geschick, selbst einem kleinen Garten das Ansehen großer räumlicher Ausdehnung zu geben. Ferner sind fast alle Volksfeste mit Naturerscheinungen verknüpft. Bald ist es das Fest der Kirschblüte (die Bäume werden nur auf üppige Blüte, nicht auf Frucht gezüchtet), das Chrysantemenfest, das Fest der Wistariablüte, der Azaleenblüte, bald das Fest des herbstlich geröteten Ahorns, der Lilien, der Irisblüte usw. Ein Volk, welches an solchen Schönheiten der Natur eine so allgemeine und so volle Freude findet, wie die Japaner, muß einen reichen Schatz an poetischem Empfinden in seiner Seele besitzen. Auch seine Tempel erbaut der Japaner auf waldigen Höhen, in altehrwürdigen Hainen oder umgibt sie mit solchen, was gerade den Germanen urheimatlich anmutet. (Fortsetzung folgt.)

Einiges über Telepathie.

Praktische Versuchsresultate.

Von Ludwig Jahn-Höxter (Weser).

Das Staunen über das Alltägliche, über das Bekannte und Überlieferte ist der Anfang der Philosophie, heißt es. Wieviel mehr müssen sogenannte wunderbare, aber auch alltägliche Vorgänge, solche telepathischer oder überhaupt okkultistischer Art Staunen erregen, wenn sie uns zum Bewußtsein kommen. Wenn! — Hieran liegt's. Wenn das „Wenn“ nicht wäre, wären wir weiter, dann hätten solche Vorgänge nichts Wunderbares mehr an sich. Im Durchschnitt mangelt es an Beobachtung oder Aufnahme-

fähigkeit hierzu; richtiger gesagt, sie ist latent, es kommt also nach dieser Richtung hin erst gar nicht zum Staunen, zum Anfang. Der neue Weg über die Hochebene zur Welträtsellösung wird nicht gefunden.

Für den Neuling auf okkultistischem Gebiete ist folgendes wohl staunenswert. Eine Person kreuzt den Weg einer anderen in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Metern, die Blicke begegnen sich, keine Gebärde, kein Zeichen, nur der Gedanke kommt: Die Person kennst du; einer bleibt stehen, der andere beschleunigt die Schritte, dann beiderseitiges Händeausstrecken und Händegeben, — Verlegenheit — Entschuldigungsphrasen. Beide hatten sich getäuscht, es waren beide sich fremd.

Ein anderer Fall: In seinem Arbeitszimmer sitzt jemand, der nichts weniger als zerstreut oder nervös ist, bei seiner Arbeit. Plötzlich fällt ihm ein, dies und das sofort besorgen zu lassen und er will klingeln; er zögert, da ihm die Vernunft sagt: der Auftrag ist nicht ganz so eilig, er kann nachher gegeben werden, wenn das Mädchen kommt; infolgedessen klingelt er nicht. Da nähern sich Schritte der Tür, es klopft, herein tritt das Mädchen mit der Frage, ob geklingelt worden wäre.

Dieses „in Gedankenklingeln" geschah ein paar Tage später noch einmal.

Diese beiden eigenen Erlebnisse geben mir zum Nachdenken Anlaß und zur Frage, ob ähnliche sonderbare Ereignisse auch früher geschehen und welcher Art diese waren. Und siehe, da kehrten dann eine ganze Reihe von Eindrücken in das Gedächtnis zurück. Z. B. wenn man auf der Straße unbewußt die Rückseite eines Spaziergängers fixierte, drehte er sich sofort um; oder man saß auf dem oberen Range eines Theaters und interessierte sich plötzlich für eine Erscheinung im Parquett, da sah die betreffende Person, ob Männlein oder Weiblein, sofort nach oben.

Nach solcher Entdeckung wurde so etwas bei jeder Gelegenheit und mit Erfolg probiert, auch Umfrage nach Erfahrungen solcher Art bei Bekannten gehalten. Ein junges Mädchen erzählte, wie sie und ihre Freundinnen im Theater mit Vorliebe die Glatzen der Herren fixierten, weil es ihnen Spaß machte, wenn die betreffenden daraufhin sich den Kopf kratzten.

Als vorzügliches Versuchsobjekt zeigten sich die Pferde, was ich auch später, als ich die Literatur über diese Gebiete studierte, von anderer Seite bestätigt fand. —

Ich möchte nun über eine Reihe von telepathischen Vorgängen, die ich erlebt, und Versuchen, die ich ferner angestellt habe, berichten. Bei meinen Aufzeichnungen habe ich die bewußt in der Nähe oder Ferne angestellten Versuche und die spontanen Vorgänge als erste und zweite Gruppe voneinander getrennt; beide enthalten gute Resultate, die spontanen Vorgänge

sind aber überzeugender als Beweise für die Möglichkeit des telepathischen Verkehrs.

I. Gruppe: 1. Versuch mit Berliner Droschkenpferden. Bekanntlich zeigen diese Pferde eine große Ruhe und Gleichgültigkeit bei allem Geschehen um sich her, Lärm, Unfall, Schrecken, etwas, das den Menschen nervös und unruhig macht. Auf den Halteplätzen steht es mit mehr oder weniger gesenktem Kopfe da, halbschlafend. Lebendig wird es nur beim Hafersack und unruhig, wenn sich ein Fremder dem Wagen nähert, da es einen Fahrgast wittert und der ist ihm unbequem. — Ich stand auf der hinteren Plattform eines Straßenbahnwagens, der an der damals endlosen Reihe von Droschken beim Zoologischen Garten vorüberfuhr, als ich blitzschnell den Entschluß faßte, die Pferde zu fixieren und siehe, alle Pferde ohne Ausnahme wandten den Kopf mir zu. [Wohl wegen des Geräusches?]

2. Versuch mit einem führerlosen Pferde. Hier am Wohnorte begegnete mir auf ruhiger Straße ein Arbeitspferd ohne Wagen, weiter hinterher folgte sein Kamerad mit dem Führer. Dieses Pferd wurde von mir auf's Korn genommen, infolgedessen blieb es erstmal stehen und machte dann eine Wendung von über rechtem Winkel zu mir hin. Die Entfernung zwischen uns betrug vielleicht zehn Meter. Erst durch Anruf seines Lenkers, der inzwischen mit dem anderen Pferde sich ihm genähert hatte, setzte es seinen alten Weg fort.

3. Versuch mit einem Hunde. Vom geöffneten Fenster des ersten Stockwerkes aus beobachtete ich auf der Straße den Hund vom Hause, einen Teckel, wie er mit seinen vierbeinigen Freunden spielte. Ich fasse den Gedanken: Der Hund soll zu mir kommen. Das Spielen läßt kurz darauf nach, der Teckel geht ins Haus und schon meldet er sich vor der Türe durch Kratzen und leises Heulen. — Es erübrigt sich wohl die Bemerkung, daß bei allen genannten Versuchen keine Bewegung, kein Zeichen gemacht, auch kein Laut gegeben, sogenannte „Pfungst'sche Hilfen" nicht gebraucht wurden. Mit Pferden wurden solche Versuche hier und da fortgesetzt, mit Hunden weniger. Hundeliebhaber würden großartige Resultate erzielen, da der Hund mehr an den Menschen gewöhnt ist.

4. Versuche mit Personen. Mir war ein Besuch angekündigt. Die festgesetzte Zeit verging. Ich war ungewiß, ob er es vergessen hatte, oder später kommen werde, ich wartete und suchte ihn in Gedanken. Plötzlich fühlte ich oder hatte die Gewißheit, daß er auf dem Wege zu mir war. Die Zeit wurde angemerkt. Ungefähr eine halbe Stunde später war er da und entschuldigte sich wegen der Verspätung, er hatte es ganz vergessen, bis vor einer halben Stunde auf dem Platze so und so sein Versprechen

ihm eingefallen war. Die Entfernung der Örtlichkeit von meiner Wohnung entsprach auch der angemerkten Zeit.

5. Nicht so gut waren die Versuche telepathischer Art, die ich längere Zeit nachher, mit meinem Bruder, der sich für die Sache interessierte, anstellte. Es war verabredet, einmal die Woche zu einer bestimmten Zeit (mitteleuropäisch) während fünf Minuten zu „sitzen". Wir wechselten ab, d. h. wir waren abwechselnd Absender oder Empfänger. Die Entfernung der Aufenthaltsorte betrug 80 km in der Luftlinie. Dieses Telegraphieren ohne Draht wurde folgendermaßen gehandhabt: Der Absender hatte vor der Sitzung dem Empfänger sein Programm einzuschicken, das anfangs, des Einarbeitens wegen, leichtere Aufgaben umfaßte; z. B. waren mehrere Sätze ähnlichen oder verschiedenen Sinnes, oder Worte, Städtenamen, Sinnsprüche aufnotiert, von denen ein Teil übermittelt werden sollte. Nach der Sitzung wurde sofort das Abgesandte und Empfangene gegenseitig mitgeteilt, so daß die Nachrichten sich kreuzten.

In einem halben Jahre wurden 26 Aufgaben gestellt. Von diesen schieden 5 wegen Versäumnis aus, von den übrigen Versuchen waren 6 vollständig richtig, 4 halb richtig, 11 demnach falsch. Für 4 von diesen Blindgängern können aber Milderungsgründe angeführt werden, nämlich einmal saß der Empfänger $2\frac{1}{2}$ Minuten zu früh, so daß der Absender abgelenkt wurde, das andere Mal war das Programm unklar und in zwei Fällen die Aufgabe zu schwierig. Interessant war die dritte Sitzung, wobei mein Bruder Absender war. Es wollte nicht recht klappen, ich wurde von einem Satze immer nach einem anderen gezogen, obwohl damals nur einer übermittelt werden sollte. Die Nachricht gab die Erklärung; mein Bruder hatte, da er das Programm nicht fand, aus dem Gedächtnis einen Satz telegraphiert, der aus den beiden Sätzen gebildet war. Nun war die Sache klar! — Wie ich noch erwähnen will, litten die Versuche oftmals auch darunter, daß mein Bruder beruflich stark in Anspruch genommen und oft ohne die nötige ruhige Gemütsverfassung dabei war.

6. 15 Sitzungen mit weiblichen Personen. Zur Erzielung besserer Resultate machte ich darauf Versuche an Ort und Stelle, diesmal mit jungen Mädchen als Versuchspersonen. In demselben Raume saßen Absender und Empfängerin in einiger Entfernung sich gegenüber. Übertragen wurden Eigennamen, Dingwörter, Farben, Zahlen, Gegenstände des Zimmers u. a. m.

Diesen Versuchen mit Gedankenübertragung gingen regelmäßig andere Übungen voraus (ich nannte es „Strom senden"), die sehr gute Erfolge zeitigten. Die Versuchsperson bekam die Enden zweier längerer Kupferdrähte in die Hände, hatte sich ganz passiv zu verhalten und die Augen zu schließen; die anderen

Enden des Drahtes behielt ich in Händen, selbstredend war der Draht nicht angespannt, er lag in Windungen auf dem Boden.

Nun sandte ich Strom ganz willkürlich mal links, mal rechts, und die Empfängerin hatte, je nachdem wo sie den Strom empfand, links oder rechts zu nennen, oder den betreffenden Arm anzuheben. — In einem einzigen Falle waren mehr Versager als Treffer, sonst war das Verhältnis von falsch und richtig, wie 1 : 3, 1 : 4 oder 1 : 5 und steigerte sich bis 1 : 13, d. h. von 14 Versuchen war nur 1 falsch. Statt des Kupferdrahtes wurde auch eine einfache Schnur genommen; hierbei ergaben in einer Sitzung mal 50 Versuche 45 Treffer. Auch wurde Strom ohne jede Zwischenverbindung übersandt. Resultat: bei 46 Versuchen 37 Treffer, also ein Verhältnis von 1 : 4. — Im ganzen wurden über 1100 Versuche dieser Art angestellt. Die Empfindung war bei den verschiedenen Personen fast dieselbe. Es war meistens ein Kitzeln, Stechen oder Reißen in der betreffenden Hand oder im Arm zu verspüren. Danach ist es auch zu erklären, warum, wie oben erwähnt, die Herren sich den Kopf kratzten, sobald er fixiert wurde. Bei den Gedankenübertragungen, wobei die Aufgaben ebenfalls einem vorher genannten Programm entnommen wurden, gelangen am besten die Farben, am wenigsten die Zahlen, von den Dingwörtern am besten die, wobei die Phantasie mithelfen konnte, wie ich feststellte, z. B. beim Turm übertrug sich die Vorstellung des Hohen, beim Wasser das Gefühl der Ruhe, beim Weib die Form, bei der Bank die Vorstellung des Niedrigen, des Gestreckten, es waren also mehr Vorstellungen, Bilder als Worte, die übertragen wurden. Bei der Zahlenübertragung, die, wie gesagt, nicht gut ausfiel, zeigte sich verschiedenste Veranlagung der Versuchspersonen; bei der einen waren von 11 Versuchen 5 richtig, bei einer anderen gelang es anfangs gut, dann kamen mehr Versager als Treffer, vielleicht war aber auch eintretende Ermüdung schuld daran. — (Schluß folgt.)

Die stigmatisierte Tertiarin Maria Beatrix Schuhmann aus Pfarrkirchen.

Von A. Fr. Ludwig, Freising.

II.

(Schluß von Seite 231.)

Ich komme nun zu den supranormalen Fähigkeiten ihrer Seele. Da ist zunächst gewiß vielen auffallend, daß sich ein einfaches Bauernmädchen ohne höhere Bildung so gewandt in ihren Briefen und den auf Geheiß der Beichtväter gemachten Aufzeichnungen auszudrücken versteht, und zwar oft

über die schwierigsten Probleme des Seelenlebens. Auch ihr Takt und Feingefühl ist bewundernswert. Doch hat die Sache nichts Erstaunliches, wenn man bedenkt, daß ihre tiefe Frömmigkeit, ihre Einigung mit Gott und Übung der Meditation auch die natürlichen Fähigkeiten des Geistes entwickelten, erhoben und veredelten. Es zeigt sich dies ja bei Erhebungszuständen der Seele auch außerhalb des hagiologischen Kreises. Die okkultistische Literatur ist voll von Beispielen, wie Medien im „Trance" in erhabenster Sprache reden; auch bei den Somnambulen hat man das gleiche beobachtet, ebenso bei starken Erregungszuständen, wie z. B. zur Zeit der französischen Hugenottenverfolgung, wo von Enthusiasmus ergriffene Kinder als Prediger auftraten.[22]) Was aber hier nur in außergewöhnlichen Erregungszuständen auftritt, das scheint bei Maria Schuhmann zum habituellen Zustand geworden zu sein: eine Veredelung und Erhöhung des natürlichen Wesens. Als besondere Gnadengabe wird in der Biographie dann erwähnt ihre merkwürdige Fähigkeit, auch in der Ekstase bei völlig gehemmtem Gesichtssinn jeden Priester an dessen konsekrierten Fingern zu erkennen, eine Probe, die wiederholt angestellt wurde.[23]) Ebenso erstaunlich war, daß die Berührung von Reliquien[24]) auf sie wirkte, als ziehe ein elektrischer Strom durch sie hindurch. An eben dieser elektrischen Wirkung erkannte sie auch die konsekrierte Hand des Priesters, nur mit dem Unterschied, daß bei der Reliquie diese Wirkung auf die Hand beschränkt blieb, während bei Berührung der konsekrierten Finger es wie ein Blitz den ganzen Körper durchfuhr. Außerdem zeigten sich an ihr Fähigkeiten, die ich nicht unter den Begriff „Gnadengaben" stellen möchte, weil sie auch an Medien und anderen Personen beobachtet wurden, bei denen, um mit Gutberlet zu reden, das Verhältnis des Geisteslebens zur leiblichen Disposition ein abnormes ist. Es trifft das letztere aber auch bei den christlichen Mystikern und Aszeten zu, wo das Körperliche schließlich derart zurücktritt, daß sich seelische Kräfte entfalten, die, so lange man keine psychische Forschung kannte, für Wunder angesehen wurden. Ich meine z. B. das Gedankenlesen, das Hellsehen und Fernwirken. All dies ist bei Maria Schuhmann konstatiert worden. So z. B. stand sie in sog. geistigem Rapport mit ihrem Beichtvater und führte einen Gedankenbefehl von ihm aus,[25]) sie konnte sich in der Ekstase in eine entfernte Kirche versetzen und Angaben machen, die nur einem möglich waren, der dort körperlich anwesend war,[26]) sie begleitete im Geiste den Seelsorger zu Sterbenden und konnte genau Bescheid geben über die Orte, wo er gewesen, über die Worte, die er geredet, über die Strapazen, die er beim Unwetter gelitten, sie konnte sagen, ob der Geistliche, wenn er zu ihr kam, vorher in der Kirche oder auf dem Eis gewesen war,[27]) sie durchschaute das Innere mancher Personen, die

ihr nahegetreten,[28]) so daß eine hochstehende Dame äußerte: „Mir war, als ob sie meine Gedanken kenne, manchmal kam sie meinen Reden zuvor und sagte das, was ich mir eben dachte." Sie sagte 1870 die Niederlage der Franzosen mit aller Bestimmtheit voraus,[29]) fühlte voraus, wenn unerwartet der Geistliche die hl. Kommunion brachte;[30]) als die Fürstin Thurn und Taxis sie besuchte, erkannte sie die Eintretende sogleich, die sie nie gesehen,[31]) sagte einer Freundin deren nahes Ende vorher, wie sie auch den glücklichen Ausgang gewisser Angelegenheiten vorausverkündete[32]) und arme Seelen sah und beschrieb, deren Person ihr unbekannt gewesen war, die aber anderen bekannt waren und von ihnen aus der Beschreibung erkannt wurden. Allein es handelt sich in all oder fast all diesen auffallenden Erscheinungen um keine „Wunder", sondern um supranormale seelische Kräfte, die immer wieder im Laufe der Geschichte bei den verschiedensten, auch manchmal recht unheiligen Personen aufgetreten sind, Fälle, die so gut bezeugt sind, daß es absurd wäre, sie leugnen zu wollen.[33]) Über die Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Phänomene des Seelenlebens entscheidet natürlich nicht die Erfahrung des einzelnen, sondern, weil es sich um seltene abnorme Dispositionen handelt, die Erfahrung der Menschheit, die niedergelegt ist im Schrifttum der vergangenen wie gegenwärtigen Zeit. Wie vorsichtig man sein muß mit dem Begriff „Gnadengaben" zeigt ein Beispiel, das ich in meiner Abhandlung: „Beiträge zur Geschichte des Pöschlianismus"[34]) brachte. Die verheiratete Schwester eines Geistlichen, Magdalena Sickinger, teilte ihrem neuen Seelsorger, Pfarrvikar Pöschl, mit, daß sie ein halbes Jahr vor Ankunft Pöschls in seiner neuen Stelle, zur Zeit, als er eben in Braunau harte Anfeindungen zu erdulden hatte, in der Nacht ein Gesicht hatte. Sie sah einen Geistlichen, genau von der Gestalt und dem Äußeren Pöschls, der krank im Bett lag und den sie bediente. Es wurde ihr gesagt, es sei ihr Bruder, wobei sie sich aber immer fragen mußte, wie dies ihr Bruder sein könne, da er doch ihrem leiblichen Bruder gar nicht ähnlich sah. Sie hatte diese Vision damals auch ihrem Mann mitgeteilt. Als sie nun Pöschl zum erstenmal in der Kirche bei der heiligen Messe erblickte, eilte sie mit den Worten nach Hause: „Jetzt ist der Geistliche da, den ich vor einem halben Jahre im Traum gesehen habe. Er gleicht ihm auf ein Haar!" Der vorschauende Traum hatte, auch in symbolischer Weise das eigenartige aftermystische Verhältnis angedeutet, in das die beiden bald zueinander treten sollten. Damit vergleiche man, was S. 104 unserer Schrift berichtet wird, wonach der Leidenden mehrere ihrer Seelensorger vorher im Gesichte gezeigt worden waren, einer davon mit dem Bemerken: „Dieser wird dich sehr kränken."

Auch die prophetische Vorschau ist nichts, was der christlichen Mystik ausschließlich eigen wäre[35]) und ob der Seherin bestimmt kundgegebene Meinung, daß wir in den letzten Zeiten leben,[36]) als eine wahre prophetische Vorschau zu werten ist, das dürften wohl die wenigsten annehmen. Der sog. seelische Rapport aber, die Telepathie und Telekinesie sind etwas so bestimmt Nachgewiesenes, daß ich einfach auf die von mir zitierte okkultistische Literatur verweise.[37]). —

III.

Nach all dem Vorerwähnten ist es fast selbstverständlich, daß auch die Vision im Leben der leidenden Jungfrau eine bedeutende Rolle spielte. Aber auf diesem heiklen Gebiete muß man mit dem Prädikat „übernatürlich" ganz besonders vorsichtig und zurückhaltend sein denn meist sind die Visionen nichts als Halluzinationen, Produkte der Einbildungskraft und des körperlichen Organismus, die hervorgerufen werden können durch starke psychische Erregung, sei es poetische, kriegerische oder religiöse, durch Liebe und Sehnsucht, aber auch durch Blutverlust, durch Hunger, durch strenge Aszese und fortgesetzte Kontemplation. So hatten Mohammed, Luther, Goethe Halluzinationen, der Dichter Otto Ludwig hatte eine solch' visionäre Kraft,[38]) daß ihm seine poetischen Gebilde zu sichtbaren Gestalten wurden von manchmal quälender Deutlichkeit. Allerdings kann es auch Realvisionen geben, denen eine objektive Wirklichkeit zugrunde liegt, aber sie lassen sich nicht ohne Schwierigkeit als solche erkennen. Hat doch schon Görres[39]) seine warnende Stimme erhoben, indem er darauf hinwies, daß selbst echte „höhere" Visionen neben dem übernatürlichen auch ein natürliches Element in sich tragen, weil die aufnehmende Persönlichkeit dem Irrtum nicht entrückt ist. Und vor solcher Täuschungsmöglichkeit schütze auch nicht die Frömmigkeit des Schauenden, namentlich, wenn es sich um Individuen weiblichen Geschlechts von starker Phantasie handle. Darum seien solche Visionen den Theologen auch dann kein sicheres Zeichen höheren Ursprungs, wenn sie mit Ekstase, mit körperlicher Erhebung von der Erde, mit innerer Erhebung und Süße verbunden seien. Und Zahn[40]) hat nicht unterlassen, zu betonen, daß auch in den Visionen, die im Leben der Heiligen berichtet werden und selbst in kirchlich approbierten Sammlungen ihrer Gesichte sich Irrtümliches finden könne. Als Illustration dazu stellt er dann selbst eine Reihe solcher Irrtümer zusammen, wonach z. B. einige der Seherinnen behaupteten, Christus sei mit drei Nägeln gekreuzigt worden, während andere wissen wollten, daß vier dazu verwendet wurden; nach Maria von Agreda lebte Maria noch 21 Jahre nach der Himmelfahrt des Herrn, nach Kath. Emmerich nur noch 13, nach Brigitta 15, nach

Elisabeth v. Schönau 1½ Jahre. Es kommt vor, daß eine Visionärin die andere desavouiert; so behauptet K. Emmerich, daß in den Gesichten der M. Agreda sich Irrtümer fänden, während ihre eigenen Visionen mit dem biblischen Bericht in einer Reihe von Punkten in Spanung stehen.[41]) Die Schauungen dieser frommen Personen kleiden sich eben in das Zeitgewand, in eigene Erinnerungen und die Anschauungen der Umwelt. Darum sieht auch K. Emmerich die Apostel bereits in „Meßgewändern" zelebrieren vor einem „Tabernakel" und „Ziborium" und hat in die Provenienz des Abendmahlkelches alles Mögliche hineingeheimnist. Der Biograph der Maria Schuhmann legt nun großes Gewicht darauf, daß zwischen ihren Visionen über das Leiden Jesu und denen der K. Emmerich „eine beinahe an Identität grenzende sachliche Übereinstimmung" bestehe. Nie aber habe die Kranke Schriften Emmerichs[42]) gelesen noch auch sich daraus vorlesen lassen. Ein Vergleich ergibt in der Tat oft eine solch auffallende Übereinstimmung bis in Nebenumstände, daß man sich fragt, ob nicht doch die Leidende früher manches aus den Visionen der Nonne von Dülmen hörte, aber längst vergessen hatte (denn der Verfasser sagt ja selbst: „sie hatte für derlei Visionen kein Gedächtnis. Was sie früher geschrieben, davon wußte sie später nichts mehr"), während in der Ekstase die Erinnerung aus den Tiefen des Unterbewußtseins wieder emporstieg. Niemand wird aber wohl an eine Realvision denken, wenn sie erzählt,[43]) daß ihr Herz aus ihrem Leibe genommen, von Christus gereinigt und dann durch Maria ihr wieder zurückgestellt wurde, daß die Fesselung ihrer Hände mehr war als Halluzination,[44]) und ebenso auch die dämonischen Schauergestalten, die vor ihren Augen alle Arten greulichster Unzucht verübten. Wenn sie in der Faschingszeit lüsterne Musik, lockende Tanzweisen, obszöne Gesänge hörte,[45]) so können das recht gut dramatisch gestaltete Erinnerungen aus ihrer Dienstzeit gewesen sein, in der sie ja Zeugin gar manchen unsittlichen Auftritts sein mußte, wie die Biographie selbst schildert.

Was aber über ihre geistige Vermählung mit Christus gesagt wird,[46]) das macht stark den Eindruck, daß man es da mit einer Art Transfiguration des weiblichen Liebesbedürfnisses zu tun hat, d. h. einer Umwandlung und Verklärung des Sexuellen in Mystisch-Religiöses.[47]) Wie leicht es bei religiös stark erregbaren Frauen zu Gesichts- und Gehörshalluzinationen kommen kann, das habe ich in den „Neuen Untersuchungen über den Pöschlianismus" geschildert,[48]) daß nämlich die aszetische Lektüre und die religiösen Gespräche mit Pfarrer Pöschl sich allmählich bei Magdalena Sickinger zu Gesichts- und Gehörshalluzinationen verdichteten. Sie sah Christus in ihrem Herzen von Engeln umgeben und vernahm eine aus ihrem Innern tönende Stimme, die sich wie ein Orakel befragen ließ. Besondere „Offenbarungen" hatte sie, wenn

sie nachts über das bittere Leiden Christi nachdachte. Mit der Stimme gleichzeitig trat immer „eine Vernichtung des gewöhnlichen Zustandes ihres Seins“ ein, die aber aufhörte nach der Entfernung Pöschls aus der Pfarrei. Ich hatte auch unter meinen ehemaligen Schülern einen sehr frommen Theologiekandidaten, der mir versicherte, er höre öfter nach Empfang der hl. Kommunion eine innere Stimme, die ihm sage, er sei zur Bekehrung der Protestanten berufen! Ich konnte ihn nur auf das warnende Exempel Pöschls und der Sickinger hinweisen. Damit will ich aber nicht behaupten, daß es nicht eine prophetische Vorschau geben könne, die sich zu einer „inneren Stimme“ verdichtet und als solche äußert. Wenigstens scheint das der Fall gewesen zu sein bei dem Vorgang, der auf S. 152 geschildert ist. Maria Schuhmann hat in richtiger Erkenntnis wiederholt ihre Vision als „Phantasie“ bezeichnet, allein einer der Beichtväter war so ungeschickt, die Bildung dieser Visionen noch zu begünstigen dadurch, daß er sie offenbar alle als höhere Offenbarungen betrachtete und die Leidende unter dem Gehorsam zwang, ihre Schauungen aufzuschreiben oder sie ihm zu diktieren, was ihr bei ihrer Demut stets höchst peinlich war. So heißt es auch diesbezüglich in der Biographie[49]): „Sie erschrak jedesmal, wenn jener Priester sie besuchte, dem sie über ihre inneren Zustände und Visionen hatte Mitteilung machen müssen und konnte die ängstliche Besorgnis, sie könnte ihn und sich selbst getäuscht haben, bis an ihr Lebensende nicht los werden.“ Jener Beichtvater hat nicht bedacht, worauf Zahn so richtig hinweist,[50]) daß sich leicht die Sucht nach dem Außerordentlichen einschleichen könne und solche Seelen in Gefahr gebracht werden, daß ein Hang nach eitler Ehre ihr Wesen trübt. Ja, mir will es manchmal fast wie eine Profanation vorkommen, daß so zartfühlende, feingestimmte Seelen durch den unerleuchteten Eifer von Leuten, die nicht selten in Versuchung kommen, sozusagen, Heilige künstlich züchten zu wollen (mußte sie es doch probieren, von der hl. Kommunion allein zu leben, was sich aber als unmöglich erwies!), gezwungen werden, das innerste Heiligtum ihrer Seele zu öffnen und neugierigen Blicken preiszugeben unter der Devise „omnia ad majorem Dei gloriam“! Es bleibt auch beklagenswert, daß die Arme in viele Gewissensängste gebracht wurde durch die nicht zu billigende geistliche Doppelführung, bei der jeder der Beichtväter nach einer entgegengesetzten Maxime handelte.[51]) Und was soll man von einer solchen Leitung sagen, die stark an Konrad von Marburg erinnert, wonach die Leidende, die ohnehin so viel an Schlaflosigkeit litt und Ruhe sehr notwendig gebraucht hätte, „die ganze Nacht hindurch nie eine Minute ruhen durfte, auch nicht beim kältesten Winter, sondern die ganze Nacht betend und wachend zubringen sollte und dabei die schwersten Anfechtungen zu bestehen hatte“,[52]) daß man zuließ, wie sie

fortgesetzt die schwersten Bußübungen sich auflegte aus Furcht vor den Peinen der Hölle[53]) und daß jener Beichtvater, „um sie im Gehorsam zu prüfen“, wie der klassische Ausdruck lautet, ihr das Einzige noch wegnahm, was ihr auf ihrem Schmerzenslager noch Freude machte, ein Kruzifix (wenn auch nur eine Zeit lang) und ihr keine noch so kränkende und schmerzliche Demütigung ersparte.[54]) Das ist eine barbarische Heiligungsmethode, die der Vergangenheit angehören sollte und die am wenigsten angebracht war gegenüber einer Seele, die ohnedies fast beständig von körperlichen und seelischen Leiden heimgesucht war. —

Am Schluß dieser Darlegung möchte ich nochmals darauf hinweisen, daß die fromme Dulderin das Außerordentliche nicht gesucht hat, daß sie betete und beten ließ, es möge alles, was Aufsehen erregen konnte, von ihr genommen werden. „Das Heil“, sagt Zahn mit Recht,[55]) „liegt nicht in den außerordentlichen Dingen. Nicht visionäre Erleuchtung, sondern der Glaube ist die Grundlage des christlichen Lebens und nicht die Ekstase, sondern die Liebe ist Höhepunkt der Vollkommenheit.“ Das Hauptwunder lag, möchte ich sagen, bei ihr, wie bei allen Heiligen der katholischen Kirche, auf moralisch-religiösem Gebiet, es lag in ihrer unvergleichlichen Gottinnigkeit, ihrem Berge versetzenden Glauben, dem ununterbrochenen Gebetsleben, der reinsten Nächstenliebe (denn es ist rührend, was sie, die selbst arm war, doch von ihrem Krankenbett aus alles für die Armen tat und tun ließ),[56]) in ihrer tiefen Demut,[57]) dem freudigen Gehorsam auch gegen härteste Befehle und ihrer steten Leidensfreudigkeit. So darf Maria Beatrix Schuhmann einer Emmerich, einer Maria Mörl, einer Louise Lateau vollkommen an die Seite gestellt werden als eine Zierde der Kirche Bayerns.[58]) —

---

[22]) Vgl. meine Schrift: „Neue Untersuchungen über den Pöschlianismus“, Regensburg 1906, S. 34. — [23]) S. 81 ff., S. 26, 32, S. 10, 83. — [24]) S. 37. — [25]) S. 86, wenn man in dem bestimmten Fall nicht etwa eine Gedankenübertragung annehmen will. — [26]) S. 87. — [27]) S. 94, 191. — [28]) S. 192. — [29]) S. 111. — [30]) S. 114. — [31]) S. 120. — [32]) S. 154, 156. — [33]) Ich verweise hier nur auf die wichtigste hier einschlägige Literatur, z. B. Perty „Die mystischen Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens“; derselbe „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes“ 1869; derselbe „Die sichtbare und die unsichtbare Welt“ 1881; du Prel: „Die Magie als Naturwissenschaft“; derselbe „Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften“ 1894, Leipzig, Günther; Kerner „Die Seherin von Prevorst“, 6. Aufl., Stuttgart 1892; Kiesewetter „Geschichte des Okkultismus“; Kreyher „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens und die biblischen Wunder“, Stuttgart 1880; Lapponi „Hypnotismus und Spiritismus“, Leipzig 1906; Lombroso „Hypnotische und spiritistische Forschungen“, Stuttgart 1910; Deinhard

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Wiederverkörperung.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

(Schluß von Seite 248.)

Und Georg Ebers sagt in seinem Roman „Kaiser“ beinahe dasselbe in folgenden Worten: „Das Gewissen ist eine Tafel, in die eine geheimnisvolle Hand jede unserer Taten unbeschönigt einträgt und auf der alles, was wir begehen, schonungslos beim rechten Namen genannt wird. Manches Mal gelingt es wohl, die sie be-

---

„Mysterium des Menschen“, Berlin 1910; Flammarion „Das Rätsel des Seelenlebens“, Stuttgart 1909; Bormann „Die Nornen“, Leipzig, Altmann, 1909; die Jahrgänge der „Annales des sciences psychiques“; die „Psychischen Studien“ (Leipzig, Mutze), die Veröffentlichungen der Londoner „Society for psychical research“ u. v. a. — [34]) „Archiv für Geschichte der Diözese“, Linz 1907. — [35]) Vgl. die oben zitierte okkultistische Literatur. Auch der Neuplatoniker und spätere christliche Bischof Synesios von Kyrene hatte diese Gabe. Insbesondere ist zu vergleichen Zurbonsen „Das zweite Gesicht“, 3. Aufl., Köln, Bachem 1913. Die biblische Prophetie unterscheidet sich wesentlich von der profanen Vorschau dadurch, daß es sich dort um die Dinge des Reiches Gottes handelt. — [36]) S. 193. — [37]) Vgl. auch meinen Artikel in den „Psych Studien“ 1913 „Ein Fall von Gedankenübertragung im Traum“. Man vergleiche ferner Bock „Einiges über Fernsehen und Voraussehen“ („Süddeutsche Monatshefte“ 1913, Heft 8); Schottelius „Ein Hellseher“ („Kosmos“ 1913, Heft 12) und Bormann „Neues über Hellsehen“ („Uebersinnl. Welt“ 1914, Nr. 3). — [38]) Nach Gustav Freitag's Bericht in den „Grenzboten“ 1866, Nr. 2. Vgl. dazu Staudenmaier „Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft“, Leipzig 1912. — [39]) „Mystik“, 2. Bd., S. 382 ff. — [40]) A. a. O., S. 529. — [41]) Zahn a. a. O. S. 531 u. „Blätter aus Prevorst“, Nr. 5 u. 7. — [42]) A. a. O., S. 125 ff. — [43]) S. 40—41 u. 116. — [44]) S 38. — [45]) S. 77 u. 66. — [46]) S. 58—59. — [47]) Das neue Forschungsgebiet der Psychoanalyse hat diesbezüglich wertvolles Material zutage gefördert namentlich in der „Zeitschrift für Psychoanalyse“ und in den „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“. — [48]) S. 33 ff. — [49]) S. 130. — [50]) A. a. O., S. 563. — [51]) S. 106, 109—119. — [52]) S. 178. — [53]) S. 179. — [54]) S. 110. — [55]) A. a. O., S. 557. — [56]) S. 171. — [57]) Nur eines scheint dagegen zu verstoßen, daß sie den angekündigten Besuch der Fürstin Thurn und Taxis verschoben wissen wollte, „weil sie jetzt viele Zeit zum Gebet für die Beichtenden verwenden müsse“. Sie habe auch deshalb beim lieben Jesus am Oelberg angefragt. Das sieht aus, als wolle sie sich rühmen, und erscheint auch wenig rücksichtsvoll, allein es war zweifellos mehr Ungeschicklichkeit des naiven Mädchens. — [58]) Der Wert des Buches hätte nichts verloren, wenn die Reimereien am Schlusse desselben, die ja gewiß sehr gut gemeint waren, weggeblieben wären.

deckende Schrift für kürzere oder längere Zeit zu verwischen und zu verdunkeln; oftmals aber leuchten die Lettern in dieser Tafel mit unheimlich hellem Glanze auf und nötigen das innere Auge, sie zu schauen und zu beachten."

Noch deutlicher spricht sich Davis über diesen Gegenstand im II. Band der „großen Harmonie", im „Lehrer", aus. Er sagt dort: „Das in jeder Seele inwohnende Bewußtsein des Rechts kann nicht ungestraft entweiht werden. Gefühllosigkeit dagegen kann zwar durch Opiate oder Alkohol bewirkt werden, und die Forderungen des Gewissens können durch eine Folge physischer Erregungen zum Schweigen gebracht werden; doch wenn der Körper nicht länger mehr die Opiate oder die Zerstreuungen verträgt, dann kommt der ‚Kriegszug' in die Seele. Der geringste Eindruck des Unrechttuns tritt dann kühn vor das Forum des Gewissens, jeder unheilige Gedanke ist ein Gefangener vor der Vernunft, und so büßt jedermann die gesetzlichen Folgen seiner Sünden gegen den Heiligen Geist, welche von keinem Menschen und nach keinem Prinzip vergeben werden können, sondern nur auszuleben sind durch ein gerechtes Leben." —

Emanuel Swedenborg, dessen übersinnliche Fähigkeiten kaum bezweifelt werden können, ist durch intuitive Erkenntnis zu wesentlich gleichen Ergebnissen gelangt wie Davis und andere Somnambulen.

In seiner Schrift „Himmel und Hölle" äußert er sich hierüber wie folgt: „Unter dem Lebensbuche des Menschen, von dem in der Heiligen Schrift die Sprache ist, ist zu verstehen, daß alles, sowohl die Handlungen, als die Gedanken dem ganzen Menschen eingeschrieben sind, und wenn sie aus dem Gedächtnisse zurückgerufen werden, wie aus einem Buche abgelesen erscheinen, und wie im Bilde gesehen, wenn der Geist im Lichte des Himmels betrachtet wird. Diesem will ich noch etwas Denkwürdiges über das nach dem Tode bleibende Gedächtnis des Menschen beifügen, wodurch ich bestärkt wurde, daß nicht nur das Allgemeine, sondern auch das Allereinzelnste, was ins Gedächtnis eingegangen war, darin haftet, und nie ausgelöscht wird; es erschienen mir Bücher mit Schrift darin, wie in der Welt, und ich ward belehrt, daß sie aus dem Gedächtnisse derer seien, die sie geschrieben hatten, und daß darin auch nicht ein Wort fehle, das in dem von ihnen in der Welt geschriebenen Buche stand, und daß in dieser Weise aus dem Gedächtnisse eines Andern die allereinzelnsten Dinge herausgenommen werden können, auch solche, die er in der Welt vergessen hatte; die Ursache ward auch enthüllt, daß nämlich der Mensch ein äußeres und ein inneres Gedächtnis hat; ein äußeres, welches das seines natürlichen Menschen ist, und ein inneres, welches das seines geistigen Menschen ist; und daß die Einzelheiten, die der Mensch gedacht, gewollt, geredet, getan, ja selbst die er gehört

und gesehen hat, seinem innern oder geistigen Gedächtnisse eingeschrieben sind; und daß die darin befindlichen Dinge niemals verlöschen, weil sie zugleich, wie erwähnt, dem Geiste selbst und den Gliedern seines Leibes eingeschrieben sind, und daß demnach der Geist nach den Gedanken und Handlungen seines Willens gebildet ist." — (S. 404, 405.)

Die Idee Swedenborgs, daß die Erinnerungen der psychischen und physischen Organisation eingezeichnet werden, hat merkwürdigerweise in einem Gelehrten der Gegenwart, in dem Amerikaner Elmer Gates, einen Vertreter gefunden und äußert sich dieser in dem Sammelwerke „Proofs of Life after Death" hierüber wie folgt: „Psycho-physische Versuche haben ergeben, daß bewußte Erfahrungen, dergleichen wie die der Empfindungen, der Geistestätigkeiten, der Gemütsbewegungen usw. strukturale Veränderungen und Zusätze in den Gehirnzellen jener Erfahrungen verbleiben.

Der hieraus sich ergebende wichtige Schluß ist, daß Geistestätigkeit organische Strukturen erzeugt und daß Geist in dem Mechanismus des Leibes sich verkörpert. Es ist ein Gesetz von großer Bedeutung, daß Bewußtseinszustände in der materiellen Organisation sich verkörpern. Das ganze, beim Studium der organischen Evolution angesammelte Tatsachenmaterial kann als Beweis gelten, daß mit der Zunahme geistiger Entfaltung eine korrespondierende anatomische Entfaltung stattfindet. Wäre dies nicht der Fall, so würde eine funktionelle Veränderung ohne konkomitierende strukturale Veränderung sein, was unmöglich ist. Der Körper eines lebenden Wesens ist ein geist-manifestierender Mechanismus; die verschiedenen Grade evolutionärer Entfaltung sind verschiedene integrative (Vervollständigungs-, Ergänzungs-) Grade von Geistverkörperung. Wenn die Evolution eine allmähliche Verminderung von Geist zur Folge hätte, so würde sie nicht Fortschritt, sondern Rückschritt sein: Evolution ist daher nur als ein Geistverkörperungsprozeß erklärlich."[10])

Es gibt Träume, welche der vorher besprochenen, bei Sterbenden beobachteten Erscheinung eines panoramaartigen, nach dem inneren Gefühle einer absoluten Gerechtigkeit beurteilten Überblicks über das eigene Leben vollkommen gleichen und eine ebenso große läuternde und moralisierende Kraft wie jene bekunden, so daß in Anbetracht dessen eine Wiederholung des irdischen Lebens, welches in den weitaus meisten Fällen bekanntlich das Gegenteil bewirkt, als völlig zwecklos und daher überflüssig erscheinen würde. Einen solchen Traum, von welchem Du Prel

---

[10]) S. 343, 344 „Proofs of Life After Death". Boston (Mass.), 15 Beacon Street; Small Maynard & Company, vormals Herbert B. Turner & Company.

sagt, das die Seele darin das Vermögen beweise, eine ungeheure Menge von Vorstellungen, die wir im Wachen nur in langer Zeit nacheinander zu entwickeln vermögen, in kürzester Zeit hervorzubringen, erzählt Baron von Üxküll als seine eigene Erfahrung mit folgenden Worten:

„Ich hatte — so schreibt er selbst darüber unter dem 23. Mai 1869 — im letzten Winter in Nizza einen eigentümlichen Traum, eine Art Vision in einer Reihe von Bildern, und zwar drei Nächte hintereinander. Ich sah nämlich mein ganzes Leben von frühester Kindheit bis zur Gegenwart ganz deutlich an mir vorüberziehen, so daß ich die Szenen zeichnen könnte, in der klarsten und prägnantesten Weise. Dabei war immer eine korrigierende Stimme in mir, die stets auf die Wahrheit hinwies, wenn ich mich über etwas täuschen wollte. Noch mehr aber nahm mich dabei in Anspruch die Deutung dieser Selbstschau, ihre ethische Erklärung, wobei meine Seele — schon im Traum — erzogen und geläutert wurde und ich mich in meinem Gewissen gereinigt und gefördert fühlte." —

Bekannter noch, sagt Du Prel, ist ein Traumgesicht Siegmund von Seckendorf's, eines sehr angesehenen Mannes, in welchem das latente Gedächtnis dramatisch funktioniert. Er hatte dasselbe am 26. April 1785, ein halbes Jahr vor seinem Tode und erzählte es zu öfteren seinen nächsten Freunden, hatte es auch sogleich nach jenem Erlebnis genau aufgezeichnet, weil es eben den tiefsten Eindruck auf sein Gemüt hervorgebracht hatte. Die Sache selbst verhielt sich also:

Es erschien ihm ein Mann von gewöhnlicher Gestalt und Kleidung, welcher ihm sagte, daß er sich nach seinem Gefallen eines von beiden von ihm ausbitten könne, entweder seine vergangenen oder seine zukünftigen Schicksale sich der Reihe nach vorstellen zu lassen. Die Zukunft, erwiderte Seckendorf, wollte er Gott überlassen; aber angenehm würde es ihm sein, wenn er noch einmal sein ganzes vergangenes Leben wie in einem Gemälde vor sich sehen könnte. Sein Wunsch wurde ihm sogleich gewährt, indem ihm ein Spiegel vorgehalten wurde, in welchem er selbst solche Vorgänge seines früheren Lebens, deren er sich im Wachen kaum bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebendigkeit vor sich sah, als wenn sie diesen Augenblick erst geschehen wären. Er sah sich z. B. als Kind von drei Jahren aufs Genaueste mit allen Umständen seiner Erziehung. Jede Schulszene mit seinen Erziehern, jede verdrießliche Begebenheit, die er in seiner Jugend erlebt hatte, ging in diesem Spiegel lebhaft an seinen Augen vorüber. Bald darnach stellte ihm derselbe in der Folge seines Lebens auch den früheren Aufenthalt in Italien vor, wo er einst eine Dame zurückgelassen hatte, die er gewiß geheiratet haben würde, wenn ihn nicht sein Schicksal schnell von dort abgerufen hätte. Die

Lebhaftigkeit, mit welcher der Abschied von der Geliebten sein Gefühl im Traum ergriff, erweckte ihn. (Splittgerber: „Schlaf und Tod“, I. S. 101.)

Bei unbefangener Betrachtung derartiger Phänomene von retrospektiver Deuteroskopie wird man die Überzeugung gewinnen, daß das irdische Leben des Menschen durch einen solchen Abschluß, den man nicht unpassend das letzte Gericht genannt hat, erst eine erzieherische und moralische Bedeutung erhält, die es an und für sich nicht besitzt. Diese Tatsache gibt auch dem Dichter recht, wenn er sagt:

> „Der Tod hat eine reinigende Kraft,
> In seinem unvergänglichen Palaste
> Zu echter Tugend reinem Diamant
> Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
> Der mangelhaften Menschheit zu verzehren.“

Ein solches Selbstgericht wird sich auch in den verzweifeltsten Fällen bewähren, wo alle anderen Mittel versagen; ja es beweist sogar die endgiltige Überwindung der äußeren sinnlichen Natur des Menschen durch seine innere geistige. In Anbetracht dessen wird man, wofern man sich überhaupt durch Tatsachen und die Macht der Gründe bestimmen läßt, die Idee der Reinkarnation aufgeben müssen, so schwer dies auch jenen fallen mag, welche den Glauben nähren, daß Atheisten, Monisten, Positivisten, Materialisten und vielleicht sogar Anthroposophen und Theosophen ein zweites Erdenleben dazu benützen würden, ihre sinnlichen Leidenschaften und Triebe zu veredeln.

Abgesehen davon, daß sich gewiß niemand unterfangen würde, einen solchen Erfolg zu verbürgen, wäre eine beständige Wiederkehr von Aufgeklärten dieser Art auch schon deshalb nicht wünschenswert, weil alsdann zu befürchten stünde, daß die Menschheit sich auch fürderhin in die traurige Lage versetzt sehen würde, Absurditäten wie die folgenden von maßgebender Seite als ernsthafte Erklärungen hinzunehmen: „Aristoteles bezeugt schon, daß einer, der schwache Geister in den Augen hat, seine Person öfters in der Luft wie in einem Spiegel erblicken könne. Dann sehen manche Leute doppelt, welches dem Gesicht ebenfalls ein großes Hindernis ist. Schielende und übersichtige Leute sehen auch nicht allezeit recht, und am besten im Dunkeln. Ferner, wenn man plötzlich aus der Sonne ins Dunkle, oder aus der Finsternis jählings an das Licht kommt, pflegt einem auch ein Nebel und zuweilen auch allerhand Gestalten vor den Augen hin und her zu schweben. Vielleicht hat sich bei den Bergschotten auch ein Mal oder etliche Mal etwas dergleichen ereignet, da denn der Aberglaube, die Furcht und die Einbildungskraft hernach dazu gekommen, und ohneweiteres solche Seher mit dem anderen Gesicht erdichtet

hat. — — Als die Hexen nicht mehr verbrannt wurden, gab es auch keine mehr. Seitdem das andere Gesicht auf ein paar alte Weiber, oder ein Dutzend hypochondrische Schuster oder Schneider beschränkt wurde, ist die Sache nachgerade lächerlich geworden, und bei Gegenständen der Art ist das Lächerlichwerden Zernichtung derselben. —"

Diese Gedankengänge — man verzeihe mir diesen Euphemismus —, welche mit der ungeheuren Prätension einer die Tatsachen der Deuteroskopie vernichtenden Kritik auftreten, gewähren uns einen wahrhaft trostlosen Einblick in die Gedankenödnis der modernen Aufklärung und zeigen uns zugleich, welcher Wert ihren Negationen beizumessen ist.

Wie anders funktioniert dagegen der intuitive Geist des genialen Dichters: wie bewährt er sich im Erkennen des Tatsächlichen, im raschen Erfassen tiefer, verborgener Wahrheit. Sehr ergreifend hat z. B. Charles Dickens in seiner Novelle „Der Weihnachtsabend" die die Gemütskräfte wiederbelebende Macht der retrospektiven Traumvision geschildert; und Grillparzer hat in seinem dramatischen Märchen „Der Traum ein Leben" der Wahrheit Ausdruck verliehen, daß der deuteroskopische Traum nicht nur ein ganzes Menschenleben in sich zu fassen vermag, sondern daß ihm auch eine mysteriöse, veredelnde Macht eigen ist, die man im realen Leben vergeblich suchen würde.

Die große ethische Bedeutung, sowie die gewaltige durchgreifende Wirkung der retrospektiven Deuteroskopie, d. h. des mit sittlicher Wertung verbundenen panoramatischen Überblickes über das zurückgelegte Erdenleben läßt uns der Dichter in den von überströmendem Gefühl getragenen Worten ahnen, in die sein, aus einer prospektiven, gemeiniglich Warntraum genannten, Traumvision erwachter Held am Ende des Stückes ausbricht:

Rustan: „Eine Nacht! und war ein Leben.

Massud: Eine Nacht. Es war ein Traum.
Schau, die Sonne, sie, dieselbe,
Älter nur um einen Tag,
Die beim Scheiden Deinem Trotze,
Deiner Härte Zeugnis gab. —

Rustan: Sei gegrüßt, du heil'ge Frühe,
Ew'ge Sonne, sel'ges Heut'!
Wie dein Strahl das nächt'ge Dunkel
Und der Nebel Schar zerstreut,
Dringt er auch in diesen Busen,
Siegend ob der Dunkelheit.
Was verworren war, wird helle,
Was geheim, ist's fürder nicht;
Die Erleuchtung wird zur Wärme,

Und die Wärme, sie ist Licht.
Dank dir, Dank! daß jene Schrecken,
Die die Hand mit Blut besäumt,
Daß die Warnung nur, nicht Wahrheit,
Nicht geschehen, nur geträumt.
Daß dein Strahl in seiner Klarheit,
Du Erleuchterin der Welt,
Nicht auf mich, den blut'gen Frevler,
Nein, auf mich, den Reinen fällt.

Die Metaphysik des Mikrokosmos.

Von Felix Berger, Pastor in Schwarzau.

(Fortsetzung von Seite 254.)

Ebenso wie das mystische Fernschauen gleichzeitiger Ereignisse wohlbeglaubigt ist, gibt es auch viele gut konstatierte Fälle von Vorausschauen in die Zukunft, ja sie scheinen noch häufiger zu sein. Wir denken zunächst an solche Zukunftsblicke in wachem Zustande; das Erblicken der Zukunft im Schlafzustand oder der Wahrtraum ist noch ein besonderes Kapitel. Was die Menschen, die solche Sehergabe haben, voraussehen, ist meistens etwas Unangenehmes, fast immer handelt es sich um Unglück oder Tod. Diese „Spökenkieker"[24], d. h. Spukseher, sind daher um ihre Gabe keineswegs zu beneiden. Wir meinen hier nicht das instinktive Fühlen eines bevorstehenden Unglücks, nicht unbestimmte Vorahnungen eines unangenehmen Kommenden, wo man vielleicht von Zufall, von reflektorischer Verstandestätigkeit, von Kombinationstalent und dergleichen reden könnte[25]), sondern solche Erlebnisse, die man als wirkliche Visionen, als Traumbilder im Wachen am besten charakterisieren kann. Das gesehene Zukunftsbild ist nicht diskursiv erklügelt, sondern intuitiv im Moment gegenständlich erschaut, und gleichzeitig sagt sich der Seher: So und so wird es kommen, so steht es für die Zukunft fest. Manchmal bleibt wieder das Gesehene rätselhaft, und erst wenn das so eigenartig Angesagte sich erfüllt hat, tritt das Verständnis des Geschauten ein. Wir denken an das zweite Gesicht Goethes vor Sesenheim, an den Bericht der Fröschweiler Chronik, daß manche Leute an der Grenze die kriegerischen

---

[24]) Vgl. die Erzählung von D. Darenberg: „Spökenkieker" im „Türmer", September 1913, S. 735 ff.

[25]) Etwa wie Isadora Duncan, die berühmte Tänzerin, beim Abschied von ihren Kindern deren Tod ahnt, oder wenn Goethe, bei der Abfassung des Neujahrsgratulationsbillettes 1805 an Schiller dreimal prophetisch sich verschreibend, ihm zum letzten Neujahr Glück wünscht.

Verwickelungen 1870 wochenlang voraus in den Wolken schauten, an die durch Kiesewetter[26]) wohlbezeugte Tatsache, daß seine Großmutter Frau Bergrat Barbara Haußen und deren Tochter Luise bei einem Spaziergang, den sie an einem Sonnabend im Mai 1866 mit ihm von Meiningen auf Roßdorf zu machten, die zwei Monate später an derselben Stelle sich abspielende Schlacht von Langensalza in den Wolken sahen, an das oft belegte Hellsehen vor der Schlacht[27]) und vieles andere[28]).

Daß Träume vielfach Schäume sind, wer wollte das bestreiten! Und daß sie oft in ihrer Verworrenheit nichts als groteske verzerrte Spiegelbilder und Nachbilder des Erlebten sind, wird niemand zu leugnen wagen. Aber es gibt eine bestimmte Art Träume — und die Bibel liefert uns ja lehrreiche Beispiele dafür genug —, die in einer verblüffend klaren Weise uns Einblicke in die Zukunft eröffnen. Solche W a h r t r ä u m e sind erst von Mitternacht an zu erwarten, wenn Körper und Geist des Schlafenden sich im sogenannten vegetativen und psychischen Gleichgewicht[29]) befinden, wie Horaz sagt: „media nocte, cum somnia vera“. . .; und wenn auch bei den ersten Wahrträumen, eben weil sie im tiefsten Schlaf auftreten, die Erinnerungsbrücke abgebrochen ist, so gibt es doch viele, die im Wachbewußtsein uns gegenwärtig bleiben. Auch hierüber liegt in den bereits genannten Werken (die „Phantasms“ und Flammarion), dazu in allen okkultistischen Zeitschriften genügend Beweismaterial vor[30]). Ein (bisher unveröffentlichtes) Beispiel für viele:

---

[26]) Kiesewetter a. a. O., Band 11, 2. Teil: „Astrologie und Divinationswesen“ unter Aëromantie. Kiesewetter selbst sah übrigens davon nichts. Vgl. hierzu das „Vorausschauen von Kriegern und Wagenkämpfern in der Luft vor der Belagerung Jerusalems durch Titus“. — Josephus bell. jud. VII, 12. In der Uebersetzung von Johann Baptist Ott, Zürich 1736, Kap. V, 3. Vgl. auch 2. Makk. 5, 1—4.

[27]) Franz Wichmann: „Hellsehen vor der Schlacht“ in „Psych. Studien“, November 1913, S. 633 ff.

[28]) Vgl. außer dem Material in Flammarion's „Rätseln des Seelenlebens“ die drei selbsterlebten Fälle von Professor Dr. Adolf Gerstmann in Stuttgart „Zum Kapitel vom Fernsehen und Voraussehen“: „Psych. Studien“, April 1914, S. 200 ff. Nataly von Eschstruth: „Spukgeschichten und andere Geschichten“ — sieht, bei Victor von Scheffel zu Besuch, nachts in wachem Zustande im Zimmer einen Sarg stehen, von brennenden Lichtern umgeben, und diese Vision geht eine Woche später in Erfüllung; ferner: „Ein Gesicht Karl's XI,“ nach Prosper Mérimée von Schaukal. In dem „Gespensterbuch“ von Felix Schloemp. München, Müller. 1913, S. 191 ff.

[29]) Raschig: „Schlaf, Träume, Bewußtsein“ in „Psych. Stud.“, Oktober und November 1913, S. 597 ff.

[30]) Ein Beispiel aus jüngster Vergangenheit: Am 3. Mai dieses Jahres ging der brennende Dampfer „Columbian“ unter, und vier zu Gerippen abgemagerte Ueberlebende wurden am 17. Mai durch

Ein Landwirt meiner Gemeinde träumt, er sei im Begriff, seine Schwiegereltern in Groß-Krichen zu besuchen, und als er an das etwa 25 Meter lange Wirtschaftsgebäude herankommt, das den Stall, die Scheune, das Gesindehaus unter einem Dache vereinigt, ist der Haupteingang durch ein Querbrett gesperrt, auf dem er zwischen zwei Büscheln Grünes (sind es Topfpflanzen mit herunterhängenden Zweigen oder ist es etwas anderes, er kann es nicht genau erkennen) einen schönen roten italienischen Hahn sieht, der im Augenblick, als er auf ihn zuschreitet, sich aufbläßt und aus Leibeskräften kräht. Er erzählt diesen Traum beim Morgenkaffee seiner Frau. Zwei oder drei Tage später tritt der Briefträger mittags in sein Gehöft. „Nun, wissen Sie schon das Neueste? Bei Ihren Schwiegereltern in Groß-Krichen brennt's.“ Sofort schwingt er sich aufs Rad und eilt dorthin. Es stellt sich heraus, daß in dem erwähnten Wirtschaftsgebäude, während Besitzer und Gesinde nach Grünfutter gefahren sind, Feuer ausgekommen ist, das, als die Leute von der Wiese mit dem vollbeladenen Wagen heimkommen, bereits das ganze Dach ergriffen hat, so daß alles bis auf die Umfassungsmauern niederbrennt.

Man beachte die feine Symbolik des Traumes und hauptsächlich dies, wie das zeitliche Während durch das räumliche Zwischen bedeutungsvoll ausgedrückt ist. —

Noch auf ein wichtiges metapsychisches Phänomen müssen wir eingehen, bei dem man, weil es der menschliche Wille hervorzurufen imstande ist, nicht auf Beobachtung allein angewiesen ist, sondern durchs Experiment sich die Bestätigung holen kann: ich meine die Gedankenübertragung. Freilich gehört schon ein ziemliches geistiges Training dazu, dieses Kunststück auszuüben, das bereits Cornelius Agrippa von Nettesheym und der Abt Trithemius (siehe Kiesewetter, Geschichte des Okkultismus, Band I) verstanden. Die Anleitung hierzu gibt am besten Brandler-Pracht[31]), die erzielten Resultate sind in den „Phantasms of the

---

den amerikanischen Zollkreuzer „Seneca“ gerettet. Einer von ihnen, der erste Offizier Robert Tiere, erzählt: der an demselben Sonntage früh verstorbene Gefährte Prieve habe geträumt vor der Abreise, das Schiff würde verbrennen und er müsse in einem Boote nach 14 tägiger Irrfahrt sterben, „uns aber hatte er versichert, daß wir gerettet werden würden.“ — „Psych. Stud.“, Juni 1914, S. 366. — Und ein älteres Beispiel aus einer Gerichtsverhandlung: „Bautzen, 13. Dezember 1905. Schwurgerichtsverhandlung gegen den sechsfachen Mörder und Brandstifter Linke. Zeuge Restaurateur Buscha sagt aus, er habe in eigentümlicher prophetischer Weise einige Wochen vor dem Tode geträumt, Linke habe seine ganze Familie (Frau, vier Kinder und Schwiegermutter) erschlagen. Seine Gäste und Linke, denen er den Traum erzählte, hätten ihn sehr belacht.“ (Schles. Ztg.“ vom 15. Dezember 1905.)

[31]) Brandler-Pracht: „Lehrbuch zur Entwickelung der okkulten Kräfte im Menschen.“ Leipzig, Max Altmann, 1912, S. 122 ff.

living" (auch in Feilgenhauers Übersetzung) und bei Flammarion sorgsam zusammengestellt. Es produzierten sich auf diesem Gebiete vor einiger Zeit der Brasilianer Ninoff und der Italiener Bellini, zuletzt im März 1909 auch in Breslau ein ganz wunderbares musikalisches Medium Nydia, die geheimnisvolle Pianistin[32]). Sie spielte mit verbundenen Augen auf einem Klavier sämtliche Musikstücke älterer und neuerer Meister der verschiedensten Nationen, ja sehr wenig bekannte Tondichtungen in alten und veralteten Ausgaben, und schließlich sogar eine neue Komposition, die ein anwesender Tonkünstler unmittelbar vor der Sitzung zu Papier gebracht hatte, wenn der Impresario auf das Notenblatt sah und dann scharf ihren Hinterkopf fixierte, zwar seelenlos und hämmernd, aber richtig und notengetreu herunter. Der beliebte Vergleich mit der drahtlosen Telegraphie zeigt in plausibler Weise die Richtung, wie dieses Phänomen erklärbar wird[33]), und die weiteren Ausführungen werden zeigen, daß man hier auf der rechten Fährte ist; aber andererseits muß doch schließlich jeder einsehen, daß gegenüber den Tatsachen der Telepathie, der prophetischen Vision, des Ferngesichts, des Wahrtraums, der Gedankenübertragung — der psychophysische Parallelismus ebenso wie der materialistische Monismus völlig versagt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Existenz und die Eigenschaften Gottes.

Von Dr. F. Quade.

(Schluß von Seite 261.)

Die bisher angeführten Vorgänge können, wie wir sahen, meist auf physikalisch-chemische oder biologisch-psychische Naturgesetze zurückgeführt werden, bedürfen also keiner besonderen Erklärung durch göttliches Eingreifen. Dort aber, wo unsere Erkenntnis noch Lücken aufweist, wird durch die Hilfshypothese, daß die von uns noch nicht zu erklärenden Vorgänge von Gott bewirkt seien, der Sachverhalt nicht durchsichtiger und es muß somit geleugnet werden, daß die Annahme von der Existenz eines Gottes unabweislich wäre.

Es werden nun in den heiligen (angeblich geoffenbarten) Schriften neben den sogenannten Heilungswundern auch solche

---

[32]) Vgl. „Schlesische Zeitung" vom 23. März 1909 unter „Telepathie".

[33]) So erklärt auch die Telepathie und das Vorausschauen Dr. A. Cobenzl (Chemiker): „Zur Frage der Prophetie" im „Türmer", August 1913, S. 639 ff. Schon früher sprach William Crookes von einem „Kohärer im Gehirn". Er meinte die Zirbeldrüse.

berichtet, die mit einem selbst über die Grenzen des bisher Bekannten hinausgehenden Einfluß der Seele auf den Körper nicht gedeutet werden können. Es handelt sich da besonders um das Erscheinen Verstorbener und um Prophezeiung der Zukunft. Die spiritistische Lehre behandelt nun diese beiden Phänomene und daneben noch das der Materialisation als solche, welche nicht notwendig als Offenbarung eines göttlichen Wesens anzusehen seien, sich vielmehr dadurch erklären, daß die Geister der Menschen nach dem Tode fortlebten, den Irdischen erscheinen könnten und erhaben über Raum und Zeit wären.

Tausende von Berichten glaubwürdiger Personen über die Erscheinung von Doppelgängern lebender Personen, wie auch von Geistern Verstorbener lassen, wie es scheint, keinen Zweifel darüber, daß tatsächlich ein Geistiges den menschlichen Körper verlassen und sich nach dem Tode ganz von ihm trennen kann. Es decken sich die spiritistischen Beobachtungen also vielfach mit denen, von welchen in den heiligen Schriften erzählt wird, nur daß sie dort zu Unrecht als nur durch Gott zu bewirkende Wunder betrachtet werden. Auch die Materialisationsphänomene haben, relativ selten wie sie sind, kaum als Beweis für das Walten einer höheren Macht gedient und die Verbürgtheit der Berichte über das Wunder Christi auf der Hochzeit zu Kana, wie über das Speisungswunder, welche man beide als Materialisation betrachten könnte, wird von der Bibelkritik bezweifelt.

Wir brauchen uns deshalb in diesem Zusammenhange nicht auf die Untersuchung der Frage einzulassen, ob die mathematische Hypothese von der vierten Dimension die Phänomene der Materialisation unserer Vorstellung wirklich verständlicher machen kann.

Dagegen sind die Weissagungen der Zukunft, welchen die Religionsstifter große Beweiskraft für die Existenz eines überirdischen Wesens beigemessen haben, nicht so einfach mit den Worten abzutun, die Geister wären erhaben über die Zeit, könnten also in die Zukunft sehen. Deshalb seien alle Weissagungen von Medien und Propheten, die den Medien verwandte Fähigkeiten besitzen, nichts anderes, als Eingebungen über die Zukunft durch die Geister Verstorbener.

Es ist, soweit dem Verfasser bekannt, noch kein Buch geschrieben worden, das die Berichte von Prophezeiungen aus Vergangenheit und Gegenwart, bei kultivierten wie bei wilden Völkern durchweg kritisch untersucht und gewürdigt hätte. Wir sind aber wohl berechtigt anzunehmen, daß in einer Reihe von Weissagungen Ereignisse vorausverkündet sind, für welche die unmittelbaren Ursachen ja vielfach auch die meisten mittelbaren Ursachen, im Augenblick der Prophezeiung auf Erden unbekannt waren und auch nicht aus den Gedanken des bestunterrichteten Menschen gelesen werden konnten.

Auch ein den Prophezeienden inspirierender Geist, der wegen seiner andersartigen Existenzform vieles erkennen dürfte, was uns verborgen ist, könnte doch nach menschlicher Vorstellung nicht das Wissen besitzen, was die Voraussage eines sich nach Jahren ereignenden Geschehens ermöglicht.

Verfasser wüßte für die Deutung solcher Weissagungen nur die eine Erklärung, daß eine psychische Kraft existiert, welche eine menschliches Begriffsvermögen weitübersteigende Kenntnis der Zusammenhänge besitzt und aus dieser heraus, sei es direkt oder durch Geister Verstorbener, dem Propheten eine Vision der von ihm vorgestellten Zukunft geben kann.

Will man dieses Psychische persönlich auffassen und „Gott" nennen, so darf man über seine Eigenschaften auch nicht mehr aussagen, als man auf Grund obiger Auseinandersetzung folgern kann. [Die Gottesidee entspräche dann dem X der Mathematik = Unendlich, mit dem man rechnen kann ev. rechnen muß.] Es wäre Gott also als ein Geist zu definieren, dessen Wissen so überragend sein muß, daß er die Vorgänge, zum mindesten in unserem Sonnensystem, übersieht. Es bedeutet das noch nicht Allwissenheit; aber es kommt praktisch fast auf dasselbe hinaus, ob wir diesen selbstbewußten Gott vielwissend oder gleich allwissend nennen.

Wissen ist Macht. Je mehr wir von den physikalisch-chemischen Gesetzen wußten, desto besser lernten wir Energien ineinander umzuwandeln, Stoffe zu zerlegen und aufzubauen. Gott, der alle Gesetze kennt, muß wissen, wie sich jede solche Umwandlung vollzieht. Das heißt aber noch nicht, daß er außerhalb der Gesetze der Erhaltung von Kraft und Stoff steht, daß er aus dem Nichts die Sonne oder sonst irgend etwas, das aus Stoff besteht und Energie besitzt, schaffen kann.

Als Geist besäße Gott, weil ihm das Psychische adaequat ist, über die Organismenwelt vielleicht eine größere Macht, als über das Anorganische. Natürlich hieße das nicht, daß bei den Organismen irgend ein chemisch-physikalisches Gesetz durchbrochen werden würde; aber Gott könnte disponierend mit Kraft und Stoff beim Aufbau der Organismen schalten, ähnlich wie ein Mensch, der aus anorganischem Material ein Bauwerk oder eine Maschine schafft.

Wir setzten hiermit neben oder an Stelle des bewußt schaffenden Psychischen im obigen Sinn ein gleichgeartetes, doch bewußt schaffendes Wesen, Gott. Dieser Gott stände aber auch nicht außerhalb der Gesetze, die allem psychischen Geschehen zu Grunde liegen, z. B. dem, das in der Notwendigkeit nur schrittweiser Umwandlungen der Lebewesen seinen Ausdruck findet.

Es mußten offenbar erst Einzeller geschaffen werden, bevor Vielzeller entstehen konnten, und diese komplizierten sich ganz

allmählich und gaben in der Tierreihe schließlich mit einem zentralen Nervensystem ausgestattete Lebewesen. Deren letztes und höchstes [auf der Erde] ist der Mensch. Er hat die Gebundenheit, welche die Werkzeugbildung mit den eigenen Körperorganen und die automatischen Instinkthandlungen bei den Tieren zur notwendigen Folge haben, zum großen Teil überwunden, mit einem Denkorgan, dem Gehirn, das ihm Werkzeuge außer sich benutzen und auf jede Veränderung der äußeren Umstände mit Überlegung reagieren lehrte. Es wäre aber schlechthin unverständlich, daß ein Gott, der das Psychisch-Biologische völlig beherrschte, den Umweg über die zahllosen, größtenteils ausgestorbenen Lebensformen gewählt haben sollte, wenn er anders gekonnt hätte. Es kann also aus den angeführten Gründen Gott nicht als allmächtig betrachtet werden. —

Nach den bisherigen Ausführungen ist es wohl ganz klar, daß die ganz anthropomorphen Vorstellungen von Gottes Allgüte und Allgerechtigkeit einer Kritik nicht standhalten. Die Menschen haben ihm diese Eigenschaften zugeschrieben. Sie haben das aber vergessen und tun so, als ob die Allgüte und Allgerechtigkeit Gottes unumstößliche Wahrheit wäre, mit der wir uns abfinden müßten. Sie unterdrücken deshalb die Stimme der Vernunft in sich und beschwichtigen alle Kritik an den Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten vergangener und gegenwärtiger Zeiten mit der Ausrede, Gottes Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Der Sinn seines Handelns ginge über unseren Verstand hinaus. Und doch hat dieser selbe Verstand zuerst aus einer Projektion menschlicher ethischer Gefühle auf das höchste Wesen seine Allgüte und Allgerechtigkeit behauptet.

Nichts in der Weltgeschichte spricht dafür, daß ein gütiger und gerechter Geist die Geschicke lenkt.[2]) Die Natur ist mitleidlos und ungerecht, wenn wir sie vom subjektiven Standpunkt irgend eines Individuums betrachten. Objektiv ist es aber richtiger zu sagen: Die Natur ist weder gut noch schlecht, weder gerecht noch ungerecht, und das Gleiche muß von Gott, als einem ihrer Teile [?] gelten. Damit muß auch ein persönliches Verhältnis

---

[2]) Unterzeichneter selbst hat in einer (1876 bei Konrad Wittwer in Stuttgart erschienenen) philosophischen Abhandlung: „Versuch einer monistischen Begründung der Sittlichkeitsidee", die ihm 1877 einen Gotteslästerungsprozeß eintrug, wo er jedoch freigesprochen wurde, ausgehend von all dem entsetzlichen Elend in Menschen- und Tierwelt [man denke nur an die Vivisektion und den jetzt tobenden Weltkrieg] seinen schweren ethischen Bedenken gegen die Annahme eines allwissenden und allmächtigen Gottes, der alles hätte anders machen können und in jedem einzelnen Fall durch sein Eingreifen, bezw. durch einen bloßen Willensakt solche Greuel verhindern könnte, dahin drastischen Ausdruck gegeben, daß er ein so

der Menschen zu Gott, wie etwa der lieben Kinder zu ihrem lieben Vater, und jede Betätigung der Frömmigkeit ihren Sinn verlieren.

Wir können nach dem Dargelegten von Gottes Eigenschaften nicht mehr sagen, als daß sein Wissen weit über alles Menschliche hinausgeht und darum wohl auch sein Vermögen, im Rahmen der anorganischen und psychischen Naturgesetze zu wirken. Allmächtig aber ist er nicht und für die von ihm behauptete All-Gerechtigkeit und Allgüte mangelt es an jedem bindenden Beweise.

Glaubt man aber die Existenz eines Gottes zur Erklärung der Weissagungen annehmen zu müssen, so wird man sein Einwirken auf irdisches Geschehen nicht darin erschöpft sehen wollen, daß er gelegentlich den Geistern Verstorbener oder Lebenden Einblick in die von ihm selbst vorausgesehene Zukunft gibt. Er könnte, ähnlich so, wie der bewußte Wille die Wahlhandlungen des Menschen lenkt, die Gebiete im Lebensablauf der Organismen beeinflussen, die psychischer Einwirkung zugängig sind. Er brauchte, gesetzt den Fall, das Leben wäre ewig in der Welt, nicht Schöpfer des Lebens zu sein; könnte aber aus den einfachsten belebten Zellen, wie sie aus dem Weltall auf die Erde gelangen konnten, die mannigfachen Tier- und Pflanzenformen mit ihren höchst

---

gedachtes Wesen nach den Begriffen menschlicher Gerechtigkeit als ein moralisches Ungeheuer bezeichnete, das nach dem bekannten Ausspruch eines Kommunarden vom Jahr 1871 guillotiniert zu werden verdienen würde. Allein die Theologen bezeichnen eben die Ratschlüsse Gottes, die ihm unter Umständen eine Beschränkung der menschlichen Selbstbestimmung verbieten, als unerforschlich, und auch der unbefangene Freidenker muß zugeben, daß es niedriger stehenden Wesen unmöglich ist, die Gedanken oder die Pläne höherer Geister, bezw. eines allerhöchsten Geistes zu verstehen. Das kam Unterzeichnetem zu klarem Bewußtsein durch einen Vorgang in einer Menagerie, dem er vor Jahren zufällig beiwohnte. Eine Löwin hatte Junge geworfen, die der Wärter in der ebenso vernünftigen, als wohlwollenden Absicht, sie vor dem in einer Ecke liegenden männlichen Löwen zu schützen, schleunigst aus dem Käfig bringen wollte, was ihm beinahe das Leben gekostet hätte, denn die Mutter meinte natürlich, er wolle ihre Kinder rauben und hätte ihn beinahe zerfleischt, wenn sie nicht noch rechtzeitig weggetrieben worden wäre. Hätte dieses Tier klar bewußt denken können, so wäre ihm der Mensch, dessen gute und richtige Absicht sie mit ihrem inferioren Intellekt nicht erfassen konnte, wohl gleichfalls als „ein moralisches Ungeheuer“ erschienen. So reicht der endliche Verstand des Menschen offenbar nicht hin, um die Pläne einer göttlichen Weltordnung zu verstehen. Erst das Fortleben in einer höheren, mehr geistigen Welt bringt vielleicht Aufklärung und ein richtiges Verständnis, wenn man sich durch eigene Geistesarbeit dazu fähig gemacht hat. Daß aber andererseits die anthropomorphen Gottesvorstellungen der Volksreligionen philosophisch nicht haltbar sind, ist für jeden klar Denkenden ebenso einleuchtend. Maier.

sinnreichen Organen geschaffen haben, die durch zufällige Mutation und natürliche Selektion, durch Ausbildung infolge Mehrgebrauchs und Verkümmerung infolge Nichtgebrauches zu erklären noch vielfach nicht gelingen will. Er könnte weiter auch die Gedankenwelt der höchsten Lebewesen beeinflussen. Er könnte endlich für die Geister der Verstorbenen (die „Spirits") eine Bedeutung haben. Nachweisen läßt sich aber weder, daß eine ordnende Hand wirklich die Organismen entwickelt hat und noch heute gelegentlich abändert, noch daß in der Geschichte eine geistige Kraft die Gemüter der maßgebenden Persönlichkeiten immer zum Guten gelenkt hätte. Ebenso wenig gibt es irgend ein Anzeichen dafür, daß ein übergeordnetes, geistiges Wesen am Schicksale der Menschen liebevollen Anteil nimmt, Kummer über unsere Not, Befriedigung über unsere Frömmigkeit empfindet. Gerade aber der Glaube, daß Gott den Menschen ähnliche Gefühle besäße, macht ihn zum Gegenstand der Liebe und des Vertrauens. Ein Geistiges, das dem Menschenherzen nicht mehr sein kann, als ein Gott von den oben dargelegten Eigenschaften, wird nicht Gegenstand einer Religion für die Massen sein können.

Der Pantheismus verzichtet aus derartigen Erwägungen überhaupt auf die Vorstellung eines p e r s ö n l i c h e n (bewußten) Gottes; ist es doch für den Menschen fast unmöglich, sich eine Persönlichkeit zu denken, die nicht in all ihrem Handeln von Gefühlen, dem Streben nach Lust und der Vermeidung der Unlust, gelenkt wäre. Es widerstrebt aber diesem am meisten philosophischen unter den theistischen Systemen, das höchste Wesen mit solchen menschlichen Attributen auszustatten. Der Pantheismus kann sich über die Sinnlosigkeiten der Welt mit der Annahme hinweghelfen, daß wir nur Teile des lebendigen Allgottes wären, die ebenso wenig seine letzten Ziele und Absichten zu erkennen brauchten, wie etwa ein doch zu unserem Körperverband gehöriges weißes Blutkörperchen das Handeln des ganzen Menschen. Hält aber der Pantheismus jedes anorganische Ding auf der Welt für einen Teil Gottes, ebenso die Gestirne, so verläßt er ganz den Boden des Bewiesenen. Verschwommen, wie der Pantheismus im allgemeinen ist, kann er über die Eigenschaften des weltlenkenden Prinzips keine genaueren Auskünfte erteilen, noch eine Erklärung der Weissagungen geben. Er ist eine Weltanschauung von hohem poetischen Schwung, kaum zu widerlegen, aber fast unproduktiv für den Fortschritt unseres Wissens.

Es muß dem, welcher sich allein von der Erkenntnis leiten lassen will, anheim gegeben werden, ob er sich für das pantheistische System, oder für die Annahme einer unbewußt wirkenden geistigen Kraft, oder, zur besseren Erklärung der Weissagung, für die einer mehr persönlichen psychischen Teilkraft von allerdings

nicht so erhabenen oder liebenswerten Eigenschaften, als man sie sonst Gott zuschreibt, entscheiden will. Jedenfalls wird er den üblichen religiösen Vorstellungen entsagen müssen. Groß wird die Zahl der Menschen, die sich hierzu entschließen, bei unserer gegenwärtigen kirchlichen Schul- und Staatsorganisation freilich nicht sein. —

Nur ungern beugen sich alle die Menschen, welche in ihrer Jugend oder auch noch als Erwachsene in frommer Gesinnung, im Gebet und in der Hoffnung auf ein glückliches Leben im Jenseits Trost und Genügen fanden, der Logik der Tatsachen und Gründe, die im Vorstehenden entwickelt und auseinandergesetzt wurden. Sie wollen sich einfach nicht überzeugen lassen, weil ihnen das Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit, das ihnen aus ihrem Glauben quillt, wertvoller ist, als die reine Erkenntnis; ja sie halten um so hartnäckiger an ihrem Glauben fest, je mehr ein Instinkt der Unsicherheit ihnen sagt, daß sie ihn bei strengerer Nachprüfung und tieferem Grübeln verlieren müßten.

Sehr unterstützt wird die große Menge in ihrer Gläubigkeit dadurch, daß so viele gescheite Männer, über deren Tüchtigkeit auf diesem oder jenem Gebiete menschlichen Lebens gar kein Zweifel bestehen kann, ihre Überzeugung geteilt haben. Sie vergessen dabei aber ganz, daß für die Entscheidung dieser Fragen nicht der große Staatsmann oder Feldherr, Regent oder Organisator, Maler oder Musiker zuständig ist, sondern nur die Wissenschaftler, welche aus Natur- und Kulturgeschichte die letzten möglichen Schlüsse ziehen können.

Viele weichen dieser Folgerung aus, indem sie sagen, daß die Religion das Gebiet des Glaubens, nicht des Wissens wäre, der Wissenschaftler also nicht zuständiger sei, als jeder Mensch von Herz und Gemüt. Sie sind aber ganz inkonsequent. Lassen sie sich doch von Priestern die heiligen Bücher deuten, gestehen also damit höherem Wissen auch eine höhere Kompetenz zu. Kompetenter aber, als der durch kirchliche Vorschriften gebundene Priester, ist doch sicher der Kritiker, welcher dem Ursprung der sogenannten heiligen Schriften, aus denen die Priester aller Religionsgemeinschaften ihr jeweiliges Wissen schöpfen, nachgeht, und der Forscher, welcher die Resultate unseres wahren Wissens von der Welt zu einer Weltanschauung verbindet.

Die sogenannten inneren Erlebnisse wie Erleuchtung, Heiligung, Gebetserhörung können durch die allerverschiedensten Einbildungen zu stande kommen und haben als Autosuggestionen keinen absoluten Beweiswert. Wie viele von den frömmsten Männern des Mittelalters gehegte Überzeugungen betrachten wir heute als grundfalsch; genügte die innere Erfahrung zum Beweise der Wahrheit, dann müßte es sehr viele verschiedene Wahrheiten geben. Es kann aber, das ist eine logische Not-

wendigkeit, nur eine Wahrheit über die Existenz Gottes und, wenn er existiert, seine Eigenschaften geben. Ihr näher zu kommen, ist das höchste Ziel der Forschung, welche nicht darnach fragen darf, ob dabei teuer gewordene Illusionen der Menschheit verloren gehen. Noch hat die Menschheit jede, auch die bitterste Wahrheit ertragen. Millionen haben ohne den Glauben an ihre Gotteskindschaft ihren Platz im Leben voll ausgefüllt, es wird auch der ganzen Menschheit gelingen können. [3])

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Gesetze der Weltgeschichte.

Von E. W. Dobberkau.

In dem kleinen Heftchen — „Deutsche, verzaget nicht!“ Eine geschichts-philosophische Prophezeiung zum Weltkrieg. Von Friedrich Freiherrn Stromer von Reichenbach. (Hans Sachs-Verlag, München, Herbst 1914, Oktav, 16 Seiten, br. 50 Pfg.) — ist eine tiefgründige Erforschung geschichtlicher Daten niedergelegt und dargelegt, inwieweit aus ihnen Schlüsse zu ziehen sind für das Auf- und Abblühen der Völker. Das Hauptwerk des Verfassers

---

3) Mit Rücksicht auf unseren ohnedem beschränkten Raum, sowie auf den vom Begründer der „Psych. Studien“ absichtlich eng gezogenen Rahmen der experimentellen „Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens“, bitten wir unsere verehrten Mitarbeiter, um unsere Monatsschrift nicht zum Tummelplatz gelehrter Erörterung jener letzten, mit der reinen Vernunft doch nicht endgiltig zu lösenden Fragen zu machen, über welche „arme schwitzende Menschenhäupter von jeher vergeblich gegrübelt“ haben, von etwaiger weiterer Diskussion über das angeregte Problem abzusehen, das Uhland's Landsmann und bester Freund aus der schwäbischen Dichterschule, der feinfühlige, gemütstiefe Schilderer des Stilllebens in der Natur, Oberjustizrat Karl Mayer (geb. 22. III. 1786 in Neckarbischofsheim, gest. 25. IX. 1870 zu Tübingen, Selbstbiographie 1864) ebenso schön wie richtig mit dem Hinweis auf den inneren Gott in unserer Brust, Kant's kategorischen Imperativ, auf dem Wege der praktischen Vernunft in einem seiner kostbaren Gedichtchen: „Die sichere Antwort“ mit den echt poetischen Worten löst: „Was ist die Welt? wie ward die Welt? / Ist Einer Gott im Himmelszelt? / Ist Gott das All? / Gott überall? / Wird Antwort uns im Schoß der Zeit? / Gibt Ruhe die Unendlichkeit? — / O Menschenkind, mit welchen Fragen / Hast du im Leben dich zu tragen! / Doch frage nur: Was ist mir Pflicht? / Gewiß, die Antwort fehlt dir nicht?“ — Red.

„Gesetze der Weltgeschichte. Synchronistische Tabellen zur Geschichte aller Länder und Völker, Darstellung eines Periodensystems zur Vorausberechnung weltgeschichtlicher Ereignisse“, das erst später erscheinen kann, bietet die wissenschaftliche Begründung der Entdeckung des Verfassers, die er mit folgenden Worten skizziert:

„So oft (nicht weil! Ich behaupte hier kein kausales Verhältnis) unter gewissen Voraussetzungen in zwei geschichtlichen Ereignissen a und a^1, die zeitlich durch einen bestimmten Abstand getrennt sind, analoge Bestandteile vorkommen, folgt nach demselben Zeitabstand ein drittes Ereignis a^2 das neben neuen, daher unberechenbaren Bestandteilen alle die mitenthält, die in a und a^1 enthalten sind. Sobald also diese analogen Bestandteile von a und a^1 durch die Arbeit der Historiker hinreichend festgestellt, mithin bekannt sind, läßt sich ihre Wiederkehr im zuerwartenden Ereignis a^2 vorausberechnen. Zu betonen ist, daß stets mindestens zwei Ereignisse in allen ihren wesentlichen Bestandteilen bekannt sein müssen, wenn man mit Sicherheit für ein noch unbekanntes Ereignis Vorausberechnungen anstellen will; aus einem einzelnen Ereignis kann man für die Zukunft nie sichere Schlüsse ziehen, sondern höchstens Vermutungen anstellen. Selbst zur annähernden Kenntnis der Richtung der mathematischen Resultate bedarf ich der Kenntnis von mindestens zwei Komponenten, zu der in der Geschichte erst recht! (Diese Ausdrücke sind hier nicht im eigentlichen, kausalen Sinne gemeint!) Ferner kann man zwar Bestandteile von geschichtlichen Ereignissen vorausberechnen, geschichtliche Persönlichkeiten dagegen nicht, oder nur in ganz seltenen Ausnahmefällen.

Ich habe gefunden, daß in der Weltgeschichte Perioden von etwa 3, 6, 9, 12, 15, 18 Jahrzehnten, noch mehr aber von ebenso vielen Jahrhunderten eine große Rolle spielen, namentlich die Periode von etwa drei Jahrhunderten, die natürlich nur in den seltensten Fällen genau 300 Jahre, oft sogar mit weitem Spielraum 27—30 Jahrzehnte umfaßt.

Welches sind nun die Voraussetzungen? Es handelt sich hier nicht etwa um Perioden, die unterschied- und wahllos in der Weltgeschichte vorkommen (das hätte wenig Wert!), sondern innerhalb ganz bestimmter Völkerkreise und zwischen diesen wechselseitig. Die für uns wichtigsten Völkerkreise sind in der Richtung des Uhrzeigers: 1. griechisch (Byzantiner und Neugriechen), 2. italienisch (Italiener und Rumänen), 3. iberisch (Spanier und Portugiesen diesseits und jenseits des Ozeans), 4. britisch (Angehörige aller angelsächsischen Völker auf den britischen Inseln, in der nordamerikanischen Union, Kanada, Australien, Indien usw.), 5. keltisch (Franzosen in Frankreich, ihren Kolonien, in der Schweiz, Belgien, Kanada, ferner Irländer, Walliser, Bergschotten

usw.), 6. teutonisch (Deutsche diesseits und jenseits des Ozeans, Holländer, Dänen, Schweden, Norweger, Isländer usw.), 7. slavisch (Russen, Polen, Tschechen, Bulgaren, Serben usw.), 8. mongolisch (Chinesen, Tibetaner, Koreaner usw.). Wenn innerhalb desselben Völkerkreises (es muß nicht gerade innerhalb desselben Volkes sein!) einander entsprechende Ereignisse a und a^1 im Abstande von etwa 3 Jahrhunderten sich folgen (rein zeitlich), so ist ziemlich sicher darauf zu rechnen, daß nach weiteren 3 Iahrhunderten in diesem Kreise ein drittes Ereignis a^2 folgen wird, das alle Bestandteile enthält, die a und a^1 gemeinsam sind: Gesetz des internen Parallelismus.

Der Grad der Sicherheit nimmt natürlich bei jedem weiteren verwandten Ereignis zu. Zur völligen Gewißheit aber wird die Wiederholung sogar eines einzelnen Ereignisses (richtiger seiner entsprechenden Bestandteile) innerhalb jedes dieser Völkerkreise, wenn ein entsprechendes zweites Ereignis zeitlich-völkischen Charakters dazu tritt, nach dem Gesetz des externen Parallelismus.

Damit hat es folgende Bewandtnis: Wer in meinen oben angeführten Geschichtstabellen oder in irgend welchen anderen die weltgeschichtlichen Ereignisse miteinander vergleicht, der wird bemerken, daß in Abständen von etwa 3 Jahrhunderten, bzw. 27—30 Jahrzehnten, sehr häufig korrespondierende Ereignisse in den übernächsten Völkerkreisen (1,3,5,7) stattfinden, viel seltener im Abstande von etwa eineinhalb Jahrhunderten in den einander unmittelbar benachbarten Völkerkreisen (1 und 2, 2 und 3, 3 und 4, 4 und 5, 5 und 6, 6 und 7). So oft dies geschieht, ist ziemlich sicher ein ähnliches Ereignis im weiteren übernächsten oder unmittelbar benachbarten Kreise zu erwarten; auch hier wird der Grad der Sicherheit durch das Hinzutreten eines dritten, vierten Ereignisses erhöht.

Diese beiden Gesetze des internen und des externen Parallelismus ergänzen einander; so oft beide zusammen treffen, ist jedesmal die entsprechende Wiederkehr völlig gewiß.

Ich habe gefunden, daß die von mir aufgestellten Gesetze stets zutreffen; ich fordere jeden auf, nach genauer Prüfung der Weltgeschichte mir nur einen einzigen Fall des Gegenteils nachzuweisen. Manchmal, sehr oft sogar, scheint es freilich im Verlaufe der Geschichte eine Zeitlang, als ob es anders kommen, als ob das gerade Gegenteil von dem eintreten sollte, was nach diesen Gesetzen eintreten müßte. Aber in allen diesen Fällen kommt dann etwas Merkwürdiges zur Erscheinung, was man mit Hegel die „List der Weltvernunft“ nennen könnte. Ganz plötzlich tritt dann ein (meist völlig unvermutetes!) Ereignis ein mit der Wirkung, daß doch schließlich die vorgeschriebene Gesetzmäßigkeit — wider alles Erwarten — triumphiert, daß es am Ende

genau so kommt, wie es nach diesen geschichtlichen Gesetzen kommen mußte. Niemals habe ich in der Geschichte das Gegenteil beobachten können. —"

„Meine Vorausberechnung der Zukunft", schreibt mir der geschätzte Verfasser, „beruht nicht auf okkultistischen, sondern auf ganz anderen, sehr nüchternen, statistischen Grundlagen. Ebendarum würde es mich (und vielleicht auch andere) besonders interessieren, wie sich die Okkultisten zu meinem System verhalten." —

M. E. liegt dieser Periodizität im Auf- und Abblühen der Völker dasselbe zu Grunde, was L. B. Hellenbach in seiner „Magie der Zahlen" klar zu legen suchte, was Wilhelm Fließ in seinen biologischen Vorträgen „Vom Leben und vom Tode" so lichtvoll im periodischen Ablauf des Lebens nachwies: der Rhythmus der Zahlen, den wir wohl errechnen können, dessen Geheimnis uns aber verborgen ist, trotz aller Mathematik. Dies Geheimnis zu ergründen, ist gleichbedeutend mit der Enthüllung des Welträtsels, da der Rhythmus der Zahlen allem Weltgeschehen zu Grunde liegt, dessen Ursache ist, wie schon die altgriechischen Denker erkannten. Du Prel hat wiederholt auf das Tiefsinnige der Philosophie der Zahl des Pythagoras hingewiesen und manchen lichtvollen Gedanken über den Rhythmus der Zahlen in seinen Werken niedergelegt. —

Auf Grund eingehender Vergleichung der Geschichtsdaten nach seinen obigen Gesetzen kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß das deutsche Volk im jetzigen Weltkriege alle seine Feinde besiegen wird. Interessant ist sein Vergleich Englands mit dem untergehenden Römerreich:

„Wie vor 18 Jahrhunderten die Römer zuerst große Eroberungen gegenüber den Parthern (einem turanischen Volke) mit Hilfe verschiedener anderer Völker machten, so werden jetzt die Briten mit Hilfe ihrer Bundesgenossen zunächst Eroberungen in den deutschen Kolonien machen. Wie damals gegen die Römer, wird nun ein gewaltiger Aufstand gegen die Briten in verschiedenen Ländern ausbrechen. Wie damals die Römer, so werden die Briten diesen Aufstand schließlich nach gewaltiger Kraftanstrengung niederschlagen. Aber wie damals die Römer gegenüber ihren Hauptfeinden, den Parthern, so werden auch diesmal die Briten gegenüber den Deutschen genötigt werden, die Eroberungen herauszugeben und auf gewisse Gebiete endgültig zu verzichten. Wie damals das römische, so wird von jetzt ab das britische Weltreich seiner allmählichen Abbröckelung entgegengehen" usw.

Es wäre sehr wünschenswert, daß sich die Geschichtsphilosophen eingehend mit diesen Problemen befassen, die Frau Blavatsky bereits für die Theosophie auszuwerten suchte, allerdings in metaphysischem Sinne.

Ein gut beglaubigtes Beispiel von Voraussehen.

Von H. Hänig, z. Z. Döbeln i. S.

Auf der Königl. Bibliothek zu Stuttgart werden nach dem Berichte des „Pilgers aus Sachsen" (herausgegeben von Pastor Pilz-Lengenfeld i. Vogtl.) 77. Jahrg., Nr. 35, S. 349 ff. zwei Bibeln als ehrwürdige Reliquien aufbewahrt, die beide ein sehr merkwürdiges Schicksal gehabt haben. Die eine, die sog. Blutbibel, führt in die Zeit des dreißigjährigen Krieges zurück, während die andere, die sog. Brandbibel, an eine Feuersbrunst erinnert, welche im Jahre 1761 41 Häuser in Stuttgart eingeäschert hat. Ich gebe im folgenden den Bericht der genannten kirchlichen Zeitschrift genau wieder, da es sich hier offenbar um eine Tatsache handelt, deren Berichterstatter unsere volle Glaubwürdigkeit verdient.

„Eine verheerende Feuersbrunst in Stuttgart, so heißt es hier S. 350, der sog. „Hirschgassenbrand", wurde vom 2. auf den 3. August 1761 durch den in der oberen Hirschgasse wohnenden Metzger Friedrich Reuß verursacht. Dieser kam an dem verhängnisvollen Abend betrunken nach Hause und wurde von seiner Frau mit Vorwürfen empfangen, worauf er sich tätlich an ihr vergriff. Die Frau flüchtete sich, und der Wütende suchte sie überall im Hause, selbst auf dem Boden. Da er sie dort nicht fand, zündete er in seinem Wahnsinn einen Haufen Futter an. Der Anblick des rasch auflodernden Feuers scheint den Betrunkenen ernüchtert zu haben, so daß er zu löschen versuchte. Seine Mühen waren aber vergeblich, und bald stand das ganze Haus in Flammen. Nachts ein Uhr erscholl Feuerlärm. Für die zur Hilfe Herbeieilenden erwies es sich jedoch als unmöglich, in diesem Stadtteile, wo die Häuser dicht aneiandergebaut und vielfach noch durch Bretterwände von einander geschieden waren, mit Erfolg zu löschen. So konnte sich das entfesselte Element ungehindert in der Hirschgasse ausbreiten, und binnen 6 Stunden waren 41 Häuser in Schutt und Trümmer gelegt. Der Urheber dieses schrecklichen Brandunglückes, der sich trotz seiner Trunkenheit gerettet hatte, wurde dingfest gemacht. In der Verzweiflung über das von ihm angerichtete Unheil legte er selbst Hand an sich und starb an der tötlichen Verletzung, die er sich selbst beigebracht hatte. Mit seinem Leichnam verfuhr man nach der rohen Sitte und barbarischen Justiz der „guten, alten Zeit." Man legte ihn auf eine Kuhhaut, schleifte ihn mit abwärts gerichtetem Haupte über die Brandstätte und begrub ihn unter dem Galgen.

Unter den Häusern, die bei diesem Brande in Flammen aufgingen, befand sich auch dasjenige des Joh. Georg Blanchot. Dieser Mann war von 1715 bis 1768 Prediger an der evangelisch-fran-

zösischen Kirche, zugleich Professor und Lehrer des Erbprinzen Karl Eugen und seiner Brüder. Aus dem Schutte seines Hauses wurde eine französische Bibel gerettet, gedruckt zu Genf im Jahre 1685, die später in den Besitz des M. Johann Ernst Friedrich Bernhard gelangte, der von 1781—1792 die Würde eines Spezialsuperintendenten und Predigers an der Hospitalkirche bekleidete. Jetzt ist dieses Buch, das am Rande stark vom Feuer gelitten und seine Einbanddecke dabei verloren hat, im Besitz der Königl. öffentlichen Bibliothek und in einem hölzernen Kästchen von buchähnlichem Aussehen, an dem der Rücken den Schiebedeckel bildet, wohl verwahrt, unter der Bezeichnung: „Brandbibel."

Beigegeben ist ein Folioblatt, auf dem vom Hospitalprediger Bernhard in kräftigen Zügen die Geschichte des aus dem Brande geretteten Buches geschrieben steht. Dieses Schriftstück trägt das Datum 11. April 1781, und Bernhard erzählt darin kurz die Ursache und den Verlauf jenes Brandunglückes, und kommt dann auf die Rettung der Bibel zu sprechen. Er will darin nicht gerade ein spezielles Wunder erblicken, da ja in Glaubensverfolgungen und unter dem Druck des Glaubenszwanges schon Tausende von Bibeln verbrannt worden seien. Befindet sich doch in seiner eigenen Bibliothek ein neugriechisches Testament, das einzige Exemplar, welches von einer ganzen Auflage übrig geblieben sei aus dem Feuer, worin der griechische Patriarch von Konstantinopel Hunderte von Neuen Testamenten habe verbrennen lassen. Aber wahrhaft wunderbar sei folgender Vorgang, den er vor dem Hirschgassenbrand erlebt habe. Acht Tage zuvor, in einer Sonntagsnacht, habe er, damals zweiter Stiftsdiakonus, in der oberen Stube der „Lorcher Kelter" (im Bandgäßlein, das in den Markt ausmündet) gewohnt und fest geschlafen. Um Mitternacht sei er plötzlich aufgewacht von einer fürchterlichen Stimme, die dreimal nacheinander „Feuerio" gerufen habe. Er sei aufgestanden und habe zum Fenster hinausgesehen, aber alles stille gefunden. Nun habe er seinen Stubennachbar, den Hofsporer Proschaska, Feuer schlagen hören und nach dem Grunde gefragt, worauf ihm die Antwort geworden sei, weil er dreimal habe Feuer rufen hören. Acht Tage nachher vernahm Bernhard „beinahe die nämliche Stimme", und „da war es ernst!" [1])

Nach 20 Jahren noch, da er das niederschrieb, ruft er ergriffen aus: „Gott bewahre unsere Stadt und ihren großen Beschützer und Herrn" (den Herzog von Würtemberg), besonders seinen ansehnlichen Bücherschatz, vor Feuer und anderem Un-

[1]) Anm. des Verf.. Obiger Bericht hat m. E. keinen absoluten, sondern nur relativen Wert; die betreffende Stimme könnte ja auch ganz natürlichen Ursprungs gewesen sein, d. h. das Ganze könnte auf reinem Zufall beruht haben.

glück, und schreibe ihm zum Segen an, was er als ein zärtlicher Vater für seine erste Residenz in solchen Feuersgefahren geleistet hat. Schriebs in Eile, als ich die vornehmsten Sammlungen aus meiner Bibliothek in die herzogliche übergab. M. Johann Ernst Friedrich Bernhard, Spezialsuperintendent und Hospitalprediger."

Kurze Notizen.

a) Seelische Fernwirkungen im Kriege. In dieser Zeit seelischer Hochspannung taucht auch das Problem der seelischen Fernwirkung, die sich in Ahnungen und Gesichten äußert, besonders eindringlich wieder auf. Im „Türmer" bittet Dr. Löhmann um Mitteilung von Erlebnissen auf diesem Gebiet während des Krieges. Der Verfasser teilt selbst zwei ihm aus bester Quelle bekanntgewordene Erlebnisse dieser Art mit: „Ein alter, wackerer Landbriefträger a. D. und ehemaliger kurhessischer Husar, der, siebzigjährig, mit seiner gleichalterigen Lebensgefährtin an Voß' ‚redlichen Tamm' erinnerte und in dessen stiller, einfacher Feierabendhäuslichkeit ich mich damals zum Staatsexamen vorbereitete, berichtete schlicht und doch anschaulich, wie in der auf den Tag der Schlacht bei Wörth folgenden Nacht in dem kleinen hessischen Dorfe, in dem er damals noch lebte, plötzlich und ohne jeden erkennbaren Grund die beiden großen Hunde eines Bauern sich wie unsinnig zu gebärden anfingen, heulend durch das Haus gerast seien, ohne sich durch die Leute beruhigen zu lassen, bis es ihnen gelungen war, in das Zimmer des im Kriege befindlichen Sohnes einzudringen, in dem sie sich winselnd niederlegten und aus dem sie sich in der Nacht nicht mehr entfernen ließen. Nach einigen Tagen erhielt aber der Bauer die Mitteilung, daß sein Sohn in dieser Nacht an seiner am Tage vorher bei Wörth erlittenen Wunde gestorben sei. Die Hunde hatten beide mit großer Liebe an dem jungen Bauer gehangen. Was hier von der Tierseele gilt, kann natürlich auch jederzeit für des Menschen Seele zutreffen, wie der zweite, mir ebenfalls durchaus glaubwürdig berichtete Fall zu beweisen scheint: Eine Obersteigerswitwe, deren bereits ergrautes Haupt den Verdacht der Aufschneiderei nicht gerade wahrscheinlich macht, erzählte mir einige Zeit später ganz von selbst, ohne im geringsten durch mich zu derartigen Berichten angeregt worden zu sein, ein eigenartiges Erlebnis aus ihrer Kindheit: Im Jahre 1849 lebte die damals Dreizehnjährige mit ihren Eltern und Geschwistern in einem einsam und abseits im mitteldeutschen Berglande gelegenen sogenannten Zechenhause, das zu einem halb schon aufgegebenen Bergwerksbetriebe gehörte. Hier erwachten sämtliche Bewohner eines Nachts durch das starke Geräusch und Empfinden eines bei geöffneten Fenstern ununterbrochen durch das

Haus brausenden Sturmwindes, der aber unerklärlich sein mußte, da draußen vollkommene Windstille herrschte. Das Ungewöhnliche dieser Erscheinung ist wohl dadurch gekennzeichnet, daß diese mit der Natur vertrauten Menschen unter dem Rätselhaften des Vorganges erschauerten und, wie die alte Frau sich noch deutlich zu erinnern vermochte, die ganze Familie niederkniete, während der Vater das Vaterunser laut vorbetete — —. Nach einigen Wochen erfuhr die Familie, die diese Nacht wohl genau im Gedächtnis behalten konnte, daß der älteste Sohn, der in Schleswig-Holstein im Felde gegen die Dänen stand, in derselben Nacht durch Herzschuß getötet sei!" An die Wiedergabe dieser Erlebnisse knüpft der Verfasser folgenden Erklärungsversuch: „Wie bei den der Funkentelegraphie dienenden Apparaten eine Senderstation elektrische Wellen aussendet, die auf der Hunderte, ja Tausende von Kilometern entfernten Empfangsstation eine entsprechende Wirkung hervorrufen, und zwar Wellen einer bestimmten Länge stets nur auf einer für diese Wellenlänge passenden, d. h. abgestimmten Empfangsstation, so darf man von der Seele eines in einer ungewöhnlichen Lage befindlichen oder sterbenden Menschen annehmen, daß sich vielleicht infolge einer unerhörten Anstrengung oder anderer schwerwiegender Einflüsse elektro-chemische Vorgänge abspielen, die zur Aussendung elektroformer Wellen führen, die sich auf der für sie abgestimmten Empfangsstation, d. h. in der Seele eines Nahestehenden zu einer Wahrnehmung verdichten. Die Art der Äußerung ist dabei anscheinend nebensächlich und entzieht sich vorläufig noch vollständig unserem Verstehen; es kann zurzeit für uns allein darauf ankommen, ob eine seelische Fernwirkung bestanden hat oder besteht. Die Parallele zwischen drahtloser Telegraphie und seelischer Fernwirkung läßt sich im einzelnen noch erweitern: Wie z. B. die Wirkung des Induktionsstromes immer nur eintritt, wenn die Elektrizität erzeugt wird oder wenn sie verschwindet, also wenn sie stärker oder schwächer wird, so zeigt sich auch die entsprechende Induktionsfähigkeit der Seele nicht im ruhigen, gleichbleibenden Verlaufe ihrer Tätigkeit, sondern stets unter dem Einfluß ungewöhnlichster Einwirkungen, bei denen es sich sowohl um eine Verstärkung als eine Abschwächung handeln kann." [Nach Revel: eine Krisis.] (Unterhaltungsbeil. d. „Leipz. Tagebl.", Nr. 282 vom 6. Juni d. J.)

b) E i n K r i e g s - D a u e r s c h l ä f e r. Aus Innsbruck wird berichtet: Prof. Dr. Karl Mayer, Vorstand der psychiatrischen Klinik an der hiesigen Universität, führte in der wissenschaftlichen Ärztegesellschaft einen schlafkranken Soldaten vor, der, nach der Annahme der Ärzte, durch Schrecken infolge der Explosion einer Granate in Schlafzustand versetzt wurde. Es ist ein Soldat aus Bosnien, der im März vom galizischen Kriegsschauplatze zuerst nach Bozen und dann nach Innsbruck gebracht

worden war. Er befindet sich in ununterbrochenem Schlafe, ist furchtbar abgemagert und muß künstlich ernährt werden. Durch fortgesetztes Elektrisieren hofft man, den Patienten seinem krankhaften Zustand zu entreißen; man hat dadurch bei ihm bereits stärkere schlürfende Bewegungen erzielt. Gegen Nadelstiche an Nase, Armen, Fingern, besonders aber im Rücken ist der Mann ganz unempfindlich.“ („Tüb. Chron.“ vom 19. VI. cr.)

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

D. Gottfried Traub (Dortmund): Aus der Waffenschmiede. Stuttgart 1915. Verlag von J. Engelhorn's Nachf. Preis geb. M. 2. Feldpostausgabe brosch. M. 1.60.

Auf dem Umschlag stehen die Worte: „Trost für den Einzelnen, Stärke für das Reich — das ist der Grundton all dieser Reden.“ Damit ist eigentlich alles gesagt. Bedarf es noch einer weiteren Empfehlung für dieses Buch? Es enthält die weitbekannten schwarz-weiß-rot umränderten „Eisernen Blätter“ Traub's, die hier zu einem hübsch ausgestatteten Band vereinigt dem Leser alles bieten, was er braucht, um sein schwergeprüftes deutsches Gemüt aufzurichten und seine Seelenkraft mit Mut und Stärke zu erfüllen. Besonders beherzigenswert finde ich die hintenstehenden „Nüchternen Kriegsregeln für die, die zu Hause bleiben“, worunter sich Folgendes findet: „Nicht nur das Schlachtfeld, auch deine vier Wände wollen Helden sehen. Kopflosigkeit im Inland ist schlimmer, als eine verlorene Schlacht im Feld. Danke jeden Tag, daß du ein Deutscher bist.“ — Ich möchte dem nur noch den altnordischen Spruch beifügen, der in jeder Nummer des „Volks-Erzieher“ steht: „Treu leben, todtrotzend kämpfen, lachend sterben.“ Er wendet sich allerdings mehr an Krieger, als an Daheimgebliebene. Aber diese können sich ihn auch merken. Deinhard.

Dr. med. Bernhard Schulz (Geh. Medizinalrat, Kreisarzt a. D.): Das Bewußtseinsproblem. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann. 86 S. Preis M. 3.60.

Der hier genannte, durch seine „Psychologischen Wanderungen“ (Jena 1913) bekannt gewordene Verfasser durchwandert in dieser Schrift das so außerordentlich schwierig zu begehende Gebiet des Bewußtseinsproblems. In überaus gründlicher Weise bespricht er auf den 86 Oktavseiten dieser Schrift die verschieden, weit von einander abweichenden Standpunkte, von denen aus dieses Problem in der neueren und neuesten deutschen Philosophie in Angriff genommen worden ist, nämlich vom Standpunkt der Psychologie, dem des Positivismus, dem der Metaphysik, dem der transzendental-logischen Erkenntnistheorie und dem der biologisch psychologischen Erkenntnistheorie. Verfasser entscheidet sich offenbar für den zuletzt genannten Standpunkt der Betrachtung, den er am Schlusse seiner Schrift in einigen Leitsätzen zusammenfaßt. Wir lesen dort Folgendes: „Mit der Zunahme an Stärke und Mannigfaltigkeit der Reaktionen gewinnt der Vorgang des Bewußt-

werdens in der Reihe der Lebewesen bis hinauf zum Menschen und in diesem von seiner Geburt an bis zum Selbstbewußtsein an Intensität und Umfang. Mit dieser Zunahme an Stärke und Mannigfaltigkeit der Reaktion und durch die sprachliche Verbindung der Menschen untereinander wird der reagierende Faktor in seinem Bestande an Nachwirkungen immer mehr verselbständigt. An die Stelle der mehr passiven Reaktion tritt die aktive. Das Ich mit seinen aktionsfähigen Dispositionen erlangt gegenüber dem Bewußtwerden äußerer, sinnlicher Erregungen die Oberhand. Innere, aus dem Aktionsfonds von Nachwirkungen vorausgegangener psychischer bewußt gewordener Vorgänge ausgelöste Erregungen führen zu Gedanken und Strebungen. An ein unmittelbar Wahrgenommenes knüpft sich der Vorgang des Denkens. An ein Gedachtes schließt sich das fortlaufende Denken in der aktualisierten Richtung" . . . Damit sind selbstredend die vom Verf. zusammengestellten Leitsätze der biologisch-psychologischen Erkenntnistheorie noch lange nicht erschöpft. Vielleicht aber genügen diese wenigen Zitate schon, um den für solche tiefer schürfende Probleme empfänglichen Leser zu veranlassen, sich an das Studium dieser sicherlich sehr verdienstvollen Schrift selbst zu machen

Deinhard.

Eingelaufene Bücher etc.

Blätter für Säuglingsfürsorge. Herausgegeben von der Zentrale für Säuglingsfürsorge in Bayern. Schriftleitung: Hofrat Dr. med. Doernberger, München. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Jährlich 12 Hefte für M. 6. [Das Aprilheft enthält u. a. wertvolle Winke über die Bedeutung der weiblichen Fürsorge in Krieg und Frieden, über Zeugung im Rausche und über unsere Volksernährung im Kriege von Dr. med. G. Seiffert].

Der Arzt als Erzieher. Zeitschrift für persönliche und soziale Gesundheitspflege. Herausgegeben von Otto Gmelin, München. XI. Jahrg. 1915. Jährlich 12 Hefte für M. 4. Verlag der „Aerztlichen Rundschau", Otto Gmelin. [Heft 1 u. 2 bringt u. a. eine tiefgründige Studie über „Körperliche Erziehung für den Einzelnen und die Gesamtheit aus der Feder des bekannten Sozialhygienikers Hofrat Dr. med. E. Doernberger.]

Schulärzte an höheren Knaben- und Mädchenschulen. Von Hofrat Dr. Eugen Doernberger, München. Sonderabdruck aus „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege", 1914, 27. Jahrgang, Verhandlungsheft.

Theodor Rudert, Die Aussichten eines reichsgesetzlichen Rechnungsgläubigerschutzes [durch ein Reichs-Bürgschaftsamt]. 8 S. Als Mskrpt. gedruckt, Mai 1915, Berlin-Halensee, Friedrichsruherstr. 17.

Mahābodhi-Blätter. Eine Zweimonatsschrift für Buddhismus. Herausgegeben von der Mahābodhi-Gesellschaft (Deutscher Zweig). Leipzig. Im Selbstverlag (Red. G. A. Dietze, Leipzig-Gohlis, Luisenstr. 12). [Das Januar-Aprilheft 1915 — III. Jahrg., Nr. 5/6 — enthält außer einem einleitenden Artikel über „Laienbuddhismus" und einer Rundschau über siamesische Kunst, Empfang der deutschen Kriegsgefangenen in Japan, sowie auf Ceylon, u. a. einen fesselnden Aufsatz über weitestgehende Tierliebe in Birma von H. Fielding Hall: „Eines Volkes Seele." — Der Mindestbeitrag für ordentliche Mitglieder der „Mahābodhi-Gesellschaft",

welche die Kenntnis des echten Buddhismus in den weitesten Kreisen fördern will, ist 6 M. jährlich.]

L'Etoile Rouge. Alliance internationale des Sociétés pour l'Assistance des Animaux sur les Champs de Bataille. Bulletin International publié par le Comité Central, Genève (Suisse). Rédaction et Administration: 14, Rue d'Italie, Genève. Abonnement: Suisse 5 fr., Étranger 6 frs. [Unter der Aufschrift: Inter arma misericordia! bringt die Nummer 1 des Zentralkomitees des „Roten Sterns", der allen im Krieg zur Verwendung kommenden Tieren Hilfe und Unterstützung bringen will, ausführlichen Bericht über die am 24. Dez. 1914 in Genf, der Wiege des Roten Kreuzes von 1863, stattgefundene Konferenz dieses internationalen Bundes von Tierfreunden, über die dort einstimmig angenommenen Resolutionen, über das Programm der zweiten, am 24. Juni cr. ebendahin einberufenen Konferenz nebst den einschlägigen Dokumenten aus der Schweiz, England und Deutschland mit Statutenentwurf, über das englische Violette Kreuz zum Schutz der Kriegspferde und das Blaue Kreuz zur Pflege verwundeter Pferde — beide in Paris —, sowie Aufforderung zur Beitrittserklärung an obige Adresse: Mindestbeitrag 5 frs.; lebenslängliche Mitglieder bezahlen 100 frs.]

Briefkasten.

Herrn Friedr. Kämpfer, Berlin. Wir nehmen mit Bezug auf unsere Fußnote (S. 264/65 des Junihefts) zu dem Artikel über „Falsche Kriegsprophezeiungen" gerne Kenntnis von Ihrer Versicherung, daß Ihnen nicht nur die Absicht ferne lag, sondern auch jede Veranlassung fehlte, der Schriftleitung der „Psych. Stud." hinsichtlich des in einer Einsendung des Herrn Dobberkau auf 27. April fälschlich prophezeiten Friedensschlusses „eine moralische Ohrfeige erteilen" zu wollen, um damit Reklame für das von Ihnen beschützte Medium zu machen. Ihre im Maiheft der „Uebersinnl. Welt", S. 167 zum Abdruck gekommene „beiläufige Bemerkung" war, wie Sie schreiben — wenigstens in dieser ungenauen Form — nicht zur Veröffentlichung bestimmt, sondern einer privaten Mitteilung an den Schriftleiter, Herrn Max Rahn, entnommen, der kurz zuvor bei Ihnen angefragt hatte, ob das ihm persönlich bekannte Malmedium keine Botschaft bezüglich des Krieges erhalten habe. Diesen Zusammenhang konnten wir selbstredend nicht ahnen und nehmen daher den Vorwurf mangelnder Exaktheit, bezw. Gewissenhaftigkeit hiermit zurück. — Uebrigens erhielten wir noch zu demselben Gegenstand die nachfolgende Zuschrift (dat. Kötzschenbroda, 17. VI. 15): „Herzlich danke ich Ihnen für Ihre gegen Herrn Kämpfer's Anrempelung gerichteten Worte betreffs meines Berichtes aus der „Deutschen Wacht". Ich habe letztere gebeten, mir Zeugenurkunden und genauere Angaben über die Art der Quelle jener Vorschau machen zu wollen, leider ließ es sich bis jetzt nicht ermöglichen, da die Gewährsmänner der „Deutschen Wacht", wie auch ihr Redakteur als Offiziere im Felde stehen. Es wurden mir alle Namen genannt und ich konnte mich

überzeugen, daß jener Bericht allerdings sehr gut von sehr achtbaren und allgemein geachteten Gewährsmännern verbürgt wurde. Er ist durchaus glaubwürdig und alles Zweifeln an seiner Wahrheit erscheint m. E. nicht angebracht. Dann müßten wir alle menschlichen Zeugnisse beargwöhnen. Daß Parallelberichte vorliegen, scheint mir mit der Quelle jener Vorschau zusammenzuhängen. Wie die meisten Prophezeiungen, beruht auch die betreffs des 27. April auf Gedankenübertragung. Ich erinnere Sie daran, daß fast gleichzeitig die Bücher von H. Frobenius, F. J. Driant, Kavakami erschienen, die alle fast in gleicher Weise den Weltkrieg voraussagten und auch seinen Verlauf skizzierten. Ihre Quellen aber waren unverkennbar die hohen Offizierskreise Englands, Frankreichs und Rußlands, die seit 1908 den Weltkrieg vorbereiteten und auch seinen Anfang festgesetzt hatten. Die Telepathie spielt überhaupt eine große Rolle in der Prophetie. Daß der 27. April keinen Frieden brachte, ist wahr, wohl aber entscheidende Schlachten und Wendungen, die eine Visionärin leicht als Friedensanfang deuten konnte. Derartige Falschdeutungen von Visionen sind in der Prophetie an der Tagesordnung. S. Kemmerich, S. 419—27. Ihr sehr ergebener E. W. Dobberkau."

Herrn Josua Klein (z. Z. adr. c/a Peabody, Edmonds, Wash., U.-St. A.) danken wir verbindlichst für die herrlichen Naturansichten aus der „Amerikanischen Schweiz", dem großartigen National-Park Mount Rainier, Washington, und wünschen Ihrem warmherzigen Unternehmen, nun jenseits des Ozeans mit voller Energie und den Ihnen so reichlich zu Gebot stehenden magischen Kräften für richtige Wertschätzung deutschehrlichen Heldensinns und einen baldigen Weltfrieden zu wirken, besten Erfolg. Ali Heil!

Druckfehlerberichtigung.

Herr H. Hänig (z. Z. zum Landsturm einberufen) wünscht nachträglich in seiner Studie über „Geheimwissenschaften" nachstehende Versehen zu berichtigen. Im Maiheft war zu lesen: S. 178 (Fußnote), Z. 3 v. u.: der Fluidale; im Juniheft, S. 239, Z. 7 v. u.: ist es unter; S. 240, Z. 17 v. u.: beruht (st. besteht); S. 241, Z. 20 v. o.: zu (st. an); ib. Z. 24 v. o.: klagt (st. klagte).

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. August. 1915.

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Beispiele von Hellsehen im Traume.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

1. Im Monat März d. J., 1914, brachten die Zeitungen von Lyon fogenden Bericht: Am 7. März wurde der Steinhändler Seriziat auf der Straße erschossen. Der unbekannte Mörder wurde fünf Stunden lang, von 7 Uhr abends bis 12 Uhr mitternachts gesehen, wie er auf sein Opfer wartete, aber niemand kannte ihn, denn er war in einen großen Mantel gehüllt, dessen Kapuze den Kopf bedeckte. Die Gendarmerie konnte trotz energischen Maßnahmen bisher keine Spur finden; doch wurde dem Kommissar gestern morgen mitgeteilt, daß eine Dame Bourdelin von Saint-Fortunat formell den Mörder bezeichnet hätte.

Der Beamte begab sich zu der Dame, welche folgende seltsame Erklärungen abgab: „Der Mörder ist Claude Puissant, der Bruder des Werkführers Seriziat's. Ich habe ihn schießen sehen, vergangene Nacht, im Hause des Nachbars Morateur. Sie können ihn verhaften; er hat noch das Notizbuch des unglücklichen Seriziat. Ich habe es gesehen." — „Aber wo haben Sie das gesehen, Madame?" fragte der Kommissär. — „Ich habe es im Traume gesehen!" antwortete Mme. Bourdelin. Der Kommissär wußte, daß Mme. Bourdelin, die an Nervenanfällen litt, eben die Mutter eines der Zeugen war, welche den Mörder kurz vor dem Verbrechen gesehen hatten. Es war wahrscheinlich, daß die Mutter durch die Worte ihres Sohnes suggestioniert worden war. Der letztere sollte sich vor seinen Eltern viel sicherer gezeigt haben, als vor dem Richter.

Man schenkte den Worten der Mme. Bourdelin Glauben und fand, daß Claude Puissant, Koch in Lyon, ein Säufer und Spieler, der nur unregelmäßig arbeitete, am Tage vor dem Verbrechen gekommen war, um von seinem Bruder, dem Werkführer

Seriziat's, Geld zu verlangen und daß er in Saint-Fortunat geschlafen hatte; ferner daß Puissant eine Art Mantel mit Kapuze aus schwarzem Kautschuk besaß, so wie ihn die Zeugen beschrieben hatten; auch daß er einen Revolver hatte, dessen Kaliber zu dem Geschoß stimmte, das den Händler getötet hatte. Die Stiefel Puissant's paßten zu den gefundenen Fußspuren; Puissant war gegen 3 Uhr nachts zu seiner Frau zurückgekehrt, von welcher er seit Monaten getrennt lebte, und er hatte ihr Geld gegeben, was er nie in seinem Leben getan hatte. Claude Puissant wurde verhaftet und konnte sich über seinen Verbleib in den verhängnisvollen Stunden nicht ausweisen. Alles scheint also die Schuld des Koches zu beweisen und die von der Seherin gegebene Fährte scheint richtig zu sein.

* * *

2. In dem Städtchen Castel di Sangro, das tief verschneit in den Abruzzen liegt, ereignete sich eine Geschichte, welche die Lokalbehörden und die gesamte Bevölkerung in Aufregung versetzte. Pascal Cocozza, ein braver Mann, Feldhüter des Barons Raph. Corrado, sah in der Nacht des 3. März 1905 im Traume seinen schon vor zehn Jahren verstorbenen Vater, der ihm und seinen Brüdern Vorwürfe machte, daß sie ihn vergessen hätten und zugeben, daß seine armen Gebeine, von den Totengräbern ausgegraben und hinter den Turm des Kirchhofes in den Schnee geworfen, eine Beute der Wölfe würden! Cocozza erzählte den Traum am Morgen seiner Schwester. Zu seiner größten Überraschung erklärte ihm dieselbe, daß sie genau den gleichen Traum gehabt hätte. Nun begab sich der Feldhüter auf den Weg zu dem auf einer Anhöhe vor dem Städtchen liegenden Friedhof. Dort fand er hinter dem Turme menschliche Gebeine im Schnee liegen und auch deutlich die Fährte von Wölfen. Selbstredend berichtete Cocozza die Sache dem Bürgermeister und die Totengräber wurden verhaftet. Diese sagten zu ihrer Entschuldigung, daß, da die für Übertragung der Gräberreste vorgeschriebene Zeit von zehn Jahren abgelaufen war, sie mit dem Transport von Überresten in das Beinhaus beschäftigt waren, aber bei Einbruch der Nacht von der Kälte und dem Schnee überrascht wurden und einen Teil der Knochen liegen lassen mußten. Sie bestritten, daß diese Knochen von dem Vater des Klägers stammten; es wurde aber festgestellt, daß es sich tatsächlich um die Überreste des vor zehn Jahren verstorbenen Vaters des Feldhüters handelte.

Eine Erklärung des interessanten Falles ist sehr schwierig. Man kann sagen, daß eine telepathische Wirkung der Totengräber auf die beiden Perzipienten (Cocozza und seine Schwester) möglich gewesen sei, allein die Totengräber wußten

im Augenblick der Ausgrabung nicht, daß es das Grab des alten Cocozza war, denn dasselbe trug nur ein Kreuz und eine Chiffre. So bleibt nur die Annahme eines außerirdischen Agenten! Bemerkenswert ist ferner der gleichzeitig stattfindende Traum der an der Sache einzig Interessierten. Dem Bericht aus der Feder des Dr. Fiocca-Novi von Castel di Sangro sind Auszüge aus den Gerichtsakten beigelegt, aus denen hervorgeht, daß Cocozza eine durchaus ehrliche Persönlichkeit ist und daß die Tatsachen sich so wie geschildert verhalten. Die Schriftleitung der „Annales d. Sc. Ps." veranlaßte den genannten Arzt noch um Feststellung, daß Cocozza nicht des Tages vorher zufällig auf dem Kirchhofe gewesen sei und vielleicht unbewußt die Unordnung wahrgenommen habe. Dr. Guido Fiocca-Novi antwortete, daß diese Hypothese gänzlich fallen gelassen werden müsse: 1. weil der Friedhof sehr schwer zugänglich sei, er befindet sich auf dem Gipfel einer sehr steilen Höhe, umgeben von zyklopischen Mauern; 2. zur Zeit des Vorfalles lag der Schnee sehr tief, die Wölfe machten die Gegend unsicher, und man hatte nicht weniger als 21 Grad unter Null. „Wie sollte", schließt der Arzt, „Cocozza unter solchen Umständen und solchen Temperaturverhältnissen im Garten des Todes spazieren gegangen sein, zu einer Zeit, in der es alle Mühe kostete, ihn und die anderen (mich inbegriffen) zu veranlassen, das Haus zu verlassen?" . . .[1])

* * *

3. In einer Zeitung Brüssels wird unterm 23. April 1905 eine Traumgeschichte erzählt, die ich hier im Auszuge[2]) wiedergebe: Im Jahre 1903 verließ eine Fischerbarke unter Führung ihres Patrons Antonios den Piräus von Athen, um nach Syra zu fahren. Außer Antonios waren noch zwei Matrosen an Bord, ein Kretenser, namens Balazakis und ein Samothraker. Einige Zeit darauf, am Tage nach einem Sturm, kamen die Matrosen allein nach Syra; sie erzählten, daß die Barke in der vergangenen Nacht untergegangen sei und sie selbst sich nur mit Mühe hätten retten können. Man glaubte ihren Worten.

Nun hatte die Schwester des Antonios in dieser selben Nacht einen schrecklichen Traum: sie hatte gesehen, wie ihr Bruder von den Matrosen erdrosselt und ins Meer geworfen worden war. Dennoch fürchtete sie nichts, denn sie wußte, daß Balazakis sich stets ihrem Bruder, in dessen Dienst er seit zehn Jahren stand, ergeben gezeigt hatte. Aber nach einigen Tagen hatte sie einen neuen Traum: wieder sah sie ihren Bruder, der ihr ihre Gleichgültigkeit vorwarf. „Du bist also der Mitschuldige meiner

[1]) **Auszug aus den „Annales des Sciences Psychiques" 1905.**
[2]) **Aus „Annales d. Sc. Ps." 1905.**

Mörder", sagte die Stimme von jenseits des Grabes, „da Du mich nicht rächen willst; sieh Dir die Barke und das Haus des Balazakis an; er hat beides mit dem Gelde gekauft, das er mir gestohlen hat und um das er Dich beraubt hat."

Die arme Frau erwachte tief erschreckt; sie machte sich auf die Suche und entdeckte in der Tat an einem Orte, den sie niemals gesehen, das Schiff und das Haus, das ihr Bruder erwähnt hatte. Sie machte nun bei dem Gericht Anzeige und als Balazakis zwei Tage später in den Hafen einfuhr, wurde er verhaftet. Er gestand, seinen Patron im Schlafe erwürgt und ihn dann in das Wasser geworfen zu haben. Er gab auch den Ort an, wohin sich sein Komplice geflüchtet habe, der ergriffen wurde und gleichfalls gestand . . .

* * *

4. Wie früher das Erdbeben von Messina, so hat auch die tellurische Katastrophe, welche jüngst das Gebiet der Abruzzen verwüstet hat, mehrfach zu telepathischen und vorwarnenden Phänomenen Anlaß gegeben. Einer der merkwürdigsten Fälle ist folgende Prämonition, verbunden mit einem Phänomen der Telepathie. — Die Erzählung[3]) trägt alle charakteristischen Merkmale der Wahrhaftigkeit und verdient vollen Glauben.

Der junge Dr. Parola-Canale, Arzt in Pescina, hatte vor kurzer Zeit seine Frau und zwei Kinder — eines 5 Jahre, das andere 9 Monate alt — verlassen müssen, da er als Assistenzarzt zum Militärdienste einberufen war. Er stand einige Wochen in Aquila und blieb mit seiner Familie in zärtlicher Verbindung.

Am 12. Januar 1915 abends befand er sich in einem Café in Aquila mit einem Freunde, den er zu Reggio in den Tagen des sizilianisch-kalabrischen Erdbebens kennen gelernt hatte. Die beiden Freunde riefen sich diese Schreckenstage in die Erinnerung zurück. Man sprach lange davon und trennte sich spät. Dr. Canale begab sich zu Bette, schlief aber schlecht. Gegen Morgen zu hatte er einen entsetzlichen Traum; Pescina schien von einem Erdbeben zerstört und seine ganze Familie vernichtet, mit Ausnahme des älteren Kindes. Der Doktor erwachte unter dem Eindruck des Donnerrollens und des Klagens seiner Frau und der Kinder.

Als er vollständig wach war, erklärte er sich den Traum durch das am Abend vorher mit dem Freunde gepflogene Gespräch. Er rief seinen Diener und erzählte ihm alles mit dem Beifügen, daß er, wenn er abergläubisch wäre, annehmen müßte, daß der Familie ein Unglück drohe. Darauf begann er einen Brief zu schreiben, aber nach zwei Minuten überraschte ihn die

[3]) Nach „Luce e Ombra", Februar 1915.

Erschütterung des Bebens und ließ ihn erzittern. Von Besorgnis und Angst getrieben, telegraphierte er nach Hause um Nachricht bittend. Da keine Antwort kam, begab sich Dr. Canale nach Pescina, wo ihn eine schreckliche Lösung des Rätsels erwartete. Sein furchtbarer Traum hatte sich bewahrheitet!

Mit Hilfe einiger Männer begann er sofort nachzuforschen und fand in kurzem den Leichnam seiner Frau und jenen des jüngsten Kindes. Nach einigen Stunden kam das ältere Kind ans Tageslicht — der Vater war nicht dabei anwesend. Kaum gerettet, schrie das Kind, die Hände zusammenschlagend: „Im Augenblick kommt mein Vater; er hat diesen Morgen telegraphiert".

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Vater telegraphiert hatte, als der Sohn bereits unter den Trümmern verschüttet lag und daß das Telegramm niemals angekommen war, so erscheint dieses zweite (telepathische) Phänomen der schrecklichen Katastrophe nicht weniger merkwürdig, als das erste. Die unglaubliche Geschichte hat der schwergeprüfte Vater dem Berichterstatter selbst erzählt. Übrigens kommen noch zwei Punkte in Betracht, die festgestellt sind: die Tatsache, daß Dr. Canale seinen Traum dem Diener eine Stunde vor Eintritt des Erdbebens erzählt hat, und ferner das Zeugnis der Frau, welche die Worte des Knaben bezüglich des Telegrammes gehört hatte.

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 282.)

Der Shibapark weist sechs Tempel mit den Gräbern von sechs Shogunen aus der Tokugawadynastie auf, gestorben zwischen den Jahren 1632—1866. In ihnen bewundern wir die japanische Kunst in ihrer höchsten Blüte. Was da in künstlerischem Schnitzwerk, in Seidenstickerei und Seidenmalerei geleistet ist, muß unsere rückhaltlose Anerkennung erwecken. Zumal die Wirkung der Lackanwendung ist eine ganz überraschende. Manche Hallen sind überwiegend mit Goldlack ausgestattet, so daß man ganz geblendet wird. Da man aber zwischen den einzelnen Gebäuden Höfe durchschreiten muß, so stört das häufige Schuhaus- und anziehen, sowie das vielfache Trinkgeldheischen der Tempelwärter. Auch wird man von den offiziellen Führern zu rasch durch die ganze Anlage geführt, als daß man zu einem ruhigen Genuß und zu einem befriedigenden Erfassen all der geschauten Kostbarkeiten

käme. Soviel aber ist gewiß, daß alles das, was man von japanischer Kunst in den europäischen Sammlungen zu sehen Gelegenheit hat, nur einen ganz unvollkommenen Eindruck von dem gibt, was im Heimatlande selbst die harmonische Zusammenfassung aller dieser Kunstleistungen in einem schönen Tempelbau leistet. Die Shogunengräbertempel sind buddhistisch, nur einer davon ist gegenwärtig in shintoistischen Besitz übergegangen.

Was die Einrichtung der japanischen Tempel im allgemeinen anbetrifft, so ist diese zweiteilig. Sie besteht erstens aus dem öffentlichen Andachtsraum, zu dem man aber in manchen buddhistischen Sanktuarien auch nur nach Ablegung der Schuhe Zutritt hat. Er wird „Haiden" genannt. Und zweitens aus dem Allerheiligsten, dem sog. „Honden". Bei einigen Tempeln, wie gerade bei denen im Shibapark, liegt dazwischen noch ein „Aino-ma" genannter Zwischengang. Vom Dachfirst mancher Tempel hängt ein breites Band herab, welches ein Glöckchen in Bewegung setzt. Wer hier seine Andacht verrichten will, zieht zuvor an dem Strang, um der Gottheit seine Anwesenheit zu verkünden, resp. um sie zu wecken, ehe man ein Geldstück in die riesige vor dem Beter stehende Kiste wirft. Alsdann klatscht der Andächtige in die Hände, reibt dieselben, während die Lippen Gebete murmeln oder Anliegen vorbringen, verbeugt sich und geht rasch wieder ab. Viele Tempel haben nebenan noch eine auf übermannshohen Pfeilern stehende überdachte Tanzplatte errichtet, auf der bei Tempelfesten religiöse Tänze — am bekanntesten sind der Not- und der Kaguratanz — aufgeführt werden. Für diesen Zweck sind den Tempeln Tänzerinnen angeschlossen, welche nicht mit den öffentlichen Tänzerinnen verwechselt werden dürfen. Ich habe bei einem derartigen Fest schon Mädchen im Kindesalter beteiligt gesehen.

Vom Shibapark mit der elektrischen Bahn leicht zu erreichen liegen die Gräber der 47 tapferen Ronin, welche als die Vasallen eines mächtigen Daimios, den ein Shogun nach siegreicher Schlacht hatte töten lassen, in echt japanischer Heldentreue auf dessen Grab Harakiri gemacht haben. Das war im Iahre 1701. Sie sind nun Nationalhelden oder Heilige geworden. Man kann kommen, wann man will, stets findet man vor diesen schlichten Gräbern eine gedrängte Menschenmenge, welche die Toten durch Verbrennen von Weihrauch und Niederlegen ihrer Visitenkarten ehrt. Letztere sind nicht mit den Gebetsstreifen zu verwechseln, welche an den Tempeln aufgehängt oder als Fähnchen an dünnen Holzstängelchen in den Boden der Tempelanlagen gesteckt werden. An diesen „Gohei" genannten Gebetsstreifen erkennt man die Shintotempel, welche durchgehends viel einfacher gehalten sind, als die buddhistischen, und deren offene Haiden man auch stets beschuht betreten kann.

Auch das Grab des berühmten Feldmarschalls Nogi, der vor kurzem nach dem Ableben des jüngst verstorbenen Kaisers samt seiner Frau Harakiri machte, beginnt sich zu einem ähnlich besuchten Wallfahrtsort zu entwickeln. —

Ein zweiter sehr schöner Park umschließt den auf dem Kudanhügel gelegenen shintoistischen Tempel Shokonsha. Es ist dies der Schrein „zur Einladung der abgeschiedenen Geister", der auch Jasu-Kuni-jinga, d. h. „Schrein des friedlichen Landes" genannt wird. Vor ihm steht ein mächtiges Tempeltor, selbst als ein Tempel imponierend. Hier werden nicht nur die Geister der im Kampfe des Mikados gegen die Shogunenpartei im Iahre 1868, sondern auch die Manen der in den übrigen Kriegen, besonders auch dem letzten russisch-japanischen, Gefallenen verehrt. Der Japaner als Shintoist steht eben durchaus auf spiritistischem Boden. Daß die Seele nach dem Tode fortlebt, ist seine unerschütterliche Überzeugung. Daher seine Todesverachtung im Kampf, daher aber auch der häufige Selbstmord von Liebespaaren, die ihrer Vereinigung Hindernisse entgegenstehen sehen. Sie rechnen bestimmt auf eine Vereinigung im „Land des Friedens". Offenbar aber sind die Vorstellungen der Japaner vom Leben im Jenseits reiner als die phantastischen indischen Ideen von der Seelenwanderung. Sie denken sich die nach dem leiblichen Tode freigewordene Seele zwar im Besitz höherer Anschauungen, aber doch für die irdischen Interessen noch keineswegs abgestorben. Wer sich einer Schuld bewußt ist, fürchtet die Rache der Abgeschiedenen; die Krieger bitten die Geister der verstorbenen Helden — es geschieht dies ganz offiziell seitens der Heeresleitung — um ihre Beihilfe in beschlossenen Kriegen. Rührend ist die von Heart dem Volksglauben entsprechend wiedergegebene Erzählung, wie eine verstorbene Mutter ihr als Säugling zurückgebliebenes Kind heimlich noch mit ihrer Milch nährt. Hundertfach ließen sich noch solche Züge anführen, aus denen hervorgeht, daß die spiritistische Überzeugung dem Japaner in Fleisch und Blut übergegangen ist. Mein Freund Rosenörn traf einen japanischen Bekannten am Bett seines sterbenden, bewußtlos in Krämpfen liegenden Kindes. „Mein Sohn ist schon ein Gott", sagte der Japaner, „nur das Tier in ihm (das animalische Leben) läßt ihn noch sich bewegen."

Hierher gehören auch Begebnisse, wie die folgenden, über welche ich das Nachstehende im Wortlaut einem Bericht über die Entwicklung der japanischen Gesellschaft des „roten Kreuzes" entnehme. Ich bemerke hier nur nebenbei, daß es für eine anerkennenswerte Vorurteilslosigkeit spricht, daß die Bezeichnung „rotes Kreuz" von Japan ohne weiteres akzeptiert wurde, während die Türkei an Stelle desselben den „roten Halbmond" setzte. In dem angezogenen Bericht aus dem Jahre 1912

aber heißt es: „Der internationale Charakter des guten Werkes wurde ferner in Japan lebhaft durch die Beachtung betont, welche man dort dem Ableben von Florence Nighthingale schenkte, die immer ein warmes Fleckchen im Herzen Japans besaß. Ihr Tod im August des Jahres 1910 versetzte die Mitglieder des „roten Kreuzes" in Japan in große Betrübnis und ließ sie diesen Verlust als einen persönlichen empfinden, ebenso wie bei andern Nationen von altruistischem Gefühl. Der Japaner ehrte ihr Angedenken so hoch, daß eine besondere religiöse Feier nach dem Shintoritus stattfand, die von den Vorstandsmitgliedern der Gesellschaft des „roten Kreuzes" und hervorragenden Persönlichkeiten des Kaiserreiches veranstaltet wurde. Bei diesem Gottesdienst wurde das Bild von Fräulein Nighthingale über den Altar angebracht und ihr Geist im Interesse der gesamten Menschheit angerufen. Opfer wurden dargebracht und die Totenliturgie gebetet. Alsdann hielt der Generalarzt Hirai eine Lobrede auf den Charakter und den Lebenslauf der großen Menschenfreundin und hierauf richtete Dr. Hagiwara eine Ansprache an ihren Spirit, während alle Anwesenden eine tiefe Verbeugung machten.

Eine ähnliche religiöse Feier wurde neulich von den ärztlichen Gesellschaften gelegentlich des Todes von Sir Lister*) begangen.

Nichts Rührenderes und Menschlicheres läßt sich denken, als solch ein einfacher, aber tiefer Shinto-Gedächtnisdienst zu Ehren jener, die man nicht tot glaubt, sondern nur vorangegangen. Und wenn eine derartige Feier zu Ehren von Angehörigen einer fremden Rasse stattfindet, so verdient das wohl eine allgemeine Anerkennung und bezeugt besser als alles Andere die japanische Weitherzigkeit." —

In demselben Park steht das japanische Waffenmuseum, welches nicht nur altertümliche Rüstungen, sondern auch Beutestücke aus den letzten Kriegen enthält.

Ein dritter, erst in jüngster Zeit angelegter Park, Hibya-Koen, enthält eine getreue Nachbildung des uralten Shintotempels von Ise, der, wie schon oben gesagt, jeglicher buddhistischer Beeinflussung sich enthalten hat. Es ist ein einfacher farbloser Schrein in schlichter Holzarchitektur, bei dem wie bei allen dieser Art die mächtig ausladende Dachkonstruktion sich als das Bedeutendste darstellt.

Der größte, stellenweise waldartige Partien umfassende Park Tokyos ist der Uenopark. Er erfreut sich eines sehr zahlreichen Besuches. In ihm befindet sich ein ziemlich 7 m hoher Daibutsu, dem von Kamakura jedoch nicht vergleichbar. Auch eine Pagode enthält er, schöne Alleen von Steinlaternen, darunter

*) Dem bekannten Begründer der Antiseptik.

eine der drei größten von Japan, und den prächtig restaurierten Toshoguschrein.

Überhaupt ist man zurzeit fleißig dabei, verfallene Tempel, deren Zahl allerdings Legion ist, wieder herzustellen, namentlich Shintoheiligtümer, die der kaiserlichen Pflege unterliegen und deren Mauern, um den kaiserlichen Besitz anzudeuten, fünf weiße Längsstreifen zeigen, ein kaiserliches Vorrecht, da auch dem Vornehmsten im Lande nicht mehr als vier Streifen zustehen. Hier befindet sich ferner der zoologische Garten und das große Museum, ein Geschenk des Volkes an den jetzigen Kaiser als Kronprinz zu seiner Vermählung. Es ist sehr reichhaltig und enthält vorzüglich aufgestellt und beleuchtet: Waffen, Handschriften, Karten, Bilder, Fächer, Masken, Lack-, Bronze- und Porzellansachen, Musikinstrumente, historische Kuriositäten usw.

An der entgegengesetzten Seite des Parkes liegt der große Lotosteich, der bei meinem Besuch gerade in voller Blüte stand. Auf einer Halbinsel desselben steht ein schöner Bentenschrein, der von zahlreichen Andächtigen besucht war. In seiner Front präsentieren sich drei große Muschelbecken von Bronze, davor je ein Strick mit einem Knoten, der beim Anziehen gegen das Becken schlägt und dieses tönen macht. Der Ton ruft, wie wir schon oben sahen, die Gottheit herbei. In die offenstehenden mächtigen Opferkasten wurde Senstück auf Senstück geworfen, so daß die Priester mit Zählen abends genug Arbeit haben. Rundum liegen noch kleinere Tempelchen, alle in Restauration begriffen. Die Mitte der Anlage ziert eine riesige Harfe von Bronze. Zu beachten ist die Lage des Schreins auf einer Halbinsel, ähnlich wie in Enoschima, was auf Benten als Wassergottheit hindeutet, wie sie denn auch besonders von Fischern verehrt wird. Ein Teil des riesigen Teiches wird gegenwärtig eingedämmt. Man ist beschäftigt, Pfähle einzurammen. An einem Gestell wird von den Arbeitern ein mächtiger Eisenklotz hochgezogen, den man dann mit Wucht auf die Holzpfähle herabfallen läßt. Dieses mühsame Hochziehen erfolgt ruckweise und ganz originell unter der Leitung eines Sängers. Wie dieser seine Stimme anschwellen läßt, wird mit sich immer mehr verstärkendem Kraftaufwand angezogen, bis der Sänger plötzlich abbricht und der Block a tempo herunterfällt. Für uns war es Sonntag, einen Sonntag aber kennt der arbeitende Japaner noch nicht, nur einzelne Festtage, an denen er feiert. Wird aber bald kommen; dafür sorgt die sozialistische Propaganda in Japan. —

Unweit des Uenoparks liegen zwei bedeutende Tempelanlagen. Östlich der Higashi Hongwanji, der durch reiche Schnitzereien an der Außenseite und im Innern ausgezeichnet ist

und der buddhistischen Montosekte gehört. Nordöstlich der große Kwannontempel in der Vorstadt Asakusa, was die Japaner wie Asaxa aussprechen. Nebenbei bemerkt: das Japanische kennt im allgemeinen keine Akzente. Alle Silben sind gleich betont. Von diesem „Heiligtum" sagt mein Reisehandbuch: „Der Tempel ist sehr volkstümlich, mehr Wurstelprater als Heiligtum, stets stark besucht; vor dem Tempel Buden mit tauchenden Meerjungfrauen, Ziegen mit fünf Beinen, Akrobaten, Momentphotographen, dressierten Affen, Zweikampfspielen, dann Verkaufsbuden mit Taubenfutter (die Tauben sind zahm wie auf dem Markusplatz in Venedig), Quacksalbermedizinen, Zuckerzeug, Spielsachen, Eßwaren aller Art usw." Nur die vielen Buden mit Devotionalien vergißt dieser Berichterstatter zu erwähnen. Diese Buden bilden eine lange Reihe, die bis zum Tempel führt, und die abends feenhaft erleuchtet ist. Um die Tempel, es sind nämlich mehrere, liegt ein schöner Park; in den Wipfeln der Bäume wohnen unzählige heilige Hähne, die lustig aus dem Gezweige heraus krähen, und ganze Scharen von Raben, die man übrigens in allen japanischen Tempelhainen findet. In diesem Tempelbezirk habe ich viele Stunden zur Beobachtung des Volkslebens verbracht, von Andacht allerdings dort kaum eine Spur gesehen, es sei denn bei einem jungen Mädchen, die eben vor einem Seitenschrein mit Händeklatschen und -reiben ein Gebet beginnen wollte, aber, sobald sie mich gewahrte, verschämt lachte und weglief. Der Haupttempel enthält eine sagenhafte Statuette der Göttin Kwannon und eine vergrößerte Nachbildung derselben, welch letztere allein dem Publikum gezeigt wird. Sie ist aber so von Fahnen, Laternen, Trommeln und religiösen Bildern umstellt, daß man, wie dies auch in andern Tempeln oftmals der Fall ist, vom Hauptbild so gut wie nichts sieht.

Hier war es mir auch vergönnt, einem Tempelfest beizuwohnen, allerdings keinem solchen, wie es seinerzeit einen englischen Bischof zu dem Auspruch veranlaßte: „er habe noch nie so viel Andacht empfunden als in japanischen Heiligtümern". Der Hauptaltar übermäßig bunt geschmückt. Am linken Seitenaltar verrichtete ein gleich einem indischen Lama feuerrotgekleideter Oberbonze eine rituelle Handlung, während zehn Kollegen zur Seite hockten und zum Teil Zeitung lasen. Der Ritus bestand darin, daß der Bonze vor den Altar trat, auf jeder Stufe drei tiefe Bücklinge machte und, auf dem Podest angelangt, in einer Schale Pulver und Flüssigkeit — was es war, konnte ich nicht ermitteln — in knieender Haltung zusammenmischte und unter neuen Verbeugungen und Schellengeläute seitens seiner Amtsbrüder gegen den Altar hochhielt. Das Publikum strömte massenhaft herbei, warf sein Senstück in den Kasten und drängte weiter. Hutabnehmen gabs nicht, auch nicht im

Allerheiligsten, welches heute der Volksmasse gänzlich freigegeben war. Es fiel mir dies um so mehr auf, als ich Tags zuvor in der Meyiausstellung*) gewesen war, die zur Erinnerung des verstorbenen Kaisers veranstaltet wurde und unter anderem in großen Dioramen die wichtigsten Momente aus dem Leben desselben darstellte. Vor jedem Bilde, auf dem auch nur die kaiserliche Equipage abgebildet war, stand ein Schutzmann und sorgte dafür, daß männiglich seinen Hut abnahm. (Forts. folgt.)

Die magischen Operationen Cagliostros.

Von Hans Freimark, Berlin-Wilmersdorf.

Die widerspruchsvollen Nachrichten, die wir von den verschiedensten Seiten über Cagliostro, sein Tun und Wesen besitzen, stimmen doch in einem überein, in der Beschreibung seiner sogenannten magischen Operationen. Es sind darüber eine ganze Anzahl von Dokumenten vorhanden. Als erstes der Bericht, den Elise von der Recke über den Mitauer Aufenthalt Cagliostros gibt, denn die Schrift des Grafen Mossynski aus Warschau, die sich freilich in der Hauptsache mit den mißglückten alchemischen Prozeduren des Grafen befaßt, weiter das Zeugnis der Baronin Oberkirch, das teilweise auf Mitteilungen des Kardinals Rohan fußt, ferner einige Schilderungen aus der Lyoner Loge, die zwar nicht eigene Versuche Cagliostros, wohl aber nach seinen Anordnungen unternommene behandeln, und endlich Cagliostros eigene Darstellung in seiner Denkschrift zum Halsbandprozeß, sowie seine Angaben im Prozeß vor der Inquisition.

Er, sowie sämtliche Berichte, mögen sie von Augenzeugen stammen oder sich nur auf die Bekundungen solcher berufen, gaben an, daß er zu seinen Operationen eines Mediums bedurfte. Eines unschuldigen Knaben oder Mädchens. Cagliostro legte beträchtlichen Wert auf die Unschuldigkeit. Seine Gegner bezweifeln, daß sie ihm stets sehr heilig war. Wir können diesen Umstand hier unerörtert lassen, da er für die Entscheidung, ob es sich bei seinen Versuchen wirklich um okkulte Vorgänge handelte, unwesentlich ist. Wichtig dagegen ist, daß er die Versuchspersonen in eine Schale mit Wasser sehen hieß oder ihre Hand mit Öl einrieb und sie in diese blicken ließ. Es würde sich also um Erweckung hellseherischer Kräfte handeln. Nun wissen aber die Berichte merkwürdigerweise kaum von hellseherischen Wahrnehmungen zu erzählen. Was den Sehern erscheint, sind durchgehends Figuren, die ihnen von Cagliostro bis in Einzelheiten hinein zuvor beschrieben werden, und zwar nicht etwa im Geheimen, sondern vor den Ohren aller Teilnehmer. Das Erstaun-

---

*) Meyiperiode nennt man die Regierungszeit des ersten Mikados nach der Restauration im Jahre 1868.

liche ist nun nicht, daß die Medien diese Gestalten wahrnahmen, sondern daß die Teilnehmer in diesem Wahrnehmen eine Äußerung magischer Kräfte erblickten. Nur in zwei Fällen scheint es, als sei Cagliostro in der Tat auf diesem Wege eine Kenntnis von Dingen übermittelt worden, die ihm natürlicherweise nicht zukommen konnte. Der eine Fall betrifft den Tod der Maria Theresia, den der Kardinal Rohan der Baronin Oberkirch auf Grund einer Mitteilung Cagliostros am Abend vor dem Tage bekanntgab, da der Courier aus Wien die Meldung nach Straßburg brachte. Man braucht hier keineswegs anzunehmen, daß Cagliostro eine frühere Botschaft empfangen hatte. Es genügte, daß er dem Kardinal von der Möglichkeit des baldigen Ablebens der alternden Kaiserin sprach, um diesen zu veranlassen, eine beiläufige Äußerung zur Prophetie zu stempeln. Daß eine sehr natürliche Begebenheit sich zu einem Wunder aufbauschen läßt und von den Verehrern Cagliostros gern dazu umgewandelt wurde, beweist der Aufruhr, den seine scheinbare Hilfe im Falle der schwangeren Maurersgattin in Straßburg stiftete, die angeblich samt ihrer Frucht dem sicheren Tode ausgeliefert war. Dabei erklärt Dr. Ostertag, einer der bekanntesten Geburtshelfer des damaligen Straßburg und Leiter der dortigen Klinik, daß die Frau ohne jede Hilfe glücklich niedergekommen sein würde. Aus Straßburg werden auch sonst noch mancherlei Wunder berichtet. Teils in Kuren. Aber sie beschränken sich durchaus auf nervöse Zufälle, wovon auch der Fall der Frau des Baseler Bankiers Sarrasin und einige andere weiblicher Klientel keine Ausnahme machen. Der des Prinzen Soubise stünde auf einem anderen Blatte, wenn er sich wirklich so abgespielt hätte, wie die Anhänger des Grafen ihn schildern. Aber da darf man wohl dem Grafen glauben, der in seiner Denkschrift erklärt, den Prinzen überhaupt nicht gesehen zu haben, nachdem er von Rohan, der ihn hatte einführen wollen, erfahren hatte, daß die Ärzte keine Gefahr mehr für vorliegend erachteten. Die andern Wunder bestehen darin, daß er dem Kardinal angeblich den Schatten einer früheren Geliebten erscheinen ließ und daß in einer Gesellschaft durch eines seiner Medien einer Dame auf die Frage nach dem Ergehen ihres Gatten keine Antwort wurde — sie war unverheiratet — und daß einem andern Wißbegierigen, der um das Tun seiner Gattin im selben Augenblicke Bescheid wissen wollte, die Auskunft wurde, sie spiele mit ein paar Nachbarinnen Karten, was sich bestätigte. Zu solcher Angabe gehörte für den, der die Gewohnheiten der damaligen Gesellschaft kannte, nicht viel Witz. Nebenbei erinnert diese Erzählung stark an das Stück, das man von der Zauberkunst des jungen Joseph Balsamo im Falle der Marchesa Maurigi berichtet, und sie erscheint daher wie eine innere Bestätigung der Identität der beiden Persönlichkeiten, über

die für manche noch immer Zweifel walten. Die schweigende Ablehnung der irreführenden Frage im ersteren Falle lag für einen Menschenkenner, wie es Cagliostro war, sehr nahe, und es konnte ihm auch nicht schwer fallen, sein Medium in dieser Hinsicht zu beeinflussen.

So bleibt von allen authentischen Berichten, die von Mitteilungen Kunde geben, die Cagliostro oder seine Mittelspersonen nur auf hellseherische Weise zukommen konnten, nur übrig, was Elise von der Recke als erste Leistung Cagliostros in Mitau anführt. Denn auch die berühmte Prophezeiung, daß in Frankreich die „Lettres de cachet" abgeschafft werden würden und daß die Stelle der Bastille eine öffentliche Promenade werden würde, ist keine Prophezeiung. Cagliostro machte diese Bemerkung in seinem Briefe an d'Espremeuil, den Pariser Parlamentsrat. Dieser Brief wurde später als „Brief an das französische Volk" veröffentlicht, und die bewußte Stelle ist lediglich eine Erklärung Cagliostros auf eine Frage seiner Pariser Freunde, ob er nicht einst wieder nach Paris zurückkehren würde. Die Voraussetzungen, unter denen er einen derartigen Gedanken zu erwägen verspricht, sind die Abschaffung der „Lettres de cachet" und die Verwandlung der Bastille in einen öffentlichen Platz. Als die späteren Ereignisse diese Voraussetzungen verwirklichten, standen seine freimaurerischen Gesinnungsgenossen nicht an, diese Stellen aus dem Briefe, den er selber als „mit mehr denn republikanischem Freimut geschrieben" bezeichnete, gleich einer Prophezeiung zu interpretieren. Er selber mag sich diese Auffassung, die seiner hohen Meinung von sich schmeichelte, dann wohl zu eigen gemacht haben. Der Wortlaut des Briefes aber belehrt, daß diese Meinung eine nachträgliche Konstruktion ist. — So kommen wir zu dem Fall, den Elise von der Recke erzählt. Sie selber war bei der betreffenden Operation nicht zugegen, sondern gibt sie nur nach den Darstellungen ihres Vaters und ihres Onkels. Der kleine von Medem, ein jüngerer Sohn ihres Onkels, der während des ganzen Mitauer Aufenthaltes von Cagliostro ihm als Medium diente, war es auch in diesem ersten Falle. Cagliostro rieb dem Kinde unter allerlei Beschwörungen Stirn und Hand mit Öl ein und ließ es dann in die fettglänzende Hand blicken. Ein bekanntes Mittel, das innere Schauen anzuregen. Herr von Medem, befragt, was der Kleine sehen solle, bittet, um das Kind nicht durch Ungewohntes zu erschrecken, es seine Mutter und seine Schwester sehen zu lassen. Cagliostro gibt den entsprechenden Befehl, und der Kleine erblickt die Mutter. Eine weitere Aufforderung: er sieht die Schwester. Nun folgt die Frage: „Was tut sie?" Das Kind antwortet: „Sie greift nach dem Herzen", und gleich darauf: „Sie umarmt meinen Bruder, der von der Reise zurückgekommen ist". Es erwies sich bei Nachforschung, daß in der

Tat Fräulein von Medem von Herzkrämpfen befallen worden war, und daß ihr Bruder plötzlich von einer Reise heimgekehrt war, von der die Familie ihn erst in einigen Tagen zurückerwartete. Es ist zu begreifen, daß diese erste scheinbar so glänzend gelungene Operation die Medems sehr für Cagliostro einnahm. Später, nachdem Elise von der Recke ihr Logenhaupt mit kritischen Blicken betrachten gelernt hatte, äußerte sie, über die gesundheitlichen Zustände ihrer Cousine hätte Cagliostro ihren Onkel sehr gut auf eine feine Weise zuvor ausholen können, und die zeitigere Rückkehr ihres Vetters habe er vielleicht durch irgendwelche Verbindungen zuvor erfahren. Hat die erstere Annahme viel Wahrscheinlichkeit für sich, so die letztere gar keine. Aber es ist am Ende dennoch nicht nötig, hier ohne weiteres sogleich auf übersinnliche Wahrnehmungsweisen zu schließen. Der kleine von Medem wußte, daß sein Bruder zurückerwartet wurde; ist es so sehr verwunderlich, wenn er den Wunsch nach dessen baldiger Heimkehr in ein Bild verdichtet? Ja, sagen die Wundersüchtigen: aber, daß dieses Bild der Wirklichkeit entsprach, ist das Seltsame. Nun, und würde es nicht der Wirklichkeit entsprochen haben, wäre der junge Medem erst zur angesetzten Zeit heimgekehrt, würde man nicht doch dieses Bild für eine Art Vorahnung angesehen und ausgegeben haben? Und hätte sich die Wirklichkeit völlig anders dargestellt, so würde man einfach jenes Bild beiseite geschoben haben. Wie es so oft geschieht. Nur das haftet in unserem Bewußtsein, was geeignet scheint, gewisse Meinungen zu bestätigen. Nicht alle Menschen sind trotz ihrer Bewunderung so genaue Berichter wie Elise von der Recke, daß sie auch das notieren, was ihrem Ideal Abbruch tut. Und von ihr wissen wir, ein wie schlechter Prophet Cagliostro glücklicherweise war. Denn der Tod, den er der Starostin von Korff, der Großmutter Elisens, aus Ärger über deren ablehnendes Verhalten gegen ihn auf Tag und Stunde ansagte, trat nicht ein. Die alte Dame lebte noch in völliger Frische, als Elise sich acht Jahre nach Cagliostros Auftreten in Mitau genötigt sah, ihre Beobachtungen zu veröffentlichen. Mit der Prophezeiung freilich, die Cagliostro bei seiner letzten magischen Operation in Mitau aussprach, scheint er gerade durch diese Veröffentlichung Recht bekommen zu haben. Er hatte nämlich gesagt, eines der Mitglieder des Kreises würde fehlen und sich gegen ihn wenden. Jedoch wußte er damals schon, daß Elise nicht mehr seine unbedingte Anhängerin war. Auch läßt der Umstand, daß er dieselbe Äußerung vor seinem Abschiede von der Lyoner Loge tat, vermuten, daß er jedesmal eine derartige Andeutung machte, um seine eifrigen Schüler im Voraus gegen die bedenklichen Einflüsse zunehmender Besinnung zu schützen.

(Schluß folgt.)

Einiges über Telepathie.

Praktische Versuchsresultate.

Von Ludwig Jahn-Höxter (Weser.)

(Schluß von Seite 282.)

Um nun den Leser nicht auch zu ermüden, will ich den Bericht über die Versuche dieser Gruppe abschließen, obwohl noch mehr Material vorhanden ist, und dann möglichst kurz über die interessantesten der spontanen Wirkungen berichten.

II. Gruppe: 7. Das berühmte Heiligenstädter Testament unseres großen Beethoven's, das so tieftraurig anhebt: — „O ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir . . ." — hat auf meine Schwester, der ich es zu lesen gab, großen Eindruck gemacht. Ein oder zwei Jahre später wird das Faksimile zu billigem Preise angeboten. Meine Schwester erhält von mir sofort ein Exemplar und im Dankbriefe lese ich: „Wie sonderbar, in letzten Tagen ging mir der Anfang des Testamentes immer im Kopfe herum!" —

8. Dem Töchterchen meiner früheren Hauswirtin habe ich Mai 1908 eine größere selbstgefertigte Arbeit zum Geschenk gemacht, jedoch bald darauf die Arbeit zwecks Vornahme von Verbesserungen zurückerbeten. Meine Wirtin wechselte ein Jahr später den Wohnort, und da bis dahin die Verbesserung noch nicht geschehen war, versprach ich Nachsendung des Geschenkes. Im Mai 1911 kam mir die Arbeit wieder zu Gesicht und ich faßte den Entschluß, nun die Sache zu erledigen, um endlich das Geschenk zurückgeben zu können. Da fiel mir ein, keine Adresse zu wissen, die Familie hatte ich nach dem Fortzuge 1909 ganz aus dem Sinne verloren. Zwei oder drei Tage später geht mir ein Brief aus einer Stadt zu, wo ich keine Bekannten vermutete, aber wer beschreibt mein Erstaunen nach Kenntnisnahme des Inhaltes; Absender: Filiola hospitalis, Grund des Schreibens: „Erbitte Rückgabe des Geschenkes".

9. Ich will die innere Einrichtung eines Hoftheaters besichtigen. Der Mann für solche Führungen behauptet, an dem Tage anderweitig beschäftigt zu sein; erst auf mein Drängen hin erklärt er sich zu einer halbstündigen Führung nach der Mittagszeit bereit. Ich gebe mich damit zufrieden. Eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit bin ich an Ort und Stelle, da ich vermute, daß der Mann doch früher kommt. Nach Warten von einigen Minuten trifft er ein und auf meine Frage antwortet er: „Ich komme jetzt schon, weil ich mir sagte, der Herr ist vielleicht früher da; eine halbe Stunde ist für die Besichtigung auch etwas wenig".

10. Eine mir bekannte junge Dame begleite ich durch die Stadt. Unterwegs trete ich in einen Laden, während die Dame draußen, mir nicht sichtbar, wartet. Der Gedanke kommt: Wenn

ich nach draußen komme, ist ein Herr (Verehrer) bei ihr. Es bestätigt sich.

11. Zum Schluß noch eine Begebenheit, die leider etwas prosaisch ist. Ort der Handlung: Hauptrestaurant der I. B. A. Leipzig 1913. Ich will zu Mittag essen und bestelle bei der Bedienung: Schmorbraten mit Makkaroni. Halb aus Langeweile, halb aus Neugierde studiere ich die Karte noch einmal und entziffere ein Gericht, das beim ersten Durchsehen der mit Maschinenschrift geschriebenen Karte von mir übergangen war, da einige Buchstaben undeutlich durchgeschlagen waren. Nun war das ein Gericht, das dem bestellten damals aus verschiedenen Gründen vorzuziehen war. Schweinebraten mit gemischtem Salat. Während ich im Stillen bedaure, die Bestellung schon gemacht zu haben, kommt der Kellner. Ein Blick auf die Platte und meine Frage: „Was bringen Sie da?" ist eins. „Schmorbraten mit Makkaroni, was Sie bestellt haben", ist die Antwort. — „Nein," sage ich, „das ist Schweinebraten mit gemischtem Salat!" Dem Staunen folgt Verlegenheit des Kellners, aus der ich ihn durch Annahme des willkommenen Gerichts befreie. Auf meine Frage, wie er dazu komme, etwas anderes zu bringen, als bestellt, behauptet er, die Bestellung richtig gemacht zu haben! —

Das sind nun einige meiner Erlebnisse und Versuche telepathischer Art, die in Wirklichkeit so gar nichts Wunderbares an sich haben. Solche Dinge würde auch jedermann alltäglich erleben, sie würden ins Bewußtsein treten, wenn jedermann w o l l t e !

Wer nun den neuen Weg mit umbauen will — und früher oder später wird die größte Zahl der Außenstehenden die Pionierarbeit für die Schulwissenschaft wohl übernehmen müssen, wenn es vorwärts gehen soll —, tut gut daran, zu allermindest zwei Worte aus seinem Wörterbuche zu streichen, nämlich: Zufall und Mißtrauen!

In der Tat! Wird mal was Außergewöhnliches selbst erlebt, heißt es Zufall, erfährt man was Besonderes von anderer Seite, zeigt man Mißtrauen, man lacht darüber; so geschieht es bei kleinen und großen Begebenheiten. Ich denke da an die Arbeiten des Freiherrn Dr. Schrenck-Notzing. Den Schulgelehrten und viele andere stören die Bedingungen, unter denen die Phänomene zustande kommen. Rotes Licht, Stille, Nichtanrühren, das ist verdächtig, sagen sie. Ja, warum verlangt man nicht z. B. vom Photographen die Entwicklung der Lichtplatten bei Tageslicht? Ist es nicht verdächtig, daß er solche Arbeit in der Dunkelkammer und bei rotem Licht vornimmt?

Und dann will jeder selbst erst sehen, dabei gewesen sein. Bedenken wir, wie wenige von uns waren mal beim Telegraphieren ohne Draht dabei, wie wenige haben Brenly's und Wirth's Ver-

suchen mit dem unheimlichen Torpedoboot beigewohnt? Hier aber bietet sich Gelegenheit im täglichen Leben genug, um zum Thema zurückzukommen, von der Fernwirkung der Gedanken sich zu überzeugen. Diese ist besonders auffällig da, wo einem Empfänger eine große Anzahl Absender gegenüberstehen, wie im Prüfungs-, Vortrags- und Konzertsaal, in der Kirche und im Theater.

Man wundert sich wohl über die großen oder ganz minderwertigen Leistungen des Kandidaten, über den Eindruck des Predigers, über die Erfolge des Sängers oder der Schauspielerin, man bewundert dies alles und dabei bleibt's. Welchen Eindruck wird nun die Behauptung machen, daß dies alles keineswegs so staunenswert ist, daß dies alles eine Folge der Telepathie?! Ja selbst die Erfolge eines tüchtigen Feldherrn sind in der Nachhaltigkeit Wirkungen der Telepathie! Hier zeigt sich der praktische Nutzen der Telepathie! — „Nein", — höre ich eine Stimme, „das ist höchstens Sympathie!" — Nun gut, das ist in diesem Falle dasselbe. Wenn Licht, Wärme, Magnetismus und Elektrizität gewissermaßen ein und dasselbe sind, warum sollen Sympathie und Telepathie nicht synonym, nicht identisch sein? Ist doch alles materialisierter Geist!

Gewiß, man könnte sympathische Telepathie sagen, im Gegensatz von antipathischer Telepathie, die Mißerfolge zeitigt. — Gedanken sind eine Naturerscheinung, ein Etwas, das von außen her aus dem Weltenraum zu uns kommt. Wer sich schöpferisch betätigt, Arbeiten künstlerischer oder auch praktischer Art schafft, muß dies ganz besonders merken. Die Idee oder die Erfindung kommt mit dem Gedanken, da heißt es abfangen und gleich verwirklichen, sonst kommt ein anderer zuvor und man selbst kommt zu spät.

Edison sagt: „Unser Gehirn gleicht einem Rekord von Eindrücken aus dem Universum, kann aber nichts aus sich schöpfen. Ich bekomme meine Eindrücke und Ideen von außen und suche sie dann durch Inspiration zu verwirklichen."

Es heißt nun für uns, gute und gesunde, d. h. richtige Gedanken empfangen und abgeben, Gedanken der Zufriedenheit, der Gesundheit und des Friedens. Elend und Kriegsgedanken fänden dann keine Aufnahme mehr, die natürliche Folge wäre die, sie hörten auf uns zu belästigen.

Doch wem das Letzte heute noch so unmöglich, ja ungeheuerlich erscheint, der denke an andere Aufgaben, beschäftige sich mit der Frage: Wie erhalte ich meine Gesundheit und wie heile ich Krankheiten? Und da kann die Antwort gegeben werden: Krankheiten sind zu heilen durch Telepathie, durch Gesunddenken. Ist es doch festgestellt, daß die Bekenner der „Christ-

lichen Wissenschaft" (Christian Science) vom Arzte aufgegebene Kranke durch Gesunddenken geheilt haben.

Ich eile zum Schluß. Es bleibt noch die Frage offen, wie geschieht die Gedankenübertragung, welches ist das Mittel, ist es physischer oder psychischer Natur? Darüber sind aber schon so viele Hypothesen aufgestellt worden, daß ich die Zahl nicht noch vergrößern möchte. Die Untersuchung überlasse ich gern Berufeneren, möchte aber noch Dobberkau anführen, der ruhig bekennt, daß das Problem zurzeit noch nicht zu lösen ist, da unsere Erkenntnis noch nicht soweit entwickelt ist.

Aber soweit es uns möglich, wollen wir weiter streben, wenn nicht um der Philosophie willen, dann um des praktischen Nutzens wegen. Wo es fehlt, wollen wir bei erhöhter Aufmerksamkeit die Aufnahmefähigkeit wecken, dann werden auch die Wirkungen und Erfolge nicht ausbleiben.

Unser Wahlspruch sei: „Excelsior"!

Spiritualistische Erlebnisse.

Von Frederick Heiß.[1])

In Nachstehendem will ich nur ein paar Kundgebungen streifen, die in meinem Hause vorsichgingen und darnach den Herrn k. k. Obersanitätsrat Dr. Theodor Altschul in Prag bitten, mir vom Standpunkte seiner exakt-wissenschaftlichen Forschung mitzuteilen, wie und wodurch es möglich ist — ohne die Hilfe von unsichtbaren Kräften —, solche Kundgebungen zu bewerkstelligen.

Es war im Sommer des Jahres 1907 — die Mediumschaft meiner Frau war im Stadium der physikalischen Kundgebung —, als mich ein Freund von New York aus per Brief bat, einem ihm bekannten Herrn zu erlauben, an einer unserer Privatsitzungen teilnehmen zu dürfen. An einem der nächsten Sonntage stellte sich dieser Herr ein und zwar in Begleitung eines anderen Herrn, den er weiter nicht vorstellen konnte, da unsere Sitzung bereits begonnen hatte. Unser Medium war bereits im Vortrag begriffen und ließ sich durch den Eintritt der beiden Herren durchaus nicht stören; durch sie sprach eine Seelenkraft, die wir unter der Be-

---

[1]) Der Herausgeber des in Brooklyn, N. Y., erscheinenden „Inspirator" (Zeitschrift für Aufklärung des Spiritualismus und des Weiterlebens im Jenseits) berichtet in einem unter dem Titel: „Empirische Wissenschaft und die Phänomene des Spiritualismus" erschienenen Auszug aus unserem kritischen Referat über die Umfrage der Prager Zeitung „Bohemia" (Juliheft vor. J.) in Nr. 21 und 22 seiner Zeitschrift (Nov. 1914) obige eigene Erlebnisse mit bemerkenswerten Betrachtungen über „Seelenkraft". — Red.

zeichnung „Professor" kennen, weil alle ihre Vorträge in einem gewissen dozierenden Tone gegeben werden. Bald nachdem beide Herren Platz genommen, ging das Medium auf den zweiten der Herren zu und die Kraft sagte zu ihm: „Herr Kollege, Du hast heute noch eine wichtige Arbeit vor; gehe aber nur unverzagt daran, sie wird Dir gelingen; die Instrumente, die Du bei Dir trägst, wirst Du gut anwenden können." Dann sagte er weiter: „Hüte Dich jedoch hauptsächlich vor einem Widersacher, der Dir nicht wohl will" — und beschrieb darauf diesen in seinem Aussehen und Charakter ausführlich —. Wir Zirkelbeiwohner waren hierüber weiter nicht überrascht, da derartige Botschaften in unserem Zirkel vorwiegend gegeben werden. Der Herr erzählte uns bei seinem Abschied, daß er Arzt sei und am selben Abend noch eine schwere Operation vorzunehmen habe; die Instrumententasche führe er mit sich, weil er keine Zeit übrig habe. um erst nach Hause zu gehen. Auch kannte er seinen Widersacher sehr gut und bezeichnete ihn als einen Oberarzt in einem New Yorker Hospital, an dem er ebenfalls tätig sei und der auf ihn, wegen seiner erfolgreichen Tätigkeit, neidisch sei. —

Gleich darauf wurde an unserer Haustüre die Glocke geläutet. Mein ältester Sohn verließ das Zimmer, um zu sehen, wer Einlaß begehre, und blieb ziemlich eine Viertelstunde draußen. Nach seinem Wiedereintritt setzte er sich ruhig auf seinen Platz und niemand achtete auf ihn. Das Medium ging dann auf ihn zu und sagte zu ihm: „Du hast mir ja den Tod mitgebracht, ich fühle seinen eisigen Hauch." Dann sprach sie weiter: „Soeben ist die Schwester Deines Freundes ‚Gus' gestorben; sie ist hier und läßt Dich bitten, ihrem Bruder zu sagen, er möge nächsten Sonntag hierher kommen, damit er sich von ihrem Weiterleben überzeugen kann." — Mein Sohn erzählte darauf, daß er soeben an der Haustüre von dem Ableben dieses Mädchens in Kenntnis gesetzt wurde. Uns anderen war der Freund meines Sohnes und seine Schwester nicht bekannt. —

Ein andermal kam ein Franzose in Begleitung eines Bekannten in unser Haus. Beim Eintritt dieser beiden Herren streckte meine Frau — ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit — dem Fremden ihre Hand zur Begrüßung entgegen und sprach einige Worte, die ich nicht verstehen konnte. Der Herr blickte sie ganz erstaunt an und fragte mich darauf, „woher meine Frau ihn denn kenne". Es stellte sich heraus, daß meine Frau, resp. eine unsichtbare Kraft durch sie, diesen Herrn bei seinem „Spitznamen" angesprochen hatte, den er zeitweise auf dem Lande führte, wo er erzogen wurde. Der Herr war das Kind einer Pariser Dame, die ihn, Umstände halber, einer Amme in Südfrankreich zur Erziehung übergab. Dort lebte er bis zu seiner Schulzeit mit einem Milchbruder zusammen, der ihm einen

„Spitznamen" zulegte. Der Herr war schon jahrelang aus der Heimat fort und wußte nichts von dem unterdessen erfolgten Tode seines Milchbruders, der ihn hier in unserem Hause durch den Mund meiner Frau begrüßte. —

Ganz besonders sei hier auf ein Vorkommnis hingewiesen, das ich unter dem Titel: „Ein Ost-Indier auf der Reise um die Welt" in der Juli-Nummer 1912 ausführlich beschrieben und später in einer kleinen Broschüre niedergelegt habe. Hier kann wohl kein Zweifel an der Existenz einer bewußten unsichtbaren Kraft, die durch das Medium spricht, sein. Denn wie wäre es einer Person, die nur die deutsche Sprache beherrscht, sonst möglich, sich mit einem gebildeten Indier in verschiedenen Abstufungen der indischen Sprache zu unterhalten, ja ihm (dem Menschen) sogar Belehrungen in seiner Muttersprache zu geben, wenn das Medium nicht eine führende bewußte Intelligenz bei sich hätte, die durch dasselbe wirkt?

Der indische Weltreisende erklärte mir selber: „Zuerst seien Laute gesprochen worden, die er nicht kenne, wie ihm aber nachträglich von der Intelligenz erklärt wurde, seien dies die Urlaute der menschlichen Sprache gewesen. Dann seien Worte gesprochen worden, die an Sanskrit erinnerten; darauf sei Sanskrit gesprochen worden und habe er (der Indier) einige diesbezügliche Fragen an die Intelligenz gerichtet. Dann sei nacheinander gefolgt: Marhatee, Urdu, bis zum modernen Indisch, welches heute gesprochen wird. Der Geist, der durch das Medium sprach, habe ihm erklärt: da er sprachkundig sei, habe man ihm die Laute aus den Sprachanfängen von Generation zu Generation immer näher gebracht, bis zur Neuzeit, damit er überzeugt werde, daß hier durch dieses Medium Intelligenzen und Kräfte aller Sphären wirken. — Das zuletzt gesprochene Indisch sei korrekt und fließend gesprochen worden." —

Als im Jahre 1908 das Medium Eusapia Paladino in New York anwesend war und angeblich von Professor Hugo Münsterberg „entlarvt" wurde, und etwas später, als er in einem Artikel in einer englischen New Yorker Monatsschrift die seelische Fernwirkung mit dem Hinweis auf seine hypnotischen Experimente auf das Entschiedenste verneinte, welcher Artikel denn auch von der Tagespresse auf Kosten des Spiritualismus nach Kräften ausgeschlachtet wurde, schrieb ich einen offenen Brief an diesen Herrn, worin ich ihm das Irrtümliche seiner Annahme durch Aufführung von mehreren verbürgten Vorkommnissen dieser Art widerlegte und ihn mit dem Hinweis auf die magnetische Heilkraft meiner Frau einlud, sich von der Exaktheit im Feststellen irgend einer Krankheit durch die unsichtbaren Kräfte des Mediums, bei irgend einem Menschen, ohne die geringste Frage an den Betreffenden zu richten, zu überzeugen. Aber — auch dieser ge-

lehrte Herr glaubte sich absprechend über Medien auslassen zu dürfen; für nähere Forschung an der richtigen Quelle hatte er jedoch keine Zeit. Vielleicht fürchtete er sich davor, gezwungen zu werden, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen.

Für mich und viele andere sind diese Vorkommnisse den „empirischen Wissenschaften" einzureihen, denn sie haben uns genügend Beweise gebracht von der Existenz einer unsichtbaren bewußten Kraft, die durch dazu veranlagte Menschen wirken kann. Und Wissen, das man sich erfahrungsmäßig sammelt, und auf das man immer wieder zurückgreifen kann, selbst wenn es durch unsichtbare Kräfte uns Menschen gebracht wird, darf auch ein Obersanitätsrat aus Prag oder sonst ein anderer gelehrter Herr so kurzerhand nicht wegleugnen. Wer sich aber erlaubt alle Medien als Betrüger hinzustellen, ist zu bedauern, denn derselbe stellt sich selbst ein geistiges Armutszeugnis aus und zeigt, wie ungemein einseitig es mit seinem Wissen bestellt ist.

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.[1])

Im Jahre 1908 erschien eine Lebensbeschreibung der Nonne Klara Moes aus Luxemburg, † 1895, im Druck, nach authentischen Quellen von ihrem langjährigen Beichtvater Peter Barthel bearbeitet. Das Buch wurde an die meisten religiösen Ordensgenossenschaften aller Länder versandt und Auszüge daraus in verschiedenen religiösen Zeitschriften veröffentlicht. Die Freidenkerpresse im Großherzogtum Luxemburg bekämpfte mit ihren Waffen des Spottgeifers die seltsamen Ereignisse und ein Dr. Montanus veröffentlichte 1912 nach einem vorhergehenden Preßprozeß zu Frankfurt a. M. eine feindliche Gegenschrift: „Aus dem Tagebuche einer hysterischen Nonne". Weder der Biograph Barthel, noch der Freidenker Dr. Montanus waren ihrer Aufgabe gewachsen. Gleichsam als Antwort auf dieses Büchlein von Dr. Montanus ließ die Genossenschaft der Dominikanerinnen am 12. Jan. 1915 durch Ernennung eines kanonischen Gerichtshofes zur eidlichen Verhörung der noch lebenden Zeugen die Vorarbeiten zu

---

[1]) Wir legen diese uns von einem hochachtbaren katholischen Geistlichen aus Luxemburg zugegangene Urkundensammlung über rätselhafte Seelenvorgänge, bezw. höchst merkwürdige Spukphänomene der unbefangenen Prüfung unserer Leser vor, ohne ihr Urteil über das u. E. psychiatrisch sehr wertvolle Material nach irgendwelcher Seite im voraus beeinflussen zu wollen. (Vgl. den Artikel des emeritierten Pfarrers Ad. Reiners, Luxemburg, im Maiheft, Fußnote S. 199.) — Red.

einer etwaigen Beatifikation vornehmen. Außergewöhnlich seltsame Tatsachen, wie man solche nicht einmal im Leben der Christina Admirabilis von S. Trond findet, werden bei der Klara Moes angetroffen: Obsession, Visionen mit Prophezeiungen, Luftschweben, Spuk, ungewöhnliche Teufelsplackereien, Tragen durch die Lüfte, Stigmatisation, Engel- und Heiligenerscheinungen, Arme-Seelenbefreiungen usw. In den „Psychischen Studien" dürften die Leser auf die seltsamen wunderbaren Vorgänge von einem Zeitgenossen in kurzen, fragmentarischen Angaben aufmerksam gemacht werden, damit bewährte Kräfte sich mit ihrem Studium beschäftigen und so der Kommission, dem kanonischen Gerichtshof bei dem Informationsprozeß aufklärende Belehrungen geben können.

I. Plage- und Poltergeister.

Kobolds- oder Teufelsspuk im Leben der Dominikanerin Klara Moes (1860 u. ff.).

Der Redemptoristenpater Romi, ihr Beichtvater in Luxemburg, rief bei ihren Mitteilungen von Teufelsplackereien ihr zu:[2]) „Was in aller Welt ist aus Dir geworden, Du verrückter und verbrannter Kopf! Wer hat Dir erlaubt, Dich mit solchen Träumereien und Hirngespinsten abzugeben? Glaubst Du denn, Gott habe den Mut, Dich von bösen Geistern plagen zu lassen, da er doch viel besser weiß als Du und ich, wie wenig Du ertragen kannst? In Deinem Stolz und Eigendünkel gehst Du soweit, zu glauben, es sei etwas mit Dir, und doch bist Du so untauglich, daß man Dich nicht einmal zu einem Schuhlappen gebrauchen könnte. Geh heim und komm mir nicht mehr mit solchen Dummheiten unter die Augen." — In einem Gutachten von ihrem damaligen Beichtvater Pater Romi, wird 1869 Folgendes berichtet (Orig. 115, 189): „Dieser neue Zustand der Dinge fing mit einem mysteriösen Verschwinden solcher Gegenstände an, deren sie sich zu ihren geistlichen Übungen bediente, und die sich nach einiger Zeit ebenso mysteriös wieder vorfanden . . .

Es waren Schreck- und Teufelsgestalten, die sich meistens zur nächtlichen Zeit mit Getöse ankündigten. Endlich gesellten sich zu diesen Erscheinungen körperliche Mißhandlungen, die sich nicht selten bis zu häufigem Blutvergießen steigerten. Damals stand Pater Ottmann, der den weitverbreiteten Ruf eines ausgezeichneten Seelenführers genoß, unserem Hause in Luxemburg vor. Er verwies mich an Scaramelli's Mystik, wo ich zu meinem Erstaunen das Wesen und die Entwicklung solcher Zustände vorfand, wie sie sich bei Fräulein Moes ereigneten und ihren Verlauf

---

[2]) Barthel S. 225 u. Dr. Montanus, S. 47 ff.

nahmen. Ich hatte nun einen sicheren Leitfaden und konnte der Sache ruhiger zusehen . . .

Die Anwendung geweihter Gegenstände, der Reliquien und des Weihwassers waren nicht immer von Erfolg; einige Augenblicke nachher waren die Schreckbilder wieder da: Leichen, Gerippe, Totenköpfe; eine Menge Mäuse, die das Zimmer anfüllten, wilde Bestien, die sie zu verschlingen drohten, nötigten sie, die Nacht auf einem Stuhle zuzubringen. Wollte sie den Namen Jesus anrufen, so fühlte sie sich am Halse gepackt; sie wurde fast erwürgt und litt einen wahren Todeskampf . . . Da die O b s e s s i o n n i c h t z u v e r k e n n e n war, so nahm ich zweimal Privatexorzismus mit ihr vor. Die äußeren Erscheinungen blieben zwar mehrere Tage zurück, aber die inneren Versuchungen nahmen um so mehr zu, besonders Mangel an Vertrauen, Verzweifelung und Trieb zum Selbstmord . . . Oft sah sie in den trüben Stunden der Versuchung Gift, Messer oder Strang vor sich auf dem Tische liegen, die dann auch wieder verschwanden. Einmal hatte sie, vom Satan gezwungen, das Gift wirklich genommen, mußte sich aber sofort erbrechen . . . Ein ander Mal ward sie auf übernatürlichem Wege daran gehindert. Einmal war sie drei Tage lang gänzlich verschwunden, wir konnten sie nirgends entdecken. Wo sie gewesen, weiß ich heute noch nicht." (Wahrscheinlich die Reise nach Eberhardsklausen, Orig. 139, 157, Barthel 231.) — Auch Schwester Johanna Schwarz, die zweitälteste Genossin der Dienerin Gottes, führt in ihrem Bericht vom Jahre 1876 mehrere Fälle an, welche bezeugen, wie sehr Satan Mutter Klara gequält und wiederholt gedrängt hat, das Haus zu verlassen . . . Ein andermal beteten wir mit ausgespannten Armen, den Rosenkranz in der Hand. Plötzlich zerrte eine unsichtbare Kraft den Rosenkranz der Mutter so stark hin und her, daß sie sich nur mühsam aufrecht halten konnte. Bald darauf entstand ein großes Getöse im Schlafzimmer. Wir fanden dort den großen Wasserkrug ins Zimmer ausgegossen, eine Dornenkrone und ein Kreuz ohne Christusbild zerbrochen im Wasser liegen. Kein Fremder war hineingekommen; die Türe war über Tag geschlossen." — Auch erinnerte sich Schwester Johanna, zu drei verschiedenen Malen entsetzliches Heulen im Hause vernommen zu haben, obschon weder ein Tier noch ein fremder Mensch darin zu finden war. Desgleichen war sie Zeuge der ergreifenden Szene, als die Mutter, dem Ersticken nahe, unter dem Strohsacke sich versteckt hatte. Oft vernahm sie Gepolter im Zimmer der Mutter, so als hämmere oder schlage jemand unbarmherzig auf sie los. Als eines Nachts wiederum ein solcher Lärm entstanden war, fand sie die Mutter des Morgens mit einem so zerkratzten Gesicht, als hätte sie sich mit jemanden gestritten. Ein anderes Mal war die hartbedrängte Mutter wieder stark versucht die Flucht zu er-

greifen. Als Schwester Johanna sie zurückhalten wollte, ward der Teufel plötzlich so erbost, daß er die Mutter zwang, die Schwester zu mißhandeln. Öfters kam es doch vor, daß die Leidensbraut in Stunden schwärzester Finsternis und satanischer Obsession gezwungen wurde, etwas zu schreiben oder zu sagen, was sie in ihrem Inneren durchaus mißbilligte und aus sich nie getan hätte.

Barthel hatte als langjähriger Beichtvater der Dienerin Gottes Gelegenheit, mannigfaltige Wirkungen dämonischer Obsession bei ihr zu bemerken. „Sehr oft mußte ich Satans Macht vorerst brechen, ehe ich ihr das hl. Bußsakrament spenden konnte. Einmal mußte die ‚Kreuzesbraut' mir ein großes Schlächtermesser abgeben, welches Satan ihr auf dem Weg zur Kirche beigesteckt hatte, damit sie, anstatt zur hl. Beichte zu gehen, ihrem so viel geplagten Leben gewaltsam ein Ende mache." „Hätte ich nur mit einfachen bösen Geistern zu tun, dann wäre es noch auszuhalten, aber mit dem obersten der Teufel den Kampf aufnehmen zu müssen, da vergeht einem Hören und Sehen, Verstand und Gedächtnis", äußerte sie.

Infolge seiner schlauen Einwirkung hatte Satan es zustande gebracht, daß sie in einem Briefe an ihren Seelenführer durch ein Randschreiben die Bitte stellte, das Vaterland verlassen zu dürfen, damit ihre Mitschwestern vor dem Strafgerichte Gottes bewahrt blieben, welches über sie selbst hereinbrechen werde. „Von allen Seiten durch die verzweifeltsten Versuchungen und Bedrängnisse umstürmt, schreibt sie, geriet ich in ein so furchtbares Gedränge, daß ich in der Frühe des 5. Dezember wie eine Verzweifelte dem Bahnhof zueilte." In Trier angelangt, erreichte sie nach langem Suchen den Dom und war so glücklich, dort um 11½ Uhr noch Gelegenheit zu finden, mit anderen Personen die hl. Kommunion zu empfangen. Jetzt riß Satan sie gewaltsam mit sich fort, trug sie durch die Lüfte über Land und Meer, zwang sie in Paris und Berlin die Stätten eines entsetzlichen Teufelskultus voll der Lasterwerke anzusehen, und die schrecklichen Gotteslästerungen mit anzuhören. Bis zum Abend des 6. Dezember wurde sie in ganz unerhörter Weise durch Satans Bosheit gequält und gefoltert. „Sobald ich vor die Kirchtüre trat, berichtet sie, ergriffen mich die bösen Geister und flogen mit mir eine gar lange Strecke, bis sie zu einem Urwalde kamen, der mir undurchdringlich zu sein schien. Doch die höllischen Geister rannten mit einem solchen Ungestüm mit mir hinein, daß ich jeden Augenblick glaubte, vor Angst und Schrecken zu sterben. Hier begannen sie nun erst recht, mich in der fürchterlichsten Weise zu quälen und zu martern und zwar bis abends 5 Uhr.

Als der himmlische Zug vor der verschlossenen Kirche anlangte, war es bereits Nacht. Der hl. Joseph hat mein Reisegeld

vermehrt, deshalb brauchen Sie in dieser Beziehung keine Sorge für mich zu haben."

Wollte sie den Namen Jesus anrufen, so fühlte sie sich am Halse gepackt, sie wurde fast erwürgt und litt einen wahren Todeskampf. Ich unterließ nun die Exorzismen, aus dem Grunde, weil diese nur in der Kirche statt haben konnten, und ich um jeden Preis das Kundgeben ihres Zustandes aus Klugheit vermeiden wollte. Fräulein Moes sollte Jahre lang diese Prüfung zu bestehen haben . . . Nachdem sie mehrere Jahre in diesem traurigen Zustande verlebt hatte, traten Versuchungen gegen die hl. Reinheit an sie heran. In dieser Hinsicht fürchtete ich nicht für sie; dennoch war ich in Besorgnis, der böse Feind wolle sie infolgedessen zum Selbstmord verleiten.

Dieser Kampf war am hartnäckigsten und dauerte am längsten. Er steigerte sich bisweilen so, daß die Seele sich gleichsam in ihr Innerstes zurückzog und dem Teufel das Feld überließ. Ihre Seelenvermögen schienen dann ganz in der Gewalt des Feindes zu sein; anders lassen sich gewisse Phänomene nicht erklären. Jeden Advent und jede Fastenzeit ohne Ausnahme war sie aufs heftigste damit geplagt. Auch andere Zeugen des Teufelsspuks gab es.

Fräulein Engels, Anna's treueste Freundin, erschrak nicht wenig, als einst ein dicker Stein ihr auf den Fuß fiel und fragte ängstlich, was das doch sei? Als jedoch die Sache ärger wurde, forderte Fräulein Anna sie zum Gebet auf. Nach einiger Zeit hörte der Spuk mit einem solchen Gepolter auf, als sei ein Korb oder ein Schiebkarren voll Steine ausgeschüttet worden. Am nächsten Morgen sahen sie einen Haufen Steine vor dem Bett liegen. Dasselbe Ereignis wiederholte sich mehrere Male.

Wiederholt auch warf der böse Feind ihr schmutziges Wasser mit solcher Kraft an den Kopf, daß das Gefäß zerbrach und das Bett durchnäßt wurde; es blieb ihr nichts übrig, als die Nacht auf einem Stuhl zuzubringen. Öfter auch sah sie die Arme Annas mit Brandwunden bedeckt und ihr Gesicht dick geschwollen und verwundet. (Orig. 146,147, auch 139,155, Barthel S. 228.)

„Eines Abends, so berichtet 1876 Fräulein Engels, vernahm ich ein gewaltiges Poltern in unserem Schlafzimmer. Ich eilte hin, um nach der lieben Mutter zu sehen, denn sie war leidend und lag zu Bett. Nachdem ich mit großer Mühe die Türe geöffnet, fand ich das ganze Zimmer verwüstet. Alles Bettzeug aus unseren fünf Betten lag auf dem Boden kunterbunt durcheinander, dazwischen ein Kruzifix, das neben dem Bett der Mutter gehangen hatte, ganz zerbrochen, eine Dornenkrone und ein Rosenkranz unter dem Bettzeug versteckt."

Sehr oft hörte man in der Nacht ein großes Gepolter, ein Schleppen, Schlagen und Krachen im Hause, so daß an kein Schlafen zu denken war. Der Teufel schlug fortwährend mit

einem Stuhl, der sich im Schlafzimmer befand, wider das Bett der Mutter, oder schleppte Holz herbei und warf es im Zimmer umher. Wirklich fanden die Schwestern dasselbe des Morgens auf dem Boden liegen. Ein Teil des Strohsackes hing über der Statue der Muttergottes. Unter dem umherliegenden Strohsack fanden sich viele Zündhölzchen. Auch berichtet Schwester Josefa, daß einmal, während die Mutter kraftlos zu Bett lag, ein furchtbares Geheul im Schlafzimmer vernommen wurde. Die Schwestern eilten herbei und fanden zu ihrem Entsetzen die Mutter nicht. Da lag nun die arme Mutter unter dem schweren Strohsack, dem Ersticken nahe. Sie hatte die Hände auf der Brust gefaltet, ihre Farbe war fahl und matt wie die einer Leiche, nur sehr langsam kam sie allmählich wieder zu Atem. (Barthel S. 230.)

„Ich war Zeuge, berichtet Schwester Josefa, daß der Teufel die Mutter erwürgen wollte. Ich konnte mehr denn einmal nicht fertig werden, all die Sachen von ihrem Halse zu nehmen, mit denen er ihr die Kehle zugeschnürt hatte. Bald wollte er sie mit den Bändern ihrer Nachthaube, bald mit dem Halstuch erwürgen; bald versuchte er es mit den Schnüren des Skapuliers. Schließlich nahm er ihre Haare und wand dieselben in zwei Strängen so verwickelt um ihren Hals, daß ich fast die Hoffnung aufgab, sie auseinander und los zu bekommen, ehe es zu spät wäre.

Mehrmals auch sah ich, wie sie geschlagen, im Zimmer umhergeschleppt und am Halse so gewürgt wurde, daß ihr Gesicht ganz blau war. Auch ließ Satan ihr beim Gebet keine Ruhe. Einmal war sie drei Tage lang gänzlich verschwunden; wir konnten sie nirgends entdecken. (Barthel S. 231, Orig. 139, 155—159.)

Beim Verlassen der Redemptoristenkirche schlug einstens Klara Moes eine entgegengesetzte Richtung ein und vergeblich suchte Johanna sie zurückzuhalten. Allein es war dieser nicht möglich; eine unsichtbare Macht zog sie immer weiter nach der entgegengesetzten Richtung. Mehrere Stunden lang dauerte dieser Kampf auf offener, mit Schnee und Eis bedeckter Straße, bis endlich die Gewalt der Hölle gebrochen war. (Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Jolanda im Gespräch über Religionspsychologie auf okkulter Grundlage.

Von Hans Hänig, Zwickau i. S.

Okkultist: Wie kommt es wohl, daß man mit manchen Werken unserer Literatur so leicht fertig wird, während man an anderen Wochen, ja Monate braucht, um sie ganz verarbeiten zu können?

Theologe: Das hängt doch wohl von manchem ab: von der Länge, von der Form, von dem Inhalte.

O.: Dieser Meinung bin ich auch, aber die Hauptsache liegt doch wo anders. Sie liegt doch wohl darin, ob wir das, was jene Schriftsteller erzählen, selbst erleben und nachfühlen können.

Th.: Das ist ja doch der Zweck jedes wahren Kunstwerkes, ob es nun der Literatur oder einer anderen Gattung angehört.

O.: Ist nicht auch in der heutigen Religionswissenschaft viel von diesem Erleben die Rede?

Th.: Man stellt es heute wieder sehr in den Vordergrund, weil man wieder mehr als je die Rechte des Individuums in der Religion betont, das eben der Religion nicht anders als durch Erleben innewerden kann.

O.: Und daran hat man sehr recht getan. Aber wie sollen wir jenes Erleben wohl auffassen? Denn wir sind heutzutage gewöhnt, nicht bei Begriffen stehen zu bleiben, sondern jeder Sache möglichst auf den Grund zu gehen. —

Th.: Es gibt eben Dinge, denen man nicht bis auf den Grund gehen kann, und dazu gehört eben auch das religiöse Erleben. Es ist etwas so Feines, daß man ihm nicht mit menschlichen Erklärungen und Instrumenten beikommen kann.

O.: Es entzieht sich allerdings meistens der Beobachtung, wie das leicht verständlich ist. Aber wir müssen doch wenigstens den Versuch machen, etwas in diese Geheimnisse einzudringen. —

Th.: Ich verspreche mir wenig Erfolg davon. —

O.: Wenn wir nicht selbst dazu imstande sind, können wir ja wenigstens einmal sehen, wie andere über diese Dinge gedacht haben. —

Th.: Wer sollte da z. B. in Betracht kommen?

O.: Ich wollte auf das zurückkommen, von dem wir ausgegangen sind: könnten wir nicht einmal bei Goethe anfragen, was er in dieser Hinsicht gedacht hat? Denn sein Urteil wäre doch wert in erster Linie erwogen zu werden. —

Th.: Du meinst wohl die Bekenntnisse einer schönen Seele im Wilhelm Meister, die nach den Briefen des Fräuleins von Klettenberg gearbeitet sind? Aber Goethe schildert ja hier eben nur den Vorgang, ohne darüber selbst ein Urteil abzugeben. —

O.: Er scheint also beinahe Deiner Meinung gewesen zu sein, wenn Du behauptest, daß man diese Vorgänge nur schildern, nicht erklären könne. Aber vielleicht gibt er uns doch eine Antwort. Wie schildert er nämlich jenen Vorgang?

Th.: Den Wortlaut wüßte ich allerdings nicht genau anzugeben. —

O.: Ich auch nicht, aber wir könnten uns ja das Ganze aus dem Gedächtnis ungefähr wieder herstellen. — Das Fräulein von

Klettenberg erzählt, wie sie lange Jahre hindurch den Verkehr mit ihrem Heiland sucht, wie sie darüber auf alle irdischen Freuden verzichtet und schließlich in einer besonderen Stunde eines solchen Erlebnisses teilhaftig wird. Ein Zug bringt, so wird dieses ungefähr geschildert, ihre Seele in diesem Augenblick nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte, und sie vergleicht ihn mit demjenigen, wodurch unsere Seele zu einem abwesenden Freunde geführt wird. So nahte ihre Seele dem Menschgewordenen und am Kreuze Gestorbenen, und in diesem Augenblick glaubt sie innegeworden zu sein, was Glaube ist. „Das ist Glaube, sagte ich", so heißt es wohl bei Goethe, „und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit, sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war. Ich konnte diese Empfindungen ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden, sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormalt." So ungefähr lautet doch der Text?

Th.: Ich glaube auch, wenn ich mich recht daran erinnere.

O.: Was ist also hiernach das Erleben?

Th.: Es ist ein Zustand des Gemütes, wodurch ein Zunahen der Seele zu dem Erlöser herbeigeführt wird, wie sich der Dichter an dieser Stelle ausdrückt. —

O.: Das wird doch zunächst nur bildlich gemeint sein, wenn auch vielleicht die Schreiberin dieser Bekenntnisse eine andere Meinung darüber gehabt hat. Was ist also dann das Erleben, in unserer Sprache ausgedrückt?

Th.: Wie sollte man das anders ausdrücken, als es schon Goethe getan hat?

O.: Aber Goethe redet ja wohl eben hier nur in der Sprache jener Pietistin und würde sich sonst doch wohl etwas anders ausgedrückt haben. — Erleben im religiösen Sinne ist hiernach jedenfalls ein Zustand des Gemüts, in welchem ich eine Frage, also in unserem Falle die nach dem Erlösungstode Jesu, nur bejahen kann, d. h. negativ ausgedrückt: das Gefühl würde in diesem Augenblick gegen mich sein, wenn ich jene Frage im ablehnenden Sinne beantworten würde. So hat doch wohl Goethe jenes Erlebnis des Fräuleins von Klettenberg aufgefaßt, als er den Bericht davon in seinen Bildungsroman einfügte?

Th.: Allerdings scheint das so. —

O.: Er scheint aber doch recht wenig davon gehalten zu haben, denn wir wissen nicht, daß er deswegen ein gläubiger Christ geworden wäre. —

Th.: Goethe hat jedenfalls nie zu denen gehört, die in der Religion nichts als eine Ausgeburt menschlicher Schwäche gesehen haben. Aber jene Konsequenzen hat er allerdings nicht gezogen. —

O.: Er hat sich also entweder über die Herkunft jenes rätselhaften Gefühls, das wir am besten mit den Spannungsgefühlen unserer modernen Psychologie vergleichen können, keine Gedanken gemacht, oder er hat vielleicht an eine ganz natürliche Entstehung dieses Gefühls geglaubt, ohne deshalb etwas Übersinnliches, Göttliches zu Hilfe zu nehmen.

Th.: Ich mag Goethe nicht für so oberflächlich halten, daß ich einfach das erstere annehmen könnte. Der spätere Goethe, besonders der nach der italienischen Reise, war eben so grundverschieden von dem, der sich für den Pietismus interessierte, daß er wohl den Beweis dafür, daß jene Erlebnisse anders aufzufassen seien, in seiner eigenen Entwicklung gesehen hat.

O.: Das ist ja an sich wenig theologisch gesprochen. Aber etwas Richtiges mag wohl daran sein. Er war also wohl, wie es scheint, der Ansicht, daß jenes Erlebnis auch anders aufgefaßt werden konnte.

Th.: Das scheint allerdings so.

O.: Und zwar scheint er uns, wenn wir diese Bekenntnisse genauer betrachten, selbst den Schlüssel zu des Rätsels Lösung gegeben zu haben. Es scheint mir nämlich — vielleicht bin ich aber auch im Irrtum, daß Goethe jenes seltsame Ereignis im Seelenleben des Fräuleins mit jener Kränklichkeit zusammengebracht hat, von der sie öfters spricht und die sie, wie es scheint, als Erbteil von ihren Eltern bekommen hatte. Oder scheint Dir das nicht so?

Physiologe: Das könnte wohl sein, aber näher liegt doch die Annahme, daß Goethe jenes Erlebnis vielmehr mit der freiwilligen Entsagung zu der irdischen Liebe zusammengebracht hat, die sie, ihrem mystischen Zuge folgend, sich kurz vorher auferlegt hatte.

Th.: Also daß an Stelle des irdischen Bräutigams der Seelenbräutigam Jesus bei ihr getreten sei, wie bei vielen, die ihr Leben hinter Klostermauern zubringen, so daß sie Jesus oft leibhaftig vor sich zu sehen meinten, wie berichtet wird? Man nimmt ja dann heute an, daß die im Menschen aufgespeicherte Energie, wenn sie sich nicht auf sexuellem Gebiete betätigen kann, gewissermaßen auf das religiöse Gebiet übertragen wird und sich hier auswirkt. Aber Du hast ja selbst zugegeben, daß es ein mystischer Zug in ihr war, der das treibende Moment darstellte. —

Ph.: Das ist ganz richtig,, aber was hindert uns, wenn wir diesen Faden weiterspinnen, gerade das sexuelle Moment im Leben dieser merkwürdigen Frau als Quelle ihrer religiösen Erlebnisse anzusehen? Denn die Sexualität läßt, wie sich ein moderner Seelenforscher ausdrückt, den Menschen während seines ganzen Lebens nicht los, sondern bleibt seine Herrin, auch wenn er noch so sehr von ihr freigeworden zu sein glaubt.

O.: Dann wäre also jener mystische Vorgang nichts weiter gewesen als eine auf das religiöse Gebiet übertragene Auslösung des Sexuallebens?

Ph.: Zwischen jenem Erlebnis und der Entsagung von aller irdischen Leidenschaft ist doch ein gewisser Zusammenhang. Dafür, daß z. B. die Pubertät bei dem weiblichen Geschlechte religiöse Vorstellungen und Gemütsbewegungen auslöst, kannst Du ja Beispiele in jeder psychiatrischen Klinik finden. Und daß zwischen der irdischen und der himmlischen Liebe ein gewisser Zusammenhang besteht, dafür spricht ja auch unser Sprachgebrauch, der für beide dasselbe Wort geschaffen hat. Ganz abgesehen davon, daß beide Spannungsgefühle darstellen, wie wir vorhin z. T. schon festgestellt haben. —

O.: Ich mag das nicht von der Hand weisen, aber jene andere Erklärung, daß diese Vorgänge mit einer angeborenen Kränklichkeit zusammenhängen, scheint mir doch näher zu liegen. Die Entladung jener Spannung, zu der ja das Fräulein nach ihren eigenen Mitteilungen genügend beigetragen hat, würde also dann auf Störungen des Nervensystems, die vielleicht angeboren waren, zurückzuführen sein. Aber wir haben dabei immer noch eine Frage außer acht gelassen!

Th.: Welche denn?

O.: Wie kommt es denn, daß sie in diesem Augenblick genötigt wird, jenen Glaubenssatz vom menschgewordenen und am Kreuze für die Menschheit gestorbenen Erlöser zu bejahen?

Ph.: Sie hatte ja, wie sie selbst angibt, schon vorher an die Wahrheit dieses Satzes geglaubt. —

O.: Sie bejaht also in diesem Augenblick gefühlsmäßig einen Satz, den sie vorher nur verstandesmäßig angenommen hatte? Denn wir haben doch vorhin festgestellt, daß sie jenes Gefühl gegen sich gehabt haben würde, wenn sie jene Frage im entgegengesetzten Sinne beantwortet hätte. Das Gefühl nötigte sie also, eine bestimmte Frage in einer bestimmten Form zu beantworten. Was sollen wir uns nun aber unter jener gefühlsmäßigen Bejahung wohl vorstellen?

Th.: Es wird wohl nichts Anderes gewesen sein wie die Freude, endlich ihren Heiland gefunden zu haben, verbunden mit der Erhabenheit, die sie in seiner Nähe fühlte.

O.: Jenes mystische Erleben wäre also in unserem Falle nichts weiter als eine krankhafte Steigerung und Entladung des Gefühlslebens jener Pietistin, indem die Freude und Erhabenheit, die sie bei der Vorstellung des gekreuzigten Heilands empfand, endlich in einem geeigneten Augenblick bei ihr zum Ausdruck kam.

Th.: Das wäre es allerdings in diesem Fall. Aber mir will es doch scheinen, als ob die Frage, die wir zuletzt behandelt haben, ganz unnötig war. Es wird sich in unserem Falle doch nur um die Entladung eines Spannungsgefühles gehandelt haben, das durch die religiöse Sehnsucht des Fräuleins von Klettenberg hervorgerufen wurde. Sie suchte ihren Heiland als das Symbol ihres Glaubens, indem sie ihre Gefühls- und Gedankenwelt so auf ihn konzentrierte oder sich so in sein Leiden hineinfühlte, daß er eines Tages leibhaftig vor ihr zu stehen schien oder sie zu ihm hingeführt. Jenes Erleben, von dem Du bisher sprachst, würden wir eher als Bekehrung bezeichnen müssen, wie sie uns oft im religiösen Leben entgegentritt.

O.: Wir sprechen doch aber auch von dem Erleben oder Innewerden einer religiösen Wahrheit, ohne daß deshalb eine Bekehrung damit verbunden zu sein braucht?

Th.: Das mag wohl sein, aber es handelt sich doch dabei meistens nur um das Moralgebiet, während das Erleben von Glaubenswahrheiten fast immer mit einer Umwandlung des Menschen verbunden ist.

O.: Jedenfalls kommen wir damit in nicht geringe Schwierigkeiten. Aber das mag damit zusammenhängen, daß der eine unter Erleben das, der andere jenes versteht und wir von wenigen dieser Erlebnisse so genaue Berichte haben wie vorhin. Werden wir nun das vorhin Gesagte auch von den Bekehrungen sagen dürfen?

Th.: Wenn wir für alles durchaus eine natürliche Erklärung suchen, vielleicht. —

O.: Aber wir wollen zunächst ja nur feststellen, wie sich die Dinge verhalten und dann erst nach den Erklärungen fragen. Jedenfalls besteht zwischen beiden Vorgängen ein großer Unterschied. —

Th.: Bei der Bekehrung wird ein Satz gefühlsmäßig bejaht, den der Betreffende vorher verstandesmäßig verneint, nicht bejaht hat. Denn sonst wäre es eben keine Bekehrung, sondern ein einfaches religiöses Erlebnis. Oder der Bekehrte hat sich vorher überhaupt nicht mit jenen Dingen beschäftigt.

O.: Das Letztere glaube ich nun nicht, denn die Spannung im Gefühlsleben setzt doch auch eine entsprechende Spannung im verstandesmäßigen Denken voraus. Jedenfalls bleibt aber jener Unterschied bestehen, und wir müssen versuchen, ihn mit

unserer Erklärung in Einklang zu bringen oder diese gänzlich fallen lassen.

Ph.: Wir müssen eben dann annehmen, daß die verstandesmäßige Bejahung vorher im Unterbewußtsein stattgefunden hat, ohne daß sich der Betreffende bis zu dem Augenblick der Bekehrung dessen bewußt geworden ist.

Th.: Da sind wir also wieder vor Damaskus und beim Unterbewußtsein.

O.: Gegen das alle Theologen ein großes Mißtrauen haben. Und es ist ja auch, weil es sich so schwer erforschen läßt, sehr viel Mißbrauch damit getrieben worden. Aber es ist nun einmal da, und wir wissen, daß es eine erstaunliche Rolle in unserem Leben spielt.

Ph.: Es ist eben im Unterbewußtsein des Betreffenden ein Umschlag ins Gegenteil eingetreten, und das Gesetz der Bipolarität[1]) hat auch hier seine Wirkung getan. Wenn jemand, um ein Beispiel zu nehmen, den Glauben an den Erlösungstod Christi für falsch hält, kann es leicht dazu kommen, daß er auch das Gegenteil in Erwägung zieht und daß diese Erwägungen um so stärker werden, je weniger er sich noch mit dem ursprünglichen Urteil abgibt.

Th.: Das wäre aber doch wohl nur ein vorübergehender Zustand, und es ist mir doch sehr zweifelhaft, ob das mystische Erlebnis, das sich daraus entwickelt hat, auf jenen Menschen von dauernder Wirkung sein würde.

O.: Wir sprechen ja auch gar nicht von der Wirkung dieses Vorgangs, sondern nur von der Art, wie er selbst zustande kommt. Ich habe übrigens bei den Studien, die ich in dieser Hinsicht gemacht habe, meistens gefunden, daß gerade diejenigen, die jene Wirkungen alle Tage zu erleben meinten, am meisten über ihre Sünden klagten; selbst ein Paulus, der jenes Erlebnis hatte, hat das Wort gesprochen, daß er das Gute, das er wolle, nicht vollbringe, aber das Böse, das er nicht wolle, das vollbringe er. Wir haben es also hier offenbar nur mit Höhepunkten im Gefühlsleben zu tun, wie wir sagten, mit Spannungsgefühlen; sind diese

---

[1]) Anm.: Daß z. B. Halluzinationen, auch wenn sie willkürlich hervorgebracht werden, mitunter einen sehr negativen Ausdruck annehmen, indem sie wider Willen des betr. auftreten und scheinbar seinem Denken und Fühlen ganz entgegengesetzte Personifikationen hervorbringen, hat aufs neue deutlich Staudenmaier gezeigt, dessen Buch (Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft, Leipzig 1912) für das Studium der niederen Phänomene des Okkultismus, besonders des Spiritismus, von höchster Wichtigkeit ist. Nach Staudenmaier sind die Träger dieser Vorstellungen Gehirnzellen höherer Ordnung, die imstande sind, empfangene Eindrücke selbständig weiter zu verarbeiten, bis die Produkte dieser Tätigkeit in einem geeigneten Augenblicke in unser Wachbewußtsein treten.

vorüber, so kommt eben der alte Mensch wieder zu seinem Rechte, und nur die Erinnerung an jenen Vorgang im Menschen ist geblieben.

Th.: Die wir uns hoffentlich recht bemühen immer in die Tat umzusetzen. Ganz sicher scheint mir die Sache aber auch jetzt noch nicht zu sein. — (Fortsetzung folgt.)

Die Metaphysik des Mikrokosmos.

Von Felix Berger, Pastor in Schwarzau.

(Fortsetzung von Seite 302.)

6.

Geradezu überraschende Erfolge auf dem Gebiete der Erforschung des Menschenrätsels haben in den letzten zwei Jahrzehnten zwei französische Gelehrte gehabt: Oberst Albert de Rochas[34]) und Professor Dir. Durville[35]), die beide auf der Ausübung des Magnetismus ihre psychischen Experimente aufbauten.

Seitdem in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der Magnetiseur Karl Hansen die größten Städte Deutschlands durch-

---

[34]) De Rochas hat einen ähnlichen Lebensgang wie unser Philosoph Eduard von Hartmann und der Philosoph und Okkultist Karl Freiherr du Prel, welche beide ursprünglich die militärische Laufbahn verfolgten und Offiziere waren. Er trat als Colonel in den 80er Jahren aus dem Militärdienst aus und lebte größtenteils in Agnélas an der Isère in der Dauphinée als Privatgelehrter seinen ernsten und exakten wissenschaftlichen Studien. Seine wichtigsten Werke sind: „L'extériorisation de la sensibilité" (1895) und L'extériorisation de la motricité" (= Bewegungsfähigkeit) 1896. Ersteres Werk ist ins Deutsche übersetzt von Helene Kordon: „Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens." Leipzig, Max Altmann. 1909. Desgleichen übersetzte diese Dame: „Die Grenze der Wissenschaft." Ebenda, 1912. [Vgl. März-Aprilheft S. 97.]

[35]) Prof. Dir. Durville, Generalsekretär der „Société magnétique de la France", Herausgeber des 1845 von Baron du Potet gegründeten „Journal du magnétisme", lebt in Paris. Seine psychischen Experimentalforschungen stellte er 1907 und 1908 an und berichtete zuerst darüber in dem genannten Journal, aus welchem die „Psychischen Studien", Dezember 1908 bis April 1909 ihrerseits wieder Auszüge brachten. Das Resultat seiner Arbeit ist: „Der Fluidalkörper des lebenden Menschen." Deutsch von Friedrich Feerhow. Leipzig, Max Altmann. 1912. Der Schwerpunkt des Buches liegt in dem zweiten experimentellen Teil, über dessen Ergebnisse hier berichtet wird. In dem ebenfalls wertvollen ersten (historischen, theoretischen und philosophischen) Teil, in dem er sich größtenteils an die Lehren der Theosophen anschließt, auch einige Bilder aus der „Initiation" des Dr. Papus reproduziert, gibt er unter anderem interessante Aufschlüsse über Hexerei, Doppelgängertum, Lykanthropie und andere rätselhafte Gestalten und Erscheinungen der Volkssage und des Volksaberglaubens.

zog, ist der von Mesmer wieder entdeckte[36]), von seinen Schülern, dem Marquis de Puységur, Pététin, Deleuze u. a., weiter tradierte Magnetismus in weiteren Kreisen des Publikums, nicht bloß in der wissenschaftlich interessierten Welt, bekannt geworden. Glücklicherweise sieht man bei solchen öffentlichen Vorführungen nur die leichtesten Phasen der Hypnose. Denn wenn auch das Publikum Anspruch darauf hat, die Resultate der Forscher auf diesem Gebiete zu erfahren, so gehören die eigentlichen Experimente nach meinem Dafürhalten in das Arbeitskabinett oder das Studierzimmer des Gelehrten, und mit Recht zieht die Gesetzgebung, um der Schädigungen der Gesundheit willen, welche die Medien unter den Händen von Pfuschern erleiden können, den Suggestoren, Magnetiseuren und Hypnotiseuren ziemlich enge Grenzen. De Rochas unterscheidet in seinem Buche S. 68 (abgedruckt auch bei Deinhard a. a. O.) sechs Stadien der Hypnose:

1. Phase der Lethargie: „crédulité." Unempfindlichkeit der Haut. Suggestibilität.

2. Phase: Somnambulismus.

3. Phase: Rapport. Die Sinnesorgane reagieren nur noch auf den Magnetiseur, dessen Fluidum (was später erklärt wird = odische Strahlungen) die Versuchsperson sieht. Die Suggestibilität ist fast ganz aufgehoben.

Diesen drei oberflächlichen Zuständen der Hypnose folgen die vier tiefen Stadien, bei denen der Beeinflußte in „Zusammenhang" mit dem Magnetiseur tritt, d. h. alle seine Sinne reagieren nur noch auf diesen.

4. „Sympathie au contact". Das heißt, der Somnambule nimmt die Empfindung des Magnetiseurs wahr, wenn er ihn berührt, die hypnotische Beeinflußbarkeit ist verschwunden.

5. „Vue intérieure". Innere Schau und Selbstschau (vgl. das über du Prel Gesagte.) Der Somnambule sieht die äußeren Ausstrahlungen nicht mehr, er sieht die inneren Organe seines eigenen Körpers und der anderen Körper, die seine Hand berührt.

6. „Sympathie à distance". Die Versuchsperson hat dieselben Empfindungen wie der Magnetiseur, vorausgesetzt, daß dieser in der Nähe ist.

---

[36]) Die alten Aegypter haben den Magnetismus in ihrem Tempelschlaf gekannt, auch zu Heilzwecken benützten sie ihn. Die merkwürdigen Zeichen, die de Jong in „Das antike Mysterienwesen in religionsgeschichtlicher, ethnologischer und psychologischer Beleuchtung," Leyden, Brill 1909, S. 226, reproduziert, scheinen mir nicht nur Begriffe zu bedeuten, sondern auch die Art und Weise anzugeben, wie die magnetischen Striche geführt wurden. Vgl. Kiesewetter: „Geschichte des Okkultismus," Band III: „Der Okkultismus des Altertums," 4. Buch, Kap. 2: „Der Heilmagnetismus bei den alten Aegyptern."

Gleichzeitig geht diesen wunderbaren Phänomenen eine andere rätselhafte Veränderung beim Medium nebenher. Von dem Moment an, wo die Empfindungsfähigkeit der äußeren Haut nachläßt und in dem Maße, wie diese Anästhesie fortschreitet, scheint sich die Empfindung in die Luft zu projizieren. Es bilden sich um die Versuchsperson herum parallel mit der Hautoberfläche gleichsam Empfindungszonen, sehr dünne Schichten von denen die erste etwa drei bis vier Zentimeter von der Haut entfernt auftritt, deren Zahl und Entfernung voneinander wächst, je intensiver das Medium weiter magnetisiert wird, und die voneinander durch immer größer werdende unempfindliche Zwischenräume getrennt sind. Sticht man nun den Hypnotisierten in die Haut, so spürt dieser nichts, dagegen fühlt er deutlich den Stich, wen man das spitze Instrument oder die Nadel durch eine der Empfindungsschichten stößt, an der genau korrespondierenden Stelle des Körpers. Das ist das wunderbare Phänomen der „Nachaußenverlegung der Empfindungsfähigkeit“ (extériorisation de la sensibilité) [37]. Diese Empfindungsschichten umgeben allmählich den Exteriorisierten bis zu einer Entfernung von 2, 2½, ja 3 Metern von seiner Hautoberfläche. Dann aber tritt etwas anderes, ganz Seltsames ein. Die Empfindungszonen verdichten sich auf der rechten und linken Seite des Somnambulen zu einer Art von Empfindungspolen, weißen oder grauen Nebelwolken oder fluidischen Säulen, die sich einander anziehen, und in einem bestimmten Moment vereinigt sich die rechte Säule mit der linken, indem sie sich plötzlich in diese hineinbegibt. So bildet sich der Fluidalkörper, der bei fortgesetzter magnetischer Behandlung des Mediums immer deutlicher und leuchtender und diesem ähnlicher wird, mit dem physischen Körper durch ein in der Milz- oder Nabelgegend austretendes fluidisches Band verbunden bleibt, und in dem die Versuchsperson alsbald ihr eigenes Ich, ihren Doppelgänger (le double) erkennt[38]. Das ist das Phänomen der Spaltung oder Dedoublierung. Durch eine große Reihe sorgfältig vorbereiteter und unter allen Vorsichtsmaßregeln vor etwaigen Fehlerquellen durchgeführter Experimente zeigt nun Durville, daß der Träger sämtlicher Sinnesempfindungen nicht der materielle Körper, sondern der Fluidal ist, eine für die Psychologie und auch für das Verständnis der Konstitution des Menschenwesens unge-

[37] Die Parallelerscheinung der „extériorisation de la motricité“ spielt ihre Rolle zweifellos bei einigen physischen Testen der Eusapia Paladino, indem sie mit dem Finger aus einiger Entfernung eine Briefwage zum Sinken bringt und auf Entfernung ihren Kopf profilartig in eine Kitt- oder Tonscheibe eindrückt. Vgl. Flammarion: „Rätsel des Seelenlebens,“ S. 65 ff., S. 175 ff.

[38] Das ist der Kha oder Doppelgänger der Aegypter, der Nephesch der Kabbalisten, das Evestrum des Paracelsus: das Phantom oder Gespenst der Geistergeschichten.

mein wichtige Erkenntnis. Um den Geschmack als Beispiel zu wählen: Zucker, Aloe, Salz und dergleichen, auf die Zunge des dedoublierten Mediums gebracht, löst bei diesem gar keine Empfindung aus, auch Suggestionsversuche helfen hier nichts, da ja bereits bei der Exteriorisation in den tieferen Phasen der Lethargie die Beeinflußbarkeit völlig aufgehört hatte. Bringt man hingegen die genannten Objekte vorsichtig unter Mithilfe der mitanwesenden Sensitiven als Kontrollpersonen an die Stelle, wo der Fluidal den Mund hat, so wird das Dargebotene augenblicklich geschmeckt. Der Fluidalkörper, der sich in der Entfernung von einem Meter links vom Medium befindet, macht zunächst alle Bewegungen und Haltungen dieses Mediums mit und nach. Erst allmählich lernt der Fluidal fortgehen und sich freier bewegen, er geht durch die Mauer und verschlossene Tür in ein anderes Zimmer, ja in ein anderes Stockwerk, emanzipiert sich aber bisweilen so sehr von dem Magnetiseur, daß er ihm nicht mehr gehorcht, sondern zuwiderhandelt und widerspricht. Kommt nun der Fluidalkörper bei solcher Gelegenheit aus dem stets fast ganz verdunkelten gut geheizten Zimmer in ein ungeheiztes, so erkältet er sich, und diese Erkältung überträgt sich alsbald — das ist das eigentümliche Phänomen der Reperkussion — auf den physischen Leib. Verletzungen, dem Fluidal zugefügt, schlagen infolge dieses Reperkussionsgesetzes auf den materiellen Körper zurück, werden von ihm gefühlt, ja an ihm gesehen; eine Erkenntnis, die uns manche bisher unglaublich erschienene Seltsamkeit des Volksaberglaubens speziell beim Albentum und der Lykanthropie begreiflich macht. Der Fluidalkörper, genügend kräftig und selbständig geworden, sodaß er sogar dem Medium mitunter nicht gehorcht, kann physikalische Teste ausführen, wie sie bei spiritistischen Sitzungen vorkommen, Klopfgeräusche, auch starke Schläge hervorrufen, eine Wage herunterdrücken, Tische verschieben (bis zu 0,66 Meter), offene Kofferdeckel zuschlagen, einen Stuhl mitsamt dem darauf Sitzenden fortrücken, Gegenstände, wie z. B. eine hölzerne Säule, umwerfen oder auf den Fußboden stellen; er wirkt auf anwesende nicht sensitive Personen bei seiner Annäherung wie ein kühler Hauch, kann sie kratzen oder berühren, so daß diese es merken, und sogar auf den Fluidal eines anderen dedoublierten Mediums einwirken. Nur hat man sehr darauf acht zu geben, daß die Fluidale an den Verbindungsbändern sich nicht ineinander verwickeln, denn das hat sehr unangenehme Komplikationen zur Folge, weil die Zerrung den beiden Medien schreckliche Schmerzen in der Hüftgegend bereitet und auf ihren Gesundheitszustand sehr nachteilig einwirkt.

(Schluß folgt.)

Geisteswissenschaft und moderne Kultur.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.).

Ursprünglich hatte ich die Absicht das folgende Referat der Linzer „Tagespost" (vom 18. Mai 1915) über einen von Dr. R. Steiner hier gehaltenen Vortrag den „Psychischen Studien" wortlos einzusenden; die darin vertretene Ansicht über unser Geistesleben und unsere Kultur, sowie das unklare Verhältnis der Geisteswissenschaft zu jenen, besonders aber die eigentümlichen Unterscheidungen in unserer modernen Kultur bestimmten mich jedoch, auf dieses Thema näher einzugehen. — Das betreffende Referat lautet:

„(Vortrag in der Anthroposophischen Gesellschaft.) Über Einladung der hiesigen Anthroposophischen Gesellschaft hielt gestern Herr Dr. Rudolf Steiner aus Berlin, einer der bekanntesten Vertreter dieser Geistesrichtung, im Blauen Saale des Kaufmännischen Vereinshauses einen Vortrag über „Die übersinnliche Erkenntnis und ihre stärkende Seelenkraft in unserer schicksaltragenden Zeit". Der Vortragende entwickelte in zweistündiger fließender Rede seine Ansichten über die Art, wie der Mensch sich am besten gegen die seelischen Insulte der gegenwärtigen Zeit wappnet, und fand beifällige Zustimmung seines Auditoriums. Der Vortrag war von ungefähr 50 Personen besucht. Über Wunsch der Veranstalter sehen wir von einer Kritik der „übersinnlichen Erkenntnisse" Dr. Steiners ab. — Von anderer Seite wird uns hierüber geschrieben: Der Vortrag Dr. R. Steiners, welcher gestern abends im Kaufmännischen Vereinshause über das vielversprechende Thema „Die übersinnliche Erkenntnis und ihre stärkende Seelenkraft in unserer schicksaltragenden Zeit" gehalten wurde, zerfiel seinem Inhalt nach in zwei Teile, zwischen denen nur wenig Zusammenhang bestand. Der erste war eine skizzenhafte Darstellung einer neuen Wissenschaft, die sich ebenso hochtrabend wie unklar „Geisteswissenschaft" nennt. Sie ist, kurz gesagt, die Selbstbeobachtung und Selbstvertiefung der menschlichen Seele. Durch Meditation oder Konzentration wird die Seele in die Lage versetzt, sich vom Körper völlig loszulösen. Er fällt sozusagen von ihr ab, sie wird frei. Dadurch bemächtigt sich ihrer ein Gefühl großer Vereinsamung und darauf tiefer Furcht. Aber durch sie hindurchdringend erwirbt sie die Erkenntnis, daß sie selbst und der ganze Mensch etwas „vom Weltall Gewolltes" sei und darin liegt nun wieder das Beruhigende in diesem Seelenzustande. Eine genauere Beurteilung oder gar Kritik dieser Geisteswissenschaft ist auf Grund des Vortrages leider nicht möglich. Er bewegte sich nämlich so sehr in der völlig abgebrauchten und verwaschenen Phraseologie von „Seele

— Meditation — Loslösen vom Körperlichen" usw. und war so arm an Konkretem — eigentlich kam nur ein einziges Beispiel darin vor, — daß der Zuhörer gar keine faßbare, bestimmte oder auch nur gefühlsmäßige Vorstellung gewinnen konnte. Der zweite Teil war bestrebt, eine Art Nutzanwendung auf unsere „schicksaltragende Zeit" — wie sich der Vortragende ausdrückte, zu bieten. Daß sich dabei für den Hörer kein großer Gewinn ergab, ist nach dem bisher Gesagten klar. Der gegenwärtige Krieg ist ein Kampf — so könnte man den Inhalt des Vortrages etwa formulieren — um die mitteleuropäische Kultur gegen West und Ost. Das Wesen dieser Kultur besteht in der idealistisch-geistigen Weltanschauung im Gegensatz zu der materialistischen beispielsweise der Engländer. Die mitteleuropäische Geistesrichtung ist die des ununterbrochenen Forschens, das schließlich auch die Wahrheiten der Geisteswissenschaften anerkennen wird. — Eine solche Kultur zu konstruieren und sozusagen ohne jede volkswirtschaftliche, sozialwissenschaftliche, ethnographische, vor allem aber geschichtliche Orientiertheit und mit solcher Einseitigkeit zu einer ebenfalls konstruierten westlichen in Gegensatz zu bringen, bloß weil durch den gegenwärtigen Krieg die Mächtekonstellation eine derartige ist, wirkte trotz aller praktischen Begeisterung geradezu schmerzhaft und muß als eines so ernstgemeinten philosophischen Vortrages völlig unwürdig bezeichnet werden! Daß der Vortragende das Gesagte nur schlaff disponiert hatte, daß er die Geduld der Zuhörer nahezu zwei Stunden in Anspruch nahm, daß er so häufig Ausfälle gegen die „konventionelle Denkweise", die Naturwissenschaften usw. unternahm, daß er die „Geisteswissenschaften" bezüglich der Methode und der Resultate der Forschung häufig mit den Naturwissenschaften verglich, während doch die Objekte beider weltenweit verschieden sind, daß seine Ausführungen sehr oft an die indische Religionsphilosophie, an die mittelalterlichen christlichen Mystiker (Meister Ekkhart) oder, um einen modernen zu nennen, an Kabisch erinnerten, verstärkte nur den Eindruck, daß der Vortrag wenig Bedeutendes und wenig Originelles bot. Linz ist ja kein Berlin oder Wien, aber derartige Darbietungen muß es sich deshalb doch nicht gefallen lassen. Hoffentlich bietet die Anthroposophische Gesellschaft, in deren Rahmen der Vortrag stattfand, zum nächsten Male etwas Anderes! Dr. P."

Die Beurteilung dieses der Kriegskatastrophe angepaßten Vortrages ist hiernach keine besonders günstige. Dr. Steiner tritt mit der Behauptung auf, die Gabe der übersinnlichen Wahrnehmung zu besitzen und vermöge dieser sich von der Existenz eines Ätherleibes, eines Astralleibes und des Ichs überzeugt zu haben. Die Art und Weise, auf welche St. hierzu gelangte, muß bei jedem Kenner des Somnambulismus Befremden erregen.

Während dieser weiß, daß das übersinnliche Bewußtsein nur auf Kosten des sinnlichen entfaltet werden kann, behauptet St., daß, weil er selbst mit unerbittlich logischem Denken nur die Wahrheit suchte, sich seine höhere Wahrnehmungsfähigkeit so ausbildete, daß sie als jenes nicht nur in alten, sondern auch in den modernen Zeiten bekannte Hellsehen auftrat, dessen Keim in allen Menschen enthalten ist.[1])

Wieso kommt es, so muß man sich fragen, daß Wahrheitssucher, welche gleich ihm den Weg streng logischen Denkens betraten und verfolgten, nie zu gleichem Resultate gelangten: daß ein Kant, ein David Strauß usw. dadurch nicht ebenfalls die Gabe der übersinnlichen Wahrnehmung erwarb? Die Produkte der Geisteswissenschaft sollen sich nach St. von den Offenbarungen Somnambuler dadurch vorteilhaft unterscheiden, daß sie nicht wie diese eine Abgerissenheit und chaotische Verwirrung zeigen, sondern sich durch dieselbe strenge, regel- und gesetzmäßige Anordnung auszeichnen wie die Philosophie.

Bei St. soll ein Zusammenwirken des Denkens und des übersinnlichen Schauens stattfinden und zwar in der Weise, daß während des letzteren der Faden streng logischen Denkens nie reißt, welcher Umstand das Kriterion bildet zwischen Mystik und der Geisteswissenschaft. Diese Behauptung St.'s steht in direktem Widerspruch mit allen bekannten Tatsachen des Somnambulismus, welche uns belehren, daß Reflexion und übersinnliche Wahrnehmung sich gegenseitig ausschließen. — Gewagt erscheint auch mit Rücksicht auf die Erfahrungstatsachen des Somnambulismus seine Behauptung, daß die Seele sich durch Konzentration und Meditation in eine Lage versetze, sich vom Körper völlig loszulösen, er sozusagen von ihr abfalle und sie freigebe. Nach den übereinstimmenden Aussagen Somnambuler ist eine solche Befreiung der Psyche nur im Tode möglich.

Daß die wohlgemeinte Absicht St.'s mißlang, seine Geisteswissenschaft als Balsam für die Wunden unserer Zeit zu verwerten, darf um so weniger wundernehmen, als ja auch keine Philosophie oder Religion unser Gemüt darüber zu beruhigen, noch uns mit der tief beschämenden Tatsache auszusöhnen vermag, daß, wie Prof. V. Knauer[2]) sagt, die Menschheit, welche Kriege führt und die Todesstrafe sanktioniert, trotz aller Tiraden von Fortschritt und Bildung noch nicht einmal die erste und unterste Stufe der menschenwürdigen Kultur betreten habe.

---

[1]) S. Eugène Levy, „R. Steiners Weltanschaunng und ihre Gegner" Berlin, Verlag Siegfried Cronbach.

[2]) „Die Hauptprobleme der Philosophie" (Vorlesungen während des Wintersemesters) von Vincenz Knauer, Verlag Wilhelm Braumüller, Wien u. Leipzig 1892.

Der Vorwurf des Referenten, aus der gegenwärtigen Mächtekonstellation gegensätzliche Kulturen konstruiert zu haben, trifft St. mit Recht. Es ist mir bei bestem Willen nicht möglich, wie St. eine Wesensverschiedenheit zwischen mitteleuropäischer und west- und osteuropäischer Kultur wahrzunehmen. Meines Erachtens ist die europäische Kultur ihrem Wesen nach vollkommen gleich: es ist der „sacro egoismo", der sowohl Staaten wie Individuen in all ihrem Tun und Lassen bestimmt und ihrer gesamten Kultur das charakteristische Gepräge verleiht. Der moderne Mensch kennt kein anderes Ideal als schrankenlosen Sinnesgenuß und in der Erwerbung der Mittel hierzu keine moralischen und religiösen Bedenken. Dieser moderne Sensualismus unterscheidet sich von dem früheren dadurch, daß bei ihm nicht mehr der altruistische Grundsatz „leben und leben lassen", sondern der schroff egoistische „jeder ist sich selbst der Nächste" gilt.

Auch das intellektuelle Leben hat sich in dieser Richtung entwickelt und geht in diesem Streben auf. Die wilde Gier des europäischen Kulturmenschen nach dem Besitze irdischer Güter würde in einen raubtierartigen Kampf aller gegen alle ausarten, wären die Individuen nicht in eiserne Staatsformen gezwängt. Der auf diese Weise gebändigte Konflikt der Individualinteressen wird zu einem Konflikt der Staatsinteressen, welcher zuletzt nach dem Grundsatz der Barbarei „Gewalt geht vor Recht" ausgetragen wird. Sowohl Individuen wie Staaten handeln nach denselben Grundsätzen: „Geld ist Macht" und „Macht geht vor Recht". Was unter der Benennung Reichtum erstrebt wird, sagt John Ruskin[3]), ist im Wesentlichen Macht über die Menschen. Im einfachsten Sinne nämlich die Macht, die Arbeit des Dienstboten, Gewerbetreibenden zu eigenem Vorteil zu verwerten; und in weiterem Sinne die Machtbefugnis, große Volksmassen zu bestimmten Zwecken, guten, schädlichen oder gleichgültigen zu verwenden, je nach dem Willen des Reichen. Die Kunst, reich zu werden, bedeutet im gewöhnlichen Sinne nicht unbedingt immer die Kunst der eigenen Geldanhäufung, sondern es muß auch die Kunst darunter verstanden werden, zu bewerkstelligen, daß unsere Mitmenschen weniger haben als wir. Genau ausgedrückt ist es: „die Kunst, das höchste Maß von Ungleichheit zu unseren Gunsten zu schaffen". — Diese Ungleichheit zu schaffen und zu erhalten verstand man schon im Altertum. Ein anschauliches Bild von dem zwischen der reichbegüterten herrschenden und den beherrschten, unbemittelten Klassen des altrömischen Volkes gibt uns Shakespeare in einem Zwiegespräch zwischen Menenius Agrippa und dem ersten Bürger:

Menenius: „Ich sag' Euch Freunde! liebend sorgt für Euch
Der Adel. Was die jetzige Hungersnot

[3]) „Diesem Letzten", Verlag Eugen Diederichs, Leipzig 1902.

Und Teurung anlangt, könnt Ihr so gut
Dem Himmelszelt mit Euren Knütteln drohn,
Als daß Ihr auf den römischen Staat sie schwingt —
Die jetzige Hungersnot stammt von den Göttern
Und nicht vom Adel. Mit gebeugten Knien
Und nicht mit Fäusten müßt Ihr sie bekämpfen."

Erster Bürger: „Für uns sorgen? Nun das muß ich sagen! — Sie haben noch nie für uns gesorgt; ließen uns verhungern, während ihre Kornhäuser von Getreide strotzten; machten Gesetze gegen den Wucher, um den Wucherern unter die Arme zu greifen; wiederrufen täglich eine heilsame Verordnung wider die Reichen und ersinnen täglich schärfere Satzungen, um die Armen zu fesseln und einzuschnüren. Wenn der Krieg uns nicht auffrießt, so werden sie's tun; darin besteht ihre ganze Liebe zu uns."

Menenius: »Entweder müßt Ihr selbst als ungemein
Böswillig Euch bekennen, oder Euch
Als töricht schelten lassen." —

Das Wesen der griechischen und römischen Kultur des Altertums unterscheidet sich aber noch auf das Vorteilhafteste von dem der unsern, denn das Menschheitsgewissen war damals noch nicht durch die Lehren einer sozialökonomischen Afterwissenschaft in dem Grade zerstört, daß man Habsucht und Geldgier nicht als verwerfliches Laster gebrandmarkt hätte, anstatt sie, wie unsere Zeit, als die höchsten Tugenden zu preisen.

Trotzdem das Unheil, das der Menschheit damals aus diesem verabscheuungswerten Laster erwuchs, nicht halb so groß war wie heute, sah sich ihr Genius doch bewogen, seine warnende Stimme dagegen zu erheben:

„Nimmer ist ein solches Unheil wie das Geld
Der Welt erwachsen. Städte kehrt's verwüstend um
Und treibt die Menschen flüchtig fort von Haus und Herd;
Betörend überreckt Geld der Edlen Sinn,
Daß sie zu schmachvoll bösem Handeln sich versteh'n;
Zu jeder Arglist leitet Geld die Menschen an
Und weiht sie ein in jedes gottvergess'ne Tun."

(Sophokles.)

Alles wohl erwogen, wird man St. keineswegs beipflichten können, daß der gegenwärtige europäische Krieg idealer Güter wegen geführt wird. Es ist kein Ringen zwischen einer Kultur, die auf einer idealistisch-geistigen Weltanschauung basiert, und einer solchen, die sich auf eine materialistische gründet, sondern ein Ringen um Macht, Einfluß und Besitz. Auf die materialistische Weltanschauung aber gründet sich die ganze europäische Kultur.

Den inneren Zusammenhang von Kultur und Weltanschauung hat du Prel richtig erkannt. „Die Geschichte“, sagt er, „ist Phänomenologie des Geistes, d. h. die Geschichte besteht in materialisierten Ideen, und jede Kulturform ist nur der äußere Ausdruck für zur Herrschaft gelangte Vorstellungen, als innerlich treibenden Kräften. Eine Kultur zeigt immer nur Lichtseiten soweit richtige Ideen zur Herrschaft gelangt sind, dagegen alle Schattenseiten auf irrtümlichen, unwahren Vorstellungen beruhen. Soll eine Gesellschaft gebessert werden, so müssen die herrschenden Vorstellungen, nach denen sie lebt, berichtigt werden. Eine der wichtigsten Ideen und eine von denen, die den größten Einfluß auf die Kultur ausübten, ist die über die Philosophie der Geschichte selbst, d. i. jene Vorstellung, die wir über die Bedeutung des menschlichen Daseins gewonnen haben. Eine falsche Vorstellung vom Zweck unseres Daseins muß auch einen falschen Gebrauch unseres Daseins nach sich ziehen.“ —

„Was die materialistische Weltanschauung anbetrifft“, sagt du Prel weiter, „so hat sie nie dauernd Wurzel zu fassen vermocht, denn jedesmal, wenn sie zur allgemein herrschenden Ansicht zu werden begann, machte sich immer auch das Gesetz geltend, daß die herrschenden Ideen die Kulturform bestimmen, und so sieht sich eine materialistische Gesellschaft immer vor die Alternative gestellt, entweder an ihren materialistischen Ideen zu grunde zu gehen, oder ihre Weltanschauung gründlich umzugestalten, um eine andere Kulturform zu gewinnen. Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß auch unsere Gesellschaft vor einem solchen Wendepunkt steht. Es ist bereits eingetroffen, was Schopenhauer prophezeit hat, daß der Materialismus uns zum Bestialismus führen wird“.[4]) — Obschon es leicht einzusehen ist, daß eine Gesellschaft, die den Eigennutz zu ihrem moralischen Grundprinzip erwählt, durch einen kontinuierlich wachsenden Widerstreit der Individualinteressen immer mehr in innere Wirrnis und Zerfahrenheit, und die Staaten, die sie bildet, gegenseitig in Konflikt geraten müssen, verfiel, wie uns die Geschichte belehrt, die Menschheit immer wieder in denselben Fehler, weil sie die Welt, anstatt als ein organisches Gebilde, als ein Konglomerat von Einzelwesen betrachtete, das, soweit es den Menschen betrifft, sich durch äußeren Druck nach Belieben zu Staatengebilden formen läßt.[5])

(Schluß folgt.)

---

[4]) „Die Philosophie der Geschichte“ (Maximilian Harden, „Die Zukunft“, Nr. 8, II. Jahrg., Berlin den 24. Novbr. 1894.)

[5]) P.S. Unlängst fand ich den Schriften des allbekannten steirischen Dichters Peter Rosegger folgende, mit meiner Ansicht über Moral auffallend übereinstimmende Stelle: „Ich

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Eine Vision.

Von Dr. G. Z., Hamburg.

Jetzt mögen es etwa zwei Jahre her sein, daß ich eines Nachmittags im Spiegel plötzlich mich selbst als ganz alten Mann mit schneeweißen Haaren, das Gesicht voller Runzeln erblickte. Ich hatte einen furchtbar vergrämten Gesichtsausdruck, wie ich mich nicht erinnern kann, ihn je bei einem anderen Menschen gesehen zu haben. Ich wußte genau, das ich dies selbst war und niemand anders, so verschieden mein Äußeres (ich war 36 Jahre) von dem gesehenen Greisenbild war. Ich war, während ich das Bild erblickte, nicht im geringsten erstaunt. Es war mir, als sähe ich mein gegenwärtiges Spiegelbild. Als die Vision verschwunden war, hatte ich die bestimmte Empfindung, mit einem anderen Auge als dem körperlichen gesehen zu haben. Ich fragte mich sofort: habe ich dies Greisenbild wirklich gesehen oder war es nur Traum, nur Einbildung? Ein Traum kann es unmöglich gewesen sein. Es war nachmittags etwa 5 Uhr, in der Küche meiner damaligen Wohnung, wo sich über dem Hahn der Wasserleitung ein kleiner Spiegel, den ich jetzt noch besitze, befand. Einbildung kann es auch nicht gewesen sein. Es hat mich selten etwas so erschüttert wie dies merkwürdige Bild. Jede Einzelheit steht mir noch völlig deutlich vor Augen. Sollte ich durch bloße Einbildung zu einer so wunderbar lebendigen, mir selbst völlig unerwarteten bildmäßigen Vorstellung gekommen sein?

Noch heute begleitet mich die Erinnerung an das damals Geschaute fortgesetzt. In einer besonders schweren Zeit, in seelischen Leiden, die ich manchmal nicht mehr überstehen zu können glaubte, hat mich diese Vision trotz ihres ernsten Inhalts aufs tiefste beruhigt und getröstet. Seitdem habe ich den festen Glauben, alles Schwere überwinden zu können, mag es auch nicht spurlos an mir vorübergehen.

Mein Erlebnis hat vielleicht einige Ähnlichkeit mit dem, was Goethe über seinen Abschied von Friederike Brion in „Dichtung

---

meine, Unrecht tun ist Sünde, aber Unrecht leiden ist es auch. Denn durch das letztere begünstigt man das Unrecht und bestärkt es, und im Laufe der Zeit würden alle Nachgebenden ausgetilgt sein, die Gewalttätigen blieben bestehen und käme schließlich genau das heraus, was Nietzsche gepredigt, nämlich, daß nur der Starke und Rücksichtslose das Recht habe, Herr der Welt zu sein.“ — (Heimgarten.) A. K.

und Wahrheit" (3. Teil, XI. Buch) erzählt: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute. Nun ritt ich auf dem Fußpfad gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen, es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz, das herrliche Elsaß mit allem, was ich darin erworben, auf immer zu verlassen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder."

Eine Geisterbotschaft.

Übersetzt von Prof. hon. Willy Reichel (Pasadena, Cal.)

„The Progressive Thinker", Chicago vom 29. Mai 1915, veröffentlicht folgende, von „Kansas City Journal" übernommene Geisterbotschaft unter der Überschrift: Slater[1]) übermittelt Rat von Geistern. John Slater, dessen augenscheinliches Hellsehen Zuhörer in der ganzen Welt stutzig gemacht hat und der das einzige unerklärliche Problem in seiner Art bewies, das die moderne Wissenschaft zu erklären versucht, las Botschaften vor der „Annual convention of the State Spiritualist's Association" in der letzten Nacht. Die Versammlungen wurden in der „Progressive Spiritualist church" gehalten. —

„Ich bin Slater", zeigte er mit Genugtuung an. „Ich lüge niemals, ich mache nie Fehler. Was ich sage, ist die Wahrheit, die genaue ganze Wahrheit. Wenn Sie es nicht glauben wollen, ersuchen Sie um einen Beweis und Sie werden solchen erhalten."

---

[1]) John Slater ist mir persönlich wohlbekannt. Als Psychometer, Hellhörer und Hellseher steht er wohl einzig in seiner Art da. Mrs. May Pepper in Brooklyn kommt ihm noch am nächsten, doch muß er eine größere Versammlung um sich haben, von der er genügend Fluiden ziehen kann, denn in Privatsitzungen leistet er nichts Bemerkenswertes. (Vergl. Prof. William Denton „The Soul of things, or Psychometric researches and discoveries", Boston 1870.] — Vice-Admiral W. Usborne Moore, der mir sein Buch „Glimpses of the next State", London 1911, dedizierte, beschreibt S. 311 eine gute psychometrische Sitzung mit Slater.

Die Skeptiker falten ihre Arme und warten auf eine Wiederholung der zusammenhanglosen, häufig vorkommenden Worte.

„Ich fühle eine Vibration und sie kommt von einem Mann mit Namen Samuel J. Davis", sagte das Medium letzte Nacht. — „Das ist mein Vater", rief eine zitternde Stimme von den Zuhörern. Ein alter Mann stand auf und wandte sein bittendes Gesicht zu dem Sprecher. — „Was sagte er?" fragte er. — „Hat nichts zu sagen, wenn Du Dein Eigentum aufgibst. Warte und Du erhältst eine Anleihe. Du wirst nach Santiago gehn und Du wirst dort mit den Quincys zusammen sein. Die Quincys, nebenbei, haben einen neuen Erben." —

Der alte Mann setzte sich mit halb offenem Munde. — „Warten Sie eine Minute", sagte Slater. „Kennen Sie die Quincys?" — „Ja!" — „Beabsichtigen Sie, dieselben zu besuchen?" — „Ja!" — „Weshalb sagten Sie es nicht?"

Da waren hundert Briefe auf dem Tisch vor dem Medium. Er ergriff einen nach dem anderen und las sie, bevor er sie kaum angesehen hatte. Geister kamen und gingen augenscheinlich in der Zwischenzeit, Fragen beantwortend und Rat gebend.

„Sie haben heute einen Brief erhalten", sagte Slater zu einer jungen Frau. — „Es ist Gewäsch! Geben Sie nichts darauf. Ihre tote Tante Mary Harmon und Ihr Bruder James wünschen, daß Sie Ihre Musikstudien beenden." — „Sie, Madame dorthinten, mit dem Schleier über Ihrem Kopf", sagte Slater plötzlich, seinen Kopf drehend zu einer entfernten Ecke. — „Sie wurden eine Straße hinter der Kirche heute Abend gefahren." — „Nein, mein Herr." — „Aber Sie kamen mit der Frau mit der roten Weste hinter Ihnen." — „Ja." — „Fuhr der Straßenbahnwagen nicht zu weit?" — „Ja." — „Sie sagen die Wahrheit, die andere log", sagte Slater. Die erste Frau erklärte dann, daß sie ging und nicht eine Straße zu weit fuhr.

„Dieser Herr mit der roten Krawatte hat eine Frau und zwei Kinder in der Ferne", sagte Slater hierauf schnell. „Er hat eine nette junge Dame bei sich und der Geist der Mutter dieser jungen Dame sagt: „Alice, geh' nach Hause, und nie mehr mit diesem Mann." — Die Zuhörer sahen nach dieser jungen Dame, die ihre Augen mit ihrem Taschentuch bedeckte und nach ihrem Hut griff.[2])

Bei einigen seiner Botschaften — Slater gab fast hundert kurze Botschaften — gab Slater Namen nach Namen. Nachdem schwur er, daß er niemand vorher gekannt habe. [Kein Beweis der Wahrheit! — Red.]

---

[2]) Alle diese „Geisterbotschaften" können u. E. ganz wohl auf direkt gemachten Wahrnehmungen eines gewandten Beobachters bezw. auf Mitteilungen dritter Personen beruhen. — Red.

„Die gute alte Lady dorthinten hat einen Ring vor ein paar Jahren verloren. Sie erhält ihn zurück. Das Kind eines Nachbarn nahm ihn und seine Mutter getraute sich niemals es zu gestehen." — „Sagen Sie, Großmutter, Sie kamen in einer Straßenbahn hierher und Sie sagten zu sich selbst, daß Sie sogleich Vaters Krawatte geradebinden würden und das taten Sie auch." — „Ja. Ich habe das immer zu tun."[3])

Kurze Notizen.

a) Eine Prophetenstimme aus vergangenen Tagen. 1884 schrieb Robert Hamerling folgende prophetische Verse: / „Meine hellen Seheraugen tauch' ich ein in ewigem Lichte, / Und vor meine Seele treten zukunftstrunkene Gesichte, / Durch das tuchverhüllte Dunkel tatenschwangerer ferner Zeiten / Seh' ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten. / Du o zwanzigstes nach Christi waffenklirrend und bewundert, / Wird die Nachwelt dich nicht nennen: „Das germanische Jahrhundert?" / Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir im Staub erzittern, / Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern, / Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen, / Überall wird hoch zum Himmel, hoch das Blut der Feinde dampfen! / Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten, / In der Ostsee reichem Lande wird der stolze Adler horsten. / Österreich, du totgeglaubtes, eh' die zwanzig Jahr vergehen, / Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen, / Und sie werden, vor dir zitternd, beugend sich vor deinem Ruhm, / Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaisertum! / Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen, / Unter ihm in junger Freiheit wird noch die Ukraine glänzen. / O, geliebtes Volk, ich höre stimmen schon die Zimbeln, Geigen, / Und die Pauken und Trompeten zu dem großen Siegesreigen. / Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet, / Fürchte nichts vor deinen Feinden, Wahrheit hab ich dir verkündet." — Hoffentlich erfüllt sich nun diese Vorausschau des am 13. Juli 1889 zu Graz verstorbenen geistvollen Dichters von „Ahasver in Rom". König von Sion", „Aspasia", „Danton und Robespierre" wenigstens in der Hauptsache eines endgiltigen Sieges!

b) Die Treue eines gefangenen Hundes — bei Lemberg. Von der rührenden Treue eines Hundes wird der „Inf." geschrieben: Als Lemberg in die Hände der

---

[3]) Auch in diesem Fall ist bei geriebenen Amerikanern eine vorherige geschäftliche Verständigung durchaus nicht ausgeschlossen. Red.

Russen fiel, kam auch ein Sanitätshund in russische Gefangenschaft. Zuerst wurde das Fehlen von Ajax, dem Sanitätshunde, nicht bemerkt; erst, als die Soldaten des österreichischen Heeres sich wieder sammelten, die Sanitäter zur Stelle waren, rief man nach Ajax, ohne ihn jedoch wiederfinden zu können. Eigentümlicherweise stand auch unter den Gefangenen, unter der Beute, die damals die Russen machten, der Name des Sanitätshundes vermerkt. Nun zogen am Sommertage des Juni im Jahre 1915 die deutschen und österreichischen Truppen in Lemberg ein. Der Jubel der Bevölkerung war ohnegleichen, die Rufe der Erlösung überdröhnten den Donner der Kanonen. Blumen wurden den Siegern dargebracht, die jungen Mädchen von Lemberg, die entweder in der Stadt geblieben oder wieder zurückgekehrt waren, eilten durch die Straßen, Freudentränen in den Augen, und niemand schämte sich der Zähren. Und wie der Armeekommandant Boehm-Ermolli mit seinem engsten Stabe um vier Uhr nachmittags in die Stadt einzog, da kannte die Begeisterung keine Grenzen. Flaggen aus allen Fenstern, ein Blumenregen ergoß sich über die Automobile, die Stimmen wurden lauter, immer lauter. Eine unübersehbare Menge sang mit entblößten Köpfen die Hymne auf den Kaiser, die Menge wuchs und wurde stärker. Und inmitten erscholl ein lauter Ruf: „Ajax, Ajax." Mitten hindurch durch das Gewühle sprang ein Hund, er sprang, wie ein Mensch, der vor Freude fast toll wird. Er sprang an den Soldaten in die Höhe, drehte sich im Kreise, winselte und bellte. Er konnte sich vor Freude nicht lassen. Von dem Erdboden nahm er Blumen auf und brachte sie apportierend den deutschen und österreichischen Soldaten. Es war Ajax, der Sanitätshund, den die Russen gefangen hatten. Sein Fell war mit Striemen bedeckt, zum Zeichen, daß er so manchen Hieb von der russischen Nagaika bekommen hatte. Er war abgemagert, er hatte wohl wenig zu fressen bekommen. Viele Augenzeugen wußten zu berichten, daß man Ajax habe an der Leine spazieren gehen sehen. Einmal habe ihn einer, einmal ein anderer Russe geführt. Die Offiziere versuchten, ihn an sie zu fesseln, doch Ajax blieb allen Versprechungen unzugänglich. Er holte nicht den Stock, wenn ein Russe ihn wegwarf und Ajax aufforderte, das zu tun, er sprang an den neuen Herren nicht in die Höhe, wie er es schmeichelnd mit den alten Herren getan hatte. Am 21. Juni war Ajax bereits am frühen Morgen von einer seltsamen Unruhe befallen worden. Das berichtete die Tochter eines Lemberger Professors, die in einer russischen Kaufmannsfamilie als Hausmädchen diente, während die Russen die Herrschaft in der Stadt Lemberg an sich gerissen hatten. Sie sah Ajax noch mit einem Offizier gehen, der ihn wiederholt zu sich rief. Der Hund blieb stehen, witterte, bellte und heulte, als sei er krank. Das junge

Mädchen meinte, als es den Hund in einer derartigen Verfassung erblickt habe, sei es von einem unbeschreiblichem Gefühle gepackt worden, und im Vorbeigehen habe es zu einer Freundin, die in einem Laden Zigaretten verkaufte, gesagt: „Wir werden bald befreit sein." „Wieso?" fragte die andere leise, damit niemand es höre. „Ajax wittert unsere Freunde", war ihre Antwort. Und das kluge Tier hatte Recht behalten. Es hatte sich von der Kette gerissen, an die es die Russen gelegt, es war nicht mehr zu halten, als es den Tritt der Österreicher vernahm. Wenn man jemals an der Seele eines Tieres gezweifelt hatte, der Anblick, wie Ajax die Einziehenden begrüßte, mußte alle Zweifel für ewige Zeiten bannen. (Aus „Leipz. N. N." [Kriegsausgabe] v. 28. Juni 1915.)

c) Erfolge der Hypnose in der Kriegsheilkunde. Über die erfolgreiche Anwendung der Hypnose in der Kriegsheilkunde hat Prof. Nonne in Hamburg sehr interessante Mitteilungen gemacht. Prof. Nonne hatte nach einem Bericht in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" eine größere Anzahl von Neurosen und schweren Hysterien, die bei Kriegsteilnehmern sich eingestellt hatten, zu behandeln. Diese Hysterien traten in den verschiedensten Formen auf, als Sprachstörungen, Krämpfe einzelner Muskeln, Lähmungen gewisser Glieder, auch als allgemeine hysterische Krämpfe und hysterische Dämmerzustände. Es ist nun Nonne in einer großen Reihe von Fällen gelungen, durch Suggestion in Hypnose überraschend schnelle, sogenannte „Wunderheilungen" zu erzielen. Viele dieser Fälle waren anderweitig fälschlich als organisch und zwar zentral bedingte Lähmungen beurteilt worden; diese Patienten waren fast alle bereits mehrere Monate krank, ein Teil davon war schon als dauernd dienstunbrauchbar und mit einer Erwerbsunfähigkeit von 100 Prozent eingegeben worden. Nonne führte nun einen besonders bezeichnenden Fall vor. Es war dies ein Kranker, der mit Zuckungen der Gesichtsmuskeln und Unfähigkeit zum Stehen und zum Gehen zur Behandlung kam. Gleich bei der ersten Sitzung gelang es, eine wesentliche Besserung dieser Symptome zu bewirken, nach der zweiten waren sie nur noch andeutungsweise vorhanden und nach der dritten Sitzung völlig verschwunden. Da der Kranke überaus leicht in Hypnose verfiel und jede Suggestion in der Hypnose annahm, so gab Nonne ihm in der Hypnose die Suggestion, daß er von niemandem anders hypnotisiert und suggeriert werden könne. Der praktische Versuch ergab, daß auch diese Suggestion insofern festsaß, als einige Tage später einem in der Hypnose besonders geübten Kollegen es nicht gelang, den Patienten in Hypnose zu versetzen. Auch dieser Patient war als zu 100 Prozent erwerbsunfähig gemeldet worden, während er tatsächlich zu seinem Berufe als Kaufmann durchaus wieder fähig sein wird. („Leipz. N. N.", 18. Juli 1915.)

d) Eine gutbeglaubigte Anmeldung eines Sterbenden (bzw. eben Gestorbenen) wurde Unterzeichnetem aus dem Kriege von einem seiner Söhne mitgeteilt, der als 45jähr. Ökonomierat, Leutnant d. L. und Ortsvorsteher in G. bei P. (Nordfrankreich) das dortige Proviantdepot leitet. Derselbe schreibt (dat. 27. Juni 1915): „Reserveleutnant N . . ., ein bayerischer Offizier, hatte einen langjährigen intimen Freund, mit dem er früher drei Jahre lang in Reichenhall, bzw. Salzburg — beide als Zollbeamte — zusammengelebt hatte. Vor Ausbruch des Kriegs sagten sie im Scherz zueinander: ‚Wenn einer von uns fallen sollte, müssen wir uns eben ein Zeichen geben.' Die Freunde wurden dann verschiedenen Regimentern zugeteilt. Am 17. und 18. d. M. wurde nun genau 3 Uhr nachts zweimal sehr kräftig an die Zimmertür des N. . . geklopft, so daß derselbe aus dem Schlafe erwachte, sofort auf die Uhr sah und nach dem Ruhestörer nachforschte; beidemal sah er aber nichts und niemand. Er erzählte dieses Vorkommnis an beiden genannten Tagen den französischen Ortsbewohnern, bei denen er (in der Nähe von Arras) im Quartier liegt, die aber in beiden Nächten nichts gehört hatten. Heute liest nun N . . ., wie er mir soeben erzählte, daß tatsächlich (laut beiliegender Traueranzeige) sein treuer Freund am 17. cr. gefallen sei. Er erfuhr aber nachher noch näher, daß derselbe am 17. Februar schwer verwundet wurde und am 18. Februar gestorben ist. Ich möchte nun bei diesem merkwürdigen Zusammentreffen genau beobachteter Ereignisse selbst fast an einen höchst interessanten Zusammenhang des unerklärten zweimaligen Klopfens mit jenem Abkommen der beiden Freunde glauben; für die vollkommene Wahrheit der Erzählung kann ich mich persönlich verbürgen. Der Verstorbene hieß B . . . und war s. Z. mit N . . . auch im Finanzexamen zusammen gewesen." (Vgl. zur Erklärung Juliheft, K. N. a) S. 316.
Dr. Maier.)

e) Im Dienste des Vaterlandes." Im Verlage des unter dem Protektorate des Feldmarschalls Erzherzogs Friedrich stehenden Grazer Tierschutzvereines ist eine in einer allegorisch ergreifenden Zeichnung dargestellte Ansichtskarte erschienen, die sich „Im Dienste des Vaterlandes" betitelt. Die Karte zeigt uns die ragenden Heldengestalten der Austria und der Germania, gemeinsam auf ein mächtiges Schwert gestützt. Links von dieser Gruppe sehen wir ein schwer verwundetes Pferd, rechts einen Sanitätshund, darunter die Worte: „Die Freunde unserer tapferen Krieger." Die Karte mahnt uns, auch der treuen Dienste nicht zu vergessen, die uns die Tiere mit ihren unermeßlichen Blutopfern auch im Kriege leisten; sie verdient deshalb weiteste Verbreitung. Der Verein bittet um freundliche Abnahme zur Förderung des Tierschutzes. (Preis 10 Heller per Stück.) „Grazer Tierschutzverein", Wielandgasse 19.

f) Ein psychologisch-pädagogisches Institut in Dortmund soll zum 1. Oktober dieses Jahres errichtet werden. Die Mittel zur Einrichtung und Unterhaltung werden, soweit sie nicht durch Beiträge der Mitglieder und Förderer gedeckt werden, von der Stadt Dortmund gewährt. Zur ersten Einrichtung hat die Regierung zu Arnsberg einen Beitrag von 3000 Mark bewilligt. Die Aufgabe des Instituts besteht darin, seine Mitglieder in die experimentelle Psychologie und Pädagogik einzuführen und sie zu wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiet anzuleiten. Auch Ferienkurse und volkstümlich-wissenschaftliche Vorträge sollen für weitere Kreise veranstaltet werden. Zum Leiter ist Privatdozent Dr. Goldschmidt von der Universität Münster, ein Schüler und Mitarbeiter der Professoren Wilhelm Wundt und Neumann, in Aussicht genommen.
(„Börsenblatt f. d. Dtschn. Buchhandel", Nr. 148 v. 30. Juni 15.)

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Der Weltkrieg 1914/15 als Siegeszug der germanischen Kultur. Von Barelhako. Breslau, Anthropologischer Verlag F. G. Fasshauer 1915. Preis 1 Mark.

Es ist dies Band 7 der von dem genannten Verlag herausgegebenen „Illustrierten Anthropolog. Bibliothek". In dem dem 81 Seiten starken Bändchen beiliegenden Prospekt schreibt der Verleger: „Diese hochinteressante einzigartige Abhandlung bietet jedermann überzeugende Beweise von der von Barelhako gelehrten Menschenkenntnis. Sehr belehrend und reiches Studienmaterial bietend. Aeußerst wertvoll." — Daß diese Schrift Beweise liefern soll, die jedermann überzeugen, möchte ich stark bezweifeln. Unkritische gutgläubige Leser wird sie allerdings überzeugen, aber sicher keinen Fachgelehrten, kein Mitglied der „deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", der der Rezensent seit 30 Jahren angehört. Ich bezweifle ferner, daß sie die Leser der Psych. Studien befriedigen würde, sicherlich nicht die sehr zahlreichen kritischen Köpfe darunter; aber die Schrift ist auch offenbar für eine ganz andere Klasse von Lesern bestimmt. Sonst wäre sie nicht in einem starke Suggestionswirkung anstrebenden Ton abgefaßt, der an die psychologische Literatur nordamerikanischer Herkunft erinnert, mit der der deutsche Büchermarkt in den letzten Jahren überschwemmt worden ist. Schon der Umschlag der Schrift, auf dem sieben physiognomische Charakterköpfe prangen, entspricht doch eigentlich mehr dem an starke Reklame gewöhnten amerikanischen Geschmack, als dem deutschen. Vielleicht wird auch mancher Leser mit dem Rezensenten finden, daß der Name Barelhako, hinter dem der Verfasser sich versteckt, nicht gerade schön klingt. Es mag ja dieses Pseudonym irgendwie tiefsinnig begründet sein, aber es macht doch den Eindruck einer gesuchten Geheimniskrämerei. Allein Herr Barelhako führt trotz seines ungelenken Namens offenbar eine überaus gewandte Feder, was er namentlich in seinen geschickten Auszügen aus der geheimwissenschaftlichen Literatur der Gegenwart von H. P. Blavatsky und Dr. Rud. Steiner beweist, die

dem Leser den Glauben an okkulte Forschung suggerieren sollen. Am besten ist Herrn Barelhako wohl der Abschnitt über die germanische Kultur geglückt, von deren Siegeszug und voraussichtlichem gewaltigen Aufstieg nach Beendigung des Weltkrieges er manches recht Erfreuliche zu sagen weiß. — In ihrem zweiten Teil enthält die Schrift eine größere Zahl Bildnisse, begleitet von einer physiognomischen Untersuchung: Kaiser Wilhem II., Kaiser Franz Joseph, des deutschen Kronprinzen, des Sultans der Türkei, der Könige von Bayern, Württemberg, Sachsen, Griechenland usw., kurz aller im gegenwärtigen Weltkrieg beteiligten politischen Größen. Diese physiognomischen Analysen lesen sich ja ganz hübsch. Ob sie aber wissenschaftlich ernst genommen zu werden verdienen, erscheint denn doch etwas zweifelhaft. Dhd.

Europäische Wiederherstellung von Dr. h. c. Alfred H. Fried. Zürich 1915. Verlag: Art. Institut Orell Füssli. 139 Seiten 8⁰. — Preis Fr. 2.40, Mk. 2.—, Kr. 2.40. –

Diese höchst zeitgemäße Schrift unterscheidet sich grundlegend von den jetzt wie Pilze aus der Erde hervorsprießenden Weltverbesserungsplänen und Reorganisationsideen zur künftigen Vermeidung von Kriegen. Sie tritt sogar an einer Stelle mit Entschiedenheit gegen jenen gutgemeinten Dilettantismus auf, der uns das Lied von den „Vereinigten Staaten Europas“ singt, wie es in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts modern war, von der Allheikraft der Schiedsgerichtsbarkeit, der Nützlichkeit einer Abrüstung, und ähnlichen Formeln, die der wissenschaftliche Pazifismus schon längst überwunden hat. „Sie bieten uns Formulare, meinend, daß deren Aufstellung so schwierig gewesen wäre, daß die Menschheit sie bis jetzt nicht finden konnte und nur deshalb verblutete“. Sie sehen nicht, so wird weiter dargelegt, daß es darauf nicht ankommt, da diese Abmachungen für ein vernünftiges Staatensystem in 24 Stunden fertiggestellt werden könnten, wenn erst der Wille vorhanden wäre — der Wille zum Recht —, den allein es zu entwickeln gilt. Soziale Organisationen können nicht konstruiert werden, wie eine Maschine, sie müssen aus den vorhandenen lebendigen Keimen herausgezüchtet werden. Diese Lehre Fried's bildet die Grundlage seiner Schrift, die daher mit dem Vertrauen, daß darin den realen Verhältnissen gerecht zu werden gesucht wird, in die Hand genommen werden kann. Im Schlußabschnitt „Der Pazifismus von gestern und morgen“ bekämpft der Verfasser die thörichte Ansicht, daß der Pazifismus durch den Weltkrieg seine Unfähigkeit erwiesen habe. Der Pazifismus ist von Friedensewigkeit und Abrüstung weit entfernt. Er hat den Weltkrieg kommen gesehen und die Wege zu seiner Vermeidung gewiesen. Wenn seine Arbeit bis jetzt ohne Erfolg war, so lag das an der Stumpfheit der andern, nicht an jener Arbeit, deren Notwendigkeit und Bedeutung durch diesen furchtbaren Krieg gerade bewiesen und gerechtfertigt wird. Fried meint, daß jetzt die große Stunde des Pazifismus schlägt. Er sagt: „Wenn die Menschheit aus dem Blutwahn erwacht sein wird, in dem sie sich befindet, wenn sie die Wirkungen des Krieges besehen, berechnen, in ihrem ganzen Umfang erkennen wird, und wenn sie zwischen Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck mit kühlem Kopf wird abzuschätzen beginnen, dann wird sie — muß sie — zu jenen Lehren zurückgreifen, die der verachtete Pazifismus ihr schon vorher angeboten hat.“ „Die Revision der Vergangenheit ist nicht mehr möglich, aber die Zukunft liegt in unseren Händen. Das Zeitalter, das jetzt anbricht, ist das pazifistische, ist die große Epoche der Wiedergutmachung, der aus blutiger Erfahrung heraus angewendeten Erkenntnis des

Ausgleichs und der Anpassung, das Zeitalter der großen Totenfeier für die letzten, allerletzten Opfer menschlicher Verirrung, das große von uns durchdachte und mit unserem Herzblut vorbereitete Zeitalter der europäischen Wiederherstellung." Dr —r.

Briefkasten.

Herrn Hofrat Dr. D. in M. Verbindlichen Dank für Ihre Zusendungen! Wir stimmen Ihnen vollständig bei, wenn Sie als die oberste Pflicht eines Schriftleiters einer wissenschaftlichen Zeitschrift, zumal auf dem ohnedem dunkeln und schwierigen Gebiet der Metapsychik, peinlich genaue Exaktheit in jeder, scheinbar noch so unbedeutenden Einzelheit fordern. Auch für die okkultistische Forschung müssen ja die kritischen Grundsätze moderner Historik gelten, die deren eigentlicher Begründer in Deutschland, B. G. Niebuhr in seinen von Dr. M. Isler herausgegebenen, an der Universität zu Bonn Ende der zwanziger Jahre gehaltenen Vorlesungen, im Gegensatz zur Unwissenheit und Dreistigkeit nur scheinbarer Gelehrter unter seinen Vorgängern, sehr schön („Vorträge über römische Geschichte", 3 Bde., Berlin, G. Reimer, 1846, B. I, S. 75) wie folgt ausdrückt: „Das Studium der alten Geschichte erfordert als Basis einen gesunden, tüchtigen philologisch-grammatischen Sinn, . . . vor allen Dingen Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, fern von Schein und Eitelkeit, gewissenhaften Wandel vor Gottes Angesicht. Wohl zu beherzigen ist der Ausspruch früherer Zeiten, daß Gelehrsamkeit eine Frucht der Redlichkeit und Frömmigkeit ist." Also „Religion" im besten Sinne der Treue, in der subjektiven Grundbedeutung des lateinisches Wortes religio = Gewissenhaftigkeit, wie solche der auch von Feinden anerkannte schönste Schmuck des deutschen, allem Scheinwesen fremden Gemüts ist.

Herrn Prof. Dr. Ludwig-Freising. Um aus den in unserer Fußnote S. 309 bereits angegebenen redaktionellen Gründen weitere, voraussichtlich doch unfruchtbare Erörterungen der Gottesfrage abzuschneiden, bringen wir Ihre Zuschrift vom 12. VII. an dieser Stelle zum Abdruck: „Herrn Dr. Quade, dessen Artikel ich sehr bedauere, möchte ich das Studium folgender Werke anraten: 1) „Religion und Christentum" von Dr. Esser und Dr. Mausbach, Kempten, Kösel 1913; 2) Dr. Lorenz Engelhart Fischer, „Das Problem des Uebels und die Theodizee", Mainz, Kirchheim, 1883, und 3) Derselbe, „Die populäre und die wissensch.-christl. Weltanschauung", Berlin, Paetel 1913. — Die „Psych. Studien" sollten gerade für den absoluten Geist eintreten, daher durfte Quade's Artikel nicht unwidersprochen bleiben. Besten Gruß! L."

Herrn Prof. hon. W. Reichel (Pasadena, Cal. Oak Knoll) bestäigen wir den Empfang der schönen Ansichtskarte aus Tia Juana, Mexiko (Typical Mexican Home and Family"), sowie Ihres Briefes aus San Diego, Cal. (Hotel Sandford) vom 29. VI. d. J., dem wir mit Bedauern entnehmen, daß Sie nach schwerer Operation (Herausnahme des rechten Auges, um das linke zu retten) den Zusammenbruch Ihrer Nerven beklagen. Wir hoffen mit Ihnen, daß Sie nach und nach doch wieder fähig werden, Ihre schriftstellerische Tätigkeit und Ihr selbstloses Wirken für Deutschlands Heldenkampf auf amerikanischem Boden wieder aufzunehmen. Auch Ihre Absicht nach Beendigung dieses größten und wohl folgereichsten aller weltgeschichtlichen Kriege in die friedliebende Schweiz überzusiedeln, dürfte für die Leser Ihrer zahlreichen Beiträge in unserer Monatsschrift von Interesse sein.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **September.** **1915.**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Eine Experimentalforschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

Das rein wissenschaftliche Studium mediumistischer Phänomene ist leider immer noch eine seltene Erscheinung. Skeptizismus hindert die Gelehrten, jene Phänomene eines Studiums zu würdigen, und andererseits ist es natürlich nicht sehr verlockend, für die große Mühe und Arbeit, die mit solchen Studien verknüpft sind, nur Hohn und Spott zu ernten. Ein typisches Beispiel für den Dank, welchen der wissenschaftliche Forscher des Mediumismus bei uns zu erwarten hat, haben wir jüngst erlebt, als Dr. von Schrenck-Notzing seine einzig dastehenden Experimental-Studien mit dem Medium Eva C. veröffentlichte. Angesichts der Seltenheit solcher Experimentalforschung wird es unseren Lesern interessant sein, von einer streng wissenschaftlich durchgeführten Studie mediumistischer Erscheinungen des als Forscher auf diesem Gebiet rühmlichst bekannten Professors J. Hyslop Kenntnis zu erhalten.

Der Gelehrte hat diese Studie seinerzeit in den Jahrbüchern (Proceedings) der amerikanischen „Gesellschaft für Psychische Forschung" niedergelegt.[1]) Die umfangreiche Arbeit ist eine wahre Fundgrube für das wissenschaftliche Studium des Mediumismus und des Spiritismus. Da der Raum mangelt, den reichen Inhalt selbst nur auszugsweise hier wiederzugeben, so verfolgen nachstehende Zeilen lediglich den Zweck, auf das Werk Prof. Hyslops aufmerksam zu machen und dem geehrten Leser einen Einblick zu verschaffen in die Welt dieser wunderbaren Erscheinungen.

Prof. Hyslop sagt selbst, daß die hier beobachteten Phänomene das größte Interesse beanspruchen, denn sie ereigneten sich in einer guten Familie der besseren Stände. Es handelt sich also

[1]) April 1911. Vol. V: „Ein Fall von Hysterie".

um kein professionelles Medium. Letzteres — und dies ist wichtig — glaubt auch wirklich an sich selbst und sie glaubt, wie ihre Pflegemutter, daß die Phänomene das sind, was sie vorgeben zu sein, nämlich das Werk von Geistern. Die Forschung wurde vollkommen wissenschaftlich durchgeführt; man experimentierte in einem sorgfältig eingerichteten Laboratorium. Außer Prof. Hyslop beobachteten zwei Ärzte (Dr. Smyth und Dr. Hamilton) die Vorgänge. Prof. Hyslop ist weit entfernt, für die Phänomene Erklärungen geben oder gar den Fall für die spiritistische Hypothese ausbeuten zu wollen — im Gegenteil, er ist bemüht, stets die natürliche Erklärung oder wenigstens ihre Möglichkeit in den Vordergrund zu stellen. Er geht hierbei so weit, daß wohl manche Leser ihm nicht mehr folgen werden, und ich gestehe, daß hier u. a. Fälle verzeichnet sind, deren Erklärung ohne Zuhilfenahme der spiritistischen Hypothese gezwungen erscheint.

Hyslop hat den Fall als „Hysterie" behandelt und hat die Richtigkeit seiner Ansicht bewiesen, daß, wenn hysterische oder somnambule Phänomene eintreten, man nicht notwendigerweise auf Betrug schließen müsse. Wir kommen darauf noch zu sprechen.

Die berühmten Forscher Myers und Hodgson waren der Ansicht, daß Mediumschaft eine normale Funktion der menschlichen Natur sei. Für manche hysterische Umstände schien hierdurch Ursache und Erklärung gefunden. Aber es mag richtiger sein, die Mediumität als eine Krankheit anzusehen, denn als etwas charakteristisch Wesentliches. Der nachfolgend behandelte Fall ist geeignet, mehr Licht über diese noch dunkle Frage zu verbreiten.

Der Fall beweist auch die Richtigkeit der Behauptung Dr. P. Janets, daß man unterscheiden muß zwischen betrügerischen und wirklichen Phänomenen, d. h. zwischen ersteren und einer Klasse Vorfälle, welche mit Somnambulismus zusammenhängen. Der Fall zeigt ferner, daß Hyslop im Rechte ist, wenn er behauptet, daß man nicht notwendigerweise auf Betrug schließen müsse, wenn hysterische oder somnambule Phänomene auftreten.

Das Medium, durch dessen wunderbare Kraft die nachstehend geschilderten Phänomene hervorgerufen wurden, ist ein junges Mädchen, namens Burton. Die ärztliche Untersuchung ergab nichts besonderes. Miss Burton ist körperlich und geistig gesund und kräftig. Ihre beiden Schwestern sind an Auszehrung gestorben, aber sie selbst hat keine Anlage für Tuberkulose. Diese ärztliche Prüfung fand im normalen Zustand des Mädchens statt. Leider ist eine solche während des Trance unterblieben.

Miss Burton ist in ihrem normalen Zustand ein ernstes und gesetztes Mädchen von übermäßiger Bescheidenheit und ohne Spur von Selbstvertrauen. Ihr Temperament ist lethargisch. Sie konnte nichts tun, um sich in irgend einer Sache zu üben, ohne

daß es die Familie erfahren oder gesehen hätte. Sie konnte also keine Tricks irgend welcher Art lernen usw. Anna Burton war nie Professions-Medium; sie erhielt niemals irgend welchen Lohn — mit einem Wort, es kann nicht der leiseste Zweifel bestehen, daß das Mädchen durch irgend welche Aussicht auf Lohn bewogen worden wäre, zu täuschen. Es ist unbedingt und einwandfrei bewiesen, daß in dem Falle Anna Burton bewußter Betrug nicht vorhanden ist.

Miss Anna Burton ist eine Waise. Sie war 7 Jahre alt, als ihre Mutter starb. Ihre Erziehung war einfach. Ihr Vater, ein Zimmermann, war ein Gegner des Spiritismus. Die ersten Anzeichen der Mediumschaft des Mädchens waren Klopftöne am Kopfteil des Bettes. Sie war damals 12 Jahre alt. Ihre Pflegemutter kam auf den Gedanken, die klopfenden „Geister" einzuladen, am Tisch zu klopfen, und man hielt Sitzungen. Bald gelang es, Antworten auf gestellte Fragen zu erhalten. Nach kurzer Zeit wurden auch Tamburine in Bewegung gesetzt und Glocken geläutet usw. Nun schritt man zu Dunkelsitzungen.

Der erste Spirit, der als „Guide" (Führer) auftrat, nannte sich „Blacke Cloud" (schwarze Wolke); dann kam Dan, ein junger Soldat im Spanisch-amerikanischen Krieg. Sein Einfluß war immer günstig; er gab oftmals Anweisungen für Annas Gesundheit, die sich stets bewährten. Er war es auch, der den Rat erteilte, im Dunkel zu sitzen. Die „Geister" lieferten bei diesen Sitzungen den Beweis großer Kraft, denn wiederholt wurde ein Tisch, der 100 Pfund wog, gehoben und zwar auf der dem Medium und ihrer Pflegemutter entgegengesetzten Seite!

Anna fing jetzt auch an automatisch zu schreiben, meist in Dunkelheit. Die Phänomene steigerten sich. Es kam ein kleines spanisches Mädchen, Lenore, welche vorzüglich Tamburin spielte. Eines Abends legte man eine Schnur auf den Tisch und als nach Licht gerufen wurde, war das Medium von den unsichtbaren Kräften an den Stuhl gebunden. Mehr und mehr wurde das Medium in tiefen Trance während der Sitzungen gesetzt, um es völlig passiv zu machen.

Stimmen wurden gehört in Sopran, Alt und Falsette. Besonders schön war die Stimme Omas, einer jung verstorbenen Freundin Annas. Ein Signor Pietro Domuria brachte, wenn die Umstände („Conditions") günstig waren, wunderbare Melodien. Auch Scherze leistete man sich. Den Damen wurden Ringe und Kämme genommen und letztere in das Haar der anwesenden Herren gesteckt.

Eines der überraschendsten Phänomene war das Singen mehrerer Stimmen zu gleicher Zeit. Ebenso Pfeifen, obwohl Miss Burton selbst weder singen, noch pfeifen konnte. Auch das berühmte Trumpet-Phänomen wurde beobachtet. Ferner erschienen

Lichter, die wiederholt das Gesicht des Mediums erleuchteten oder die Musikinstrumente, Uhren usw. Ein Klavier, das 6 Zentner wog, wurde von der Wand gerückt. Materialisationen wurden nicht gesehen, da Anna sich weigerte, im Kabinett zu sitzen.

Dies ist im allgemeinen die Schilderung der Pflegemutter Annas, Mrs. Milton, über den Verlauf der Dinge. Sie ist begeisterte Anhängerin der spiritistischen Idee. Ihr Bericht ist selbstredend nicht von wissenschaftlichem Wert. Der Laie geht ja von Cartesianischen Annahmen aus: Was nicht bewußt hervorgebracht ist, ist fremder Intelligenz zuzuschreiben, Glaube und nicht Beweis spielt die Hauptrolle. Unterbewußte Agentien sind ausgeschlossen, normale Ehrlichkeit ist angenommen: so hat das Supranormale leichten Eingang in die Seele des Laien.

Nun im vorliegenden Falle ist tatsächlich der gute Glaube und die Ehrenhaftigkeit vorhanden — der gewöhnliche Betrug ist ausgeschlossen und dies verleiht dem Falle wissenschaftliches Interesse.

Als die wissenschaftliche Untersuchung begann, waren die Ansichten geteilt. Die Laien, die Bekannten und Freunde Miss Anna Burtons, hatten sich überzeugt, daß sie keine betrügerischen Mittel anwendete; sie waren der Ansicht, daß bei den Phänomenen „Geister" im Spiele seien. Die Wissenschaftler verwarfen jene Ansicht, wenn sie überhaupt die Tatsachen zugaben, aber gewöhnlich erklärten sie alles für Betrug.

Hyslop sagt sehr richtig, daß der Standpunkt beider Parteien falsch sei. Es ist nicht notwendig, daß wir, weil die Tatsachen oberflächlich angesehen, scheinbar dafür sprechen, Betrug eher annehmen, als die Möglichkeit von Geistern. Die Erklärung kann in dem einen, wie dem anderen Fall gleich absurd sein. Es ist meistens nur um der laienhaften Behauptung von Geistern am leichtesten zu entgehen, daß man den antagonistischen Standpunkt einnimmt und auf Betrug schließt. Wäre der Wissenschaftler nicht oft so unwissend, wie der Laie, so würde er Tatsachen finden von tiefer Bedeutung, die zwischen und über dem Horizont der beiden liegen. Die Erforschung der Phänomene wird daher erst dann Erfolg haben, wenn beide Teile ihre Vorurteile aufgeben. —

Prof. Hyslop zeigt nun in eingehender Weise, wie wichtig es in erster Linie ist, festzustellen, ob es sich um Hysterie in einem gegebenen Falle handle, denn, sagt der Gelehrte, Hysterie oder unterbewußte Phänomene irgend einer Art scheinen die Basis aller mediumistischen Phänomene zu sein. Daher müssen wir, wenn die Frage auf Betrug entschieden werden soll, d. h. ob bewußte Absicht und Anstrengung zu täuschen vorliegt, stets die Pflicht anerkennen, zuerst nach den hysterischen Verhältnissen zu forschen. Erst wenn wir diesen Standpunkt ein-

nehmen, werden wir Phänomene von wissenschaftlichem Interesse finden. Wir werden vor allem finden, daß selbst das Supranormale von dem Vorhandensein von Hysterie in irgend einer Form bedingt oder begleitet ist. Im Lichte dieser Anschauung werden sowohl der Wissenschaftler, wie der Laie dem Problem näher kommen und man wird weniger schnell mit oberflächlichen Erklärungen, heißen sie nun Betrug oder Geister, bei der Hand sein.

Die für die Psychologie wichtigen Tatsachen beginnen mit den Experimenten zweier Ärzte: Dr. Hamilton[2]) und Dr. Smyth[2]). Sie wurden aufmerksam, als sie versuchten, die behaupteten supranormalen Phänomene zu prüfen. Es handelte sich um Tischerhebungen, Spielen des Tamburins und Klopflaute. Es wurde immer gesagt, daß alle diese Phänomene von den Geistern ausgeführt wurden und zwar ohne direkte physische Mitwirkung des Mediums. Auch das Pfeifen und Singen wurden als direkte Phänomene hingestellt. Das Binden des Mediums mit dem Strick war nicht ohne physiologisches Interesse, obwohl man es nicht so klar von einer Mitwirkung der Burton trennen konnte.

Vor allem war wichtig, daß, um den Trance zu erzeugen, der Gebrauch des Phonographen, d. h. des Musikinstrumentes, und Dunkelheit notwendig war. Vom Standpunkt des normalen Bewußtseins kann man es nicht verteidigen und nur der Beweis für die absolute Notwendigkeit zur Erzeugung von Phänomenen kann als Entschuldigung dienen. Es war in der Tat der Fall; sie waren beide notwendig, Musik und Dunkelheit, und ohne sie waren Phänomene nicht zu erreichen, auch Singen und Pfeifen nicht.

Die Notwendigkeit der Musik war leicht bewiesen; nicht so jene der Dunkelheit. Man sagt leicht, daß Dunkelheit auch für Photographie und gewisse andere chemische Erscheinungen notwendig ist, aber es ist eigentlich nicht recht einzusehen, warum dies auch für Phänomene der in Rede stehenden Art so ist. Indes, man erhielt doch Tatsachen, welche den Ausschluß des Lichtes als sehr notwendig zeigten. Vor allem blieb der bei Licht erfolgende Zusammenbruch des Mediums („Collaps") in der Dunkelheit aus. Er erschien auch nicht im roten Licht. Dieser Zusammenbruch stand gar nicht in Relation zu dem Phänomen. Wurde weißes Licht hergestellt, erfolgten Kollaps, ob es etwas zu verheimlichen gegeben hätte oder nicht. Ja, als man weißes Licht aufdrehte, während rotes erwartet wurde, kam der gleiche Niederbruch des Mediums.[3]) Miss Burton willigte später ein,

---

[2]) Pseudonym!

[3]) Ich habe in den Sitzungen mit dem Medium Tomczyk dieses Unvermögen, weißes Licht im somnambulen Zustand zu ertragen, stets beobachtet. Schon ein überraschend angebranntes Zündholz erpreßte dem Medium heiße Thränen des Schmerzes. Peter.

zwecks photographischer Aufnahmen weißes Licht zu machen, allein sie erlitt in diesen Fällen stets einen heftigen Anfall von Schwäche („chock"), sogar wenn sie gar nicht wußte, daß die Photographien einen „Trick" der Trancepersönlichkeiten verrieten.

Ein schlagender Beweis ist folgender Fall: Prof. Hyslop drehte einst, während das Medium in Trance war und die Augen geschlossen hatte, eine Taschenlampe hinter dem Rücken des Mediums auf. Die Lampe warf nur einen talergroßen Schein auf die Wand, aberdennoch stellte sich bei dem Medium Kollaps ein. Vielleicht war doch eine Strahlung vorhanden, welche die Anwesenden nicht bemerkten. Zweifellos war das Medium außerordentlich hypersensitiv für weißes Licht.

Als weitere wichtige Tatsachen, welche durch die genannten Ärzte festgestellt wurden, sind Anästhesie (Unempfindlichkeit) und Hyperästhesie (Überempfindlichkeit) zu nennen. Die Medien sind gewöhnlich mehr oder weniger anästhetisch im Trance. Aber Miss Burton hat hierin keinen gleichmäßigen Zustand und wechselt sogar in den verschiedenen Körperteilen. Der Zustand der Anästhesie wechselt ohne sichtlichen Grund. In ihrem hellsehenden Zustand ist sie stets normal und zeigt weder Trance noch Unempfindlichkeit. Aber bei den Experimenten für physikalische Phänomene wechselt sie zwischen teilweiser oder gänzlicher Anästhesie und zeigt sogar Lokalpartien oder Zonen von Unempfindlichkeit. Miss Burton ist in dieser Beziehung ganz besonders merkwürdig. Zuweilen ist sie auf einer Seite des Körpers völlig anästhetisch und auf der anderen überempfindlich und umgekehrt. Dann wieder ist der ganze Körper völlig unempfindlich. Dies ist z. B. der Fall, wenn der „Spirit" Blake Cloud im Spiele ist. In anderen Fällen ist das Medium anästhetisch bis zum Kehlkopf und von da ab normal.

Die Tatsache, daß das Medium oftmals auf der rechten Seite anästhetisch ist, während die linke hyperästhetisch ist und umgekehrt, ist u. a. ein untrügliches Zeichen von Hysterie.

Unter den Phänomenen wurde als ganz besonders interessant das Pfeifen beobachtet. Das Medium kann im normalen Zustand nicht pfeifen. Anna Burton kann einen Hund rufen, aber mehr nicht. Im Trance jedoch pfeift sie klar und laut und mit vollendeter Technik.

Interessant ist auch die Dissociation der Muskulartätigkeit, über welche das Medium verfügt. So z. B. wurde wiederholt durch die Photographie gefunden, daß das Medium aufgestanden war, ohne daß die an der Sitzung Teilnehmenden es wahrgenommen hätten, obwohl sie die Hände des Mediums hielten. Es zeigt sich hier die staunenswerte Geschick-

lichkeit und der hochgradige Scharfsinn in Überwindung von Hindernissen, wodurch die Hysterie sich auszeichnet, Eigenschaften, die dem Medium in normalem Zustand nicht zur Verfügung stehen. Mit dieser fabelhaften Geschicklichkeit erklären sich nach Ansicht Hyslops viele Phänomene in einfacher und natürlicher Weise — indes, wie wir sehen werden, nicht alle! —

(Fortsetzung folgt.)

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 331.)

Im Kwannontempel hatte ich ferner erstmalig Gelegenheit, die Bekanntschaft meines himmlischen Kollegen, des Heilgottes Binzuru, zu machen, einer sitzenden Holzfigur. Hier steht sie in einer Ecke des Haiden. In andern Tempeln sah ich sie gar ins Freie vor den Tempeleingang verwiesen. Es soll dies daran liegen, daß der Gott während seines Erdenwallens die mephistophelischen Ratschläge gegenüber dem Schüler allzu wörtlich befolgt und die Frauen zu sehr „führen" gelernt habe. Später aber erfuhr ich in Kyoto, daß dieser Gott nicht nur zur Heilung aller möglichen Gebrechen, sondern auch zur Übertragung solcher auf Feinde in Anspruch genommen wird. Diese doppelte, in ihrer letztgenannten Hälfte ganz offenbar unmoralische Tätigkeit ist denn auch wohl der tiefere Grund für die Verweisung des göttlichen Medizinmannes aus dem Allerheiligsten. Mag man denselben aber antreffen, wo auch immer, überall ist ihm die Nase abgerieben, die Hand verstümmelt usw., da die Klientel den Körperteil, von welchem sie für sich Heilung oder für andere Störung erbittet, zunächst bei dem geduldigen Gott kräftig reibt und dann entweder bei sich ein gleiches tut — was bisweilen ganz klassische Positionen zur Folge hat — oder mit der Hand die Richtung auf die Person zu bezeichnet, an welcher sie sich rächen will. [Also schwarze Magie!)

Um Beter bzw. Senspender anzulocken, gab es in einem Nebentempel folgende Praktik. Dort knieten fünf Bonzen hinter Riesentrommeln und Riesenglocken. Der linke Eckbonze betete laut und begleitete den Schluß jeden Satzes mit einem leisen Schlag auf die Trommel, den seine Amtsbrüder in gleicher Stärke mit ihren Instrumenten wiederholten. Dieses Trommelschlagen und Glockenklingen erfuhr nun ganz allmählich eine immer mehr sich steigernde Verstärkung und artete nach etwa einer halben Stunde in ein solches Furioso aus, daß man sich die Ohren zuhalten mußte, um nicht taub zu werden. Jetzt strömte das Publikum massenhaft hinzu, stob aber alsbald wieder auseinander, da

sich zufällig eine Europäerin zeigte und die Neugierde der guten Leute erregte. Europäisch gekleidete Japanerinnen habe ich allerdings außer der Kaiserin nie gesehen, dagegen ist bei den vornehmen Männern europäische Tracht nicht selten. Auch Bahn- und Trambahnbeamte tragen sich halbeuropäisch, vor allem bedienen sie sich europäischen Schuhwerks. Den Schalterdienst aber versehen Frauen, japanisch gekleidet. Auffallend ist es, daß diese den Preis jeden Billetes an der Rechenmaschine immer wieder aufs Neue ermitteln, als ob sie gar kein Gedächtnis hätten. Es ist das sehr zeitraubend. Man muß sich also hüten, je im letzten Augenblick auf der Station einzutreffen.

Neben dem Kwannontempel liegt ein Fudo- und ein Jizoschrein. Über letzteren ein paar Worte. Neben der milden Kwannon ist im japanischen Götterhimmel Jizo die sympathischste Erscheinung. Er ist der Schutzgott der Kinder und der Reisenden. Zahlreich stehen an Wegen in Stein gehauen, sehr häufig aber sechs gleiche nebeneinander, die Jizobüsten, und der Wanderer oder ein frommes Kind legt ein Steinchen vor ihnen nieder oder bindet ihnen eine Art Vorhemdchen um, um sich dem Schutz der Gottheit zu empfehlen. Was will die Sechszahl besagen? Wohl Dasselbe wie bei der tausendäugigen und tausendhändigen Kwannon, um zum Ausdruck zu bringen, daß die Barmherzigkeit nicht Augen genug zum Erspähen und Hände genug zum Helfen haben könne. Besonders aber nimmt sich der sanfte Gott der Kinder an. Anknüpfend an die Ähnlichkeit des Namens und des Wesens wird er oft dem Jesuskindlein gleichgestellt. In einer Felsenhöhle an der Küste hat er seinen Wohnsitz. Dort wirbelt Wind und Flut in einer felsigen Bucht den Sand zu Häufchen auf, mit denen Jizo bei der Ebbe die toten Kinder spielen läßt. Wehe dem Fischer, der den Kindern unachtsam durch seine Tritte solche Häuflein zerstören sollte! Die Strafe würde nicht ausbleiben.

Vor dem Fudoschrein steht ein Gebetsrad, ähnlich, wenn auch nicht gleich, demjenigen, welches ich später im Himalaja zu sehen Gelegenheit hatte. Das hier, wie auch anderswo, als Außenschmuck der Tempelwand häufig zu sehende Emblem ist der Zweiwirbel im Kreis, bald weiß-rot, bald weiß-schwarz, Leben und Tod, Gut und Böse, Mann und Weib bedeutend. Noch häufiger jedoch ist der Dreiwirbel, auf das uralte Gesetz der Trinität hinweisend, ersterer Futadomoi, letzterer Mizodomoi genannt.

Linkerhand vom Asakusapark liegt ein ganzes Theaterviertel. Bei Tage, noch mehr aber bei Nacht, ist dasselbe von dichtgedrängten Menschenmassen durchwogt. Bei Nacht ist es in der Tat phantastisch beleuchtet, und in riesigen Reklameschildern und Wandbildern tobt sich hier bunt und drastisch die japanische Anstreicherkunst aus. Bei Tage aber hängen von jedem Fenster

(die Häuser sind hier höher als gewöhnlich) farbige, mit japanischen Reklameinschriften bedeckte Riesenfahnen, fast bis auf die Köpfe der Lustwandelnden herab. Fahne an Fahne. Eine leichte Luftbewegung läßt diese langen Streifenbanner sich aufbauschen und entzieht uns völlig den Anblick des Himmels. Betreten wir auf gut Glück eins der hundert Theater. Dort wird gespielt, getanzt, gesungen, alles im Ganzen genommen nicht schlecht. Eigenartig ist die Musik, welche mit Konsonanzen und Dissonanzen die Handlung begleitet. Den Schluß der Vorstellung bildet eine Kinovorführung, bei der aber Schauspieler für die handelnden Personen sprechen und außerdem das Orchester sich bemüht mit Musikinstrumenten und allen möglichen vokalen Tönen, Gurgeln, Quitschen usw. die Seelenregungen der handelnden Bühnenpersonen anschaulich zu machen und drastisch zu gestalten. Ein Mann ersticht seine Frau: ein seltsamer Schnalzton und zwei hart aufeinander geschlagene Holzklötzchen lassen den Zuschauer scheinbar in Wirklichkeit hören, wie das Messer zwischen die Rippen fährt. In solchen, von der wahren Kunst doch weit entfernten Dingen haben es die Japaner zu einer Art Meisterschaft gebracht. Bei der sich anschließenden Sterbeszene „haucht" die tötlich Getroffene geradezu „ihren Geist aus". Und für solche hyperrealistische, kindlich naive Darbietungen dankt das den Kunsttempel dicht füllende Publikum durch frenetischen Applaus.

Verläßt man die Theaterstadt durch eine Seitenstraße, so gerät man bald in so enge Gäßchen, daß sich schließlich nicht mehr zwei Leute aneinander vorbeidrängen können, ohne Gefahr zu laufen, ein „Haus" umzustoßen. Aus diesen Bambuskäfigen zwitschern bunte Vögelchen dem Fremden ein „Come in" zu, ein Beweis, daß das dem Asakusapark nahegelegene Yoshiwara bis hierher seine Fangarme ausgestreckt hat.

Auch in diesem vielgenannten Yoshiwara, dem Tokyoer Hetärenviertel, steckt ein gut Stück japanischer Kultur; oder müssen wir sagen Unkultur? Yoshiwara bildet ein Stadtviertel für sich, hat die Form eines länglichen Vierecks und ist nur von einer der Schmalseiten her zugänglich. Dort halten Polizisten Wache, wie denn auch das ganze Quartier unter scharfer Kontrolle steht. Es geht darin, man darf das getrost sagen, ruhiger zu als in jedem andern Viertel Tokyos. Yoshiwara brannte vor einigen Jahren ab, ist aber wieder völlig hergestellt, zeichnet sich durch breite Hauptstraßen und hübsche moderne Holzhäuser aus, die sich gegenüber den sonstigen budenartigen Häuschen der Stadt wie Paläste ausnehmen. Durchwandelt man diese Straßen bei Tage, so erscheint alles wie ausgestorben. Sowie aber der Abend kommt, erwacht Yoshiwara aus dem Schlafe. In feenhafter Beleuchtung durchwandeln elegante Mädchen die Straßen

oder sitzen schon in vollem Putz hinter den Gittern der verschiedenen Stockwerke ihres Hauses. Diejenigen, welche vom Abendspaziergang jetzt erst heimkehren, kann man nun, durch Bambusgeflecht und durchsichtige Schirme wenig behindert, beim Anlegen ihrer Staatstoilette bewundern, bis auch sie sich vorne am Gitter in kostbarer, häufig altjapanischer Kleidung präsentieren. Bisweilen tragen die Geishas eines Hauses eine gemeinsame Tracht. Ganz vornehme Häuser lassen ihre Mädchen sich nicht öffentlich zur Schau stellen, sondern hängen draußen in großen Kästen deren Photographien aus, mit Namen oder Nummern bezeichnet. Der Eintretende hat alsdann nach getroffener Wahl durch Hinweis auf Namen oder Nummer des betreffenden Bildes zu bestimmen, welcher Dame er zu begegnen wünscht. Andere Länder, andere Sitten! Der Aufenthalt im Yoshiwara gilt für die Japanerin kaum als entehrend. An Bildung und Kenntnissen mancherlei Art, in der Kunst sich zu schmücken und den Mann durch gefällige Unterhaltung zu fesseln, zu tanzen, zu singen, Blumensträuße zu arrangieren, Tee zu servieren und sofort, sind diese Yoshiwaradämchen weitaus der Mehrzahl ihrer Schwestern da draußen überlegen. Die Frau eines aktiven Ministers zu werden, ist für sie immer noch eine offene Möglichkeit. Niemals bin ich übrigens in Yoshiwara einer Provokation von weiblicher Seite begegnet. Ein zum Schütteln vorgestrecktes Händchen und ein Gutenabendwunsch seitens der in den Straßen ihres engen, sie gefangen haltenden Bezirks Spazierengehenden war die äußerste Freiheit, welche sie sich nahmen. Nur seitens der männlichen Hausdiener kann man gelegentlich ein verstohlenes „Come in" hören. Wie vorteilhaft fällt dies auf gegen das Treiben in St. Pauli und der Berliner Friedrichstraße, von London Strand gar nicht zu reden. Manche Yoshiwarahäuser haben außen in einer Ecknische Altärchen, vor welchen die Insassen Blumen, Früchte, Reis usw. als Opfer niederlegen, um Glück in ihrem „Geschäfte" von der Gottheit zu erbitten.

Die Ausdehnung der japanischen Prostitution wüßte ich nicht besser zu veranschaulichen als durch Wiedergabe einer Stelle aus der Parlamentsrede, welche der ideologische Sozialist Sen Katayama während meiner Anwesenheit in Tokyo hielt und die in der Japanpost vom 16. August 1913 wiedergegeben war. Darin heißt es: „Im Jahre 1909 zahlten in Tokyo als solche Gewerbesteuer 380 Bordelle, 109 als solche anerkannte Teehäuser, 883 Machiai (Absteigehäuser), 387 Meyshuyas (als Bordelle dienende Weinkneipen), außerdem noch 1618 Geishahäuser, in Summa: 3377 Gewerbesteuer zahlende Prostituiertenhäuser; hierzu aus den Vorstädten 379, also Summa summarum: 3756. Die Zahl der einzelnen polizeilich überwachten und Gewerbesteuer bezahlenden Prostituierten und Geishas betrug daneben in

Tokyo im Jahre 1908 von ersteren 4348, von letzteren 6710, im Ganzen 10 058. Unheimlich groß aber ist darüber hinaus die Zahl der heimlichen Prostituierten. Die Polizei ermittelte allein in dem einen Stadtbezirk von Asakusa im verflossenen Jahr 1158 solcher.“ Das sind die Ziffern für eine einzige Stadt, soweit sich solche ermitteln lassen, und in manchen Hafenstädten sollen die Dinge noch schlimmer liegen. Doch würde man irren, wenn man für ganz Japan gleiche Verhältnisse annehmen wollte. Auf dem flachen Lande regiert die reinliche Einehe. Allerdings ist die rechtliche Stellung der Frau in Japan noch nicht eine solche, wie es der allgemeinen Kultur dieses Volkes entspricht, und Männer wie der obengenannte Parlamentarier arbeiten energisch als Vorkämpfer in der Frauenbewegung; vieles aber ist in letzter Zeit schon erreicht worden. — Die konzessionierten Bordelle stehen unter dem Schutz des Gesetzes. Sie gehören zumeist großen Kapitalisten, welche die Mädchen auszubeuten und unter dem Deckmantel der Dienstmiete zu kaufen und zu verkaufen suchen. Doch hierauf hat die Behörde jetzt ein wachsames Auge. Noch ist allerdings auch die Zeitehe allgemein üblich, und hiervon machen — bezeichnender Weise — die in Japan residierenden Ausländer nicht den spärlichsten Gebrauch. Es genügt dabei, daß man der Polizei einfach die Mitteilung macht: „Ich habe das Fräulein so und so als meine Frau zu mir genommen.“ Ist man derselben müde, so schickt man sie heim und teilt der Polizei mit: „Fräulein so und so ist nicht mehr als meine Frau bei mir.“ Doch diese Fälle bleiben immer vereinzelt und es steht ihnen die gewaltige Zahl glücklicher und musterhafter Ehen in Stadt und Land gegenüber. Man kann die gemeinsame Liebe der Eltern zu den Kindern sogar als einen charakteristischen Zug des japanischen Volkes bezeichnen.

In Japan sehen wir, gerade so wie auch bei uns, eine stets zunehmende Abwendung der Frauenwelt von der rein häuslichwirtschaftlichen Tätigkeit, so daß hierdurch der Männerwelt eine ernsthafte Konkurrenz erwächst. Allein in Tokyo beträgt die weibliche Bevölkerung fast eine Million, wovon ein Fünftel bis ein Viertel in der einen oder der anderen Form in Stellung geht. Die meisten Mädchen werden Kleidermacherinnen, Ladenfräulein, Kellnerinnen, Lehrerinnen und Fabrikarbeiterinnen. Manche japanische Erzieher haben die Überzeugung gewonnen, daß hieran die moderne Schulbildung die Schuld trage, indem diese das heutige junge Mädchen für die häusliche Tätigkeit ungeeignet mache. Die größere Wahrscheinlichkeit jedoch spricht dafür, daß der gegenwärtige Einbruch der japanischen Frauenwelt in andere Tätigkeitszweige als die häusliche Wirtschaft mehr auf zwingenden finanziellen Verhältnissen beruht als auf einer bestimmten Geschmachsrichtung oder eigener Wahl. —

(Fortsetzung folgt.)

Die magischen Operationen Cagliostros.

Von Hans Freimark, Berlin-Wilmersdorf.

(Schluß von S. 334.)

Die sonstigen Begebenheiten während der magischen Operationen Cagliostros können erst recht keinen Anspruch darauf erheben, als übersinnliche Wahrnehmungen gewertet zu werden. Man steht oft vor einem Rätsel, was man mehr bestaunen soll, die Dreistigkeit mit der er seine Maßnahmen veranstaltet oder die Gläubigkeit seiner Anhänger. So, wenn er den kleinen von Medem ins Nebenzimmer gehen heißt, dort werde ihm ein Geist erscheinen, dem möge er ausrichten, daß er sich bei Cagliostro in der Nacht einzustellen und ihm auf seine Fragen Auskunft zu geben habe. Das Kind tut, wie ihm aufgetragen, erklärt zurückkommend, den Geist gesehen und die Botschaft ausgerichtet zu haben, und wird von seinen Verwandten geliebkost aus Freude über die vermeintliche große Gnade, die dem kleinen Seher widerfahren sei. Es ist gewiß nicht an dem, was Elise von der Recke später annahm, daß Cagliostro sich das Kind geradezu abgerichtet habe. Das war gar nicht nötig, denn alle Angaben, deren es bedurfte, erhielt es von Cagliostro vor allen. Er sagte stets: jetzt siehst du den und den oder das und das, und der tut das und das. Selten, daß einmal eine Frage kommt, die die Antwort unbestimmt läßt. Und wenn dies geschah, hatte Cagliostro es stets in der Hand, die Angaben des Knaben in seinem Sinne auszulegen. Dieses selbe Fragezeremoniell kam auch in der Lyoner Loge zur Anwendung. Auch dort wurde das Medium von den Leitern der Sitzung gefragt: siehst du den und den, trägt er dies und das an sich usw. Es ist daher durchaus zutreffend, wenn Cagliostro in seiner Denkschrift im Halsbandprozeß seine magischen Operationen als einen Gesellschaftsscherz bezeichnet. Viel mehr waren sie ungeachtet des aufgewendeten Rituals nicht. An der gleichen Stelle gesteht er auch, daß er sich auf Veranlassung des Kardinals zu einer Äußerung an die Gräfin de la Motte verstanden habe, die scheinbar auf übersinnlichen Kenntnissen beruhte und dazu dienen sollte, die Königin über ihr Schicksal bei der bevorstehenden Niederkunft zu beruhigen. Er gibt zu, diese Angabe lediglich aus Freundschaft für den Kardinal gemacht zu haben. Es kam ihm also jedenfalls nicht darauf an, sich übersinnlicher Wahrnehmungen zu rühmen, obwohl er sie im betreffenden Falle eingestandenermaßen nicht besaß. Sonderbar ist freilich, daß, nachdem er im Halsbandprozeß die magischen Prozeduren für einen Scherz erklärt hat, er im Inquisitionsprozeß steif und fest dabei bleibt, sie aus einer besonderen göttlichen Begabung vollzogen zu haben. Es scheint seltsam unverständig, daß er im einen Falle seine Anhänger vor

den Kopf stößt, indem er eine Farce nennt, was er ihnen geradezu als Mysterium angepriesen hat, und daß er andererseits, wo es um Leben und Tod geht, halsstarrig darauf besteht, im Besitze einer besonderen Kraft zu sein, die er göttlich nennt, obwohl er genau weiß, daß seine Richter sie als teuflisch bezeichnen.

Sucht man dem Widerspruche jedoch psychologisch auf die Spur zu kommen, so löst er sich bald. Cagliostro wußte stets geschickt die Farbe der Kreise anzunehmen, in denen er sich bewegte. Dem Kardinal Rohan hatte er nun in Straßburg wohl hie und da Erscheinungen vorgezaubert, ebenso den Lyoner Logenbrüdern, aber in Paris lockte ihn eine höhere Rolle, und er fand es nicht ratsam, den dortigen ziemlich skeptischen Brüdern Freimaurern mit allzuviel Magie zu kommen. In Paris wollte er nichts sein, als der „noble Reisende". Dazu paßten ernstlich gemeinte Beschwörungen wenig. Hatte er ja auch in Straßburg in den Professorenkreisen sich nur besonderer Kenntnisse der Natur gerühmt und es abgelehnt, im Besitze geheimer Gaben und Vermögen zu sein, während er in Mitau gerade auf seine Stellung im Geisterreiche wieder und wieder mit Nachdruck hinwies und in Lyon unter den gläubigen Okkultisten sich als der allmächtige Groß-Kophta gebärdete, dem Moses und Elias dienstbar sind. Je mehr dann später der äußere Glanz erblaßte, um so fester klammerte er sich an seine vermeintliche innere Berufung. Es ging, wie es oft im Leben geht: eine Idee, die anfänglich spielerisch gehandhabt wird, oder deren man sich aus Gründen eines gewissen Ansehens bedient, gewinnt allmählich Macht in dem Leben dessen, der ihrer Herr zu sein meint und zwingt ihn schließlich in ihren Dienst. Das mußte auch Cagliostro erleben. Er hatte seine Suggestionskraft so oft an andern erprobt, bis er ihr selber verfiel. Ja, er mußte ihr verfallen, wollte er die einmal übernommene Rolle wirklich durchführen. Was anfänglich leere Aufschneiderei war, mußte in ihm zur Überzeugung werden, sollte die Maske, die er angelegt hatte, wie ein echtes Gesicht wirken. Vieles war in ihm, was diesem Vorgange Vorschub leistete. Darunter seine suggestiven Fähigkeiten. Worin sie eigentlich bestanden, darüber scheint er sich selber nicht klar gewesen zu sein. Er hatte ihre Wirkung erfahren und übte sie dann, so gut es ging, aber da er sich ihrer nicht völlig bewußt bediente, nicht immer mit Erfolg. Das geht aus dem Zeugnis seiner Gattin über diesen Punkt im Inquisitionsprozeß hervor und auch aus mehreren seiner Bemerkungen. Wenn er sich dennoch gerade auf diese Übungen als einen Beweis für seine göttliche Bestellung beruft, so geschieht es, weil sie ihm das Geheimnis seines Wesens einschließen, weil sich in ihnen das birgt, was nicht aus seiner eigenen menschlichen Kraft zu stammen scheint. Das ist nun, da alle menschliche Hilfe fern, da ihm weder seine Würde

als Groß-Kophta, noch seine gräfliche Gebärde etwas nützen, die einzige Rettung. Seine ganze Vergangenheit läßt er sich von seinen Richtern zertrümmern, aber diesen einen Wert verteidigt er mit Verbissenheit. Er bedient sich seiner, um zu schmeicheln und zu drohen, verspricht, dem Papste aus dieser Kraft Aufschlüsse zu geben und behauptet, durch sie um seine nahe Befreiung durch Freunde zu wissen. Doch der Papst hört ihn nicht und die erhoffte Befreiung findet nicht statt. Keiner seiner einstigen Verehrer regte auch nur eine Hand für ihn. Der Bekanntschaft mit dem „göttlichen Cagliostro" hatte man sich vor aller Welt gerühmt, den Gefangenen der Inquisition schien niemand zu kennen. Da fiel der Prophetenmantel, und Joseph Balsamo beugte sich zum Widerruf.

Es ist eine tragische Ironie im Schicksale dieses Mannes, daß er, vor dessen Blicken angeblich die Zukunft entschleiert dalag, dort seine letzte Zuflucht suchte, wo für ihn die größte Gefahr bestand. Oder sollte jene Meinung recht haben, die annimmt, es habe ihn gedrängt, seine Irrtümer zu bekennen und er habe nur nicht den rechten Weg zur rechten Stelle gefunden? Es könnte sein. Aber auch das könnte sein, daß er des Glaubens war, wie er einen Kardinal und einen Bischof zu Jüngern gewonnen, auch einen Papst für sich gewinnen zu können. So wirr wie sein Leben, sind auch seine letzten Bekenntnisse, und nur eines ist mit Sicherheit aus beiden zu schließen: wenn übersinnliche Kräfte durch ihn wirkten, so wirkten sie wider seine Absicht durch ihn. Was er seine magischen Operationen nannte, war eine mit rituellem Aufputz versehene Anwendung halb erkannter, halb gefühlsmäßig angewendeter Suggestivkräfte. Seine Lehren waren ein Gemisch von Unsinnigkeiten und tiefen Wahrheiten, und es hat den Eindruck, als wenn die Wahrheiten nicht von ihm stammten. Wie viele derartige Naturen, lebte er gleich dem Monde von erborgtem Lichte und spiegelte wieder, was von außen auf ihn gestrahlt wurde. Man kann verfolgen, wie er durch den Umgang mit Elise von der Recke innerlich wächst. Das Nämliche wiederholte sich in Straßburg und in Lyon. Was er an Wahrheiten vorbrachte, war, was er aus seiner Umgebung zog. Er sprach aus, was andere dachten und empfanden, und verlieh ihm mit großer Gebärde eine gewisse Gestalt, das wob das Bild des „göttlichen Cagliostro". Von dem Augenblicke an, wo er, der Anhänger entblößt, keine Inhalte mehr wiederzugeben hatte, verließ ihn jede Kraft. Es blieb ein Wirrkopf, der mit öden Reden seine Richter langweilte.

Das Problem Cagliostro ist freilich nicht nur eines der Magie und des Mystizismus. In ihm sind noch manche andere Probleme verschlungen. Sie auseinanderzulegen und aufzuhellen, ist hier

der Rahmen zu knapp, doch besteht die Hoffnung, es in einer eingehenden Studie tun zu können, sobald friedliche Zeitläufe wieder größere Muße gewähren.

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.

(Fortsetzung von Seite 346.)

Ein anderes Mal war die hartbedrängte Mutter wieder stark versucht die Flucht zu ergreifen. Als Schwester Johanna sie zurückhalten wollte, ward der Teufel plötzlich so erbost, daß er die Mutter zwang, die Schwester zu mißhandeln. Allein öfters kam es doch vor, daß die Leidensbraut in Stunden schwärzester Finsternis und satanischer Obsession gezwungen wurde, etwas zu schreiben oder zu sagen, was sie in ihrem Innern durchaus mißbilligte und aus sich nie getan hätte. Bald aber erschien Maria und Engel So erzählte sie: „Nach einigen Augenblicken erschien mir die schmerzhafte Mutter Maria, umgeben von vielen heiligen Engeln. Sie näherte sich mir und überreichte mir ein kostbares Gefäß, das einen sehr stärkenden und wohlriechenden Trank enthielt, mit dem Auftrage, denselben zu trinken, worauf ich mich denn auch außerordentlich gestärkt und gekräftigt fühlte". (Barthel S, 235.) Legen ja doch ihre Seelenberichte, welche bis zum Jahre 1881 reichen, ein erschütterndes Zeugnis über die Riesenkämpfe ab. Die Qualen, welche sie ausstand, um den kostbarsten Schatz der heiligen Reinheit zu bewahren, finden kaum ihresgleichen.

In den schwierigsten und hartnäckigsten Kämpfen Satans sandte ihr der göttliche Heiland seinen höchsten und mächtigsten Himmelsfürsten, den Erzengel Michael, zum Beschützer und Verteidiger.

Allein mit erneuter Wut brachen Versuchungen über sie herein, so daß sie sich als lebendiger Teufel vorkam; sie sah in sich die schauderhaftesten Schlechtigkeiten. Es gab keine Häresie, mit welcher Satan im Advent 1877, also im 45. Jahre, sie nicht heimsuchte. Die dämonischen Plackereien dauerten an. Satan ließ ein Luziferlicht aufgehen. Während ihrer letzten Lebensjahre nahmen die ältesten Schwestern manchmal wahr, daß Mutter Klara auf unaufklärliche Weise mißhandelt worden war. So bezeugt eine Schwester, daß sie die liebe Mutter öfter des Morgens wie zerschlagen an allen Gliedern oder mit verwundetem Gesicht und einmal mit geschundenem, blutendem Arme angetroffen habe. Namentlich in einer Nacht müssen grausame Plackereien stattgefunden haben. „Sie hatte des Morgens so aufgeschwollene Wangen und Lippen, daß sie nur unartikulierte Laute hervor-

bringen konnte; auch die Zunge war dick geschwollen. (Orig. 140, 106, Barthel S. 248.) Einst aber brach sie zusammen und kam in eine solch entsetzliche Verfinsterung und Verfolgung von seiten der Mächte der Unterwelt, wie sie dergleichen niemals erlebt hatte. Es war gegen 6 Uhr abends, als ich gerufen ward. In herzzerreißenden Klagerufen schrie sie: „Es ist keine Hilfe mehr für mich! Es ist um mich geschehen! O großer Gott, ich bin verdammt, auf ewig verdammt!" Nach einer Pause erfolgte ein dritter furchtbarer Anlauf: „Ich bin verloren auf ewig! — wehe mir, daß ich geboren bin! Ich bin vorher bestimmt für die Hölle! Verloren! Verloren! Auf ewig! Auf ewig!"

Endlich, nach nahezu dreistündigem, entsetzlichem Kampfe mußte Satan das Feld räumen. Durch Gottes Zulassung hatte nun der böse Feind die Kreuzesbraut bis zur Erschöpfung ihrer Körperkräfte quälen und foltern dürfen, indem er zugleich ihre geistigen Fähigkeiten in die dichteste Finsternis hüllte und gleichsam unterband. Die Worte der Verzweiflung, welche sie ausstieß, waren nicht ihr, sondern sein Werk und zeugten laut, wohin seine teuflischen Absichten zielten." (Barthel S. 250.) Ganz furchtbar waren die fleischlichen Versuchungen, auch die unreinen Geister, welche alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel mit List und Gewalt anwandten, um die Gottesbraut zur Untreue gegen ihr heiliges Gelübde ewiger jungfräulicher Reinheit zu bringen, ohnegleichen. „So legt der Teufel mir allerlei Gegenstände in den Weg, so daß ich nur mit vieler Mühe darüber hinwegschreiten kann, oder er hält mich wie gebannt an einer Stelle fest, so daß ich kaum weiter komme. Oft auch stellt sich ein Heer böser Geister vor mich hin, so daß ich nur mit großer Anstrengung, dank einer besonderen Hilfe Gottes, durchzudringen vermag. Es geschieht öfter, daß sie mir nichts als Feuer und Flammen vor die Augen zaubern, so daß ich beim Voranschreiten nicht anders meine, als ich müsse im nächsten Augenblicke zu Staub und Asche verbrennen. Bisweilen stellten die Geister der Unterwelt sich mit glühenden Schwertern vor mich hin und drohten mich zu töten, wenn ich es wagte, noch einen Schritt weiter zu gehen; oder ich sah nichts als Himmel und Wasser und mußte auf die Gefahr hin, zu ertrinken, hindurch waten. Diese Verfolgungen setzte Satan, feuersprühend und vor Wut knirschend, selbst bis in die Kirche fort." Zwischen einem schrecklichen Teufelsheer, das in zwei Reihen mit flammenden Schwertern von der Kirchtüre bis zur Kommunionbank aufgestellt war, schritt die heldenmütige Gottesbraut hindurch.

Stigmata oder Wundermale der Schwester Klara Moes († 1895).

Achtundzwanzig Jahre lang mußte die Klostergründerin, namentlich an den Feiertagen und in der Passionswoche, Blutungs-

krisen der historisch-mystischen Passionsbilder erdulden. Freilich sind diese Wundmale der Stigmata nicht so öffenlich von Hunderten oder Tausenden von Zeugen gesehen und untersucht worden, wie es bei der zur gleichen Zeit lebenden Louise Lateau in Bois d'Haine in Belgien der Fall war. Das Buch von Barthel führt folgende Zeugen an, die für die Stigmata sind:

1. Der Redemptoristenpater Romi in Luxemburg, der ihr erster bedeutender Seelenführer gewesen, schrieb in einem Gutachten von 1869 vom Hörensagen der Stigmatisierten und ihrer intimsten Freundin Engels: „Ich selbst konnte natürlich nichts davon konstatieren." Nur einmal sah er mitten in ihrer Hand einen runden. dunkeln, etwas unterlaufenen Fleck. Das ist alles.

2. Zweiter Zeuge ist die eben erwähnte Engels, Schwester Josepha genannt. Sie sah einmal morgens fünf Uhr, während der Horen, die blutbefleckte Haube und das über die Stirne herabquellende, frische Blut.

3. Zugleich mit ihr berichtet Schwester Johanna (Schwarz) aus den Jahren 1876 und 1877, wie reichliches Blut aus dem Haupt, den Händen und den Füßen floß; alle sahen die Schulterwunde und nahmen noch andere außerordentliche Zustände wahr, so z. B. Herzerweiterung, sowie heftige innere Stöße und Erschütterungen. Sie waren dreimal zugegen, als die Dienerin Gottes auf wunderbare Weise die heilige Kommunion empfing und sahen sie wiederholt in schwebender Stellung. Schwester Johanna berichtet weiter, wie sie etwas Weißes vorn auf der Zunge liegen sah, wie die Wundmale rund und gegen die Finger hin etwas länglich waren, das Loch, wie von einem mittelmäßig dicken Nagel, als seien die Nägel von innen in die Hände geschlagen worden. Die Male waren gerötet, von Blut verklebt, ungefähr ein bis zwei Zentimeter groß. Ein andermal sah sie die Mutter in Verzückung, Bald nachher begann sie die Hände wie schmerzhaft hin und her zu winden und zu krümmen. Ihr Atem schien gehemmt und ging in ein Röcheln über; wohl ein halbe Stunde lag sie in diesem Zustande. Sie fiel in diesem todesähnlichen Zustande einige Male hart mit dem Kopf wider die Wand, so daß es draußen im Gang deutlich hörbar war.

4. Als dritter Zeuge tritt ihr Biograph und Beichtvater J. P. Barthel selber auf, welcher aus den Jahren 1878 bis 1887 berichtet, daß die Wundmale stets einen großen Eindruck auf ihn gemacht, indes die meisten Schwestern während achtzehn Jahren nichts bemerkten.

5. Als fünfter Zeuge wird eine ältere Schwester genannt. Mitten auf ihrem ehrwürdigen Haupte, gleich als hätte man grausam dahin geschlagen, war eine große blutrote Stelle in der Kopfhülle, rings um das Haupt ein Kranz von großen, dunkeln, ganz

frischen Blutstropfen. Oberhalb der Stirne war das Blut so geströmt, daß es gleich vielen kleinen Bächlein bis über den Mund herabgeflossen, Stirne, Augen und Wangen bedeckt und rot gefärbt hatte. Zugleich muß ein großer Brand ihr Inneres verzehrt haben, denn überall war das Blut sofort geronnen und anderes, neues rieselte darüber hinweg. (S. 294.)

6. Als letzter Zeuge endlich berichtet sie selber: „Nach dieser geheimnisvollen Vorbereitung wurde ich von einem gewaltigen Lichtstrahle, der vom Herzen meines gekreuzigten Bräutigams ausging, erfaßt, in Kreuzesform niedergeworfen und an einen mystischen Kreuzesbalken gefesselt, worauf aus jeder Wunde der Hände und Füße meines gekreuzigten Bräutigams ein Lichtstrahl in Form eines langen, dicken Nagels hervortrat."

Diese Stigmata der Nonne Klara Moes, welche angeblich in der Fastenzeit 1860 einsetzten, hatten am 2. Freitag der Fastenzeit und am 4. Freitag 1887 eine außerordentliche Stärke erreicht durch die heftigen Blutungen. Am Charfreitag erreichten dieselben ihren Höhepunkt, und Barthel beschreibt S. 295 dieselben in seinem Buche. (Bericht des Archivs 142, 266.)

Zu Anfang der Fastenzeit 1888 prophezeite sie ganz bestimmt, es würden keine Blutungen mehr stattfinden. Da sie 1832 geboren wurde, stand sie damals im 56. Lebensjahre.

* * *

Frauenärzte dürften über die Daten der sonderbaren Phänomene im Leben der Klara Moes ihre Studien und Folgerungen anstellen. Bekannt ist die Siebenzahl beim menschlichen Alter, bei Fiebern und andern Krankheiten, wie ja auch die siebentägige Mondsichel Einfluß auf Krankheiten der „Mondsüchtigen", Epileptiker, auf die Vegetation bei Aussaat, ja beim Fällen von Bäumen, auf die Aufbewahrung des Holzes, bekannte Einflüsse haben. Zu bedauern ist, daß kein Hausarzt schriftliche Berichte über die Klara Moes niedergeschrieben und hinterlassen hat, welche alle die „befangenen" Zeugnisse der unter der Suggestion der Klara Moes stehenden Mitschwestern, Beichtväter, Verwandten wie P. Math. Engeler, überträfen. J. P. Barthel, den ich persönlich kannte, war wirklich ein frommer, ascetischer Priester des dritten Ordens des heiligen Dominikus, ein Gefühlsmann, dessen Opfersinn man anstaunen muß, wenn er die diabolischen Anfälle worte, Segnungen, Exorcismen zu beschwören suchte. Kein und Obsessionen Klaras drei Stunden und länger durch Trosthartes, rauhes Wort, keinen Tadel hatte er bei deren dreitägiger Flucht nach Trier und Eberhardsklausen, keinen Zweifel bei deren Erzählungen über die Luftflüge in den Urwald mit den Vergewaltigungen des Teufels, über die Luftfahrten in die Lasterpfützen in Paris und Berlin. Gläubig nahm er alles an, war subjektiv von der Wahrheit überzeugt. (Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.
Theoretisches und Kritisches.

Die Metaphysik des Mikrokosmos.

Von Felix Berger, Pastor in Schwarzau.

(Schluß von Seite 356.)

7.

Bringen diese methodischen Experimente schon des Interessanten und für uns erfreulich Überraschenden genug, so ist Durville durch weitere Versuche und Beobachtungen zu dem Schlusse gelangt, „daß der gewöhnlich unsichtbare fluidische Körper sich wieder spaltet in drei Körper, deren jeder ein eigenes Werkzeug der Seele auf einer bestimmten Tätigkeitsstufe oder psychischen Sphäre darstellt, und sich in dieser unabhängig von den übrigen betätigen kann“.

Um dies auseinanderzusetzen, müssen wir etwas weiter ausholen und dabei einiges nachtragen (von dem Fluidum oder den odischen Strahlungen), was wir vorhin bei der Darstellung der Forschungen de Rochas' einstweilen außer acht lassen mußten.

In den 50er Iahren des vorigen Jahrhunderts entdeckte der österreichische Chemiker Karl Baron von Reichenbach[39]), daß es sensitive Personen gibt, die nach ein- oder zweistündigem Aufenthalt im völlig verdunkelten Raume, ohne in somnambulen Zustand versetzt zu sein, an den dort mitbefindlichen Personen, Tieren, Pflanzen, ja selbst Mineralien (wie Magneten und edlen Metallen) leuchtende Ausstrahlungen sehen, die bis in die Entfernung von drei bis vier Zentimeter gehen, ja von Hypersensiblen bis 1 Meter von den Strahlungspunkten (welche beim Menschen Nasenlöcher, Mund, Fingerspitzen und besonders die Augen sind) aus gemessen bemerkt werden. Diesen unendlich feinen Stoff, der da strahlend fortwährend ausströmt, nannte er „Od“, nach dem nordischen Gott Odin, dem Weltordner. Mit zäher Forscherenergie ausgestattet und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens, sparte der genannte Wiener Privatgelehrte keine Mühe, dieses wissenschaftliche Resultat, daß „alles strahlt“, allen Verspottungen, Ableugnungen und Anfeindungen zum Trotz, zum Siege zu führen; nur Ignoranten und akademische Bildungsphilister, deren Denktätig-

---

39) Freiherr Karl von Reichenbach: „Der sensitive Mensch und sein Verhalten zum Ode.“ 1909 (neueste Auflage) „Die odische Lohe und einige Bewegungserscheinungen“. Außerdem noch vier andere Schriften darüber. Sämtlich neu erschienen bei Max Altmann, Leipzig. Das Od ist die früher sogenannte Lebenskraft, bei den Aegyptern Anch, bei Paracelsus Liquor vitae genannt.

keit durch akute Gehirnsteifheit pathologisch verbildet ist, sind imstande, den mancherlei Bestätigungen gegenüber, die von der Wissenschaft erbracht sind, noch heutigen Tages das Od zu leugnen[40]. Zugleich wies von Reichenbach nach, daß dieses Od polarisiert ist. Die rechte Körperseite sowie die rechte Hand strahlt in bläulichem Lichte und ist nordmagnetisch, die linke Hand und Seite strahlt rotgelb, also orangefarben, und ist südmagnetisch. Bei der Vornahme der Exteriorisation nimmt die Ausstrahlung der Somnambulen ab, und die farbigen Strahlungen zeigen sich in den Empfindungsschichten; wenn aber die Dedoublierung erreicht ist, sind sämtliche Strahlungen auf den Fluidalkörper übergegangen, der physische Körper ist dunkel und farblos. Wenn nun der Fluidalkörper durch öftere Wiederholung des Spaltungsmanövers genügende Konsistenz und Sicherheit im Sichbewegen erlangt hat, kann man es auch wagen, ihm zuzumuten, daß er sich in der Ferne kundgeben soll. Da tritt nun in dem Fluidal eine charakteristische auffällige Veränderung ein. Er verliert die polaren Farben, welche ziemlich schnell auf die Physis übergehen, und wird heller und glänzender. Was ist geschehen? Durville deutet dieses Phänomen dahin, daß der Ätherkörper aus dem Fluidal ausgetreten ist, um als Wächter für den sich fortbewegenden Astralkörper[41]) bei dem physischen Körper zu bleiben. Die Sensitiven, die Durville bei seinen Experimenten dienten, neun an der Zahl, und die wohl zum Teil über erfreuliche Intelligenz, nicht aber über erhebliche wissenschaftliche Bildung verfügen, bemerkten kraft ihres im Spaltungszustande auffällig gesteigerten Wahrnehmungs- und Denkvermögens auch diese Spaltung in ihrem Fluidal, und erklärten dem Experimentator auf sein Befragen, daß der blau und orange leuchtende Körper nach dem Tode, d. h. also nach der Trennung vom materiellen Körper, nur noch vier bis fünf Tage lebe, der andere glänzende, dem einige Medien die umgekehrten Farben wie dem ersten zuschreiben, viel länger. Damit sind aber die einzelnen Elemente des Fluidalkörpers noch nicht erschöpft; denn drei der von Durville dedoublierten Versuchspersonen, vielleicht die sensitivsten von ihnen, bemerkten nach einer größeren Reihe von Sitzungen — die besonders intelligente Frau François sogar schon in der

---

[40]) Vgl.: „Die Nachfolger Reichenbachs" in Albert de Rochas: „Die Grenzen der Wissenschaft", und besonders Henry Durville: „Die Physik des Animal-Magnetismus" (Animismus). Leipzig, Max Altmann. 1911. Eine zusammenfassende systematische Darstellung, die gründlich alles zusammenstellt, was er seit seiner ersten Propaganda-Arbeit: „Experimentelle und therapeutische Behandlung des Magnetismus", Paris 1886, neu gefunden hat.

[41]) Astralkörper von ἀστήρ Stern, wegen des hellen sternartigen Leuchtens, in dem er den Sehern erscheint; bei den Neuplatonikern und Origenes und anderen Kirchenvätern Angoeide oder Astroeide.

ersten Sitzung — eine in einem unsagbar schönen Glanze strahlende Kugel über dem Haupte des Fluidals. Dies ist der von den Theosophen ebenso beschriebene Mentalkörper, „das Oval des Geistes". Frau Lambert berichtet, daß die leuchtende Kugel mit dem Fluidal durch ein ebenso leuchtendes Band verbunden sei, und darüber befragt, was aus ihr nach dem Tode des Menschen werde, gibt sie zur Antwort: „Ich glaube, daß sie nicht stirbt." Frau François sagt sogar viel zuversichtlicher: „Sie lebt immer."

„Nach allen diesen Beobachtungen" — so sagt Durville — „dürfen wir bestimmt annehmen, daß der Fluidalkörper aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, die sich je nach den Umständen voneinander trennen. Es erscheint beinahe sicher, daß er, wie die Theosophie lehrt, zusammengesetzt ist aus einem Ätherkörper, Astralkörper und Mentalkörper." Ich kann mich diesem Urteil vollständig anschließen. Wenn man durch zwei so verschiedene Methoden, wie es die experimentelle psychische Forschung und die Esoterik sind, zu denselben Ergebnissen kommt, so ist das Resultat wohl auf die höchste Stufe der Wahrscheinlichkeit erhoben.

8,

Der Wert dieser okkultistischen Forschungen für die Metaphysik des Mikrokosmos kann sicherlich nicht leicht überschätzt werden. Wenn sich durch solche metapsychische Experimente herausgestellt hat, daß der unsichtbare Mensch, der Fluidalkörper, wie wir ihn mit Durville nannten, der eigentliche Träger nicht nur des Lebensprinzips, sondern ebenso des Willens, der Intelligenz, des Gedächtnisses, des Bewußtseins, der Sinnesfähigkeiten ist, und zwar in dem Maße, daß der physische Körper, durch die Spaltung in einen völlig kataleptischen Zustand geraten, aller Kräfte und Reaktionen beraubt erscheint, so sinkt der sinnfällige physische Leib des Menschen zu einem bloßen Vehikel seiner Seele für die irdisch-materielle Welt, zu einem Werkzeug seiner Betätigung auf diesem physischen Plan herab, und der Bann des Materialismus in jeder Form, auch als Monismus oder psychophysischer Parallelismus, ist gebrochen; ja noch mehr: die „athanistischen Illusionen" des Menschen, denen nach Haeckel durch die wissenschaftliche Kritik der letzten Dezennien der Todesstoß versetzt sein soll, leben als unabweisbare Resultate der Wissenschaft in ungeahnter Kraft wieder auf. Durville ist sich der Tragweite seiner Feststellungen voll bewußt, wenn er in seinen Schlußfolgerungen schreibt:

1. „Die Dualität des menschlichen Körpers ist eine durch den experimentellen Beweis gesicherte Tatsache. Diese Tatsache beweist ferner die Unabhängigkeit der Kraft von der Materie und

die Zusammensetzung unseres Organismus aus einem stofflichen Leibe und einer intelligenten Seele."

2. „Da der Fluidalkörper unabhängig vom Leibe sich betätigen kann, so ist damit die Möglichkeit gegeben, daß er sich auch nach dem physischen Tode weiter ebenso betätigt. Ist dies wirklich der Fall, so ist das Fortleben der Seele nach dem Tode des Leibes eine Tatsache, die auch wissenschaftlich beweisbar ist." —

Philosophisch Gebildete werden angesichts dieser eroberten beglückenden und erhebenden Ausblicke Interesse an einem Rückblick auf Kant nehmen, um zu beobachten, wie dieser große deutsche Denker in den besprochenen Fragen gestanden hat. In der Konsequenz seiner eigenartigen revolutionierenden Denkungsweise, die im Welterkennen den Unterschied zwischen Noumenon und Phänomenon, zwischen Ding an sich und Erscheinung machte, und ihn mit der Differenzierung des Menschenwesens in einen homo intelligibilis und einen homo sensibilis auf den Mikrokosmos übertrug, lag es eigentlich, den metaphysischen Hintergrund des Menschen nicht zu leugnen und die transzendentalen Fähigkeiten der menschlichen Seele anzuerkennen. Andererseits aber steht Kant wieder mit Recht in dem Ruf, dem Menschen übersinnliche Kräfte und über das rein Erfahrungsmäßige hinausliegende Erkenntnisse abgesprochen zu haben, insofern, als er den Kategorien der Vernunft keinen transzendenten, sondern immanenten Gebrauch zugestand, d. h. sie nur auf Gegenstände möglicher Erfahrung und nicht darüber hinaus angewendet wissen wollte, und insofern als bei ihm die Ideen der reinen Vernunft, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, nur als Postulate der praktischen Vernunft in Geltung blieben, d. h. ihre objektive Realität verloren und lediglich um ihrer praktischen Brauchbarkeit willen ein schemenhaftes Opportunitätsdasein als regulative Prinzipien unseres Handelns fortan mehr führen durften. In der Konsequenz seines Systems hätten ganz andere Gedankengänge gelegen, die ja auch öfters deutlich zutage treten, z. B. in den „Träumen eines Geistersehers", bei denen wir über dem negativen zweiten Teil (dem historischen) den positiven ersten philosophischen nicht vergessen wollen. Kant sagt[42]): „Ich gestehe, daß ich sehr geneigt sei, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen. Da diese immateriellen Wesen selbsttätige Prinzipien sind, mithin Substanzen und für sich bestehende Naturen, so ist diejenige Folge, auf die man zunächst gerät, diese: daß sie untereinander

---

[42]) „Träume eines Geistersehers", Ausg. Kehrbach bei Reclam, S. 14, 17, 20, 21.

unmittelbar vereinigt, vielleicht ein großes Ganze ausmachen mögen, welches man die immaterielle Welt (mundus intelligibilis) nennen kann. Die menschliche Seele würde daher schon in dem gegenwärtigen Leben als verknüpft mit zweien Welten zugleich müssen angesehen werden, von welchen sie, sofern sie zu persönlicher Einheit mit einem Körper verbunden ist, die materielle allein klar empfindet, dagegen als ein Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Naturen empfängt und erteilt, so daß, sobald jene Verbindung aufgehört hat, die Gemeinschaft, darin sie jederzeit mit geistigen Naturen steht, allein übrig bleibt, und sich ihrem Bewußtsein zum klaren Anschauen eröffnen müßte. Es ist demnach so gut als demonstriert, oder, es könnte leichtlich bewiesen werden, wenn man weitläufig sein wollte, oder noch besser, es wird künftig, ich weiß nicht, wo und wann, noch bewiesen werden, daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, solange alles wohl steht."

Es klingt das fast wie ein prophetisches Vorausschauen der heutigen staunenswerten Errungenshaften der Metapsychik. Und wie Kant, wenn er den instinktiven Eingebungen seines philosophischen Genius folgte, dem Menschen als dem homo intelligibilis auf dem Gebiet des Erkennens die Möglichkeit übersinnlicher wunderbarer Erkenntnisse prinzipiell nicht abstreiten konnte, so zog er aus seiner Dualisierung des Menschenwesens für das Gebiet des Wollens in der Ethik bei dem Problem der Willensfreiheit die philosophischen Konsequenzen, indem er das „du sollst" des kategorischen Imperativs als ein transzendentales Wollen des homo intelligibilis erklärte[43]):

„Und so sind kategorische Imperative möglich dadurch, daß die Idee der Freiheit mich zu einem Gliede der intelligiblen Welt macht, wodurch, wann ich solches allein wäre, alle meine Handlungen der Autonomie des Willens jederzeit gemäß sein würden, da ich mich aber zugleich als Glied der Sinnenwelt anschaue, gemäß sein sollen. Das moralische Wollen ist also eigenes notwendiges Wollen des Menschen als Gliedes einer intelligiblen Welt und wird nur insofern als ein Sollen gedacht, als er sich zugleich als Glied der Sinnenwelt betrachtet."

Es will mir scheinen, daß diese Äußerungen Kants durch die im Vorangehenden dargelegten Beobachtungen und Untersuchungen in eine neue, hellere Beleuchtung gerückt sind. —

Noch einem möglichen Einwurf wollen wir begegnen, der vielleicht gemacht werden könnte, denn man muß schließlich auf

43) „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten".

alles gefaßt sein; nämlich, daß die hier aufgewiesenen Resultate wieder Materialismus seien. Freilich ist der Fluidalkörper, der als seelisches und geistiges Prinzip aufgewiesen ward, insofern etwas Stoffliches, als er von den Sensitiven als etwas Leuchtendes gesehen wird. Aber dieses Stoffliche ist dem Äther, den wir kennen und der uns doch noch so rätselhaft ist, aufs nächste verwandt. Der Äther verbindet in sich die widersprechendsten Eigenschaften. Er ist in der Tat so fein, daß er den Gang der Welten in nichts hemmt und doch so stark, daß er uns die Lichtstrahlen der Sterne in der Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde übermittelt, eine Sache, die nur möglich ist, wenn dieser Äther eine Festigkeit besitzt, die jener des Stahles gleichkommt. Hirn hat gezeigt, daß, wenn die Dichte dieses Äthers nur 1 Million mal geringer wäre als die verdünnte Luft, die in einer Crookes'schen Tube eingeschlossen ist, die mittlere Bewegung des Mondes in 100 Jahren um eine halbe Minute geändert würde. Noch mehr, der Äther würde rapid die irdische Atmosphäre verdrängen, und deren Chok gegen die von Atmosphäre freien Sterne würde eine Steigerung der Temperatur um 38 000 Grad erzeugen. Da nichts von all dem geschieht, so muß man schließen, daß der Äther noch immaterieller ist[44]). Aus solchem Stoffe scheint der Ätherleib und der Astralleib des Menschen gewoben zu sein, die Mentalkugel offenbar aus noch feinerem Agens. Unter Materie und Materialismus hat man jedenfalls zu allen Zeiten etwas Anderes verstanden. Wer dem Geiste nur das Attribut der Immaterialität zuschreibt, ist bei einer negativen Grenzbestimmung angelangt, mit der sich nichts anfangen läßt, er verfällt in den Fehler Wundts, der das Wesen der Seele in die Aktualität setzt. Wirkungsweisen der Veränderung aber ohne ein zugrunde liegendes Etwas, das sich verändert, sind, wie gesagt, eine logische Ungeheuerlichkeit. Es gibt Menschen, die den hellseherischen Blick in die über unserer physischen Ebene liegenden Plane, die Astralebene und den Mentalplan (auch Devachanebene genannt) besitzen, die höher liegenden Welten sind ja dem Menschenblick verschlossen; aber auch in der mentalen Welt noch hat alles Wirkende einen Träger der sich offenbarenden Kraft. Wenn das jene übergeistig Geistigen auch noch Materialismus nennen, so tut uns das leid, aber zu ändern geht das nicht, es ist nun einmal so.

Selbst der nur oberflächlich in diesen Fragen Orientierte muß einsehen, daß die hier gewonnenen Resultate von grundlegender Bedeutung für unsere Weltanschauung sind. Iedenfalls

---

44) Paul Le Cour: „Vom Psychismus zur Astronomie" in den „Annales des sciences psychiques", Juni 1913; nach einem Bericht von Oberst a. D. Peter in den Psych. Studien, Okt. 1913, S. 559.

behaupte ich, daß diese wissenschaftlichen Ergebnisse nicht bloß bei den Philosophen, sondern ebenso bei den Ärzten, Historikern, volkskundlichen Forschern und Theologen auf das lebhafteste Interesse stoßen müßten, vorausgesetzt, daß ihr Gesichtskreis über den engen Horizont ihrer Berufsgeschäfte hinausreicht und ihr Bildungsbedürfnis auf ein wirkliches Begreifen der Welt und des Menschen gerichtet ist.

Jolanda. Ein Gespräch über Religionspsychologie auf okkulter Grundlage.*)

Von Hans Hänig, Zwickau i. S.

(Fortsetzung von S. 353.)

O.: Ich wollte nur noch ein Beispiel erwähnen, das sich vor einigen Jahren in B. zugetragen hat und von gläubigen Kreisen entschieden als Beweis ihres Glaubens ausgelegt wurde. Ein Ingenieur, der auf Abwege geraten war und im Begriff war seinem Leben ein Ende zu machen, erlebte an sich jenen Vorgang, den wir Bekehrung nannten und wurde von da an ein völlig anderer Mensch; er schreibt das natürlich einem göttlichen Eingreifen zu.

Th.: Solche Fälle werden wohl auch jetzt noch vorkommen.

O.: Und werden sich wahrscheinlich noch sehr oft ereignen, ohne daß man deshalb an ein übersinnliches Eingreifen zu denken braucht. Der Betreffende hat wohl viel von den Heilswirkungen des christlichen Glaubens gehört, und es war in ihm der Wunsch entstanden, ebenfalls auf diesem Wege wieder auf festen Boden zu kommen, was ihm nur möglich war, wenn er tatsächlich an jenen Erlösungstod glaubte. Vielleicht konnte er sich auch jene Wirkungen an anderen nicht anders erklären, als daß er darin tatsächlich einen Beweis für die Richtigkeit jenes Glaubensaktes sah. So wurde er genötigt, jenen Satz seinerseits verstandesmäßig zu bejahen, was sich in einem geeigneten Momente auf sein Gefühlsleben übertrug; daher jenes Erlebnis, das er sich auf natürliche Weise nicht zu erklären vermochte.

Th.: Das ist alles ganz schön, aber einen Beweis hast Du dafür noch nicht gebracht. Es handelt sich hier doch nur um eine Möglichkeit, und eine Möglichkeit ist doch noch keine Beweisführung!

O.: Das ist wohl richtig, aber ich wollte doch zunächst eben nur feststellen, daß dieses Erleben eines bestimmten Glaubenssatzes auch natürlich erklärt werden kann, ohne ein übernatürliches Eingreifen anzunehmen. Und damit wäre doch

---

*) So mußte der Titel schon im vorigen Hefte lauten! — Red.

den Meinungen jener Leute die Spitze abgebrochen, die in jedem derartigen Vorgang einen Beweis ihres Glaubens erblicken und uns zu derselben Meinung veranlassen wollen. Ganz abgesehen davon, daß wir uns dann nicht mehr im Widerspruch mit dem befinden, was der menschliche Verstand, soweit er sich mit der Geschichte der Menschheit und im engeren Sinne mit dem Leben Jesu beschäftigt hat, ergründet hat.

Th.: Es will mir aber doch scheinen, daß auch dann noch etwas Anderes dazu gehört, um einen solchen Vorgang zu erleben oder anders gesagt, daß alle diese Erlebnisse gar nicht eintreten würden, wenn nicht der Mensch in sich ein religiöses Gefühl hätte, das immer wieder in ihm hervortritt und das auch bei unseren Beispielen zum Ausdruck kommt.

O.: Da magst Du wohl recht haben, und wir haben ja selbst in dem einen Fall von einer religiösen Sehnsucht gesprochen, die wir nicht weiter gedeutet haben. Aber wir wollen uns das doch für später aufheben und zunächst noch diejenigen Phänomene betrachten, die jenem Erleben ähnlich zu sein scheinen, aber doch nicht auf die Höhe des Gefühlslebens führen, und die wir daher die niederen Phänomene des religiösen Seelenlebens nennen wollen.

Th.: Was sollen das für Phänomene sein?

O.: Ich meine eine ganze Reihe von religiösen Gemütsbewegungen, die nicht die Stärke jener Erlebnisse haben, von denen wir eben sprachen, die aber doch im Gefühlsleben des Menschen, soweit er überhaupt für die Religion empfänglich ist, eine Rolle spielen. Wir müssen uns nämlich noch etwas klarer werden über das Verhältnis, in denen Gefühl und Vorstellung im religiösen Leben zueinander stehen. Ich las einmal eine Predigt, die ein Pfarrer für die Beerdigung eines seiner Gemeindemitglieder geschrieben hatte und an deren Schluß sich die Worte fanden: „Ach, wenn sich doch die Hinterbliebenen zu der Überzeugung durchringen möchten, daß der Herr alles wohlgetan habe". Ich gestehe, daß mir, für den Augenblick wenigstens, diese Worte wenig trostbringend zu sein schienen, daß mich aber die psychologische Seite daran entschieden interessiert hat.

Th.: Das soll also wohl auch in derselben Weise wie der zuerst erwähnte Fall erklärt werden?

O.: Etwas Ähnliches scheint mir allerdings auch hier vorzuliegen, aber es bestehen doch schon äußerlich gewisse Unterschiede. Wir müssen zunächst genau feststellen, was der Geistliche damit meint, wenn er von der Überzeugung spricht, daß der Herr alles wohl getan habe. Wird hier wohl die Überzeugung im gewöhnlichen Sinne gemeint sein?

Th.: Wohl kaum; denn diese beruht doch eher auf dem Vorstellungs- als dem Gefühlsleben. In diesem Falle dürfte es

sich aber wohl mehr um ein Gefühl gehandelt haben, das die Hinterbliebenen beschlichen und ihnen die Gewißheit geben sollte, alles sei von der Gottheit recht getan worden.

O.: Und zwar glauben wir das aus dem Inhalte jener Überzeugung selbst schließen zu können. Wir hätten also dann wieder, wenn auch graduell verschieden, ein Gefühl, das den Hinterbliebenen eine bestimmte Gewißheit gibt. Ist das nicht so?

Th.: Das ist allerdings so.

O.: Was machen wir nun aber mit der verstandesmäßigen Seite des ganzen Vorgangs? Denn Überzeugung ist doch, wie wir eben festgestellt haben, zunächst nur eine verstandesmäßige Bejahung eines Satzes.

Th.: Der Geistliche sagte ja, daß die Hinterbliebenen sich zu dieser Überzeugung durchringen sollten, d. h. sich zwingen, diese Überzeugung zu bekommen. —

O.: Aber warum sollten sie das tun?

Th.: Offenbar um sich zu trösten und ihre frühere Seelenruhe wieder zu erlangen.

O.: Mit anderen Worten, um aus dem gegenwärtigen Zustande der Unlust herauszukommen, der dem menschlichen Streben nach Lust und Harmonie widerspricht. Das können sie aber nur, wenn sie jene Überzeugung bekommen.

Th.: Wobei freilich vorausgesetzt ist, daß diese Überzeugung nicht dem widerspricht, was sie als logisch richtig erkannt haben.

O.: Die Handlungsweise der Gottheit ist ja für sie etwas, was sie nicht verstehen, auch wenn die Folgen für sie vielleicht unangenehm sind. Wie würde also dann der Vorgang zu deuten sein?

Ph.: Indem die Hinterbliebenen, um aus dem gegenwärtigen Zustande der Unlust herauszukommen, annehmen, daß die Gottheit richtig gehandelt habe, als sie den Toten aus ihrer Mitte nahm, zwingen sie ihr Urteilsvermögen, diesen Satz zu bejahen, was sich dann auf ihr Gefühl überträgt. —

O.: Sie zwingen also, kürzer gesprochen, ihr Gefühl zur Bejahung eines Satzes, der diesem Gefühl seinem Inhalte nach zunächst widerstrebte, und sehen dann dieses Gefühl als Bestätigung dieses Satzes an, obgleich der Ausgangspunkt dieses ganzen Prozesses an einer ganz anderen Stelle liegt: in dem Streben nach Harmonie und Freiheit von allen Unlustgefühlen. Das Neue liegt also doch wol in dem Zwange, der hier ausgeübt wird, während in dem vorigen Falle nur eine Bejahung von dem Verstandesleben auf das Gemütsleben übertragen wurde; wenn aber dieser Vorgang möglich ist, warum sollte das nicht erst recht möglich sein, wenn jener Zwang dazu kommt, wie wir festgestellt haben.

Th.: Das ließe sich wohl verstehen, aber es bleibt doch noch eine Unklarheit dabei. Was heißt das: das Gefühl zur Bejahung eines Satzes zwingen?

O.: Es heißt nichts anders, als durch Bejahung jenes Satzes das entsprechende Gefühl in sich hervorrufen, das jener Bejahung entspricht.

Ph.: Also das Gefühl der Ergebenheit in den Willen Gottes, indem die Hinterbliebenen den Tod für den göttlichen Willen hielten und dabei ihre Beruhigung fanden, da sie jenen Willen für unabänderlich halten mußten.

O.: Wir haben also auch hier eine ganz natürliche Grundlage für religiöse Vorgänge gefunden, ohne daß wir dabei eine andere Erklärung zu Hilfe zu nehmen brauchten. Es ist eben der Wille zum Leben und zum Glück, der sich hier wie überall in der Natur beständig durchsetzt, der den Zerbrochenen zwingt, bei der Religion Schutz zu suchen und in sich Stimmungen auszulösen, die er vorher nie erlebt hat, der manchen Priester vielleicht gezwungen hat, seinen Verstand dem Glauben zum Opfer zu bringen, da er sonst um seine Stellung gekommen wäre, der manchen Konvertiten aus der Zeit der werdenden Kirche dazu bestimmt haben mag, sich dem neuen Glauben anzuschließen, obwohl er dadurch alles, vielleicht auch sein Leben. verlieren konnte.[2])

Ph.: Wobei im letzteren Falle natürlich nicht das Verlangen nach dem Leben das Ausschlaggebende gewesen wäre, sondern das nach dem Glück, wenn es auch nur im Jenseits erreichbar war.

O.: Vielleicht mag das auch bei jenem Todesfalle mit in Betracht zu ziehen sein: die Betreffenden trösten sich über den Verlust mit dem Gedanken, daß sie alle im Schutze der Gottheit geborgen seien, die ihnen vielleicht in irgend einer Weise, wenn auch im Jenseits, Ersatz schaffen werde. —

Th.: Nur daß dann jeder Zwang wegfiele und wir in gewissem Sinne denselben Vorgang hätten wie den am Anfang unserer Besprechung. Es will mir allerdings scheinen, als ob auch hier ohne jenes religiöse Grundgefühl nicht auszukommen sei, das Du vorhin als bestehend zugegeben hast.

O.: Das ist wohl möglich, aber es würde auch hier, wie aus unseren Darlegungen hervorgeht, nicht das Ursprüngliche dar-

---

[2]) Es wäre, nachdem Staudenmaier mit der willkürlichen Hervorbringung spiritistischer Phänomene an sich selbst einen so guten Anfang gemacht hat, eine sehr lohnende Aufgabe, Dasselbe auch für das Gebiet des religiösen Gefühlslebens zu unternehmen und so zu zeigen, bis zu welchem Grade sich alle diese Phänomene auch willkürlich hervorbringen lassen, ohne daß man andere Faktoren zu Hülfe zu nehmen brauchte.

stellen, sondern nur etwas, was später zu diesen Gefühlen hinzukommt. Und vielleicht ist es auch bei manchen ganz zu entbehren. Aber es gibt doch noch eine ganze Anzahl von niederen religiösen Phänomenen, die wir bisher außer Acht gelassen haben. Wir wollen doch einmal unseren Physiologen zu Worte kommen lassen!

Ph.: In dem Falle, den Ihr eben besprochen habt, liegt doch nichts weiter als eine einfache Suggestion zugrunde. Das Ganze ist kurz gesagt, ein Lustgefühl, verbunden mit einem Lösungsgefühle, indem jene Leute durch die Vorstellung, daß dieser Tod wohlgetan sei, allmählich einen solchen Druck auf ihr Gefühlleben ausüben, daß bald wieder das Lustgefühl, das auf ihre Tätigkeit fördernd einwirkt, entsteht, indem sie diesem Satze zustimmen.

O.: Diese Erklärung ist ja nicht wesentlich von der unsrigen verschieden, nur daß Suggestion eher bei Massenerscheinungen, als bei dem Einzelnen eine Rolle spielen. Die Bekehrungen wirst Du natürlich alle auf pathologische Vorgänge zurückführen. —

Ph.: Warum sollte man sie denn anders erklären?

O.: Weil es eben darunter Fälle gibt, bei denen von pathologischen Zuständen keine Rede sein kann. Bei manchen mag allerdings diese Erklärung völlig zureichen, und es mögen Zustände von nervöser Überreizung, verbunden mit Halluzinationen, hinzukommen. Aber das ist ja alles so bekannt, daß wir darüber nicht viele Worte zu verlieren brauchen. Wir wollen uns doch lieber nach den anderen Phänomenen des religiösen Seelenlebens umsehen.

Th.: Welche sollen hierbei noch in Betracht kommen?

O.: Betrachten wir doch einmal das Buch, das immer im Mittelpunkte des christlichen Glaubens gestanden hat: die Bibel. Weshalb mag gerade die Bibel die Menschen, soweit sie wenigstens dem Christentum angehörten, so angezogen haben?

Th.: Offenbar doch wegen ihres Inhaltes! Wenn die Botschaft, die Jesus Christus in die Welt gebracht hat, richtig ist, d. h. wenn wir dann, wenn wir nach jenen Forderungen handeln, in Gemeinschaft mit dem Ewigen treten, so ist doch jene Anziehungskraft ganz verständlich.

O.: Wurden aber diese Forderungen, besonders die der Nächstenliebe, nicht schon lange vor Jesus in der antiken Welt aufgestellt?

Th.: Ich glaube wohl, aber nur von einzelnen erleuchteten Geistern. —

O.: Es kann sich also hierbei doch nur um eine Forderung handeln, die allen Menschen gemeinsam eingeschrieben ist, gleich einem ungeschriebenen Gesetze, wie sich die Alten manchmal ausdrücken.

Th.: Es ist eben ein Gesetz, auf das die Menschenseele ursprünglich abgestimmt ist, das aber, wenigstens in der alten Welt, nur von wenigen erkannt worden ist. Daher auch jene Gefühle, die uns die Bibel so anziehend machen, weil sie von ihnen handelt und uns unser innerstes Wesen gleichsam als ein Spiegelbild entgegenhält.

O.: Wie kommt es aber, daß die Menschen so lange Zeit weniger an diesen Gefühlen gehangen haben, als an den dogmatischen Vorstellungen, die sich daran anknüpfen, und daß die Menschen noch heute so viel Mühe haben, sich davon loszumachen, als ob gerade darin der Kern des Ganzen läge?

Th.: Wenn wir an das Vorige anknüpfen wollten, müßten wir wohl zugeben, daß auch hier eine ursprüngliche Neigung des Menschen zugrunde liegt.

O.: Und zwar wird das wohl kein anderes Verlangen sein als das nach logischer Vollständigkeit; ist es erfüllt, d. h. haben wir etwas gefunden, in dem unsere Wißbegierde die Beantwortung aller Fragen findet, die sie stellen kann, so entsteht in uns das Gefühl der Befriedigung. Daher das beglückende Gefühl, das so manchen Dogmatiker erfüllen mag, wenn er sein Gebäude errichtet hat, das einen modernen Theosophen beseelt, wenn er ein Buch wie die „Geheimlehre" gelesen hat[3]), oder einen Katholiken, wenn er sich in die Schriften des Thomas von Aquino vertieft, weil er in ihnen das A und O alles Wissens gefunden zu haben glaubt.[4])

Th.: Was hat das aber mit der Heiligen Schrift zu tun?

O.: Die Bibel enthält doch eben nach der Meinung gläubiger Christen das A und O alles Wissens, weshalb sie auch mit der Schöpfung beginnt und mit dem Ende aller Dinge aufhört.

Th.: Das könnte aber doch nur bei solchen der Fall sein, die auch wirklich alle jene Vorstellungen für wahr halten?

---

[3]) Vgl. „Theos. Kultur", Jahrg. IV. Heft 11, S. 439 (Letzte Erinnerungen an Dr. Franz Hartmann v. K. Heise): „Mich selbst hat Hartmann unzählige Male lichtbegeistert, und wo ich — beseligt wie ein Kind — die „Geheimlehre" Blavatzkys aus der Hand gelegt hatte, da vertiefte mir Dr. Hartmann das dort Gefundene."

[4]) S. den Syllabus Pius' X vom 3. Juli 1907 [schärfere Maßregeln gegen den Modernismus („Christl. Welt" 1908, Nr. 8, S. 193)], wo es nach einem Hinweise auf die scholastische Philosophie heißt: „Fördert, ehrwürdige Brüder, das Studium der Theologie, soviel Ihr könnt, lasset die Kleriker beim Verlassen der Seminare von ihrem herrlichen Werte und von Liebe zur Theologie durchdrungen sein, sodaß ihr Studium ihnen immer eine Lust ist! Denn Jedermann weiß, daß unter der Menge der Disciplinen, die ein wahrheitsdurstiger Geist ergreifen kann, die heilige Theologie den ersten Platz einnimmt, sodaß ein alter Spruch der Weisen sagt: alle anderen Wissenschaften und Künste müssen ihr als Mägde dienen und Handreichung tun."

O.: In sittlicher Beziehung gilt die Bibel ja auch noch denen als Norm, die selbst alles Andere für Irrtum halten, das in ihr enthalten ist.

Th.: Dann müßte ja aber der, welcher ein modernes Kompendium der Ethik studiert, das auf Altruismus gegründet ist, dieselben Gefühle empfinden, wie jener freier denkende Bibelleser?

O.: Das wird wohl auch der Fall sein, nur daß eben zwischen theoretischen Vorschriften und der Anwendung auf das Menschenleben ein großer Unterschied ist. Dazu gibt es aber auch noch andere Gesichtspunkte, die uns die Bibel so anziehend machen. Ich meine z. B. die Schönheit der Sprache, die Poesie, die in diesen Büchern liegt — aber das würde uns auf rein ästhetische Gesichtspunkte führen —. Vielleicht auch gewisse Erinnerungen aus der Kindheit.

(Fortsetzung folgt.)

Geisteswissenschaft und moderne Kultur.

Von Alois Kaindl (Linz a. D.).

(Fortsetzung statt Schluß von Seite 362.)

In den Vorgängen des Kosmos und der Natur hat man die Gesetzmäßigkeit erkannt, nicht aber in jenen des sozialen Lebens. Die regelmäßigen Mißerfolge in der Staatskunst haben die Menschen nicht auf die Vermutung geführt, daß auch die menschliche Assoziation von festen Gesetzen reguliert wird, und daß behufs einer harmonischen Umgestaltung der Gesellschaft die Erkenntnis und Beachtung dieser Gesetze erforderlich sind. Nach den Resultaten, die der Materialismus mit seiner egoistischen Moral während seiner Herrschaft jedesmal zeitigte, läßt sich nicht darauf schließen, daß er über eine Kenntnis dieser Gesetze verfügt. Daher sagt auch du Prel, daß eine materialistische Gesellschaftsordnung in der Geschichte nicht vorkomme, sondern nur eine materialistische Gesellschaftsunordnung. Er meint ferner, daß mit der Ausbreitung des Materialismus das Kollektivgefühl immer mehr schwinden müsse, und hält es in Anbetracht dessen für einen inneren Widerspruch der Sozialdemokratie, daß sie eine ideale Gesellschaftsordnung auf materialistischer Grundlage zu erreichen strebt. — Ein innerlich widerspruchsfreier Sozialismus müßte sich behufs Schaffung einer natürlich-verbundenen sozialen Organisation eine altruistische Moral zur Grundlage nehmen; nachdem aber diese infolge des durch den Materialismus hochgradig gesteigerten Egoismus praktisch nicht durchführbar ist, versuchte man durch äußeren Druck eine künstlich verbundene soziale Organisation herzustellen.

Da eine harmonische Neugestaltung der Gesellschaft in erster Linie von der Erkenntnis abhängt, daß zwischen Zeitgeist und

Kulturform ein innerer Zusammenhang besteht, worüber man sich aus der Geschichte, die ihrem eigentlichen Wesen nach als Kulturgeschichte aufzufassen ist, belehren kann, so erscheint es mir im Hinblick auf unsere Zeit, die man, weil eine ereignisreiche, folgenschwere, eine historische, eine große Zeit genannt hat, angebracht, noch einige der hierauf bezüglichen vortrefflichen Ideen hier anzuführen, die du Prel in dem bereits erwähnten Artikel „Die Philosophie der Geschichte" entwickelt hat. „Die Geschichte", sagt er darin, „ist Phänomenologie des Geistes. Darum ist sie erst verstanden worden, als man einzusehen begann, daß sie wesentlich Kulturgeschichte ist. Das ist so lange nicht her. Voltaire, als er 1763 an seinen Freund d'Argental schrieb: ‚J'écris l'histoire de l'esprit humain, et non une gazette', war einer der Ersten, der diese Einsicht anbahnte. In seinem ‚Essai sur les moeurs' hat er den Zusammenhang zwischen den jeweiligen Kulturformen und den herrschenden Ideen als deren Grundursache angeführt. Dieser Zusammenhang ist ein notwendiger in der Weise, daß bestimmte Ideen bestimmten Kulturformen entsprechen, daß ferner nicht bloß für die Lichtseiten einer Kultur, sondern auch für ihre Schattenseiten bestimmte Ideen verantwortlich sind. Wer nur die Regententafeln und die Jahreszahlen von Schlachten kennt, ist noch kein Historiker; nur der Kulturhistoriker treibt die Geschichte wissenschaftlich. Nur so verstanden, ist die Geschichte auch eine Lehrmeisterin, und sie könnte für die Menschheit Dasselbe leisten, was Bewußtsein und Erinnerung für den einzelnen Menschen leisten. In der Tat freilich sind wir schlechte Schüler. Der Verlauf der Gegenwart beweist meistens nur, daß die Menschheit aus ihrer Vergangenheit nichts gelernt hat. Eingebildet auf die Vorzüge ihrer Zeit, sind die Menschen oft blind für deren Fehler, und weil der erste Schritt zur Besserung immer die Erkenntnis ist, daß man der Besserung bedürftig sei, wachsen beim Mangel dieser Selbsterkenntnis unsere geschichtlichen Fehler oft ins Extrem an, bevor sie als Übel erkannt und bekämpft werden — zu spät oft, um die Kulturform zu retten. —

Eine der wichtigsten Ideen und eine von denen, die den größten Einfluß auf die Kultur ausüben, ist jedenfalls die über die Philosophie der Geschichte selbst. Man kann es ganz allgemein sagen, daß eine Kultur zur Blüte gelangt, wenn die Menschen eine richtige Auffassung der Philosophie der Geschichte besitzen, und daß der Auflösungsprozeß beginnt, wenn sie aufhören, sich als Glieder des Ganzen zu fühlen, und das Bewußtsein verlieren, daß ihnen eine Aufgabe gestellt ist, — d. h. also, wenn sie über die Philosophie der Geschichte falsch denken. Gesellschaftliche Zustände müssen höchst verschieden ausfallen, je nachdem in den Menschen die Besonnenheit besteht oder nicht,

nach einem Zweck der Welt und des Daseins zu fragen, je nachdem sie vom Anblick der Natur und vom Verlaufe der Menschengeschichte philosophisch erregt werden oder ohne alle metaphysischen Bedürfnisse hinleben; und wiederum werden die Zustände höchst verschieden sein, je nachdem die Meuschen der Welt und dem Leben diesen oder jenen Zweck unterlegen zu müssen meinen." —

Wie aus Obigem hervorgeht, erhoffte sich du Prel eine Gesundung unserer desolaten sozialen Zustände von einer Neubelebung des metaphysischen Bedürfnisses des Menschen. Meines Erachten sollte sich eine Besserung unserer sozialen Mißstände schon aus einer intellektuellen Betrachtung derselben ergeben.

Die in der ganzen Natur waltende Gesetzmäßigkeit besteht in einem gleichmäßigen Verhalten und einer unveränderlichen Art und Weise der Wirksamkeit aller ihrer Kräfte und Substanzen.

Ein allen Wesen gemeinsamer natürlicher Hang ist der nach Freude und Glück mit seiner Reversseite der Aversion gegen Unglück und Schmerz. Wie alles in der Natur müssen auch Glück und Unglück, Freude und Schmerz gesetzmäßig bestimmt sein und aus einem richtigen oder unrichtigen Verhältnisse zu ihren Kräften und Substanzen und einer richtigen oder unrichtigen Benützung derselben entspringen. Eine passende Illustration hierzu ist folgendes von A. J. Davis gebrauchte Bild: In der Ferne seht ihr einen Eisenbahnzug. Alles was zu ihm gehört — die Kraft, womit er sich bewegt, die Umdrehung der Räder, ihr Verbleiben in dem Geleise, auf welchem sie so eilig dahinrollen, die Gestalt und Größe der einzelnen Wagen, nebst allen sonst noch zu ihnen gehörigen Stücken — fällt unmittelbar unter den Begriff und die Herrschaft eines unveränderlichen Gesetzes. Mit Hilfe des Feuers wird eine chemische Veränderung im Wasser bewirkt, das, nachdem es zum Zustand des Dampfes entwickelt worden ist, mit einem Harnisch von Stahl und Eisen umkleidet wird; auf diese Weise setzt der Wasserdampf durch chemische und mechanische Gesetze unter der Herrschaft des Maschinenführers die Räder der Lokomotive samt dem mit ihr verbundenen Zuge in Bewegung. Das vereinte Zusammenwirken von Gesetzen ist wundervoll. Centripetale und centrifugale (Kräfte) Gesetze wirken unvermeidlich auf die Räder ein, und diese gehorchen nicht minder den Gesetzen der Reibung wie dem Gesetze der Gravitation oder Schwerkraft und reiben und bewegen sich so beständig auf den horizontalen Schienen. Ihr seht nun, daß infolge dieses Zusammenwirkens zwischen dem Rade und der Schiene, infolge des Gesetzes der Reibung, die Lokomotive imstande ist, die Wagen und Fahrzeuge durch den Raum zu bewegen. Und so könnte man bis zu den kleinsten Details die vielen manigfaltigen Gesetze verfolgen, welche dadurch, daß sie im Verein wirken, alle die Erscheinungen hervorbringen, die wir an einem durch die Landschaft hineilenden

Zug wahrnehmen. So lange, wie wir zu sagen pflegen, den Gesetzen gehorcht wird, geht alles gut. Aber zerbrecht ein einziges Glied und die Erschütterung wird, mit der Schnelligkeit des Gedankens, bis zur entferntesten Verzweigung mitgeteilt. Und der Zug springt jetzt in den gähnenden Abgrund oder überstürzt sich und zerschellt in gestaltlose Trümmer. Vor einigen Augenblicken noch war alles Harmonie und Freude; und nun ist alles Zwietracht und Bestürzung; das Glück ist ausgetauscht für Elend." —

In diesem Falle ist die Zertrümmerung des Zuges ebenso auf eine, von uns als Gesetzmäßigkeit bezeichnete, unveränderliche Wirkungsweise aller Kräfte und Substanzen zurückzuführen, wie seine zweckgemäße, normale Funktion; die ungleichen Resultate sind nur die Folge einer unrichtigen oder richtigen Anpassung an die ihn und seine Bewegung beherrschenden Gesetze. Um aber das gewünschte Resultat zu erhalten, bedarf es einer Kenntnis dieser Gesetze, sowie einer richtigen praktischen Verwertung derselben.

Der innere Sinn dieser Parabel ist offenbar der, daß, wenn die Menschheit ihr immanentes Glücksverlangen realisieren will, sie dies nur auf dem Wege einer richtigen Anpassung an die unabänderlichen Gesetze der Natur erreichen kann, niemals aber mit Außerachtlassung derselben. — Eine wahre soziale Eintracht und Ordnung läßt sich, analog der gewünschten Normalleistung des Zuges, nur durch ein einträchtiges Zusammenwirken der individuellen Kräfte aller in Übereinstimmung mit jenen der Natur erzielen. Es ist zweifellos, daß, wie die ordnungsmäßige Bewegung des Zuges von einem richtigen Verhältnisse der Centripetal- und Centrifugalkraft abhängt, die natürliche Gesellschaftsordnung auf einem richtigen Verhältnisse zwischen Egoismus und Altruismus (bzw. Selbst- und Nächstenliebe) beruht. Davis nennt das Streben nach Gleichgewicht zwischen, zu bestimmten Zwecken, einanderentgegenwirkenden Kräften ausgleichende Gerechtigkeit und das Endresultat ihres Zusammenwirkens Harmonie; ihr ebenmäßiges Zusammenwirken aber harmonische Tätigkeit, im Gegensatz zu der, aus einem Mißverhältnisse derselben resultierenden, disharmonischen. —

Marquis de Noailles glaubt aus dem Verlauf der Geschichte ebenfalls auf das Vorhandensein eines, einen gerechten Ausgleich vermittelnden Gesetzes schließen zu können. „Aus dem Studium der Geschichte muß man", so sagt er, „die große Wahrheit ableiten, daß bei der Handhabung der menschlichen Dinge die Billigkeit in sich selbst ihre Belohnung, die Unbill in sich selbst ihre Strafe trägt, daß weder die Regierung, noch die Nationen diesem Gesetze entgehen; daß die Staatsraison nichts entschuldigt, daß mit einem Worte eine Politik, die sich außerhalb der Gerechtigkeit bewegt, zum Abgrund führt, mag sie so geschickt sein, wie sie will," — Auch Emerson ist dieser An-

sicht. „In der Weltgeschichte“, sagt er, „verspüren wir das Walten des Weltgeistes und die verhängnisvolle Kraft seines Wirkens“. Die Gerechtigkeit kommt dabei nicht zu kurz, sondern in allen Lagen des Lebens bleibt ihr Gleichgewicht ein vollkommenes. *Οἱ κύβοι Διὸς ἀεὶ εὖ πίπτουσιν* (Die Würfel Gottes fallen immer nach der rechten Seite). (Emerson, Essays. Univ.-Biblth. Reclam.) Wenn man auch nicht, wie die soeben angeführten Autoren, von dem Walten einer allgemeinen, ausgleichenden Gerechtigkeit in der Menschheitsgeschichte überzeugt ist, so wird man doch einräumen müssen, daß der menschliche Egoismus, sobald er sich ins Extrem entwickelt, im sozialen Organismus Verwirrung schafft und schließlich sogar seine Desorganisation herbeiführt.

Dies ist leicht einzusehen. Der Egoismus, indem er nur sein eigenes Glücksbedürfnis anerkennt und zu befriedigen sucht, beeinträchtigt und zerstört dadurch das Glück anderer. So häuft z. B. der Egoismus, der sich in der Form von Gewinnsucht oder Geldgier äußert, eine Überfülle von Schätzen auf, die insoweit sie nicht verpraßt werden und in totem Besitz bleiben, eine Unzahl von individuellen Glücksmöglichkeiten vernichten, indem sie andere der Mittel berauben, dieselben zu realisieren. Das eigene Glück wird aber dadurch auch nicht gefördert, sondern zumeist durch Übergenuß beeinträchtigt oder zerstört. Diese Art des Egoismus hat heutzutage in dem Trust- und Kartellwesen schon sehr bedenkliche Formen angenommen, dank deren Wirksamkeit das höchste Maß von Ungleichheit zugunsten einer herrschenden egistischen Minorität und zuungunsten einer beherrschten egoistischen Majorität bald geschaffen sein dürfte. Daß ein sozialer Organismus, welcher derartige Mißverhältnisse aufweist, sich in keinem gesunden, sondern in einem in hohem Maße kranken Zustande befindet, wird man vernünftigerweise ebensowenig bezweifeln, wie, daß ein Körper, dessen Organe teils hyper- (über-), teils atrophisch (unternährt) sind, der Krankheit verfallen ist. Die reflektierende Vernunft hat, wie Schopenhauer sagt, auch sehr bald die antisoziale, desorganisierende Wirkung des Egoismus erkannt und begriffen, daß, falls man ihn ungebändigt, frei schalten und walten ließe, das bellum omnium contra omnes zum Unheil aller gar bald an der Tagesordnung sein würde.

Darum apostrophiert auch Menenius Agrippa das gegen den Staat sich auflehnende Volk mit folgenden Worten:

„Was soll's, daß Ihr umher auf allen Plätzen
Euch drängt und wider den Senat so schreit,
Der, nächst den Göttern, Euch in Scheu erhält,
Daß Ihr nicht selbst einander freßt.“

(Shakespeare „Coriolan“.)

(Schluß folgt.)

Zur Poltergeistertheorie.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

Im Heft Nr. 7 und 8 der „Übersinnlichen Welt" (Juli-August, S. 209 ff.) las ich einen interessanten Artikel von Oberst Peter über die Theorie der Spukphänomene, bzw. „Die Poltergeister" nach den Studien von Prof. Barrett („Proceedings" Vol. XXV, 1911).

Was die angeführten Fälle betrifft, so ist man dem englischen Gelehrten, der sie aufs gründlichste untersuchte und feststellte, gewiß zu Dank verpflichtet; was aber ihre Erklärung anlangt, so kann man ihm dafür unmöglich erkenntlich sein, da sie m. E. nur ganz unberechtigter Weise die Spiritisten in ihren Irrtümern bestärkt. Daß ein Gelehrter vom Rufe Barretts solchen Tatsachen so hilflos gegenübersteht, um die Flinte sofort ins Korn zu werfen und sich der Poltergeister-Hypothese auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, erscheint nur begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß der moderne Gelehrte, in hochgradiger Überschätzung schulwissenschaftlichen Gelehrtentums, es in der Regel verschmäht, sich den reichen Erfahrungs- und Wissenschatz anzueignen und zunutze zu machen, den frühere Forscher auf diesem Gebiete in der Vergangenheit angesammelt und in einer reichen Literatur niedergelegt haben. Hätte Prof. Barrett diese nur zum Teile gekannt, so würde er nicht auf eine Erklärung verfallen sein, die in den besseren jener alten Schriften schon längst überholt ist.

Er wäre aber auch so vor dieser Übereilung bewahrt geblieben, wenn er von dem Abschnitt „Tatsachen und Hypothesen" in Dr. A. Freih. v. Schrenck-Notzings Buch „Materialisations-Phänomene" gebührend Kenntnis genommen hätte. — In bezug auf derartige Phänomene entwickeln die Gelehrten oft wirklich eine affenartige Behendigkeit, indem sie kühn von einer Idee auf eine entgegengesetzte, ihr fern abliegende, überspringen: von der fixen Idee, daß das Medium (somnambule Subjekt) normalerweise den Poltergeist spielt, springen sie wie wahnsinnig auf die Ansicht über, daß tatsächlich Geister existieren, deren hauptsächlicher Beruf es sei, zu poltern und zu zertrümmern. Die Neigung zum Poltern und Zertrümmern ist beim Menschen so großartig ausgebildet, daß es wahrlich nicht nötig ist, nun zwecks Erklärung eines solchen Unfugs noch eine neue Wesenskategorie zu ersinnen und ihr eine Lebensaufgabe aufzubürden, welche Theologen verrückt machen könnte. Warum sollte der Zerstörungstrieb, der im Menschen so leicht zu wecken ist und in dem er es so herrlich weit gebracht, nicht auch in Ekstase auftreten können und im Verein mit gewissen pathologischen und psychopathischen Zuständen solche Phänomene bewirken können? — Zur Annahme, daß es in jener problematischen Welt eben solche

Narren und Kindsköpfe gibt, wie in dieser, liegen keine zwingenden Gründe vor, ja die Erscheinungen des sogenannten Hochschlafes, die Professor Barrett nicht zu kennen scheint, sprechen sogar dagegen.

Es ist um so unbegreiflicher, wie man sich zu einer so gewagten Hypothese versteigen kann, wenn man hinterher selbst zugeben muß, daß man so wenig weiß, warum das Zusammentreffen einer bestimmten Lokalität und eines besonderen Organismus sie (die Poltergeister) befähigt, Possen in der materiellen Welt zu treiben, wie der Wilde weiß, warum ein trockener Tag und ein besonderes Material notwendig sind für die Elektrizitätsmaschine.

Aber selbst dann, wenn sich durch Tatsachen ergeben sollte, daß solche turbulente Manifestationen auch post mortem stattfinden, würde es nur beweisen, daß die sie verursachenden Zustände auf die entkörperte Psyche vererbbar sind und periodisch analoge Wirkungen erzeugen; nicht aber, daß dort Albernheit und Aberwitz zur Tagesordnung gehört, wie hier. Es mag richtig sein, wie Professor Barrett, in bezug auf persönlichen Spuk vom Medium als einem Strahlungspunkte („radiant point") und in bezug auf endemischen von Örtlichkeiten und Gegenständen als unbeseelten Stützpunkten („points d'appui") zu sprechen — und es klingt auch zweifellos sehr gelehrt —; aber klarer und faßlicher erscheint es mir, derartige und andere okkulte Phänomene als Wirkungen zu betrachten, welche durch die in ekstatischen Zuständen veräußerlichte und vom Gedanken an bestimmte Personen und Örtlichkeiten dahin geleitete N e r v e n k r a f t verursacht werden, indem diese eine psychophysische Verbindung mit ihnen herstellt und so die Bedingungen erfüllt, unter welchen sich innere Seelenvorgänge objektivieren und mehr oder minder vollkommen realisieren können. Es wäre zu wünschen, daß auch andere sachkundige Forscher sich in den „Psychischen Studien" zu besagtem Thema äußern wollten. [Die Schriftleitung kann obigen Ausführungen nur beipflichten.]

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Zwei Vorzeichen.

Von A. K n i e p f, Hamburg.

1. B e g e g n u n g d e s j e t z i g e n K ö n i g s v o n E n g l a n d G e o r g V. a l s P r i n z m i t d e m f l i e g e n d e n H o l l ä n d e r. — In der Zeitschrift „Sphinx" von 1887,

I. p. 428 finden wir folgenden Bericht: Die Prinzen Albert-Victor und Georg, Enkel der Königin Victoria, veröffentlichten ein Reisewerk über ihre Fahrt um die Erde, das den Titel trägt: „Die Fahrt der Bacchante". Es berichtet über eine Begegnung mit dem fliegenden Holländer, der das Schiff in der Nähe von Sidney kreuzte: „11. Juli 1881. Um 4 Uhr nach Mitternacht fuhr der ‚fliegende Holländer' bei uns vorüber. Wir sahen ein seltsam rotes Licht, welches ein Schiff gespenstisch beleuchtete. Inmitten des Lichts hoben sich Maste, Raaen und Segel einer etwa 200 m entfernten Brigg sehr deutlich ab. Als das Schiff sich näherte, rief der Ausguck vorn: ‚Schiff ahoi!' Zugleich wurde dasselbe auch vom Offizier der Wache von der Brücke aus gesehen, ebenso bemerkte es auch der Kadett der Hinterdeckswache. Als er aber auf das Vorderdeck kam, sah er keine Spur des Schiffes, weder rechts noch links, noch vor uns. Die Nacht war hell und das Meer ruhig; dreizehn Personen sahen das Schiff, aber ob es ‚van Diemen', der fliegende Holländer war, konnte niemand sagen. Die beiden Schiffe ‚Tourmaline' und ‚Kleopatra', welche hinter uns segelten, gaben am anderen Morgen Zeichen, um zu fragen, ob wir das merkwürdige Licht gesehen hätten. Der Mann, welcher den fliegenden Holländer zuerst gemeldet, fiel heute früh von der Vorder-Bramstange und wurde völlig zerschmettert. Um ein Viertel nach 4 Uhr Nachmittag drehten wir bei und begruben ihn in See. Es war ein prächtiger Mensch, einer der vielversprechendsten jungen Leute an Bord, so daß jeder über seinen Verlust ganz traurig ist. Im nächsten Hafen, den wir anliefen, stürzt der Admiral ebenfalls."

Soweit der Bericht in der „Sphinx". Bemerkenswert aber ist auch das Vorkommen eines solchen Berichts in einer Weltreise englischer Prinzen; sollte es nicht auch diese angehen? Der Glaube an das Geisterschiff wird in Seemannskreisen allenthalben angetroffen, auch in Hamburg kann man davon Wunderliches mit Überzeugung erzählen hören. Prinz Albert-Viktor starb früh im Januar 1892 unter seltsamen Umständen, und Georg ist der jetzige König, der ein Mitschuldiger, wie sein Vater schon, an der mit echt englischem dreistem, bewußtem Lug und Trug und mit Verleumdung, Fälschung von Dokumenten, Meuchelmord zusammengeschweißten und mit Verhöhnung aller Wahrheit und Völkerrechtsbrüchen gekrönten „Entente cordiale" gegen Deutschland die Mitschuld trägt, aber nun den Fehlschlag des feigen Überfalls erlebt, wodurch Englands Seeräuberei und nur von dem Erdkreis begrenzte Anmaßung endlich zu Falle kommt.

2. Ein Menetekel. — In der 48. Kriegsnummer des „Daheim" vom 3. Juli 1915 war ein Bericht „Nach Przemysl" vom Kriegsberichterstatter Hans Strobl; am Schluß erzählt er Folgendes aus Przemysl: „Ein Menetekel hat sich hier zuge-

tragen, ein Begebnis, von dem die ganze Stadt weiß und mit Bedeutung spricht. Der Zar weilte Ende April in Przemysl. Er besichtigte Stadt und Werke, fuhr geschützt von einem Aufgebot starker Truppenmassen durch die Straßen und vereinigte am Abend die Spitzen seiner Armee und der Stadtbehörden zu einem Festmahl im Offizierskasino. Hier erhob er sich zu einem Trinkspruch. Sein väterliches Herz sei geschwellt von Stolz über die herrlichen Waffentaten seiner Armee-Heere. Für immer werde die Eroberung von Przemysl einen leuchtenden Markstein in der Geschichte Rußlands bilden, und das Geschick dieser Stadt sei von nun an mit dem Geschick des großen russischen Reiches verbunden. Er leere sein Glas auf das russische Przemysl und auf die herrliche strahlende Zukunft des Slawentums. — In demselben Augenblick, als die Gläser klangen, erlosch plötzlich das elektrische Licht, und der Zar und seine Gäste waren minutenlang in tiefste Finsternis gehüllt. Ein Zufall, ein Fehler in der Leitung, eine Stromunterbrechung —, aber Gerüchte drangen hinaus und Deutungen liefen um, und Hoffnungen entstanden. Und wenige Tage später, bei Gorlice, begann die Zerbröckelung des russischen Kolosses . . .“ Wir fügen hinzu, daß die Sache nichts von ihrem okkulten Wesen verlöre, wenn eine „prophetische Hand“ die Stromunterbrechung bewirkt hätte. Das war Ende April; gegenwärtig, wo wir schreiben, ist Galizien von den Russen befreit, Warschau und Kurland sind in deutschen Händen, und die Millionen-Armeen des Moskowitertums sind fast vernichtet.

„Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt . . .“

Aus dem Feldpostbrief eines Offiziers an einen früheren Lehrer.*)

Seit meinem Abiturientenexamen haben Sie zwar nichts mehr von mir gehört, aber heute muß ich Ihnen einmal schreiben. Wir liegen für ein paar Tage in Ruhestellung hinter der Front. Zwei Tage nach der Mobilmachung wurde ich befördert und kam mit hinaus nach Belgien und dann hinüber nach Frankreich; es war oftmals wie in der Hölle. Nun wissen Sie vielleicht, daß ich aus einer religiös gleichgültigen Familie stamme, und die Religion hat mir — offen zugegeben, auch in Ihren Unterrichtsstunden — wenig Kopfzerbrechen gemacht. Doch ist unbewußt manches Wort hängen geblieben, und in Kampf und Not lernte ich einsehen, daß Sie doch recht hatten, wenn Sie uns lehrten: „Das Christentum ist die heldenhafte Form des Lebens“; und glück-

*) Aus der 50. Kriegsnummer des „Daheim“ (51. Jahrg. Nr. 42 vom 17. Juli 1915). — Red.

licherweise sind die meisten unserer tapferen Feldgrauen solche Helden mit dem Willen zum Leben und dem Willen zum Siege! —

Nun zum Anlaß meines Schreibens. Da muß ich etwas weiter ausholen, Vielleicht entsinnen Sie sich noch, daß wir in Prima, besonders wenn wir mal nichts gelernt hatten, oft versuchten, irgend eine anscheinend wichtige Frage aufzuwerfen, um so dem Stundenpensum zu entgehen. Meist war der Zweck der Übung verfehlt, denn Sie merkten die Absicht, hörten die Aufgabe, wenn auch etwas kürzer, doch ab und verbreiteten sich erst nachher über unser gestelltes Thema. Oft erstickten Sie auch unsern Plan, namentlich wenn er gar zu durchsichtig war — mit einem einzigen Blick. Da darf ich Ihnen wohl jetzt mitten aus dem Herzen Frankreichs heraus nachträglich noch eine Freundlichkeit sagen, weil Sie nämlich nie gestraft und nie gescholten haben, sondern nur mit Ihren Blicken die Klasse regierten, so daß keiner nebenhinaus konnte. Als nämlich im Feldgottesdienst über das Wort von so einem alten Propheten gepredigt wurde: „Ich will dich mit meinen Augen leiten!" da habe ich an Ihre Stunden denken müssen.

Also. Wir warfen eines Tages die Frage der Willensbeeinflussung, der Telepathie und anderer mystischer Dinge auf. Damals sagten Sie: „Es gibt tatsächlich viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt", und Sie erzählten von einem Ihnen bekannten jungen Holzhauer, einem fröhlichen Gesellen, der eines Morgens trübsinnig seinen Tod im Kreise seiner Genossen vorausgesagt hatte und der wirklich am Abend „zufällig" von einem stürzenden Baum erschlagen ward. Und von jener Dame, die in hochgradigem Fieber ihrem über alles geliebten Gatten Tag und Stunde ihres Todes im voraus genau mitgeteilt hat, und wie Sie selbst eines Nachts aus dem Schlaf geschreckt wurden, weil Sie die Stimme Ihrer Mutter laut und deutlich Ihren Vornamen hatten rufen hören, und am Morgen sei eine Depesche eingetroffen, daß um dieselbe Zeit in weiter Ferne Ihre Mutter gestorben war und in der Todesstunde wiederholt nach Ihnen verlangt hatte.

Etwas Ähnliches haben ich und mehrere Kameraden hier im Felde erlebt. Mit einem Unteroffizier und ein paar Mann machte ich mich im verflossenen März abends gegen halb elf Uhr auf. Wir wollten uns durch unsere Drahtverhaue durchwinden, uns bis an die feindlichen Stellungen heranschleichen und diese erkunden. Es war die Zeit des Neumondes, der Himmel stand voll schwerer Wolken, und es war infolgedessen sehr dunkel. Gar bald konnten wir aufrecht gehen und brauchten — außer völliger Lautlosigkeit — keine weitere Vorsichtsmaßregel zu befolgen, als daß wir uns in der nach und nach zu tiefer Finsternis sich auswachsenden Dunkelheit nicht verloren.

Unser Marsch war übel, das ganze Feld war durchpflügt von Granaten, und tappend und tastend mußten wir um die Trichter uns herumfinden. Wir erreichten auch richtig die ersten feindlichen Stolperdrähte, die, wie wir schon wußten, ziemlich weit vorgebaut waren, und trachteten jetzt an die Haupthindernisse der Feinde heranzukommen. Da ein Geräusch — wie Mauern stehen wir lautlos und horchen. Ist's eine Patrouille? Ein Horchposten? Minuten vergehen, sie scheinen uns Stunden, da hüpft es in unregelmäßigen Sprüngen davon: es war nur ein Häschen. Also weiter. Schrittweise schieben wir uns vor, nein, viel langsamer, höchstens fußweise oder nur zentimeterweise. Dabei eine Finsternis, daß man keine Hand vor den Augen sehen kann. Doch wiederholt stelle ich flüsternd fest, daß wir noch alle beisammen sind. Einmal ziehe ich die Uhr mit den leuchtenden Radiumzeigern. Es ist schon ein Uhr, wir sind schon zwei und eine halbe Stunden unterwegs und haben noch keine feindliche Stellung erreicht! Haben wir uns verlaufen? Wo sind wir denn?

Der Boden erlaubt etwas schneller auszuschreiten, wir müssen uns auch dranhalten, denn vor Einbruch der Morgendämmerung müssen wir wieder zurück sein. Aber keine Möglichkeit und keine Spur von Orientierung, kein Luftzug, kein Stern, kein Mondstrahl: dichte, dichte Finsternis. Also weiter in beschleunigtem Marsch. Meine Uhr zeigt halb zwei. Da plötzlich bleibe ich mitten im Vorwärtstasten entsetzt stehen und höre, wie der Unteroffizier, der anscheinend neben mir ist, gleichzeitig mit keuchendem Atem Halt macht. Was ist das? Lähmendes Grausen und Entsetzen überfällt mich; was ich noch nie, auch bei keinem Todessturm erlebt habe — wahrhaftig, das Haar sträubt sich mir auf dem Kopfe; es ist mir, wie wenn ein Riese eine gewaltige Keule über mir schwänge und im nächsten Augenblick zerschmetternd herabsausen lassen wollte. — Das war das Ende! Ich fühlte deutlich, ich und wir alle waren dem Tode verfallen.

Da plötzlich überkam mich eine wunderbare, ruhige Entschlossenheit. Ich kann's wirklich nicht beschreiben. Meine Seele ward stille: „Wenn's denn sein muß, gut, dann wollen wir hier sterben.“ Leise wandte ich mich um und sagte halblaut zu den Kameraden: „Kniet nieder, wir wollen beten!“ Ich hörte, wie sie sich zur Erde niederließen, und dann sprach ich ihnen das Vaterunser vor. Wie oft habe ich es gedankenlos und gleichgültig zu Beginn Ihrer Religionsstunde gebetet! Aber jetzt gewann jedes einzelne Wort einen tiefen Sinn, d. h. seinen tiefen Sinn für mich ganz allein und fürs ganze Leben unvergeßlich — welch wunderbares Gebet! Ich vernahm, wie der Unteroffizier weinte und auch die übrigen Leute nur mühsam das Schluchzen unterdrückten. Völlig ruhig stand ich auf, und da geschah etwas

Wunderbares. Zum ersten Male seit Stunden teilte sich der Wolkenschleier, und in funkelnder Helle strahlten die Sterne hernieder und — spiegelten sich wieder in der Tiefe vor unseren Füßen, keine zwei Schritte entfernt auf der Oberfläche einer schwarzen, trägen Wasserflut. Wir waren am Kanal La Bassée angelangt und zwar an einer Stelle, wo ein senkrecht abfallendes Mauerwerk jede Rettung unmöglich gemacht haben würde, wenn wir in der Dunkelheit weitermarschiert wären. Unfehlbar wären wir abgestürzt. Gott hatte uns sichtbar geschützt, und das Vaterunser, das ich hier gesprochen, vergesse ich nie; denn die zwei Minuten Aufenthalt waren unsere Rettung. Ich glaube bestimmt, daß irgend eine fromme Seele aus der Heimat mich, als nur noch ein Schritt zwischen mir und dem Tode war, hier gewarnt und zurückgerufen hat. Nur ein einziger von meinen Leuten hatte nichts verspürt; er sagte mir nachher: „Ich wäre einfach dem Herrn Leutnant nachgegangen"; die anderen und besonders der Unteroffizier — er ist seitdem gefallen — hatten eine ähnliche Empfindung wie ich verspürt.

Jetzt war für uns die Sachlage leicht erklärt. Durch das Umgehen der vielen Erdtrichter hatten wir in der Finsternis die Richtung verloren und waren tatsächlich nicht weiter als bis zum ersten feindlichen Stacheldraht gekommen und dann fortwährend in der Mitte zwischen unserer und der feindlichen Stellung weitergegangen, eine Strecke von ungefähr ein und einer halben Wegstunde. Für weitere Erkundigungen war es schon zu spät, da wir sonst in den Morgen hineingeraten wären. So traten wir den Rückweg an. Ich mußte Ihnen mein Erlebnis aber doch mitteilen und Ihnen sagen, daß Sie recht hatten mit Ihren Worten, es gäbe viele Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Damals habe ich etwas spöttisch dazu gelächelt, aber sofort hatte mich Ihr Blick erreicht. Und noch eins: Wenn ich glücklich wieder heimkehren darf, bin ich ein anderer, als der ich auszog.

Jenny Lind und die Fox Sisters.*)

Vor fast einem halben Jahrhundert schrieb James Parton die Biographie von Jenny Lind, der weltberühmten schwedischen Sängerin, die, nebenbei gesagt, für eine Zeit mit ihrem Manne, Otto Goldschmidt, in Northampton, Maß. wohnte. Er erzählt darin ein Ereignis, das für Okkultisten von besonderem Interesse ist. Sie besuchte zuerst dieses Land unter Kontrakt mit P. T. Barnum 1850 und zu dieser Zeit waren die „Rochester Knockings"

*) Aus „Light", London v. 22. Mai 1915, mitgeteilt von Prof. Willy Reichel, Pasadena, Calif.

ein Thema der öffentlichen Aufmerksamkeit. Horace Greeley, der bedeutendste Herausgeber in dieser Zeit, hatte Hydesville besucht und erhielt dort einen Beweis vom Zurückkommen der Geister durch die Fox girls, welchen er als unzweifelhaft ansah. Er lud nun Jenny Lind in New York mit anderen angesehenen Gästen ein. Er und V. P. Willis diskutierten über die Klopftöne, als Miss Lind, deren Bemerkungen zufällig hörend, nach näheren Einzelheiten fragte und den Wunsch aussprach, dabei sein zu können.

„Ich sagte, daß sie das könne," um Mr. Greeley's eigene Worte anzuführen, — „wenn sie in mein Haus kommen wolle, da Katy Fox bei mir wohne. Sie willigte ein und wir setzten eine Zeit fest; sie kam zur bestimmten Zeit mit einer beträchtlichen Gefolgschaft von Fremden. Alle waren bald um den Tisch plaziert und die Klopftöne waren in kurzem hörbar und erfolgten in Überfluß. „Nehmen Sie Ihre Hände unter dem Tisch fort," rief Miss Jenny zu mir in der Art einer unerschrockenen Erzherzogin. „Was?" fragte ich, sie nicht genau verstehend. „Nehmen Sie Ihre Hände unter dem Tisch fort," wiederholte sie dringend; und ich verstand nun, daß sie argwöhnte, daß ich durch Taschenspielerei diese rätselhaften Erschütterungen verursache. Ich faltete sogleich meine Hände über meinem Kopfe und hielt sie so bis zum Ende. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß das die Klopftöne nicht im geringsten beeinträchtigte."

Das passierte vor mehr als sechzig Jahren und jeder Versuch in der Zwischenzeit, diese „rappings" durch die Fox girls, die von vielen anderen Medien ebenfalls hervorgebracht wurden, ohne Anerkennung des Spiritualismus zu erklären, blieb vergeblich.

Kurze Notizen.

a) „Der stinkende Schweiß der Deutschen". Welche Blüten jetzt der blinde Deutschenhaß selbst unter den höher gebildeten Franzosen treibt und wie selbst die „Wissenschaft" herhalten muß, wenn es gilt dem verhaßten „Feind" eines anzuhängen, davon zeugt ein giftiger Schmähartikel des (wohl durch sein Messungssystem und seine gerichtlichen Gutachten bekannten) Pariser Arztes Dr. Bérillon in Nr. 267 vom 24. Juni 1915 der angesehenen französischen Wochenschrift „Medizinische Zeitschrift", unter deren Leitern neben anderen Größen der Pariser medizinischen Fakultät wir leider auch den Namen des großen „Völker-Friedensfreundes" und Begründers der „Metaspychik" Charles Richet finden. Der deutschen Übersetzung dieses gehässigen Machwerkes in der „Münchener Medi-

zinischen Wochenschrift“ entnehmen wir, daß der Verfasser, wie zahlreiche andere französische Ärzte, die deutsche Verwundete zu behandeln hatten, bei diesen einen höchst unangenehmen charakteristischen Geruch konstatiert haben wollen, der sich schon in einiger Entfernung vom Bett geltend mache, wenn nur ein einziger Deutscher im Lazarett liegt, und an den Kleidern des Arztes längere Zeit hafte; sogar den Deutschen abgenommene Banknoten und andere Gegenstände müßten wegen ihres durchdringenden, Übelkeit erregenden Gestanks desinfiziert werden!! Besonders der Fußschweiß der deutschen und speziell der preußischen Soldaten soll so unerträglich stinken, daß der ekelhafte Gestank eines vorbeimarschierenden Regiments länger als eine halbe Stunde wahrnehmbar sei und daß französische Flieger in sehr großer Höhe schon daran merken, daß sie deutsche Stellungen überfliegen. In Frankreich, wo Fußschweiß ein Grund zum Ausschluß vom Heeresdienst sei, komme auf 4—5000 der Heerespflichtigen höchstens ein solcher „type boche“. Auch der Urin der Deutschen zeige denselben fötiden, durch seelische Reizbarkeit oder krankhafte Impulsivität, übermäßigen Dünkel und leicht verletzte Eitelkeit bedingten Charakter, so daß nach den Erfahrungen von Zimmervermietern und Hoteliers die von Deutschen bewohnten Zimmer mit dem gesamten Mobiliar, besonders den Nachtkästen, für Reisende anderer Nationalitäten unbrauchbar werden usw. Das wird dann aus der Zusammensetzung des deutschen Urins, der an toxischem Stickstoff 20 Proz. enthalte, während er in anderen Ländern nicht über 15 Proz. betrage, mit Zahlen — ähnlich wie beim physiologischen Aushungerungsplan Richet's — „exaktwissenschaftlich“ bewiesen; während die tötliche Dosis französischen Urins 45 ccm auf 1 kg Meerschweinchen betrage, sei sie bei deutschem Urin schon 30 ccm! Ein solch lächerlicher Mißbrauch der hehren Wissenschaft im Dienste des kriegerischen Hasses muß auf den unbefangenen Forscher und Menschenfreund geradezu als moralisches Brechmittel wirken. Also so ganz vergessen sind jetzt alle höheren gemeinsamen Gesichtspunkte echten Menschentums und soweit hat es nun die gewissenlose Kriegsverhetzung einer größtenteils bezahlten nationalistischen Lügenpresse in den uns feindlichen Ländern allmählich gebracht, daß sich die ersten Kulturvölker der Welt trotz Christentum und sonstiger Einigungsbestrebungen tatsächlich nicht mehr „schmecken“ können und daß die bekannte „seelenriechende“ Theorie unseres Landsmanns Prof. Dr. Gustav Jäger vom „Haß- und Angstduft“ feindseliger Individuen jetzt auch noch für die Politik verwertet wird!

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Emil Schlegel: Religion der Arznei, das ist Herrgotts Apotheke. Erfindungsreiche Heilkunst für Jedermann, Signaturenlehre als Wissenschaft. Mit 6 farbigen Pflanzentafeln. Leipzig. Dr. Willmar Schwabe (Homöopathische Central-Apotheke, Querstr. 5). 192 S. Preis 4 M.

Das schon im Januarheft (S. 47) ausführlich angekündigte Werk des bekannten Arztphilosophen und praktischen Heilers, der sich in der Universitätsstadt Tübingen und Umgebung, obschon ihm die Fakultät den Doktortitel nicht erteilte, wegen seiner unleugbaren Erfolge des größten Zulaufs von Patienten erfreut, ist jetzt in anderem Verlag zu ermäßigtem Preis erschienen und übertrifft in der Tat die darein im voraus gesetzten Erwartungen. Der Geist des ganz eigenartigen Buches leuchtet schon aus der einleitenden Frage hervor: „Wird ein Rätsel dadurch gelöst, daß ihr es recht sorgsam Wort für Wort buchstabiert? Daß ihr grammatikalisch darüber geht und den Bau seiner Sätze untersucht? Ihr seht wohl ein, daß das vergebliche Arbeit wäre und ihr sagt, daß man den Sinn des Rätsels erfassen müsse, dann erst könne man es lösen durch Spürsinn, durch Witz und Nachdenken. Nun, gerade so steht es in Leben und Natur. . . Wir können uns von ihr nicht ganz lossagen, aber wenn wir künstlich unsern Verstand sonderlich abrichten und ihn auf Einzelheiten der Eindrücke loslassen, dann entsteht so eine Art Wissenschaft, auf welche manche Menschen unbändig stolz sind. — Unzerteilte Geister suchen die Natur in ihrem Vollsinn zu erfassen und sie fordern diesen heraus, wenn sie einer Erscheinung gegenübertreten. Sie fragen gleich: Was bist du mir? Diese Frage an das Eisen, an den Eichbaum, an das Rind gerichtet, hat die menschliche Kultur geschaffen und die Natur stufenweise veredelt. Wir Nachkommen starker Frager genießen deren Arbeit und Rätselwitz und haben es sogar verlernt, unserseits zu fragen und zu raten. Das besorgt heutzutage — meint man — die Wissenschaft in den Laboratorien. Ja, sie bringt vieles heraus von den einzelnen Bestandstücken; aber den Sinn der Zusammenhänge kennt sie nicht. Wir machen deshalb große technische Fortschritte, da immer nur Teilkräfte eingespannt werden, jedoch die große geistige Pflege der Welt, die sinngemäße Lösung der uns vorgestellten Rätselworte leidet Not! Die alten Handwerker, die Schmiede, Gerber, Wagner, waren Leute! Sie haben einen großen Freund unter uns Ärzten, Paracelsus. Er meint, wenn nur Ärzte so fromm wären, wie jene, stände es besser um die Menschen und die Heilkunst. Auch meint er, die Medizin sei die einzige Kunst, die man lehren könne, ohne etwas darin zu leisten. Jeder Handwerker, jeder Maler müsse selbst ein Künstler geworden sein, ehe er Lehrlinge annehme, aber die Arztlehrlinge strömten solchen Meistern zu, die um ihre Kunst nur viele schöne Worte machen." Nun, daß Verfasser ein wirklicher Meister in der Kunst des Heilens ist, beweist er täglich durch seine Praxis, und dem ihm persönlich Fernstehenden zeigt es dieses Buch, das er selbst als das wichtigste seines an Erfahrung reichen Lebens bezeichnet und in dem wir ihn überdies als gefühlvollen Dichter und erbarmungsreichen Menschenkenner, sowie als glühenden Vaterlandsfreund kennen lernen. — Der eigentliche Gegenstnad des Buches, das ein stark persönliches

oder richtiger individuelles Gepräge aufweist, ist die grundlegende Frage, wie ein Geschöpf oder eine Substanz auf unser Leben störend einwirke und ob einer solchen Störung besser allopathisch bezw. antipathisch („contraria contrariis"), also oberflächlich bekämpfend bezw. verscheuchend, oder homöopathisch bezw. sympathisch („similia similibus"), also unterstützend und damit den organischen Selbstschutz der geheimnisvollen Naturkraft zu energischer Reaktion herausfordernd begegnet werde. Eine überaus vielseitige ärztliche Diagnose verbunden mit fortgesetztem Studium natürlicher Vorgänge hat dem Verfasser, der so zum wahren „Doctor" im Wortsinn des an Wissen und Erfahrung überlegenen Lehrers seiner Wissenschaft geworden ist, die von Hahnemann in ein großartiges System gebrachte letztere Anschauung bestätigt. Den Weg zu therapeutischen Versuchen mit „innerer Heilkunst" hat ihm dabei die von ihm auch geschichtlich erörterte Lehre „de signaturis morborum" gewiesen, wie sie zuerst gründlich der Neapolitaner Porta in seinen 1608 zu Frankfurt erschienenen „Phytognomonica", auf denen die späteren Kräuterbücher fußen, und in neuerer Zeit besonders Chapiel in seinem Buch „des rapports de l'homoeopathie avec la doctrine des signatures" (Paris 1866) bearbeitet hat; Verf. zeigt einleuchtend, wie die Krankheit selbst durch eine sinnfällige Erscheinung („Signatur") oder durch einen ganzen Komplex solcher auf irgend eine Eigenschaft eines äußeren Sinnendings aus dem Naturbereich, z. B. ein eigenartig geformtes oder duftendes Gewächs hinweist. Der materialistisch exakt geschulte Kritiker wird darin nur müssige Spiele der reichen Phantasie eines mit der Natur fühlenden Dichters erblicken. Wir erhalten den Eindruck, daß Verf. die tiefste Wesensgemeinschaft aller Dinge wie auch ihre materielle Ausgestaltung im Grund als von geistiger Art erkannt hat; diese gemeinsame Basis aller energetischen Richtkräfte in der Natur gibt ihm dann die Grundlage für richtiges Schauen, Zusammenfassen, Verstehen, praktisches Überlegen und Ausnützen aller Einzelheiten, so daß er, der Idealist, sogar zu einer derb materialistisch anmutenden „Philosophie des Stuhlgangs" gelangt. Wie viel charakteristische Gemütserscheinungen gibt es z. B. in der Tierwelt, in welchen sich krankhafte Zustände des menschlichen Geistes abspiegeln. Eine derartige Symptomatik kann daher ganz wohl als „mystische Methode" der Arzneimittellehre bezeichnet werden. Die Ausstattung von seiten des neuen Verlags verdient alles Lob, besonders auch die schönen Pflanzenabbildungen, welche sprechende Beispiele von den vielfachen Formen der uns von der Natur zu Heilzwecken gespendeten wichtigsten Gewächse aufweisen, deren stille Sprache der aufmerksame Leser unter der meisterhaften Anleitung des Verfassers verstehen und noch größere Offenbarungen der gütigen Allmutter wenigstens ahnen lernen wird. Dr. —r.

Friedr. Kämpfer, Der Tod und was dann? Populär-wissenschaftliche Aufklärungsschrift über das Wesen des Todes, seine Begleiterscheinungen und seine Folgewirkungen. 52 S. 55 Pf. postfrei. Im Selbstverlage des Verfassers (Adr.: Friedr. Kämpfer, Berlin S.W. 48, Friedrichstr. 242).

Der jetzt schon über ein Jahr tobende gewaltige Weltkrieg, der in so viele Familien tiefste Trauer gebracht hat und die ganze Kulturmenschheit erschüttert, hat zur Folge, daß viele Menschen sich wieder mehr mit religiösen Fragen befassen und über Zweck und Ziel des Lebens nachdenken. Solchen Wissensdurstigen sucht Verf., der sich seit Jahren mit dem Studium des Seelenlebens und seiner abnormen Erscheinungen eingehend und mit Erfolg beschäftigt,

in vorliegendem Schriftchen, das der Vorbote eines größeren Werkes sein soll, die Gewißheit zu verschaffen, daß es eine Fortdauer des im Entwickelungskampf vom Menschen errungenen persönlichen Bewußtseins gibt. Da aber sehr viel Gebildete infolge der sog. monistischen „Aufklärung" den Glauben an ein Weiterleben verloren haben und da über das Wesen des Todes und die hiermit zusammenhängenden Fragen überall noch sehr viel Unkenntnis und Unklarheit herrscht, hat er sich zunächst die Aufgabe gestellt, hier aufklärend zu wirken und zu zeigen, daß sich ein solcher Glaube durchaus wissenschaftlich begründen läßt. Die Schrift kann daher dazu beitragen, das Vorurteil, das in vielen Kreisen gegenüber den Problemen des Okkultismus besteht und auf dessen Unkenntnis beruht, zu beseitigen, weshalb uns auch aus diesem Grunde eine Weiterverbreitung derselben sehr wünschenswert erscheint.

Fritz Freimar.

Dr. Rudolf Steiner, Gedanken während der Zeit des Krieges. Für Deutche und diejenigen, die nicht glauben sie hassen zu müssen. Berlin 1915. Philosophisch-Anthroposophischer Verlag (Berlin W., Motzstraße 17). 2. Aufl. 55 S.

Die vom Verfasser gelehrte „Geisteswissenschaft" hat eine nicht auf erdachten Begriffen, sondern auf wirklich zu erringenden Erlebnissen der Menschenseele beruhende Erkennbarkeit der geistigen Welt, ihrer Gedankenrichtungen und Willensbestrebungen zur Grundlage. Das Geistig-Seelische soll sich — nicht durch falsche mystische Phantastik, sondern durch gesundes verstärktes innerliches Erleben gewisser, im gewöhnlichen Leben und in der Schulwissenschaft unbemerkter, bezw. unberücksichtigter Seelenfähigkeiten vom Physisch-Leiblichen loslösen, wie sich durch die naturwissenschaftliche Methode des Chemikers der Wasserstoff vom Wasser trennen läßt. Die Seele weiß sich dann in der Tat „außerhalb des Zusammenhangs mit dem Leibe", ausgerüstet mit dem, was Göthe „Geistesaugen" und „Geistesohren" nennt. Mit solch feinsinnigem Organ hat Fichte 1808 in seinen „Reden an die deutsche Nation" mitten in dem von Franzosen besetzten Berlin die Schmach fremder Zwingherrschaft aufs tiefste empfunden und von dem selbsteigenen Wollen geredet, welches das deutsche Volk im Kampf mit seinen Feinden entwickeln mußte, um seine, auch andere Anschauungen gewähren lassende Eigenart zur Geltung zu bringen. So untersucht auch der geistvolle Verf. die gegen das Deutschtum seit lange eingestellten „Impulse" der anderen europäischen Kulturvölker, die Lebhaftigkeit des übersprudelnden französischen Temperaments, den mystischen Glauben in Rußlands Kriegswillen zur Weltherrschaft des Slaventums, die stets für das Praktische zugespitzten Triebfedern der britischen Krämerpolitik, und begründet als „österreichischer Deutscher", der die drei ersten Jahrzehnte seines Lebens in Österreich verbrachte und die andere, fast ebenso lange Zeit in Deutschland tätig war, seine tiefsinnigen Gedanken über „das Fühlen Mitteleuropas," wobei er sich besonders mit der Lebensarbeit des 1901 verstorbenen Kunstbetrachters Hermann Grimm, des als Wortführer des „preußischen Militarismus" viel angefeindeten Geschichtsschreibers des deutschen Volkes, Heinrich von Treitschke, mit dem im Kriegsjahr 1870 von Renan, dem Verfasser eines „Lebens Jesu" und „der Apostel", an David Friedrich Strauß, den Bahnbrecher kritischer Christusforschung, gerichteten Brief über die beiden Hauptströmungen der politischen Meinung in Frankreich, mit dem umfassenden Lehrgebäude Chomiakow's über die „Sendung des russischen Volkes",

mit dem scharfsinnigen Philosophen Wladimir Solowieff, den Verf. als „eine der bedeutendsten Verkörperungen russischen Geisteswesens“ ansieht, mit dem „großen Redner Amerikas“, Ralph Waldo Emerson, mit Schiller's „Geschichtsphilosophie, mit Byron, Danilewsky und dem von seinen Zeitgenossen zu wenig gewürdigten österreichischen Literar- und Sprachforscher Karl Julius Schröer eingehend befaßt. Dieses neueste Schriftchen Steiner's bietet also für jeden Geistesforscher bedeutendes aktuelles Interesse.

Fritz Freimar.

Eingelaufene Bücher etc.

Ernst Krauss (Satteldorf-Wttg.), Leben und Liebe. 4. Auflage 1914. 235 S. Im Xenien-Verlag zu Leipzig. Geh. M. 3. geb. M. 4; derselbe: Neue Gedichte, ib., in Rohseide M. 3,20. [„Diese Dichtungen,“ schreibt unser Mitarbeiter Viktor Blüthgen, „bekunden mit jeder Zeile ihr innerliches „Muß“, das Geborenwerden aus überquellendem Stimmungsgrunde“ und Peter Rosegger bezeugt: „Ich werde öfters darin Erholung und Erquickung suchen — und finden; sie gehören zu den besten Proben echter schwäbischer Lyrik, naturfroher, gemütstiefer Poesie.“]

Karl Ernst Knodt, „Der Waldpfarrer“. Eine Studie von Ernst Krauß. Separat-Abdruck aus der „Neckar-Zeitung“. Schell'sche Buchdruckerei, Heilbronn a. N. 15 S. [E. Krauß, selbst gottbegnadeter Sänger, Sohn eines Lehrers, geboren im schwäbischen Dörflein Eberbach, erblickt in dem unseren Lesern aus Proben seiner urwüchsigen Poesie in früheren Jahrgängen wohl noch bestens bekannten charaktervollen Dichterphilosophen, der bis vor 10 Jahren in dem weltabgeschiedenen Dörflein Oberklingen im Odenwald als Pfarrer amtierte und nun in Bensheim an der Bergstraße am 6. Juni d. J. sein 60. Lebensjahr vollendete, namentlich auch wegen seines eindringenden Verständnisses für Kunst, speziell für Musik und Malerei, sowohl hinsichtlich der Formschönheit und des Wohlklanges, als der tiefreligiösen, feierlich-ernsten Grundstimmung sein bewunderungswürdiges Vorbild, dessen reifstes Lyrikwerk „Ein Ton vom Tode, ein Lied vom Leben“ (1. Tausend bei Emil Roth, Gießen) sein ihm stets nahes „Gebetbuch“ geworden ist].

Briefkasten.

Alter Abonnent H. v. W. in Neuenahr, Rhld. Die in der Tat merkwürdige „Vision“ von Robert Hamerling, deren Original im Staatsarchiv Hamburg aufbewahrt wird, finden Sie schon im vorigen Heft K. No+. a) abgedruckt. Sie schreiben mit vollem Recht: „An dieser Vorausschau, die nicht zweifelhafter Herkunft und zweifelhaften Inhalts ist, wie die meisten andern „Kriegsprophezeiungen“, läßt sich nicht deuteln. Sie ist ja bereits zum größten Teil in Erfüllung gegangen, und was ihr noch fehlt, das möge eine glück- und sieghafte Zukunft uns und Oesterreich bringen.“ Wir hoffen Dasselbe.

Druckfehlerberichtigung.

Im Augustheft war zu lesen: S. 335, Z. 16 von unten Erbittet (st. Erbitte); S. 336, Z. 20 v. u.: ausbauen (st. umbauen); ib. Z. 1 v. u.: Branly's (st. Brenly's); S. 372, Z. 14 v. u.: bestätigen (st. bestäigen).

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **Oktober.** **1915.**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Eine Experimentalforschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

(Fortsetzung von Seite 379.)

Professor Hyslop prüfte die von Dr. Hamilton und Dr. Smyth erhaltenen und eben kurz skizzierten Ergebnisse selbst nach. Er ging dabei mit großer Vorsicht vor, um, wie er sagt, das Vertrauen der Trancepersönlichkeit zu gewinnen. Da Dunkelheit notwendig war, um Phänomene überhaupt zu erhalten, so beschloß Hyslop in erster Linie, die muskulare Tätigkeit des Mediums zu studieren. Er wollte den Beweis erhalten, daß des Mediums freie Hand mit den Phänomenen in Verbindung stand, also z. B. mit einer Bewegung der Trompete (während des Singens und Pfeifens), mit solcher des Tamburins, bei dem Binden des Mediums, den Tischlevitationen und dem Erzeugen von Lichtern.

Am öftesten kam das Trompeten-Phänomen. Es wurde behauptet, daß das Pfeifen und Singen nicht vom Medium abhänge. Die Forscher aber nahmen an, daß das Medium die Trompete in der linken Hand hielt, während der Kontrollierende die rechte Hand umfaßte. Nun, obwohl Prof. Hyslop sich alle erdenkliche Mühe gab, die sympathetische Bewegung der rechten Hand oder des rechten Armes mit eventuellen Bewegungen der linken Hand zu erhalten — es gelang ihm nicht, die leiseste Bewegung der rechten Hand zu entdecken. Die schon von Dr. Hamilton und Smyth festgestellte Dissociation der muskularen Tätigkeit war bewundernswert und Hyslop kann sie nur dadurch erklären, daß die eine Körperseite des Mediums hyperästhetisch und die andere völlig anästhetisch ist, so daß keinerlei Übertragung von Muskelbewegung von einer Seite zur anderen stattfindet. Oftmals wurde aber ein plötzliches Zucken der rechten Hand beobachtet. Hyslop glaubte anfangs, das Medium wolle seine Hand befreien,

aber er fand im Laufe der Experimente, daß dieses durchaus nicht der Fall war. Dies Zucken war stets das Vorzeichen eines kommenden Phänomens. Es war auch das Signal für die Änderung der Trancepersönlichkeit.

Als Prof. Hyslop bei späteren Versuchen beide Hände des Mediums hielt, machte er die Beobachtung, daß in beiden Händen dieses Zucken gleichzeitig stattfand und zwar gleichviel, ob sich irgend etwas ereignete oder nicht. Niemals aber entdeckte er hierin den leisesten Versuch zu einem Trick. Es kam kein Versuch vor, die Hand frei zu bekommen, wie z. B. bei Eusapia Paladino. Im Gegenteil, das Medium suchte stets die Kontrolle durch die Hand des Experimentierenden.

Bei dieser Gelegenheit betont Hyslop noch einmal, daß Miss Burton in normalem Zustand ein vollkommen ehrliches und ehrenhaftes Mädchen ist. Er führt viele Zeugnisse hierfür an. Daß mit ihr, wenn sie sich im Trance befindet, nicht so zu rechnen ist, wie im bewußten Zustande, ist klar und unterliegt keinem Zweifel. Hyslop nimmt an, daß Miss Burton unbewußt das tat, was „unabhängige" Phänomene sein sollten. Dies einwandfrei zu beweisen, hatte sich der Forscher als Aufgabe gestellt. Photographien und andere Umstände schienen in der Tat zu beweisen, daß das Unterbewußtsein sich genau so der Tricks bedient, wie sie eine normale Person, wenn sie täuschen will, anwendet. Daher bezeichnet Hyslop derartige Fälle als „Trancetäuschungen". Im Verlaufe seiner Studien kam er sogar zu der Erkenntnis, daß auch das Unterbewußtsein dieses Mediums ehrenhaft war und keine Tricks versuchte. Diese Erkenntnis aber ist es, welche den Fall Anna Burton so außerordentlich interessant gestaltet

Zur Beleuchtung der einzelnen Phänomene sei nun folgendes bemerkt:

I. Physikalische Phänomene.

1. Wie schon erwähnt, war Singen und Pfeifen eines der häufigsten Phänomene und zwar erfolgte es oftmals gleichzeitig. Es scheint, daß es Personen gibt, welche gleichzeitig singen und pfeifen können. Man weiß, daß man Geräusche machen kann, welche zeigen, daß die Sprachorgane wohl geeignet sind, eine Doppelwirkung zu leisten. Es handelt sich jedenfalls vor allem darum, festzustellen, ob die Töne aus dem Halse des Mediums kommen, oder von außen, also von einer äußeren Quelle stammen. Wenn die Experimentatoren die Finger auf den Kehlkopf des Mediums legten, fühlten sie ein mehr oder weniger deutliches Vibrieren der Organe. Zeigt dies, daß das Unterbewußtsein der Miss Burton sang und pfiff? Aber die Stimmbänder waren in so leiser Bewegung, daß sie nicht für den Effekt beansprucht werden konnten. Man kann nicht so virtuos pfeifen,

wie es hier gehört wurde, ohne die Tätigkeit der Stimmorgane, und ganz besonders ist der famose Triller unmöglich!

Sicher ist, sagt Hyslop, daß hier kein bewußter Betrug vorlag. Das Medium führte selbst die Hand der Experimentierenden an den Kehlkopf und mußte also fürchten, entdeckt zu werden. Bauchreden ist nach Hyslop ein unsinniger Einwand in diesem Fall. Diesen Einwand machen überhaupt meist Leute, welche die Natur des Ventriloquismus nicht kennen.

Merkwürdig ist die Beobachtung, daß, wenn Singen und Pfeifen gleichzeitig gehört wurde, es schien, als ob das Singen in der Umgebung des Halses des Mediums stattfinde, und die einigen Fällen wurde dies unzweifelhaft festgestellt. Oft schien es aber aus der Entfernung zu kommen. Das Pfeifen schien zwei oder vier Fuß von dem Munde des Mediums entfernt zu sein. Prof. Hyslop gelang es nicht, auch nur den schwächsten Beweis dafür zu finden, daß es aus dem Munde des Mediums kam! Der Forscher verwahrt sich dagegen, das Ganze als supranormale Wirkung hinzustellen, aber er findet keine Erklärung für das Phänomen. Es ist natürlich, daß die Dunkelheit, in welcher die Erscheinung vor sich ging, das Urteil außerordentlich erschwert.

2. Die Levitationen. Man hatte alle Vorsichtsmaßregeln getroffen; die Hände des Mediums wurden gehalten, seine Füße konnten den Tisch nicht berühren usw. und dennoch wurde ein Tisch von 100—125 Pfund Gewicht ungefähr acht Zoll frei gehoben![4])

Miss Anna zeigt zwar im Trans mehr Kraft, als im normalen Zusand, aber Prof. Hyslop ist stärker, als Anna im Trans ist und kann den Tisch unter den dem Medium auferlegten Bedingungen nicht heben, obwohl alle möglichen Wege versucht wurden. Merkwürdig ist, daß, wenn das Medium überhaupt dabei beteiligt ist, nicht die leiseste Bewegung zu entdecken ist, sei sie sympathetischen oder anderen Charakters.

3. Die Lichter. Häufig wurde Phosphorgeruch bemerkt, auch an den Händen des Mediums nach Ausführung der Phänomene. Sowohl das Medium, wie Mrs. Milton gaben dies zu, ohne nur daran zu denken, daß dies verdächtig sei. Sie sagen, daß sie die Phänomene nicht mit solchen Mitteln vorbereiten. Sie sind beide auch stets bereit gewesen, sich Anordnungen zu fügen, welche ihnen die Anwendung derartiger Mittel unmöglich machen mußte. Um die Lichterscheinungen zu erklären, vermuteten die genannten beiden Ärzte, daß das Medium Zündhölzer im Munde

---

[4]) Ich habe dies Experiment bei einem Medium unter so einwandfreien Bedingungen gesehen, daß die von den Skeptikern immer wieder gehörte Behauptung, es handle sich dennoch um einen Trick, einfach lächerlich ist. P.

habe, und um der Sache auf den Grund zu sehen, ergriff Dr. Shmyth in einer Sitzung die Gelegenheit und zwang das Medium den Mund zu öffnen. Man fand den Speichel mit phosphoreszierendem Licht getränkt. Derselbe tropfte in ihren Schoß, dort eine leuchtende Masse bildend.[5]) Aber der Experimentator fand keine Spur von einem Zündholz im Munde des Mediums und keinen Beweis, daß irgend etwas für das Phänomen vorbereitet worden war. Weder das Medium noch Mrs. Milton konnten eine Erklärung geben. Interessant ist aber, daß bei diesem Phänomen ein neuer „Spirit" auftrat, nämlich Hathie, des Mediums verstorbene Schwester.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß oft zwei Lichter auf einmal kamen und zwar so weit voneinander entfernt, daß das Medium, das nur eine Hand frei hatte, sie nicht beide entzündet haben konnte.

Die Farbe war derart, daß sie mit Phosphor nicht nachzuahmen war. Hyslop hatte oft versucht, diese medianimen Lichter mit Zündhölzern zu imitieren, allein es gelang weder die Farbe, noch die Wirkung nur annähernd ähnlich zu gestalten. Die Lichter der Miss Burton waren ein helles Gelb, oftmals strahlend. Oft beleuchtete ihr Schein den Ort, wo sie erschienen, so hell wie am Tage. An Phosphorlicht erinnert nur die Eigenschaft, daß die Umgebung nicht beleuchtet wird. Die Lichter gleichen den Leuchtkäfern. Übrigens sah man die Finger des Mediums niemals beleuchtet, obwohl es vermutlich die Finger brauchte.

Auch durch andere Mittel war es nicht gelungen, die Lichter nachzumachen. An elektrische Apparate kann nicht gedacht werden. Miss Burton wußte nichts von solchen und die Drähte hätten sie verraten. Aber selbst wenn man solche als möglich zur Täuschung annehmen will, das Licht selbst und die Art des Leuchtkreises hätte nicht entsprochen. Hyslop betont wiederholt, daß alle Imitationsversuche gänzlich fehlschlugen.

Miss Burton hat auch oftmals versucht, Lichter zu erzeugen, ohne daß es ihr gelang. Manchmal brachte sie nur schwache Lichterscheinungen zustande. Wenn Hyslop die rechte Hand des Mediums zur Kontrolle hielt, kamen keine Lichter; wenn er aber auf die Kontrolle verzichtete, dann waren alle Phänomene besser und die Lichterscheinungen waren vorzüglich.[6])

---

[5]) Man wird hier an die Phänomene der Eva C. erinnert. P.

[6]) Nur der Unerfahrene findet hierin eine Bestätigung seines Verdachtes. Ich experimentierte einst mit einem einwandfreien Medium. Ein Freund und ich hielten je eine Hand. Das Medium suchte nun die Hände, wie im Krampfe sich windend, frei zu bekommen. Wir hielten sie eisern fest. Da wurde mit Klopftönen befohlen: Hände frei! Wir ließen los und in demselben Moment kam ein Apport auf den Tisch, ein kleiner eiserner Leuchter, der auf einem anderen Tisch stand. — Peter.

Es war klar, daß die Lichter weder in betrügerischer noch in hysterischer Weise vorher erzeugt wurden, aber sie waren doch nicht unabhängig von dem Körper des Mediums. Sie waren unzweifelhaft verbunden mit irgend einer körperlichen Tätigkeit des Mediums. Eine Präparation, welche denkbar scheint, ist, daß das Medium in eine Art Trans fällt und die Vorbereitung in diesem Zustand trifft, sich aber später an nichts mehr erinnert. Ähnliches hat Flournoy beobachtet. Auch Miss Burton ist das passiert; man hatte den Beweis hierfür durch die automatische Schrift erbracht, allein es wurde kein Beweis erhalten, daß es zur Erzeugung von Lichtern geschehen sei, und es ist dies auch nicht wahrscheinlich.

Prof. Hyslop wendete allen Scharfsinn auf, der Erzeugung der Lichter auf die Spur zu kommen. Er gab die Hände des Mediums frei, aber steckte dasselbe vor der Sitzung in eine besondere Kleidung, welche es ihm unmöglich machte, irgend etwas in die Sitzung zu bringen. Dann wurden die Hände gewaschen, Mund und Nase untersucht und das Medium bis zu dem Moment, in welchem Dunkelheit hergestellt wurde, bewacht.

Trotz dieser Vorkehrungen kamen schon am zweiten Abend Lichter in der Nähe des Mediums und auch weiter entfernt von ihm. Miss Burton bot nun selbst ihre Hände dem Experimentator. Dieser ergriff sie und hielt sie an ihrer Brust fest. Während die Hände so gehalten wurden, erschienen wieder die hellen Lichter! Am dritten Abend wurde auch Mrs. Milton untersucht und ebenso gekleidet. Wieder erschienen die Lichter, meist in der Nähe des Mediums. Die meisten waren wohl zweifellos in Verbindung mit seinen Händen, — aber sie konnten absolut nicht durch Mittel hervorgerufen sein, welche das Medium vorher verheimlicht hätte. Auch von Mrs. Milton war durch die getroffenen Maßnahmen jeder Verdacht entfernt. Ia, sie wurde sogar am vierten Abend aus dem Zimmer entfernt. Nur die Experimentierenden waren anwesend. Miss Burton war peinlich untersucht worden und — doch kamen Lichter! Es war sicher, daß sie mit künstlichen Mitteln nicht erzeugt waren.

Prof. Hyslop sagt, daß nur Tatsachen berichtet werden sollen und von Erklärungen vorerst Abstand genommen werde. Aber das sei jetzt schon betont: es soll nicht behauptet werden, daß bewiesen ist, daß diese Phänomene supranormal seien. Indes war es nicht möglich, irgend eine künstliche Methode zur Hervorbringung der Phänomene zu entdecken, welche nur einigermaßen plausibel schien, eine Tatsache, die doch wohl zu denken gibt.

Andererseits muß man sagen, daß diese Lichter kein so seltenes Wunder sind, wie die Skeptiker meinen, wenn sie die Möglichkeit derartiger Dinge überhaupt leugnen. Der Leuchtkäfer und der Glühwurm, das marine Phosphorleuchten und der

Schein faulenden Holzes sind doch ähnliche Erscheinungen. Wir wissen, daß der menschliche Organismus Phosphor ausscheidet und es ist möglich, daß gewisse Personen hierzu besonders befähigt sind — entweder durch ihre eigene Kraft oder durch die Einwirkung fremder Agentien, welche imstande sind, diese Phosphate zur Erzeugung von Lichtern zu bringen.

4. Das Phänomen des Bindens des Mediums. Es lagen zwei Stücke Schn r, jedes ca. 20 Fuß lang auf dem Tisch. Prof. Hyslop hielt einmal die rechte Hand des Mediums, während der Zeit, während welcher das Binden stattfand. Er fühlte nicht die leiseste Bewegung des Körpers des Mediums. Letzteres schien vollständig passiv und dennoch war dasselbe, als das Zeichen zur Herstellung des Lichtes gegeben wurde, an den Tisch und an seinen Stuhl gebunden!

Eine Mithilfe der Mrs. Milton ist ausgeschlossen. Hyslop glaubt, daß Miss Burton alles mit der linken Hand fertig gebracht hat, aber das Wie konnte er nicht finden. Er hält deshalb das Phänomen für eines der interessantesten. Vielleicht, meint der Forscher, wird man noch entdecken, daß die Hysterischen spezielle Fähigkeiten zur Ausführung solcher Phänomene besitzen. Überraschend ist jedenfalls, daß das Medium in seinem normalen Leben nichts zeigt, was auf solche Fähigkeiten schließen ließe. Möglicherweise würde die Sache sich einfach erklären, wenn man den modus operandi in vollem Lichte sehen könnte. Man wird hierin dem Forscher nicht widersprechen können, aber man wird sich auch nicht des Eindrucks erwehren, daß all dies nur Vermutungen sind, — die Wahrheit wissen wir nicht.

5. Staunenswert ist das Phänomen des Anhaltens und wieder in Bewegung Setzens des Phonographen, während beide Hände und Füße des Mediums gehalten waren. Dabei stand Mrs. Milton hinter Hyslop und hatte beide Hände auf dessen Schultern gelegt.

6. Die Klopftöne. Viele derselben antworten auf Fragen und zwar intelligent. Andere sind einfach Zeichen der Kraft, die sie erzeugt, obwohl auch damit oftmals intelligente Zwecke verfolgt werden. Besonders werden sie angewendet, wenn ein Musikstück der Transpersönlichkeit nicht gefällt. Sie erfolgen dann, bis eine Änderung eingetreten ist. Als Antwort auf Fragen bedeutet ein Klopfton „nein"; zwei Töne „ich weiß nicht" und drei „ja".

Es liegt die Frage nahe, ob sie künstlich erzeugt werden oder nicht. Die Experimente ergaben zunächst, daß Miss Burton sie in unbewußtem Trans hervorbringt, als ein Produkt der Hysterie. Ihre Hand scheint dabei nicht im Spiele zu sein. Man denkt zuerst, daß das Medium vielleicht mit dem Fuße gearbeitet hat. Allein sehr oft war diese Vermutung schon durch den Ort, woher die Klopftöne kamen, ausgeschlossen. Wenn man sagt, daß man

in der Dunkelheit nicht feststellen kann, woher ein Ton kommt, so ist das nicht immer richtig. Es gibt sehr viel Situationen, in welchen wir ganz genau sagen können, wo der Ton erschien. Prof. Hyslop hatte wiederholt einwandfrei festgestellt, daß die Klopftöne weder von den Händen noch von den Füßen des Mediums erzeugt wurden, und vollständig unabhängig hiervon waren.

Die Erklärung ist schwer, besser gesagt, bis jetzt unmöglich. Nur der Einwand, daß andere Phänomene ebenfalls unerklärlich schienen und sich doch als „Tricks", wenn auch unbewußte, herausstellten, fällt auch hier ins Gewicht. Aber Hyslop ist der Meinung, daß gerade für die Klopftöne mehr als für die anderen Phänomene die „Unabhängigkeit" vom Medium anzunehmen sei. „Ich bin geneigt", sagt der Gelehrte, „die objektive Quelle der Klopftöne anzuerkennen, gleichviel welche Kraft als Ursache angenommen wird." (Fortsetzung folgt.)

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 379.)

Von frühester Jugend an werden die Kinder gewöhnt, den Eltern peinlich strenge zu gehorchen und sich selbst zu beherrschen. Schreiende Kinder sind eine Seltenheit. In dieser zeitig einsetzenden Erziehung zur Unterdrückung aller leidenschaftlichen Äußerungen liegt der Keim zu der Meisterschaft, die der erwachsene Japaner in der Kunst erlangt hat, seine Gefühle zu verbergen und seine Gedanken geheim zu halten. Bei der unleugbar vorhandenen Verschlagenheit seines Charakters sichert ihm dies eine gewisse Überlegenheit im Verkehr mit Abendländern. Besonders bemerkbar macht sich in der Gegenwart ein an Größenwahn*) grenzendes Selbstgefühl, welches systematisch von der Regierung bei der heutigen Jugend groß gezogen wird. Ob der Wahrheit hierbei dreist ins Gesicht geschlagen wird, spielt keine Rolle. Das staatlich eingeführte Elementarlesebuch ver-

---

*) Zur Charakterisierung dieses zu krankhafter Höhe emporgewucherten Selbstgefühls der Japaner folgendes typische Beispiel: als auf der II. internationalen Leprakonferenz zu Bergen im Jahr 1909 gelegentlich eines Festes der japanische Arzt Dr. Kitasato dem König Hakon vorgestellt wurde, begrüßte der letztere den Gelehrten mit den freundlichen Worten: „O, Ihr Name ist mir schon bekannt als Mitarbeiter Kochs und Behrings." Kitasato aber trat einen Schritt zurück und antwortete: „Ew. Majestät entschuldigen. Koch und Behring waren meine Mitarbeiter." — Die Münchener medizinische Wochenschrift hat dieses unerhörte Vorkommnis sicherbezeugt für alle Zeiten festgenagelt. —

breitet die Lüge, daß das Pulver, der Telegraph, das Telephon usw. von Japanern erfunden sei. Der für japanisches Wesen allzusehr voreingenommene, als englischer Lehrer im Staatsdienst angestellte L. Hearn weiß hiervon freilich ebensowenig etwas zu vermelden, wie P. Loti. Und doch ist es wahr und empört den ehrlich denkenden Deutschen. Da darf man sich denn auch nicht wundern, wenn seitens biederer Japaner naive Fragen an einen gestellt werden, wie: ob es in Berlin auch schon Automobile gebe? warum eigentlich das japanische Gold so viel besser wäre als das europäische usw. Wehe dem Europäer, der sich im Zorn hinreißen läßt, nach einem dieser hochheiligen Japaner zu schlagen! Er wird nicht mit Geld, nicht mit Gefängnis, nein mit Zuchthaus bestraft. Mich schlug ein japanischer Rikschamann, der sich mir schamlos aufdrängte, als er endlich sah, daß er bei mir nichts ausrichte, beim Ausgang eines Tempelgartens mit der Faust auf die Schulter und lief weg. Polizei war nicht in Sicht. Ob ich aber bei ihr und dem Richter den Schutz gefunden hätte, der ihm im umgekehrten Falle als gelbem Mann fraglos zu Teil geworden wäre, lasse ich dahingestellt.

Doch ein solches Vorkommnis bildet eine Ausnahme. Nie mehr habe ich etwas Ähnliches erlebt, vielmehr überall sonst bei Alt und Jung freundliches Entgegenkommen gefunden. Vielleicht war jener Rohling berauscht, obwohl dies bei den nüchternen Japanern nur selten vorkommt. —

In das Kapitel der offiziellen Verbreitung unwahrer Tatsachen gehört auch die Lehre, welche die Regierung von den Lehrstühlen ihrer Universitäten neuerdings verbreiten läßt, daß die Japaner von den alten Mexikanern abstammten. Es dient dies dem durchsichtigen Zweck in schlaupolitischer Weise eine Art moralischen Rechtes zu erschleichen, sich in die Angelegenheiten Zentralamerikas einzumischen und sich dort eventuell festzusetzen. Diese ganz haltlose Abstammungstheorie habe ich selbstredend bei meiner Eingangs gemachten Behandlung der Herkunft der Japaner nicht erwähnt. —

Von Tokyo aus unternahm ich die Wallfahrt nach Nikko, den Fuji links und rechts den rauchenden Asamo entlang. Mein Zug fuhr unmittelbar dem Extrazug des Kaisers voran, der sich gleichfalls nach Nikko, seiner Sommerresidenz, begab. So hatte ich Gelegenheit, auf allen Stationen die zur Begrüßung herbeigeeilten Behörden und Notabeln zu sehen, alle in Frack und hohem Hut. Manche Cylinder waren monströs. Der Japaner in seiner Nationaltracht ist eine harmonische Erscheinung, in Frack, Lack und Claque aber gleicht er — man verzeihe das harte Wort — einem Affen. Fast die ganze fünf Stunden lange Bahnstrecke bildeten Soldaten in Galauniform (Kaki) abteilungsweise Spalier. In dem wunderschön zwischen bewaldeten Bergen ge-

legenen Nikko angekommen, hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als im Hotel Quartier zu belegen und mich dann auf der Hauptstraße aufzustellen, um dem Einzug des Kaisers beizuwohnen. Der Straßenschmuck war einfach, aber sehr ansprechend. Im ersten Wagen saß der Kaiser in Kakiuniform mit seinem Söhnchen, im zweiten die wieder europäische gekleidete Kaiserin in Weiß mit einer Hofdame. Es folgten Wagen mit Ministern und hohen Militärs, alsdann in Rikschas eine Anzahl Frackträger mit Cylinderhüten. Lautlos fuhr der Zug vorüber. Ich war der einzige, der geradeaus auf den Kaiser hinsah. Alle Welt stand gebückt, den Blick ängstlich zu Boden gewandt. Denn noch gilt hier in diesen ländlichen, besonders kaisertreuen Revieren der alte Satz: wer den Mikado, den Sohn der Sonnengöttin, anzuschauen wagt, wird zum Buddha, d. h. muß sterben. War doch kurz vorher selbst in Tokyo bei einer Ausfahrt des Kaisers ein begeisterter Japaner, der, statt sich zu verneigen und zu schweigen, „Banzei", d. h. „hoch" oder „hurra" gerufen hatte, unverzüglich von einem Schutzmann niedergeschlagen worden. Zehn Minuten später, als ich den Weg nach den berühmten Tempeln von Nikko nahm, deretwegen man die Reise dorthin unternimmt, begegnete ich dem Kaiser nochmals, der jetzt völlig allein, ehe er seinen Sommerpalast betrat, den Gräbern seiner Ahnen seine Verehrung bezeigen wollte. Diese haben hier in einem schönen Tempel mit hübschem Landschaftgarten ihre Ruhestätte. In eben diesem Garten liegt auch ein Tempel mit einem Kloster, einer buddhistischen Sekte gehörig. Ein Bonze zeigte mir dort das Bild seines Meisters Taurais und gab mir einen Grundriß seiner Lehre, die in einer Empfehlung der Einfachheit im Denken und Handeln gipfelt. Was aber die Haupttempel und Grabdenkmäler betrifft, deren Besichtigung ich den Rest dieses Tages und der nächst folgenden widmete, so muß ich gestehen, daß ich, trotzdem ich schon viel Schönes in Japan gesehen hatte und es hier bei zwei in Restauration begriffenen Hauptgebäuden nicht günstig traf, doch aus dem Staunen und Bewundern nicht herauskam. Namentlich der Jeyasutempel, Jeyasus-Grabmal und das Grabmal des Jemitsu sind von entzückender Schönheit im Äußeren und Innern und bergen eine unerhörte Menge wertvollster Kunstgegenstände in sich. Ursprünglich buddhistisch, sind viele Teile dieser großartigen Tempel- und Grabanlage seit der Erklärung des Shinto zur Staatsreligion in shintoistische Heiligtümer umgewandelt. Die Nios, d. h. die Tempelhüter, sind an der alten Stelle wenigstens verschwunden und haben dem himmlischen und dem koreanischen Löwenhund Platz gemacht. Dort flattern jetzt munter die Goheis und den Altar ziert der runde Spiegel. Noch aber steht unverändert die Halle der drei Buddhas, auf dem Altar die große vergoldete Figur des Lichtgottes Amida mit der

tausendäugigen und der pferdeköpfigen Kwannon zur rechten und linken Seite. Noch wird der heilige Schimmel in seinem Stalle verpflegt, an dessen Toreingang das berühmte buntfarbige Schnitzwerk der drei symbolischen Affen prangt, von denen sich der eine die Augen, der zweite die Ohren, der dritte den Mund zuhält. Eine Mahnung, nichts Böses zu sehen, zu hören und zu sprechen. Vor dem herrlichen Tor Yomei-mon steht eine schöne Bronzesäule, welche mit Absicht fehlerhaft ausgeführt ist, um den Neid der Götter nicht zu erwecken. Ich erwähne dies als Kuriosum, ohne auf eine weitere Beschreibung der einzelneu Schönheiten dieser unvergleichlichen Tempelbauten eingehen zu wollen.

Alle diese Tempel und Hallen sind auf einem flachen Hügel in den Hochwald hineingebaut und von herrlichsten Bäumen edelster Art umrauscht und überschattet. Der Anblick ist ein einzig schöner. Eine Steinallee von Göttergestalten führt durch den Wald zum Grabmal des AbtsJigen Daisha, einer steinernen Stupa, welcher Form man im Gegensatz zu Indien in Japan seltener begegnet.

Ich kann dieses Kapitel nicht schließen, ohne meinem Unwillen über die Art der Ausbeutung der besuchenden Fremden, die hier herrscht, Ausdruck zu geben. Trotzdem man eine nicht unbeträchtliche Taxe für den Besuch der ganzen Anlage entrichtet hat, wird man in jeder Halle, in jedem Korridor um weitere Zahlung angegangen. In engen Passagen stellt sich einem ein Bonze oder Shintopriester mit vorgehaltener Schale direkt in den Weg. Dazu das ewige Über- und Abstreifen von Zeugschuhen mit immer neuen Trinkgeldern. Man muß mit der Börse in der Hand vorwärts schreiten und beständig rechts und links austeilen. Dabei stört das Geldzählen und laute Schwatzen der müßig herumlungernden Bonzen jede Andacht. Als ich zu einem Tempel für diesen Tag zu spät kam, da dessen Besichtigungszeit eben ablief, schlug die ehrwürdige Schar dieser frommen Gottesknechte höhnisch eine laute Lache an. Ich habe aber auch weder zuvor noch nachher je eine solche Auslese von Augurengesichtern und Galgenphysiognomien gesehen wie hier. Man sieht, wie in einem europäischen Kurort, so wirkt überall der allzureiche Besuch und der mühelose Erwerb durch die Fremdenindustrie demoralisierend.

Aber nicht nur unterhaltene, auch aufgelassene Tempel gibt es hier im Hochwald und an den Berghängen versteckt genug. Zu ihnen führen verschwiegene Wege an rauschenden Bächen und reizvollen Wasserfällen vorüber. Ich sah solche mit moosbedeckten Stufen, von Kletterrosen umrankt in tiefster Waldeinsamkeit, die das Herz mehr zur Andacht stimmten als all der Glanz und die Pracht der kaiserlichen Tempel. Aber niemand besucht sie, niemand kümmert sich um sie, denn dabei gibt es nichts zu verdienen, und Geldmachen ist die Parole in Nikko. —

Auch über den Paß des vulkanischen Nantai-san zum Chuzenjisee bin ich hinaufgestiegen, wo auf alpiner Berghöhe ein schlichter Shintoschrein, von Goheis umflattert, sturmgepeitscht die Wacht hält. Und trotz manchem Verdrießlichen muß ich doch zum Schluß mit dem japanischen Sprichwort bekennen: „Brauche nicht das Wort großartig, bevor du Nikko gesehen hast“. — —

Nirgends hatte ich soviel Gelegenheit, zu deutschen, in Japan lebenden Kaufleuten in Beziehung zu treten, als in Kobe. Alle diese waren darin einig, daß der Verkehr mit den Japanern äußerst schwierig sei, und daß zur Zeit für Europäer in Japan wenig geschäftliche Aussicht bestehe. Alle hoben auch — im Gegensatz zu den chinesischen Kaufleuten, über die nur eine Stimme des Rühmens herrscht — hervor, daß der Japaner durchaus unzuverlässig sei. Eine heute gemachte Bestellung wird morgen widerrufen oder verändert. An tadellos nach Auftrag gelieferter Ware hat der verschmitzte Empfänger immer noch etwas auszusetzen, woraus er das Recht herzuleiten sucht, nachträglich den Preis zu drücken. Um auch das einfachste Geschäft zustande zu bringen, macht sich vorher langes, ermüdendes Feilschen nötig. Dazu ist Japan in vielen Erzeugnissen nicht mehr auf das Ausland angewiesen, sondern es produziert selbst. In dem Bestreben aber, in allem es Europa gleich oder gar zuvor zu tun, soll mancher Fehlgriff begangen werden, indem man mit den allermodernsten Einrichtungen ausgestattete Industrien ins Leben ruft, für die weder im Inland, noch auch im Ausland der richtige Absatz vorhanden ist.

Die Hafenstadt Kobe-Hyogo mit etwa 400 000 Einwohnern besitzt eine starke europäische Kolonie und schöne Umgebung. Mehrere Tempelanlagen der Stadt sind überhaupt sehr sehenswert, vor allem der ganz im Grün von Kryptomerien und Kampferbäumen versteckte Ikutatempel, um den sich bei meinem zweiten Besuch Kobes ein riesiges Markttreiben gelegentlich eines Tempelfestes entwickelte. Der Nofukujitempel enthält einen 16 Meter hohen ganz hübschen Daibutsu in Erz mit einem Amidaaltar und vielen als Opfergaben aufgehängten Metallspiegeln im Innern. Der Metallspiegel ist dem Buddha wie dem Shinto eigentümlich. Es heißt, letzterer habe ihn ersterem und zwar speziell der dem Shintoismus sich nähernden buddhistischen Shingonsekte entlehnt. Ich vermag das aber kaum anzunehmen; denn wenn ich auch nicht glaube, daß der realistische Japaner mit diesem Emblem tiefgründige philosophische Ideen, wie „Erkenne dich selbst“ oder „Das Weltall das Spiegelbild Gottes“ ausdrücken will, so ist es mir doch unmöglich, die Beziehung des runden Spiegels zur Sonne zu verkennen. Der runde Spiegel aber ist neben dem

16-blättrigen Chrysanthem, welches als Kreis mit Strahlen auch hierher gehört, das Sinnbild des Kaisers, und dieser ist der Sohn der Sonnengöttin. Ich meine, diese Sache läge einfach genug, und der Kamidienst brauchte sich nicht erst dieses Emblem vom Buddhismus zu borgen. Ferner erzählt uns der Urmythus der Shitoisten, daß die streikende Sonnengöttin nur durch Vorhalten eines Spiegels dazu bewogen werden konnte, ihre Tätigkeit wieder aufzunehmen. Hiermit ist also seit den ältesten Zeiten japanischer Erinnerungen der Zusammenhang zwischen Sonne und Spiegel festgelegt, Schein und Gegenschein, wie ich den Mythus deuten möchte.

Nahebei liegt der Shinkojitempel mit einem schönen Bronzeamida und ein kleineres gleichfalls buddhistisches Sanktuarium mit einem Hautrelief der lebensgroßen Kwannon, dadurch merkwürdig, daß der Künstler nicht nur die Fingernägel, sondern auch die Zehennägel viele Zoll lang aus der Fläche hervorragen ließ. Das Bild ist wohl chinesischen Ursprungs, denn der Japaner schneidet mit öfterer Ausnahme der beiden kleinen Finger seine Nägel an den Händen kurz; lange Fußnägel habe ich übrigens auch in China weder im Leben, noch in Bildern gesehen.

In einem kleinen, nahe dem Meeresstrand gelegenen Tempel stieß ich auf eine buntfarbige gräßliche Darstellung der buddhistischen Höllenstrafen. Die Frauen hatten dabei ungalanter Weise den Vorrang. Mit den buddhistischen Höllenstrafen hat es aber insofern nicht allzuviel auf sich, als sie wenigstens nicht als ewige gelten. Selbst die Teufel (Dämonen) sind von einer schließlichen Erlösung nicht ausgeschlossen.

(Die namhaftesten Höllendarstelungen Japans befinden sich übrigens in dem Anrakujikloster zu Kyoto. Merkwürdigerweise sind sie automatisch zustande gekommen und, wie die Bilder der bekannten Genferin Helen Smith, von japanischen spiritistischen Medien gemalt. Am wirkungsvollsten erscheint unter ihnen der dreifache Kakemono, welcher die Geschichte der berühmten Schönheit und Malerin Onono-Komachi behandelt. Ihr Leben, ihr Tod und ihre Existenz nach dem Tode ist mit machtvollem Pinsel dargestellt, aber mit erschütternden Details.)

Ein mehr seiner Lage als seiner äußeren Erscheinung wegen besuchenswerter Tempel in der Nachbarschaft Kobes ist der auf dem waldigen Gipfel des Mayasan, der höchsten Bergspitze der ganzen Gegend, gelegene und Buddhas Mutter geweihte Tempel. Gleich einem katholischen Stationsweg begleiten den Aufstieg Buddhadarstellungen, meist solche Buddhas als Kind, wie schon früher erwähnt. Der oben ohne alle Bequemlichkeit einsam hausende Bonze schien sehr erfreut, als eine Pilgerin mit der Teekanne anrückte und ihm auch ein „Schälchen heißen“ zukommen

ließ. Überhaupt darf man sich die Lage vieler Bonzen nicht allzu rosig vorstellen, da sie, ungleich den Shintopriestern, meist unbeweibt, ohne Nebenbeschäftigung und oft allein auf milde Spenden angewiesen sind. Die Aussicht von dieser Hochwarte über die steile Bergwelt, Kobe Stadt und Hafen, sowie das blaue Meer ist entzückend. (Fortsetzung folgt.)

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.

(Fortsetzung von Seite 391.)

Weissagende Gesichte der Dominikanerin Klara Moes (1877).

Nach den authentischen Berichten aus ihrem Leben, von ihrem 18 Jahre lang sie leitenden Seelenführer J. P. Barthel (Luxemburg 1908) berichtet die Seherin: „Im Hochamte des Weihnachtsfestes 1877 wohnte ich dem Pontifikalamte in der Kathedrale bei. Während der heiligen Wandlung ließ das ewige Wort mich in einer rein geistigen Vision erkennen, daß es seinen Stellvertreter auf Erden, Papst Pius IX., bald vom irdischen Kampfplatz abberufen werde, um ihm für seine vielen Mühen und Leiden die Krone des ewigen Lebens zu geben. Zugleich erkannte ich klar und deutlich den Willen des Herrn, daß ich fortan um eine glückselige Sterbestunde für den heiligen Vater beten und des Kardinals Pecci zugleich beständig vor Gott gedenken solle."

Am Fest des süßesten Namens Jesu 1878 ließ der göttliche Heiland seine treue Kreuzesbraut in einer Vision die Person des Kardinals Pecci schauen und teilte ihr mit, daß er zum Nachfolger des Papstes Pius IX. bestimmt sei, und eine gar schwere Bürde auf seine Schultern gelegt werden solle; somit wisse sie, wie es notwendig sei, ihn durch die Kraft des Gebetes zu unterstützen.

Auch teilte ihr die liebe Gottesmutter am Feste Maria Lichtmeß mit, der heilige Vater würde in der nächsten Zeit sehr leidend sein und innerhalb weniger Tage in seine ewige Ruhe eingehen, um den Lohn für seine schweren Arbeiten und vielfachen Mühen zu empfangen.

„Am 7. Februar abends, etwas vor 6 Uhr, schreibt sie, ward ich plötzlich dem Geiste nach entrückt und sah, wie die Seele des großen heiligen Vaters Pius in einer Lichtsäule von heiligen Engeln vor den Richterstuhl Gottes getragen wurde."

Am 9. Februar empfahl ihr der göttliche Heiland wiederum ganz besonders den Kardinal Pecci ins Gebet und verlangte, daß sie zu diesem höchst wichtigen Zweck ihr Opfer und Leidensleben bis zum 20. Februar fortsetze. Während dieser Zeit besuchte der heilige Schutzengel des genannten Kardinals sie täglich, erinnerte sie an das Gebet für seinen Schutzbefohlenen.

Am Nachmittag des 20. Februar überbrachten zwei Himmelsfürsten, der Schutzengel des hochseligen Papstes Pius IX. und jener des neuerwählten Statthalters Christi Leo XIII., ihr die Nachricht von der soeben vollzogenen Papstwahl und eröffneten ihr, daß der heilige Vater den Namen Leo XIII. angenommen.

* * *

In der Geschichte des Okkultismus bzw. der Geheimwissenschaften, trifft der Kulturhistoriker verblüffende Ähnlichkeiten, Doppelgängerei möchte man es nennen, von denselben Erscheinungen, Erlebnissen, Begebenheiten. Man braucht also nicht in den Heiligenlegenden von Ott, in Sammelwerken der mittelalterlichen Seherinnen und Verzückten der verschiedenen Klöster Rundschau zu halten, um Vergleiche anzustellen, man findet bei den protestantischen Sekten und Schwärmern bis zum Verwechseln ähnliche Tatsachen und ganze Lebensdarstellungen. Zufällig fand ich in Horst, Zauberbibel 1822, das Leben der protestantischen Pastorentochter Christina Poniatowitzsch um 1628, also im 30jährigen Kriege, einer Visionärin, Hellseherin bei Tag und Nacht, die Besessenheiten noch schrecklicher als Klara Moes hatte, an einem Tage oft 50 Paroxysmen durchmachte. Auch sie hatte den Beruf, der Welt diese Leiden, aber auch ihre Sühnopfer zu verkünden. Eine andere Schwärmerin, Eva Marg. Fröhlich, die hochgebildete Gattin eines schwedischen Oberst, hatte 1685 ein ähnliches Leben, denselben Beruf. Anna Fleischer aus Freyberg, eine Besessene, schwebte zuweilen 4½ Ellen in der Luft 1620, weissagte die Ereignisse des 30jährigen Krieges. Anna Vetter hielt sich ob ihrer Offenbarungen für berufene Prophetin und allgemeine geistliche Mutter aller Städte und Provinzen, als Mittlerin zwischen Gott und den Bürgern von Ansbach, auch von Weißenburg, deren Sünden sie abgebüßt, sich zum freiwilligen Opfer angeboten habe. Antoinette Bourignon, 1616 in Ryssel (Flandern) geboren, darf mehr als andere die Doppelgängerin der Klara Moes genannt werden, es wäre eine ausführlichere Biographie geboten. In der frühesten Jugend fromm und zum Klosterleben berufen, hörte sie eine innerliche Stimme, die zum Einsiedlerleben sie aufforderte. Sie verließ wie die heilige Theresia später das elterliche Haus in Einsiedlerkleidung, ward eingefangen und zurückgebracht. Sie gründete ein Mädcheninstitut, wollte die Mission haben, den Augustinerorden neu zu beleben. In ihrem Institut brach Obsession der Kinder aus. Sie mußte nach Holland und Hamburg flüchten, fand berühmte Anhänger, aber auch Gegner.[3])

---

[3]) Prof. Dr. Ludwig hat als lehrreiche Seitenstücke kritisch und wissenschaftlich das Leben der Beatrix Schuhmann [vergl. Juni-Juliheft] und der Gemma Galgani behandelt und dürfte wohl auch das Barthel'sche Buch meisterhaft rezensieren. — Verf.

II.

Der Koboldsspuk, ein Blatt am Riesenbaum des Wunderbaren.

Einem Urwald mit tausendjährigen Riesenbäumen, Stauden und wuchernden Schlingpflanzen darf das dunkele Gebiet des Geheimnisvollen, die Welt des Wunderbaren in tausenden Schattierungen, der Ozean des Zauber- und Aberglaubens, verglichen werden. Der größte Geist vermag heute, nachdem Weltweise, gefeierte Philosophen, Ärzte und Naturkundige in sechs und mehr Jahrtausenden geforscht und der Nachwelt ihre Erfahrungen und Lehrmeinungen hinterlassen haben, noch nicht hineinzudringen in die Geheimnisse des Universums mit seinen Kräften und Naturgesetzen, um die unentwirrbaren Rätsel und Probleme mit dem Götterfunken seines Verstandes zu lösen. Die Urzelle, das Atom bieten seinem Vernunftlämpchen ein unergründliches und unermeßliches Meer von undurchdringlichen Geheimnissen und Wundern. Was erst von der Riesendynamis des Weltalls mit den Millionen von Sternenwelten, von dem Mikrokosmus des Menschen, von dessen Seelenkräften, von dem Geisterreich, dem Übernatürlichen sagen, wenn das kleinste Lebewesen, das Atom ein Buch mit sieben Siegeln ist? Verwirrt und betäubt steht der Mensch bei seinem Wissensdrang inmitten all der Geheimnisse, Rätsel, Probleme, Wunder da, die auf Schritt und Tritt die Welt des Wunderbaren ihm vorhält. Sein Leben und Denken, die Seele mit ihren Kräften, die wunderbaren Vorgänge des Zweiten Gesichtes, des Hell- und Fernsehens, der Telepathie und Sympathie, prophetische Träume, Hypnose, Bilokation, Erscheinungen, der Geisterbann des Spiritismus und tausend seltsame, unerklärliche Phänomene, Heilungen usw., fordern seine wissensdurstige Vernunft in die Schranken. Vom Riesenbaume des Wunderbaren möchten wir hiermit nur ein Zweiglein, ein Blatt, den Spuk, der jungen Wissenschaft der Metapsychik zur Forschung und Deutung vorführen, um nachher auch die übrigen Äste und Zweige der vergötterten Vernunftlampe zur Begutachtung und Erklärung heranzuziehen.*)

Geboten würde wohl sein, ausführlich hier das Wesen, die Erscheinungsarten des Koboldsspukes historisch und wissenschaftlich zu behandeln. Volkstümlicher erscheint aber der Weg, erst eine Zahl der allerneuesten Fälle aus den letzten Jahren zu berichten, die von der Presse besprochen, vor dem Forum der großen Öffentlichkeit gestanden, also abgeklärt sind, die die Probe

---

*) Wir brauchen wohl kaum ausdrücklich zu erklären, daß wir der dogmatisch beeinflußten Auffassung der betr. Wunder des Okkultismus von seiten des hochwürdigen Herrn Verfassers als Tuefelsspuk — vom Standpunkt streng wissenschaftlicher Forschung aus — nicht beizupflichten vermögen — Red.

bestanden haben. Der Leser wird an den bizarren Formen des Auftretens derartiger Phänomene erkennen, daß diese Erscheinungen sich nicht in bestimmte Formen zwängen und nach Regeln erklären lassen. Ungemein häufig treten die Spukphänomene in Stadt und Land allüberall auf, sie sind nicht, wie das zweite Gesicht (Deuteroskopie), auf einzelne Gegenden beschränkt. Wenn die Presse nicht öfter von den häufigen Poltergeistern redet, so liegt die Ursache an den Chefredakteuren, die „monistisch", freidenkerisch angehaucht sind und als aufgeklärte Geister nur auf Edelwild birschen, die seltsamen Kobolde des Okkultismus, wie eine Jagd auf Fledermäuse, Nachteulen und sonstiges Getier des nächtlichen Dunkels, ansehen, mit dem sich zu beschäftigen unrühmlich sei, da es einen Beigeschmack von Aberglauben habe und unnützer Zeitvertreib sei, solche Geistesnahrung dem modernen Gebildeten aufzutischen. Anders denken jedoch, wie wir unten beweisen werden, viele der größten Koryphäen der Natur- und Geisteswissenschaft, wie Dr. Caesar Lombroso aus Mailand, Richet aus Paris, Myers aus England usw. Wie die Gabe des Zweiten Gesichtes für den Seher keineswegs rühmlich, eine Schattenseite, eine erbliche Belastung ist, so ist auch der Koboldsspuk für ein Haus, eine Familie nichts weniger als ruhmvoll. Begreiflich erscheint es also, daß die Betroffenen tunlichst die Verbreitung verheimlichen, da die Hausbesitzer großen Schaden an verwunschenen Gebäuden haben, die Familien selbst als erbbelastete Medien verschrieen werden u. s. f.

Eine Lösung der Probleme und Rätsel dieser Spukphänomene, die wir seit Weltanfang bei Ur-, Natur- und Kulturvölkern aller Zungen und Zonen bis zur Gegenwart antreffen, ist bislang noch unmöglich, wenngleich die empirischen Psychologen heute alles durch elektrische Fluiden und Hypnotismus, Suggestion usw. erklären wollen. —

Kobolde, Plage- und Quälgeister, auch Poltergeister, wurden von den Ahnen die Verüber von Spuk genannt. Spuk sind aber seltsame, unerklärliche Schreckäußerungen, Angst erregendes Klopfen, Dauergeröll, Geschrei von Tieren und Menschen, Steinregen, unsichtbarer Raub und Entführung von Kleidern und Gegenständen, Wirbeltanz von Möbeln, Hausgeräten, zentnerschweren Fässern mit Platzveränderungen. Die unseligen Poltergeister, schreibt schon Paracelsus 1541, sind unsichtbar, so daß von ihnen nur etwa Schall, Ton, Stimme, Klopfen, Geräusch, Pochen, Zischen, Pfeifen, Heulen, Seufzen, Wehklagen, Fußgetrampel vernommen wird. Furchtbare plagende Unholde sind es und die altfränkische Bezeichnung Kob = (Verschlag) -old = (walt) stellt diese Hofscheuchen als Inanimaten, als neckende, foppende, eigensinnig tobende, bald polternde Dämonen und Quälgeister hin. Die Schreckäußerungen durchlaufen alle Grade und Stufen von kin-

disch spielendem Necken bis zu furchtbar tobenden Donnergewittern mit Zerstörungen und Verwundungen durch. Sie werden bei Kindern, Erwachsenen, bei beiden Geschlechtern, Helden, Fürsten und Heiligen bemerkt. Bei verschiedenen Krankheiten, bei strengen Aszeten, bei Um- und Besessenheiten, namentlich bei Hysterischen, bei den Spiritistensitzungen, wo das Medium im Trancezustand ist, kommen die Spukphänomene regelmäßig durch sog. „Raps", „Injekte", „Apports" zum Vorschein.

Der Arzt und Sanitätsrat Dr. Schindler schreibt in seinem Buche „Magisches Geistesleben", 1857: „Wie albern sind die Geistermanifestationen (bei den Spiritistensitzungen)? Dieses Rumorieren, Pochen, Werfen, Lichtauslöschen, koboldartige Gebaren, Quälen, Sprengen von Türen und Fenstern, Zusammenballen von Kleidern zu Puppen, Verschnürung von Menschen, Zerbrechen von Töpfen, Verketten von Haustieren im Stalle, Nestelungen usw. können keine g u t e n Geister bewirken."

Erst am Ende dieser Abhandlung, wo aus den Hunderten von Spukberichten aus den Urzeiten bis auf unsere Tage herab die bizarresten und seltsamsten Phänomene sich ergeben, ist eine genauere Schilderung zulässig und kann der Psycholog und Arzt sich Schlüsse auf die Erreger, auf das Wesen derselben erlauben.

1. Fall. Im Februar 1914 brachten die größeren Zeitungen in Frankreich und in allen Ländern folgenden Bericht von einem Koboldsspuk von Fougères. „E i n S p u k h a u s. — In Fougères bei Blois in Frankreich machten sich seit einigen Wochen in einem mitten im Orte gelegenen Hause die seltsamsten ‚Geistererscheinungen' geltend, deren Ursache trotz strenger behördlicher Untersuchung nicht festzustellen war. Das Spukhaus ward seit einem Jahre von dem Geometer Prousteau und dessen Familie bewohnt. Vor vierzehn Tagen erzitterten plötzlich um vier Uhr morgens die Mauern des Hauses von heftigen Stößen und Schlägen, denen ein langanhaltendes, überlautes sägendes Geräusch folgte. Die Fensterscheiben klirrten und der Fußboden dröhnte wie bei einem Erdbeben. Die Phänomene hatten sich seitdem täglich um neun Uhr abends und von vier bis sieben Uhr morgens unverändert, aber jedesmal dynamisch verstärkt, wiederholt. Die Frau des Geometers war vor Schrecken schwer krank, sein Hund wurde tobsüchtig und mußte getötet werden. Die Geräusche waren allmählich so heftig geworden, daß sie in allen umliegenden Häusern gleich störend wirkten. Der Geometer, ein sehr nüchtern denkender Mann, glaubte zuerst an einen Schabernack feindlicher Nachbarn und erbat die Hilfe der Ortspolizei und der Gendarmerie. Man hatte das ganze Haus und die anstoßenden Baulichkeiten acht Tage lang gründlich durchforscht und selbst den Garten umgegraben, da man an elektrische Einwirkungen dachte. Man hatte auch einen ständigen Gendarmerieposten in das Haus gelegt. Aber trotzdem steht man vor einem

Rätsel. Nach einer vergeblichen Kommissionsuntersuchung schlug der Kommissär mit der Faust gegen die Mauer und schrie zum Spaß: „Wenn hier ein Teufel verborgen ist, so soll er antworten.“ Die Mauer antwortete sofort mit einem furchtbaren Donnerschlag, der den Kommissar ohnmächtig zusammenstürzen ließ. Die rätselhafte Sache erregte solches Interesse, daß alle großen Pariser Blätter ihre findigsten Detektiv-Journalisten nach Fougères abgesendet haben, die sich seit zwei Tagen an den Untersuchungen beteiligen — ohne Erfolg.“ — Dieser Hausspuk unterscheidet sich von den gewöhnlichen verwunschenen Häusern durch die außergewöhnliche Heftigkeit und Schreckszenen, die eine ganze Ortschaft, eine ganze Gegend und die breiteste Öffentlichkeit aufregten, wogegen bei Medien des Trancezustandes oder bei kleinerem Hausspuk die Belästigungen oft spielender Natur sind.

2. Fall. Der Hausspuk zu Marcinelle bei Charleroi in Belgien. Januar 1913. An einem Mittwoche, um 10 Uhr vormittags, sahen Frau Van Zanten und ihre Magd, daß die Glasscheiben am Dache ihres Glashofes unter ihren Augen zersprangen. Ein Steinhagel setzte ein und dauerte bis Mittag, wo Ziegelstücke mit Steinen die Fenster alle nacheinander zerschlugen. Um 2 Uhr hörte der Steinregen auf, um gegen 4 Uhr wieder einzusetzen und bis 6¼ Uhr zu dauern. Gleich wurde die Polizei benachrichtigt und der Kapitän Vandermersch mit sechs Gendarmen erschien, die alle Häuser und Gärten der Nachbarschaft gründlich absuchten, um den sonderbaren Missetäter aufzuspüren. Auch unter den Augen der Polizisten flogen Steine und zerstörten die Fenster. Als Wächter verblieb ein Gendarm, weil am Donnerstag das Treiben von 6,45 Uhr morgens bis 10 Uhr nachts dauernd fortgesetzt wurde und die Steine mit gewisser Sicherheit selbst bei der nächtlichen Dunkelheit die Scheiben trafen. Auch am Freitag Morgen begann der zerstörende Spuk, wo 25—30 Steine aus einer Entfernung von 150—200 m herzukommen schienen. „Das ist ein schlechter Spaß eines Verrückten“, riefen die Gebildeten. Erst 10½ nachts hörte Freitags der Steinregen auf, um am Samstag um 6 Uhr aufs Neue einzusetzen. Es waren Steine in der Größe einer Nuß bis zur Dicke einer Faust. Ein Kieselstein blieb gar in einer ganz gebliebenen Fensterscheibe stecken. Der Kapitän mit dem Staatsanwalte beobachteten von einem Fenster des oberen Stockwerkes mit Feldstecher die Steinwürfe, suchten zu erforschen, aus welcher Gegend, aus welchem Orte dieselben etwa mit einem Instrumente, einem Katapulte, geschleudert würden. Sie fanden keinen Anhaltspunkt und mußten ein Rätsel, ein Problem anerkennen, wogegen Einsichtsvollere Koboldsspuk, etwas Dämonisches und Übernatürliches, annahmen. Nicht zum ersten Male

kamen in der Gegend solche Spukphänomene vor, berichteten diese. Ein Bewohner der Straße Audent in Charleroi wurde während vieler Nächte von dergleichem Koboldspuk geplagt. — Schließlich mußte der Eigentümer Jakob van Zanten, ein sehr bekannter Ausfuhrhändler (exportateur), sein schönes aber jetzt ruiniertes Haus verlassen. Die liberale Zeitung „Etoile" und das „XX. Siècle", Regierungsblatt aus Brüssel, brachten täglich Mitteilungen über den Spuk, konnten jedoch nicht ermitteln, daß es gelungen sei, einen Missetäter, eine natürliche Ursache zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Geisteswissenschaft und moderne Kultur.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

(Schluß von S. 407.)

Die reflektierende Vernunft, die selbst vom Teufel des Egoismus geplagt wird, erfand dagegen auch sehr bald ein Palliativ, die Staatseinrichtung, welche, wie obgenannter Philosoph sagt, aus gegenseitiger Furcht vor gegenseitiger Gewalt entspringend, den nachteiligen Folgen des allgemeinen Egoismus so weit vorbeugt, als es auf dem negativen Wege geschehen kann.

Auf diese Weise kam der allgemeine Egoismus, indem man den Teufel durch Beelzebub antrieb, unter die Herrschaft der selbst vom Teufel des Egoismus geplagten reflektierenden Vernunft. Unter dem Drucke der Staatsform differenzierte sich die letztere zur Staatsraison und der Egoismus zum Staatsinteresse. Ein großes Netz von künstlichen Gesetzen wurde dem allgemeinen Egoismus übergeworfen, was aber nur zur Folge hatte, daß er an Raffiniertheit gewann, was er an Ungeschlachtheit verlor. Wie sehr das Netz, das ihn hemmen sollte, ihm zum Schutze wurde, und dadurch seine Gemeinschädlichkeit und Gemeingefährlichkeit noch erhöhte, ist dem Scharfblicke des Dichters nicht entgangen, wie aus folgendem Verse hervorgeht:

„Das ist ein Mann nach dem Gesetze,
Der größte Gauner im ganzen Land,
Ein Aal, der immer entschlüpft dem Netze;
Die Maschen sind ihm genau bekannt."

(Friedrich Bodenstedt.)

Trotzalledem hat sich der allgemeine Egoismus in der Mausefalle seiner eigenen Institution[5]) gefangen. Indem er, um mit Schopenhauer zu reden, die Rechte eines jeden in die Hände einer Gewalt gab, welche, der Macht jedes einzelnen unendlich überlegen, ihn zwingt, die Rechte aller zu achten, sah er, wie sich Emerson ausdrückt, nur den Kopf der Meerjungfrau: den Rechtsschutz; nicht aber ihren Drachenschwanz: die überlegene Gewalt, welche die Preisgabe der individuellen Freiheit involvierte.

Emerson sieht darin, das Walten einer Vorsehung, welche alles, was zügellose Wünsche nährt, mit der Strafe der rächenden Verblendung belegt.

„Die Götter schützen nicht, wie Hirten, mit einem Stabe in der Hand,
Sie rüsten, wenn sie fördern wollen, mit Einsicht aus und mit Verstand.
Die Götter strafen nicht, wie Feinde, voll Zorns mit Waffen in der Hand;
Sie nehmen, wenn sie plagen wollen, die Einsicht weg und den Verstand."
(Pantschatantra.)

„Alle Verletzungen der Liebe", sagt Emerson, „rächen sich schnell. Ihre Strafe ist die Furcht. Dieser garstige Vogel ist nicht ohne Grund da. Er zeigt großes Unrecht an, welches untersucht werden muß." —

Die Einzwängung des allgemeinen Egoismus in die Staatsform geschah, wie Schopenhauer sagt, aus gegenseitiger Furcht vor gegenseitiger Gewalt. Der garstige Vogel war aber dadurch nicht zu verscheuchen, denn die Furcht der Individuen vor gegenseitiger Gewalt verwandelte sich hierdurch in eine gegenseitige Furcht der Staaten vor gegenseitiger Gewalt und dieser entsprang das Wehrsystem; der Kampf aller gegen alle konnte auf diese Weise wohl verhütet werden, aber trotzdem kehrte er wieder in dem Kampf der Staaten. Wie sagt Horaz?

„Verjage die Natur mit einer Heugabel, trotzdem kehrt sie eilig zurück."

Emerson meint, daß das Unrecht, welches die Furcht andeutet, untersucht werden müsse. — Man denkt nicht daran! — Man findet sich überhaupt gar nicht veranlaßt, nach den natürlichen Assoziationsgesetzen zu forschen und eine richtige Anpassung an sie zu suchen. — Man fühlt sich ohnehin schon auf der Höhe der Naturerkenntnis angelangt: man kennt die Gesetze

---

5) Schopenhauer bezeichnet den Staat als ein Meisterstück des sich selbst verstehenden, vernünftigen, aufsummierten Egoismus Aller (Grundlage der Moral).

der natürlichen Zuchtwahl, der natürlichen Auslese, des Kampfes ums Dasein usw. und ist bestrebt, das soziale Leben damit in Übereinstimmung zu bringen. Allerdings erinnern die Resultate einer solchen Anpassung lebhaft an den ebenfalls streng gesetzmäßig verlaufenden Absturz und Zusammenbruch des Zuges, wodurch man auf die Vermutung geführt wird, daß man es in beiden Fällen mit den natürlichen Konsequenzen eines falschen Verhältnisses zu tun hat.

Seit Erweiterung unserer Naturerkenntnis und Anwendung der materialistischen Prinzipien auf unser soziales Leben ist die Entartung der Gesellschaft in beängstigender Weise vorgeschritten, so daß Desorganisation und Anarchie zu befürchten steht. Es ist buchstäblich wahr, wenn der Dichter sagt:

„Siehe! zerspalten in tausend Risse,
Taumelt die Menschheit in's Ungewisse."

(Wildenbruch.)

Vom Standpunkt des „Kampfes ums Dasein" mag sich die soziale Zwietracht und Verworrenheit scheinbar rechtfertigen lassen. Was ist aber der „Kampf ums Dasein", daß er uns als unabweichbare Richtschnur im sozialen Leben dienen soll? — Der „Kampf ums Dasein" ist eine Erscheinung, die aus dem in den niederen Entwicklungsstadien prävalierenden Egoismus resultiert. Mag die ihm konträre, aus sozialen Instinkten oder aus ethischen Gefühlen entspringende Tendenz verhältnismäßig auch noch schwach sein, so repräsentiert sie doch eine Tatsache, die berücksichtigt werden muß. Außerdem verlangt das Gesetz von der dualen Anordnung der Kräfte schon von vornherein die Annahme einer Gegenkraft. —

Um den Zug während des Passierens von Bahnkurven in richtiger Bahn zu erhalten und zu verhindern, daß er konvexerseits nicht aus ihr geschleudert wird, wird man, um die Prävalenz der Fliehkraft über die Zentralkraft zu verhindern und beide Kräfte im Gleichgewicht zu erhalten, die Zentralkraft durch eine Neigung der Bahnkurve nach Innen zu erhöhen müssen.

Wie sich hier die regelmäßige Fortbewegung des Zuges von der Erhaltung eines richtigen Verhältnisses zwischen zwei einander entgegengesetzten Kräften abhängig zeigt, so erweist sich der Fortschritt der Menschheit von dem richtigen Verhältnisse zweier entgegengesetzter Potenzen abhängig; der antisozialen, antimoralischen des Egoismus und der sozialen, moralischen des Altruismus.

Die Wissenschaft hat, weil sie sich nicht, wie an dem ersteren, die Nase daran stieß und weil bei ihr innere Erfahrung nichts gilt und infolge Abstumpfung des inneren Wahrnehmungsvermögens die dem Egoismus engegenwirkende Potenz bei ihr auch

nicht mehr Erfahrungstatsache werden kann, diese einfach geleugnet und dann, mit Perhorreszierung des Gesetzes von der dualen Anordnung der Kräfte, den Egoismus zum sozialen und moralischen Grundprinzip erhoben.

Daß der Lebenskampf sich heutzutage in einer Weise verschärft hat, wie niemals zuvor, rührt daher, weil man ihn als „Kampf ums Dasein" zum Natur- und Lebensgesetze stempelte. Der Lebenskampf ist die natürliche Folge einer Prävalenz des Egoismus, der inneren Triebkraft der Individualisation, über den Altruismus, die innere Triebkraft der Assoziation, der natürlichen Gesellung. Es ist klar, daß durch die Individualisationskraft zuerst die Individuen entwickelt werden müssen, ehe sie durch die Assoziationskraft zu einem harmonischen Ganzen verbunden werden können; die erstere muß daher früher einsetzen als die letztere und infolgedessen in den ersten Entwicklungsstadien über letztere prävalieren. Daß die individuellen und sozialen Übel sich mit der Prävalenz des Egoismus über den Altruismus gradatim vermehren und steigern, ist eine historisch nachweisbare Tatsache. Selbstverständlich wird der Lebenskampf in demselben Verhältnisse zunehmen, als mit der Prävalenz des Egoismus über den Altruismus sich die Existenzbedingungen schwieriger gestalten.

Hieraus erhellt, daß der Lebenskampf keine, im Wesen der Natur begründete, absolute Notwendigkeit ist, welche bezweckt, das Überleben des sogenannten Geeignetsten zu sichern, sondern eine niederen Entwicklungsstadien angemessene, aus einem Mißverhältnisse zwischen individualisierender und assoziativer Potenz resultierende, gesetzmäßige Erscheinung.

Wie das Geeignetste, das Starke, das Tüchtige, dessen Fortbestand durch den „Kampf ums Dasein" bezweckt werden soll, in der Nähe betrachtet aussieht, möge die im Folgenden geschilderte Episode veranschaulichen.

„Panik beim Untergang des französischen Panzerkreuzers ‚Leon Gambetta'. Wie aus den Berichten der italienischen Militär- und Marinebehörden, die die geretteten Personen der Bemannung des ‚Leon Gambetta' einem Verhör unterzogen haben, hervorgeht, haben sich beim Untergang des Kreuzers die wüstesten Panikszenen abgespielt. Es war der im Wachtdienst stehenden Mannschaft tatsächlich gelungen, vier Rettungsboote flottzumachen, doch wurden drei davon zum Kentern gebracht, weil die mit den Wellen Kämpfenden unter Außerachtlassung der Befehle und Ratschläge ihrer Vorgesetzten sich in wilder Verzweiflung und Kopflosigkeit an diese Boote anklammerten. Die Insassen des vierten Bootes retteten sich nur dadurch, daß sie sich mit Ruder- und Axthieben gegen ihre Kameraden, die das Boot zu erreichen oder sich daran festzuhalten suchten, zur Wehr setzten. Hierbei brachen zwei

Riemen entzwei und das Boot selbst wurde an mehreren Stellen durch fehlgegangene Axthiebe beschädigt. Im Rettungsboot wurden zwei abgehackte Hände und mehrere Finger vorgefunden. Bei den geborgenen Leichen fand man vielfach verstümmelte Hände, bei vier Leichen durch Axthiebe gespaltene Schädeldecken vor." („Linzer Volksblatt" vom 1. Juni d. J.)

Die hier geschilderten Taten könnten ebensowohl als die Früchte völliger Unkultur, als auch als solche hochmoderner Geisteskultur angesehen werden, deren Moralgebote in der ihnen von Weng (Gustav Weng, „Schopenhauer-Darwin", Berlin, E. Hofmann & Co., 1911) gegebenen kurzen Fassung also lauten: „Sei der Stärkste und Du befindest Dich in Übereinstimmung mit der Natur. Das Recht eines jeden geht so weit als seine Macht, und Macht ist Glück. Macht ist Moral. Brauche Deine Fäuste und genieße: Du befindest Dich in Harmonie mit der Natur."

Da die Falschheit solcher Lehren nur zu leicht aus den üblen Früchten, die sie gegenwärtig tragen, erkannt werden könnte, täuscht man sich gerne darüber hinweg in eine „verheißungsvolle" Zukunft und fabelt sogar von „kosmologischen Perspektiven". Niemand wird bestreiten, daß, wie Weng sich treffend ausdrückt, der menschheitliche Fortschritt weit eher den Fieberkurven eines Kranken, oder dem Wege eines Betrunkenen gleicht, als einer geradeaufsteigenden Linie. — Auch hierin wird das Wirken zweier entgegengesetzter Potenzen offenbar, deren einträchtiges Zusammenwirken gestört ist. Wäre nämlich in der Entwicklung der Menschheit nur eine Potenz wirksam, so könnte kein Widerstreit stattfinden. — Widerstreit setzt eine Dualität von Kräften und ein Mißverhältnis derselben voraus.

Anstatt, wie man getan, aus der gesetzmäßigen Wirkung dieses Mißverhältnisses ein Moralgesetz zu konstruieren, wird man künftig darauf Bedacht nehmen müssen, das Mißverhältnis zwischen antisozialer — antimoralischer — und sozialer (assoziativer) — moralischer — Potenz, zwischen Egoismus und Altruismus, durch Stärkung der letzteren nach Möglichkeit auszugleichen, um dadurch in ihrem Zusammenwirken die zur Erzielung harmonischer Resultate notwendige Eintracht herzustellen. —

Wie der Zug in seiner ordnungsgemäßen Vorwärtsbewegung dadurch eine Hemmung erfahren kann, daß auf seiner Bahn irgendwo ein Mißverhältnis zwischen Zentripetal- und Zentrifugalkraft eintritt, ebenso kann die Menschheit auf der Bahn ihrer Entwicklung aufgehalten werden, wenn ein abnormes Mißverhältnis zwischen Individual- und Assoziationskraft eintritt.

Jede Monokratie des Egoismus steigert erfahrungsgemäß individuelle und soziale Disharmonie und führt dadurch die Menschheit immer tiefer in das Unglück hinein.

Dieser Weg kann sich unmöglich mit dem einer gesunden natürlichen Entwicklung decken, dessen Richtung durch den allen Wesen gemeinsamen Trieb nach Glück deutlich vorgeschrieben ist.

Die Natur kann sich doch nicht in einer Weise widersprechen, daß sie allen ihren Wesen den Glückstrieb einpflanzt und sie gleichzeitig einem Gesetze unterwirft, das, indem es der Befriedigung dieses Triebes direkt entgegenwirkt, ihn gleichsam Lügen straft.

Wenn Andrew Jackson Davis behauptet: „Die Gesetze der Natur gehen auf ein einziges Ziel, nämlich auf die Herstellung vollkommener Harmonie", so gerät seine Philosophie mit dem allgemeinen Glückstriebe nicht in Widerspruch, da allgemeine Harmonie die Bedingung ist für allgemeines Glück. Wahres Glück oder Glückseligkeit beruht auf den Gefühlen, welche durch das Empfinden innerer und äußerer Harmonie erweckt werden. Solche Gefühle können auch aus einer uns angemessenen harmonischen Tätigkeit entspringen, darum hat auch Aristoteles seinen Begriff von der Glückseligkeit im Hinblick auf diese gefaßt. „Tätigkeit und Lust", sagt er, „sind durch ein natürliches Band unzertrennlich verbunden und bilden in ihrer Vereinigung, wenn sie durch ein vollkommenes Leben hindurchgeführt werden, die Glückseligkeit." Daß Glückseligkeit (εὐδαιμονία) das von allen Menschen angestrebte höchste Gut sei, darüber sei man dem Namen nach einig. Über den Begriff der Glückseligkeit jedoch sei Streit (Schwegler, „Geschichte der Philosophie", Leipzig, Ph. Reclam jun.).

Daß man sich über den Glücksbegriff nicht zu einigen vermag, ist wohl selbstverständlich, da mit einer Höherentwicklung auch das menschliche Glücksbedürfnis sich verfeinert und veredelt. Da die Entwickelung vom Physischen zum Geistigen vorschreitet, so muß die Harmonie einer dementsprechenden Wandlung unterworfen sein, wobei es nicht ausgeschlossen erscheint, daß durch Störungen der physischen Harmonie der Geist entwickelt und auf diese Weise die physische durch Disharmonie hindurch allmählich in die geistige Harmonie übergeleitet wird. „Vergeistigung", sagt Prentice Mulford, „bedingt wachsende und nuancierte Freude am mannigfaltigen Schönen. Vergeistigung bedeutet einfach die Fähigkeit, immer höhere und subtilere Quellen des Glückes in allen Dingen zu entdecken." —

Daß man heute dahin gelangte, Macht mit Glück zu identifizieren, läßt erkennen, bis zu welcher Höhe die Prävalenz des Egoismus bereits gediehen ist. Es bedeutet geradezu die Monokratie der Selbstliebe, welche Swedenborg symbolisch als die Herrschaft des Teufels bezeichnete. Das Lustgefühl, welches diese Liebe in ihrer Extremität gewährt, schildert uns Swedenborg wie folgt: „Es wurde mir zu empfinden gegeben, von

welcher Art und wie groß die Lust der Herrschbegierde aus Selbstliebe sei; ich wurde in dieselbe versetzt, um sie kennen zu lernen, und sie war so beschaffen, daß sie alle Lustreize in der Welt übertraf; sie war eine Lust des ganzen Gemütes vom Innersten bis zum Äußersten, im Körper aber wurde sie nicht anders empfunden, denn als etwas Wollüstiges und Fröhliches, wobei die Brust sich hob. Auch wurde mir zu empfinden gegeben, daß aus jener Lust, wie aus ihrer Quelle alle anderen Lüste hervorquollen." —

Der aus der Monokratie des Egoismus hervorgehende Glückstrieb verfällt, weil der ihn regulierenden Gegenkraft entbehrend, der Maßlosigkeit, die, weil sich die Genußfähigkeit dadurch erschöpft, ihn an den Sandbänken der Unbefriedigung stranden und an den Klippen des Überdrusses scheitern läßt. Der von diesem Glückstrieb Verführte mag sich mit Goethes Faust fragen:

„Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehaus'te?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen braus'te,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?"

Gegen diesen Glückstrieb erweist sich der Verstand als machtlos, weil er seine Selbständigkeit in demselben Verhältnisse an den Egoismus einbüßt, in dem die Prävalenz des letzteren über den Altruismus sich erhöht, denn, sagt Swedenborg — und dies dürfte man auch durch die Erfahrung bestätigt finden —, die Liebe des Willens flößt dem Verstande ein, was sie will und nicht umgekehrt; sie zerstört vielmehr alles, was im Verstande nicht von ihr ist."

Unsere moderne Zeit liefert eine traurige Illustration zu dieser Wahrheit: ihrer hochentwickelten Intelligenz und Kultur zum Trotz zeigt sie doch nur die widrige Teufelsfratze des extremsten Egoismus („sacro egoismo")! Weniger abstoßend würde sie zweifellos ohne die Mitwirkung des Verstandes ausgefallen sein.

„Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben.
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein."

(Goethes Faust.)

Im Vergleich mit dem Unglück, welches der ungezügelte Egoismus über diese Welt gebracht, erscheinen selbst die Höllenqualen eines Dantes als ein harmloses Kinderspiel. Wäre der Genius der Menschheit vom brutalen Egoismus nicht geknebelt, so müßte er, wie Faust, dem Mephistopheles in ungerechtem Unwillen den Vorwurf entgegenschleudern:

„So setzest Du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt,
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anderes suche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Jolanda. Ein Gespräch über Religionspsychologie auf okkulter Grundlage.

Von Hans Hänig, Zwickau i. S.

(Fortsetzung von S. 403.)

Th.: Was sollen diese für einen Einfluß haben?

O.: Wir dürfen wohl diesen Punkt nicht ganz außer Acht lassen. Wir haben doch alle schon die Erfahrung gemacht, daß gelegentlich Szenen vor unser Bewußtsein treten, die wir vor langer Zeit einmal erlebt haben; jeder Eindruck, den der Mensch empfangen hat, bleibt eben in ihm haften, wenn er auch später nichts mehr davon weiß. So werden auch die religiösen Eindrücke in uns haften geblieben sein, die wir früher oder in unserer Jugend empfangen haben, bis sie gelegentlich in Verbindung mit anderen Erinnerungen aus jener Zeit wieder in unser Bewußtsein treten, und wir werden, wenn wir die Bibel zur Hand nehmen, wieder zurückgeführt in das Land der Kindheit, wie von einem alten Märchenbuch, und erleben dabei Stimmungen. die bis dahin tief verborgen lagen auf dem Grunde unserer Seele, wie Erinnerungen an eine alte liebe Stadt, in der wir vor Zeiten gelebt haben.

Th.: Es scheint also, daß in der Religionspsychologie den Erinnerungen eine große Rolle eingeräumt wird.

O.: Das tue ich in der Tat, und ich möchte beinahe das zuletzt genannte Prinzip an die Spitze der verschiedenartigen Seelenregungen stellen, die wir bisher als religiöse erkannt und gedeutet haben. Denn verschiedenartig zusammengesetzt und verwickelt sind ja diese Regungen unserer Seele, nicht wahr?

Th.: Das ist auch gar nicht anders zu erwarten, wenn wir bedenken, daß unsere Psychologie der religiösen Phänomene nichts Selbständiges ist, sondern sich von selbst dem größeren Gebiete der Psychologie überhaupt einordnet.

O.: Das ist ganz richtig, aber es scheint, daß wir im Laufe unserer Betrachtung und besonders an diesem Punkte auch noch von einer anderen Art Assoziation ergriffen worden sind, von einer Erinnerung an ein anderes Gebiet der Philosophie, das von dem unseren nicht weit entfernt zu liegen scheint.

Th.: Du scheinst an die Ästhetik zu denken, in der die Assoziationen eine so große Rolle spielen.

O.: Und zwar mit Recht, indem bei der ästhetischen Betrachtung der Eindruck eines Gegenstandes vielfach durch die Erinnerung an ähnliche Vorstellungen bestimmt wird. Aber es gibt auf diesem Gebiete auch noch andere Erinnerungen, die auf das Gefühl des Menschen einen weit tieferen Einfluß ausüben als jene.

Th.: Wir haben ja schon früher von dem Einfühlen gesprochen, als wir versuchten, uns das Erlebnis zu deuten, das Goethe geschildert hat. Wir erleben z. B. im Herbste so wunderbare Stimmungen, weil wir uns in ihn einfühlen, d. h. weil wir durch das Vergehen in ihm an unser eigenes Schicksal erinnert werden und daher diesen Erscheinungen Stimmungen unterlegen, von denen sie an sich nichts wissen, durch die wir aber doch ergriffen werden.

O.: Und wir hatten ja auch gesehen, daß sich auch das Kind einfühlt, wenn es etwa eine biblische Geschichte hört und in diese ein Stück seiner eigenen Erlebnisse und seiner Kinderromantik hineinlegt, so daß wir später jene Stimmungen aufs neue erleben, wenn wir jene alten Geschichten lesen. Und legen wir nicht auch jetzt noch in das, was uns in der Bibel erzählt wird, Stimmungen von uns selbst hinein, indem wir durch eben diese Erzählungen an unser eigenes Leben erinnert werden?

Ph.: Besonders deutlich ist das ja bei dem Zauber, den der Auferstehungsglaube zu allen Zeiten auf die Menschheit ausgeübt hat. Er erklärt sich eben dadurch, daß wir bei diesen Berichten an das Erwachen der Natur erinnert werden, deren Wirkung sich wieder auf uns selbst überträgt, wodurch wir genötigt werden, unsererseits jene Stimmungen der Freude und des neuen Lebens in jenes Ereignis hineinzuverlegen, so daß wir dadurch wiederum ergriffen werden.

O.: Und so mag es sich mit vielem verhalten, was darin berichtet wird. Denn man war ja früher daran gewöhnt, eben das A und das O alles Wissens und alles Lebens in der Bibel zu sehen, so daß jener Vorgang von selbst eintreten mußte, den wir mit religiöser Einfühlung bezeichnet haben. Aber wir sind auch jetzt noch nicht am Ende unserer Betrachtung angekommen, sondern wir haben noch etwas Wichtiges nachzuholen. Denn es scheint, daß wir mit den religiösen Gefühlen selbst ein allzu kühnes Spiel getrieben haben, ohne uns mit ihnen selbst näher zu beschäftigen und nach ihrem Wesen zu fragen. Wie wäre es, wenn wir uns auch einmal bei der Psychologie selbst Rat holten, nachdem uns die Ästhetik so gute Dienste geleistet hat?

Ph.: Wir hätten dann die Grundgefühle zu suchen, denen alle anderen verwandt sind und die die heutige Wissenschaft an den Anfang ihrer Betrachtung gestellt hat. Nur daß man nicht recht weiß, welchen Gefühlen man jenen Vorzug einräumen soll, daß man alle anderen aus ihnen herleitet.

O.: Diejenigen Gefühle, die also mit jenen Grundgefühlen verwandt sind, können harmonisch miteinander verschmelzen, wenn sie zusammen im Menschen auftreten und so eine Gemütsbewegung bilden?

Ph.: Das können sie allerdings.

O.: Es können aber auch solche Gefühle miteinander verschmelzen, die mehreren jener Grundgefühle angehören, das eine etwa dem der Lust und das andere dem der Spannung oder Lösung?

Ph.: Auch diese werden ein Ganzes bilden, weil sie eben einem Gebiete, dem der Gefühle, angehören und nicht mehreren, wie jene anderen, die wir vorhin erwähnt haben.

O.: Was machen wir also, wenn diese Erwägungen richtig sind, mit unseren religiösen Gefühlen? Werden wir nicht auch hier versuchen müssen, diejenigen Gefühle zu finden, die jenen Grundgefühlen angehören, und dann diejenigen Fälle untersuchen, in denen mehrere zusammen auftreten und ein neues Gefühl bilden?

Th.: Wo bleibt dann aber jenes religiöse Grundgefühl das wir vorhin als Ausgangspunkt aller religiösen Phänomene hingestellt haben?

O.: Wir haben ja zunächst nur die Möglichkeit zugegeben, daß es überhaupt vorhanden ist, und es wird sich schon von selbst einstellen, wenn wir es in unserer Einteilung vermissen. Denn damit hat es doch von sich einen wirklichen Existenzbeweis geliefert?

Th.: Allerdings.

O.: Wie unterscheiden wir nun aber bei jener Gruppierung die religiösen Gefühle von den nichtreligiösen? Denn wir haben es hier doch nicht mit allen Gefühlen schlechthin zu tun, sondern eben nur mit denen, die wir religiös nennen?

Th.: Wir werden doch wohl religiös diejenigen Gefühle nennen, die sich auf etwas Höheres beziehen, das der Mensch außer sich auf der Welt oder in sich selbst sucht.

O.: Wir haben also von den Gefühlen die zu behandeln, die sich auf jenes Höhere beziehen? Natürlich nur die zusammengesetzten, denn die übrigen ergeben sich von selbst. Dem Erlebnis des Fräuleins von Klettenberg lag z. B. eine Spannung zugrunde, die sich eben auf das religiöse Gebiet bezog, während ein Mensch, dem ein Verwandter entrissen worden ist, sich durch die Hoffnung auf ein Wiedersehn, also auf das Jenseits tröstet und damit der Freude teilhaftig wird, und ein unkultivierter Mensch vor der Gottheit nichts wie Furcht empfindet. Das sind also die einfachen religiösen Gefühle, die wir natürlich noch weiter in ihrer Mannigfaltigkeit behandeln könnten, wenn wir ihre Vari-

ationen untersuchten. Aber wir wollten ja nur die zusammengesetzten Gefühle betrachten.

Th.: Wobei wir allerdings der Frage nicht entraten können, welche Gefühle zu den einzelnen Grundgefühlen gehören und welche davon religiös genannt werden können. Welche würden also etwa zu den Spannungs- und Lösungsgefühlen gehören?

O.: Doch wohl die Ergebenheit in den Willen Gottes, wie wir sie früher erwähnt haben, soweit sie sich wenigstens in einen psychischen Prozeß einordnen läßt. Und bei den Lustgefühlen müssen wir wohl an die Freude denken, soweit sie sich auf religiöse Dinge bezieht, während die heutige Psychologie zu den Unlustgefühlen vor allem die Reue und Niedergeschlagenheit rechnet, sowie die Verachtung, die sich bis zum Abscheu steigern kann.[5])

Th.: Damit wären wir doch wohl mit unserer Einteilung fertig.

O.: Nur daß wir noch die Gefühle zu erwähnen hätten, die in die Gruppe der Erregungs- und Beruhigungsgefühle fallen. Aber sie würden doch nichts Anderes besagen, als die der Spannung und Lösung. Vielleicht fügen wir daher als zwei weitere Gruppen die Gefühle der Hoffnung und der Furcht und die der Liebe und des Hasses hinzu, wenn wir zu der ersten Gruppe die Zuversicht, zu der zweiten aber die Gefühle der Eigenliebe, der Leutseligkeit und Dankbarkeit rechnen. Denn die Liebe können wir doch kaum aus der Religion wegnehmen.

Th.: Diese Gefühle können also in Zusammensetzungen auftreten und dann ein neues Gefühl ergeben.

O.: So ist es allerdings, und wir wollen sehen, wie diese neuen Gefühle aussehen, die so entstanden sind. Wie werden wir wohl das Gefühl nennen, das aus der Verbindung von Liebe und Unlust entsteht, falls es sich auf einen unserer Mitmenschen bezieht?

Th.: Ich glaube wohl Mitleid. —

O.: Und das Gefühl, das in uns entsteht durch die Liebe und die Lust zum Unendlichen?

Th.: Die Sehnsucht.

O.: Wie sollen wir aber die Bewunderung erklären? Denn auch diese spielt doch in dem religiösen Leben eine große Rolle?

Th.: Dafür wüßte ich allerdings nicht gleich eine passende Bezeichnung.

---

[5]) Man vergleiche zu dieser Einteilung der religiösen Gefühle Spinozas Ethik Teil III vom 16. Lehrsatz an; leider sind die Anregungen, die hier zu einer weiteren Gruppierung dieser Gefühle gegeben sind, bis heute wenig beachtet worden. Auch Spinoza weist übrigens schon auf die Analogie der Gefühle hin, wie sie hier angedeutet wird.

O.: Könnten wir es nicht als ein Spannungsgefühl erklären, das von Lust begleitet ist?

Th.: Das könnten wir allerdings. —

O.: Und wir könnten noch viele solcher Fälle suchen, in denen zwei solcher Gefühle miteinander verschmelzen, ohne daß wir vielleicht gleich dafür einen Namen hätten. So z. B. wenn sich Freude mit Zuversicht verbindet oder Liebe zu dem Göttlichen mit der Hoffnung, oder Dankbarkeit mit Sehnsucht, so daß wir dann ein dreifach zusammengesetztes Gefühl hätten, das sich im Menschen entwickelt. Aber es bleibt doch bei alledem eine große Frage, an die Du schon vorhin gerührt hast. —

Th.: Ich sagte, daß ich das religiöse Grundgefühl bei dieser ganzen Einteilung vermisse, das doch im Menschen lebt und nicht in ihm zerstört werden kann.

O.: Haben wir es nun wirklich vermißt oder haben wir es nur beiseite geschoben, so daß es nur für eine Weile unsichtbar geblieben ist, um uns dann wieder entgegenzutreten?

Th.: Wir haben ja nur nach der Einteilung aller dieser Gefühle, aber nicht nach ihrem Ursprung gefragt!

O.: Welches ist also der Ursprung aller dieser Gefühle, soweit sie sich auf irdische Dinge beziehen?

Th.: Das dürfte wohl sehr schwer zu beantworten sein!

O.: Vielleicht begnügen wir uns vorläufig mit der Antwort dessen, der zuerst umfassender über diese Fragen nachgedacht hat. Wie erklärt doch Spinoza in seiner Ethik alle diese Gefühle?

Th.: Es ist nach ihm die Lust am Leben, die diese ganze Gefühlsleiter hervorbringt, indem ihm das lustvoll ist, was das Leben fördert, und das Unlust, was jenen Lebenstrieb herabsetzt.

O.: Und vielleicht hat er recht in bezug auf diese Gefühle, soweit sie sich auf menschliche Verhältnisse beziehen. Wie ist es nun aber mit ihnen, wenn sie sich auf das Religiöse richten? Ist es auch hier der Trieb zum Leben, der sie hervorruft, oder viel leicht die Ähnlichkeit mit den irdischen Verhältnissen, der sie ihre Entstehung verdanken?

Th.: Das kommt doch wohl ganz auf den einzelnen Fall an.

O.: Wir müssen also nochmals die Einteilung der Gefühle betrachten, die wir soeben aufgestellt haben. Entspringt nun das Gefühl der Ergebenheit in den Willen Gottes einem anderen Gefühle, als dem Lebenstriebe, den wir als Ursprung aller jener Gefühlsäußerungen angesehen haben?

Ph.: Nach dem, was wir früher darüber gesagt haben, wäre es wohl sehr töricht, eine andere Erklärung zu Hilfe zu nehmen.

O.: Wie steht es aber mit den Gefühlen der Lust und Unlust? Sind die Gefühle der Freude und die ihnen entgegenge-

setzten der Reue und Niedergeschlagenheit, ja der Verachtung, soweit sie sich auf religiöse Dinge beziehen, etwas anderes wie Äußerungen des verstärkten oder verminderten Lebenstriebes?

Ph.: Ich glaube im Gegenteil, daß gerade hier Spinozas Erklärung eine sehr glückliche ist.

O.: Und vielleicht können wir das auch von der Hoffnung oder der Zuversicht sagen, die in religiösen Dingen eine so große Rolle spielt. Denn die Hoffnung, soweit sie sich auf irdische Dinge bezieht, dient doch eben der Förderung des Lebenstriebes; um wieviel mehr jene Hoffnung, die sich auf ein Leben erstreckt, das wir als die Erfüllung des irdischen anzusehen gewöhnt sind. Ist das nicht so?

Th.: Das scheint mir allerdings auch so zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Über Zufall und was dazu gehört.

Von Dr. med. et phil. scient. et lit. Eduard Reich,
Universitäts-Professor der Philosophie,
zu Muiderberg in Het Gooi bei Amsterdam.

Bei genauerer Betrachtung des Werdens und Lebenslaufes der Welten und Wesen begegnen dem Denker und Forscher zwei Tatsachen, welche seinen Witz gewaltig auf die Probe stellen: Zufall und Notwendigkeit. Wird er gebeten, sich zu entscheiden, ob Zufall und Notwendigkeit, oder Zufall oder Notwendigkeit, so kommt er in Verlegenheit und erkennt die Unmöglichkeit bestimmter Entscheidung. Seit Jahrtausenden schon arbeiten an letzterer die vortrefflichsten Geister, und noch ist die Frage nicht entschieden. Es kommen stets nur Möglichkeiten heraus, und in ausnahmsweisen Fällen nähert man sich der Wahrscheinlichkeit. Zahlreiche Gründe sprechen für die eine und die andere Lösung, und glaubt man, die Wahrscheinlichkeit zu haschen, so hat man Unwahrscheinlichkeit erhascht.

Zufall kann sich ereignen, wenn die Vollziehungen der Weltgesetze, aufeinander stoßend, unvermutete Erscheinungen veranlassen und helle oder dunkle Notwendigkeiten zur Geltung gelangen. Hier scheint Berechnung zu walten, und vielen Erleuchteten will es vorkommen, als ob keine Berechnung waltete. Darüber läßt endlos und mit immer neuen Gründen sich streiten. Aber alles Behauptete ist zu widerlegen, und man hat es immer mit geistigen Kaleidoskopen zu tun, die täglich verbessert und täglich verschlechtert und schließlich über Bord geworfen werden. Der Karambol der Weltgesetze läßt sich bejahen und verneinen, die Möglichkeit seiner Annahme und Abweisung sich behaupten, seine Berechnung durch höchste Macht sich glauben, aber nichts von alledem mathematisch zum Ausdruck bringen.

Höchst interessant bleibt es jederzeit, sein Denken, Fühlen, Wollen, Phantasieren und Manipulieren diesem Gegenstand zu widmen; denn wir befinden uns in der Welt der Erscheinungen, welche auf Seele und Organismus einwirkt und der beiden Gegenwirkung erwartet wie bedarf. Es bedingt im großen Weltenplane eine Erscheinung die andere, und es löst jeder Einfluß einen Gegeneinfluß aus. Hierauf beruht die ganze Mechanik und Magik aller Kosmen und die Bedeutung, das Leben der Personen, Individuen, in allen Kosmen, auf allen Himmelskörpern.

Aus den Normen des Makrokosmos und Mikrokosmos fließen sämtliche Erscheinungen, welche der gesittete Mensch auf Notwendigkeit und Zufall schreibt; man muß, um bei der letzteren Beurteilung richtig anzufassen, die Gesamtheit dessen, welches man Kosmos nennt, auf einmal in das Auge nehmen und sodann in seine ganzen Einzelheiten verfolgen. Dergleichen geht zumeist über die Kräfte von Seele und Organismus; darum blieben so viele Denker und Forscher vor den großen Hallen stehen, und nur wenige traten ein, am wenigsten die hochfahrenden, eitlen, herrschenden Mittelmäßigkeiten, welche die Kosmen ausschließlich gepachtet zu haben glauben.

Wer von dieser Gattung nicht fähig war, nur zu den elementaren Begriffen zu gelangen, setzte anstelle korrekter Begriffe Phrasen und glaubte, hiermit das Salz der Weisheit erfunden zu haben; doch bald war er enttäuscht, da nichts sich erzwingen läßt, was die Menge der vorhandenen Kräfte überschreitet. So nützlich Ehrgeiz innerhalb der vorhandenen Kräfte werden kann, so gefährlich kann derselbe werden, wenn die Menge der seelischen und organischen Energieen hinter dem erforderten Maße zurückbleibt. In solchem Falle werden aus sonst ganz schätzbaren Naturen Karrikaturen.

* * *

Es erschien kürzlich ein sehr interessantes Werk von P. Camille Revel: „Le Hasard, sa loi et ses conséquences dans les sciences et en philosophie, suivi d'un essai sur la métempsycose d'espèce, basée sur les principes de la biologie et du Magnétisme physiologique." Paris 1914. (H. & H. Durville.) 588 Seiten in 8° — welches Zufall und Seelenwanderung eingehend studiert. Dieses Buch sei des genauern betrachtet.

Man hat es hier nicht mit einem Erzeugnis der Scholastik zu tun, sondern mit der Geistesarbeit und Forschung eines freien Denkers, bei dem auch die gewandtesten Klatscher, Mißgunstpriester und Nörgler zu Leipzig*) und anderswo nicht finden

*) Was der hochgeschätzte Herr Verfasser mit diesem Ausfall auf unsere gute Verlagsstadt, bezw. deren Universität eigentlich meint, bleibt uns unerfindlich! — Red.

werden, was verleumdet, hintertrieben, bei der Polizei denunziert werden könnte; im Gegenteil wird jeder ehrliche, noble, erleuchtete Gelehrte erkennen, daß hier eine gründliche, uneigennützige Arbeit getan wurde, bei welcher es sich darum handelt, die Wahrheit zu ermitteln und die Ergebnisse an rechtem Orte, gleichwie in rechter Art, anzuwenden; ja, auch anzuwenden, was bei den Gelehrten mancher Nationen durchaus nicht beliebt ist. Bei den Schulmeistern derselben wird nur gefordert, Theorien zu bilden, welche um so willkommener sind, je mehr sie als Wirrsal sich kennzeichnen und Rauflust erregen, Advokaten in Nahrung setzen. Von allen solchen niedrigen Sachen weiß, Gott sei Dank, das Buch von Revel nichts. Dasselbe ist nur für anständige Leute geschrieben.

Das Werk behandelt nicht allein Zufall, sondern auch Seelenwanderung. Von dieser letzteren höre und spreche ich sehr ungern; ich will aber sehen, wie Revel den Gegenstand auffaßt. Man kann mit dem Studium von Dingen sich beschäftigen, die den eigenen Überzeugungen entgegen laufen, und auch auf solche Weise der Wahrheit dienen. Zu weit führte es, die Geschichte des Studiums von Zufall und Seelenwanderung aufzunehmen; denn diese macht ein Unternehmen für sich aus und führt in andere Gegenden der Weltweisheit. Bleibt auch die Darlegung der Geschichte in deren ganzem Umfang ferne, so kann der Autor doch nicht unterlassen, seine Beziehungen zu Immanuel Kant klar zu legen; damit tut er ein Werk der Gerechtigkeit.

In der ersten Abteilung des Buches ist die Rede vom Spiel des Zufalls. Aimé Revel nennt Zufall die Reserve Gottes, und P. Camille Revel stellt folgende Fragen auf: ob der Zufall sei das Unerkennbare des Dogmatismus, die substanzielle Aktivität von Spinoza, der schöpferische Gedanke des Hegel'schen Idealismus, der Wille Schopenhauer's, das Unbewußte Hartmann's, oder, in seiner Auffassung, der aktive Gott der Dinge. — Weder dies noch das kann der Zufall sein, sondern nur eine Kollektivgröße muß es sein, aus tausend und wieder tausend Quellen fließend und nach tausenden von Richtungen kreuzend, und schließlich seine unendlich vielen Normen dem besondern Falle gemäß den Wesen aufzwingend.

Es geht hierbei in allen Stücken ganz naturgemäß zu; aber wegen der Vielheit und scheinbaren Verwicklung der Vorgänge umgibt man den Zufall mit dem Strahlenglanze des Magischen und legte seine ganze Erscheinung in den Willen der Gottheit. Dieser geheimnisvollen Macht gehört die Gesamtheit dessen an, welches man Zufall nennt, und derselbe spielt sich ab in den Erscheinungen der Natur und im Seelensein der Wesen.

Wären Seele und Organisation der Forscher und Denker höchst fein und harmonisch entwickelt, könnten Zufall und manches

andere ohne weiteres definiert werden, und mit den Beschwerlichkeiten hierbei wäre es zu Ende. Aller rechten Auffassung steht das enorme Quantum lindernd im Wege und der Mangel an Zeit des kurzen menschlichen Lebens.

Nach dieser Abschweifung wieder zurück zum Werke Revel's! Die Kapitel „Nichtübereinstimmung der Möglichkeiten", „Ordnung der Möglichkeiten", „Möglichkeit und Erfaßbares", „Ähnlichkeit", „Hazardspiel" usw. sind sehr lesenswert und geben Anleitung zur Auffindung richtiger Wege der Erkenntnis. „Wir sind", bemerkt Revel, „berechtigt, die Welt zu betrachten als unbestimmtes Spiel, aus dem Gesichtspunkte der Zahl der Elemente . . . ." — In der Tat ist diese Auffassung zutreffend, wenigstens für menschliche Forscher und Denker. Für Wesen, eingeweiht in das Geheimnis des großen Plans der Schöpfung, ist das gesamte Spiel des Kosmos etwas sehr Bestimmtes und macht die Zahl der Elemente keine Schwierigkeit aus für Erkenntnis des nnern Zusammenhangs der Dinge. Was Wesen niederer Ordnung als Zufall erscheint, kann für Geschöpfe höherer Ordnung nicht als Zufall gelten. So lange man von Zufall spricht, befindet man sich noch auf niederen Stufen seelischer Entwickelung.

Studium eingehender Art verdient Revel's Kapitel „Das Spiel und die Welt". In demselben kommt der Verfasser zu dem Ausspruch: „Die Welt ist ohne bestimmte Grenzen". — Bei dem geringen Maße menschlichen Wissens ist die Frage der Grenzen der Welt garnicht zu beantworten. Jeder, welcher behauptet, die Welt sei unendlich, bringt Beweise; und jeder, welcher behauptet, die Welt sei endlich, bringt auch Beweise. Wer ist aber fähig zu entscheiden, bei wem das Recht ist, wenn die menschliche Erkenntnis so armselig ist! Die große Lücke, welche durch Nichtbeantwortung dieser Frage bleibt, kann nicht ausgefüllt werden, und solche Tatsache zeugt nicht für Macht, sondern für Ohnmacht der Wissenschaft. Wäre die Angelegenheit der Grenzen der Welt klar, so ließen sich Wege gewinnen zur Erkennung der Natur des Zufalls; denn alle Materien solcher Art hängen innerlich zusammen.

„Die Methode der Zeitgenossen", äußert Revel, „besteht hauptsächlich in Analyse der Erfahrung und in Prüfung ihres Inhalts; die Erfahrung des Zufalls ist jene, welche uns am fruchtbarsten zu sein scheint und deren Verallgemeinerung uns zu den höchsten, durch den Idealismus zu erreichenden Höhen führt." — Die Zeitgenossen tun, was sie können, und unterlassen, was sie nicht können; sie handeln also nach Maßgabe der Umstände und bleiben der Erkenntnis des Wesens des Zufalls fern. Sollte es anders sein, müßten sie vollkommenere Säfte und Kräfte haben. Da die Zeit vorwärts schreitet und die Wesen einesteils wohl sntarten, andernteils jedoch sich veredeln, so ist zu glauben, daß

sie dahinter kommen werden, echte und rechte Erfahrung zu machen, von der sie auch Hilfe werden zu erwarten haben. Es ist also die Erfahrung, gleichwie der praktische Wert derselben, von Höhe und Art der seelischen und organischen Entwickelung der Erfahrenden abhängig, und es gehört gute Selbsterziehung zu den besten Helfern der Erfahrung.

Es wird von Revel der Zufall gegenübergestellt der Philosophie Immanuel Kant's. Ein sehr anziehendes Kapitel, welches für die Anhänger der Weltweisheit des Königsberger Philosophen doppelt anregend ist. Alle, welche über Kant'sche Philosophie schreiben, dürften wohl daran tun, mit den Aussprüchen Revel's genauer sich bekannt zu machen.

Im weiteren studiert Revel das Gesetz des Zufalls eingehend und beginnt mit einer geistigen Philosophie der Philosophien zu dem Zwecke der Erlangung einer guten, allgemeinen Synthese. Solche Kapitel bedürfen sehr eingehender Durchdenkung, und Revel gibt hierzu beste Anleitung. Damit gestaltet sich sein Buch zu einem vortrefflichen Schlüssel der Weltweisheit überhaupt, und zwar der wirklichen, nicht der scholastischen, von der die Menschheit nur sehr wenig Freude wie Nutzen zu erwarten hat.

Das Unendliche und Absolute, die erzeugende Synthese, die unendliche Analyse, These, Antithese, Synthese, Endliches wie Unendliches werden des weitern mathematisch und philosophisch behandelt; auf solche Art werden sie philosophische Muster und geistig-gymnastische Übungen und setzen die Weltweisheit Alt-Griechenlands fort.

Nun betrachtet Revel das Gesetz des Zufalls in seinen Folgerungen und Anwendungen, in zwei Abteilungen; nämlich innerhalb der Gebiete von Verstand und Vernunft. Es werden da entwickelt: Vergnügen und Schmerz, Gutes und Böses, Andauer des Lebensprinzipes, Gerechtigkeit, Fortschritt, Freiheit und Wille, Gesetz der Geschichte, Moral, Prinzip der Bewahrung und Quell des Unerschöpflichen, Zweckmäßigkeit, Übertragung der Bewegung, das Leere und das Volle, der Einwand, Pantheismus, Entwicklung, die Meinungen der Philosophen und das Unendliche, die Schönheit in Kunst, Theodicee und Charakter des Kultus.

Nun folgen Betrachtungen über Zufall und Wissenschaften, analytische und synthetische Beurteilung, Schicksal, Monaden, Zufall und Naturwissenschaft, Substanz, Qualität, Quantität, Mathematik und Erscheinungen, Kartomantie usw. Das Schlußkapitel und der Anhang enthalten die bedeutungsvollsten Betrachtungen, deren Ergebnis fruchtbare Anwendung zuläßt.

Revel faßt, mit Schopenhauer, den Willen als die Substanz der Welt auf und glaubt, daß die Verschiedenheiten des Universums in Kämpfen der Wollungen ihren Ursprung haben. — Meine

Auffassung des Vordersatzes ist eine andere: ich fand bei eingehendem Nachdenken und tieferem Fühlen, daß Geist und Gemüt als gesetzgebende Gewalten der Seele zu betrachten seien, magisches und plastisches Wollen aber als die vollziehenden, und daß somit alles Wollen Executor der Beschlüsse von Geist und Gemüt ausmache. Hierdurch gestaltet sich die Weltanschauung erst korrekt und werden Denken und Fühlen gleichberechtigt, erscheinen, jedes in seiner Art, gleich notwendig; Erhöhung der Harmonie beider ist Zunahme und Vervollkommnung wahrer höherer Gesittung durch Vermittelung des ausführenden Wollens. Nach meiner Auffassung ist die magische Weltsubstanz oder Seele individualisiert und deren plastisches Wollen bildet aus der physischen Weltsubstanz den Organismus, der im ersten Stadium der kosmischen Existenz stofflich, im zweiten Stadium ätherisch, im dritten dynamisch ist, ganz entsprechend den Entwicklungsstadien der Seele und den drei Dichtigkeitsgraden der physischen Weltsubstanz: Stoff, Äther und Kraft.

Um wieder auf das Schlußkapitel der ersten Abteilung des Werkes von Revel zu kommen, ist hervorzuheben, daß dasselbe eine wohlgelungene Skizze der Geschichte des Zufalls bringt, und der Anhang größere und kleinere Meditationen über die mannigfaltigen Beziehungen des Zufalls, behufs Ergänzung wie Erläuterung des ganzen Textes der vorangegangenen Hauptstücke, und Vervollkommnuug der Geschichte des Zufalls. Hierbei wird auch Licht geworfen auf Zweckmäßigkelt und andere große Fragen.

Die zweite Abteilung des Buches ist der Metempsychose der Gattung gewidmet. Auch diese Arbeit zeichnet durch Vielseitigkeit gleichwie größte Sorgfalt sich aus, und ist ein wichtiger Beitrag zu den sogenannten geheimen Wissenschaften. Wer diese Entwickelungen wohl begreifen und gerecht beurteilen, wissenschaftlich und philosophisch wertschätzen will, muß aller Vorurteile der Scholastik, aller Leidenschaften der Parteien sich entledigen, und nicht Dinge hineinlegen, die anders wohin gehören.

Ich empfehle das Werk von P. Camille Revel zu intensivem und parteilosem Studium. [Unseren Lesern ist dieses gehaltvolle Buch unseres edelsinnigen französischen Mitstreiters, eines echten Friedensfreunds, der die republikanische Mißregierung seines unglücklichen Vaterlands aufs tiefste bedauert, aus unseren eingehenden Besprechungen der früheren Auflagen bereits bestens bekannt! — Red.]

Die Fähigkeit des hellsinnigen Einfühlens.

Von Ludw. Deinhard.

Was ist darunter zu verstehen? Ich gebrauche hier einen Ausdruck, den ich aus dem Mund eines Mannes gehört habe, der diese Fähigkeit bis zu einem ungewöhnlichen Grad in sich ausgebildet hat. Es ist dies der Münchener Graphologe und Psychologe Ludwig Aub.

Ein kleines vor mir liegendes Schriftchen, betitelt: „Kernworte über Ludwig Aub" gibt näheren Aufschluß über die seltene Begabung dieses Mannes, gibt an, was Gelehrte, Ärzte, Juristen usw. über ihn ausgesagt haben. Es ist wirklich psychologisch interessant, in diesem Schriftchen zu blättern, zu sehen, wie sehr sich die Verfasser dieser Gutachten bemüht haben, das geheimnisvolle Talent, das sie bei Aub entdeckt haben, in klare Worte zu fassen, was den meisten nicht ganz leicht gefallen sein mag. So schreibt z. B. Dr. Arthur Cohen, Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule in München:

„Ludw. Aub ist ein Meister in der Kunst, Tiefschau in die Menschenseele zu halten. Seine Treffsicherheit und sein Nuancen-Reichtum in der Beurteilung namentlich komplizierter Seelen grenzt ans Wunderbare. Er ist ein Teiresias der Gegenwart, ein modernes Orakel von Delphi . . ." Nun ein modernes Orakel von Delphi darzustellen, dies beansprucht sicher Aub selbst nicht. Er ist sicher weder ein moderner Teiresias, noch ein Eingeweihter im Sinne der alten griechischen Mysterien. Aber er ist ein außerordentlich feiner Seelenerforscher, der gewiß schon manchen, der ihn in seinem Arbeitszimmer (Blüthenstraße 12, München) aufsuchte, die Augen über das große Geheimnis geöffnet hat, das er, in seiner Psyche verborgen, beständig mit sich herumträgt. — Ein anderer Begutachter, Dr. jur. Otto Fraaß, Rechtsanwalt in München, schreibt: „Ludw. Aubs intuitiv treffsichere Art rührt an die Grenzen allen Fühlens und Erkennens. Im höchsten Maß erstaunlich ist, wie er sich in die seelische und geistige Innenwelt ihm ganz unbekannter abwesender Personen, auch ohne Kenntnisnahme von deren Handschrift und Photographie einzufühlen vermag." Ebenso rühmt auch Dr. med. Arthur Ludwig (Nervenarzt in München) Aubs „außerordentlich seltenes Einführungstalent". Graf Klinkowström (Berlin) redet von der „Möglichkeit einer psychometrischen Begabung", Dr. med. Hans Rascher (München) von „Hellsichtigkeit", Dr. phil. Walter Bormann (München) von „Hellfühlen". Andere Begutachter reden einfach von „großer intuitiver Begabung". So sehr auch die Ausdrucksweise schwankt, darin stimmen doch alle Begutachter überein, daß bei Aub eine ganz ungewöhnliche Treffsicherheit

vorliegt und daß eine Begabung, wie er sie besitzt, von großem praktischen Wert ist. Diese Treffsicherheit wurde übrigens auch durch die paar Versuche bestätigt, die ich selbst anzustellen Gelegenheit hatte, wobei ich Aub ein halbes Dutzend Briefe vorlegte, deren Schreiber, resp. Schreiberinnen er mit verblüffender Sicherheit zu charakterisieren vermochte.

Nun noch ein paar Worte über ein von Aub unter dem Titel: „Ein psychisches Echo" herausgegebenes Schriftchen, das ebenfalls Zeugnisse über seine Befähigung enthält. Hier fiel mir besonders das Zeugnis von Isabella, Freifrau von Ungern-Sternberg (Reval) auf. Diese Dame hat ein Buch geschrieben: „Friedrich Nietzsche im Spiegel seiner Handschrift". Sie ist also selbst Graphologin. Über den Fall Aub schreibt sie: „Bei Ludw. Aubs Geistesart handelt es sich um eine bisher ganz unbekannte Art der Gedankenübertragung, um eine Art geistiger Telegraphie. Die Besaitung seines Gehirns wetteifert an Beweglichkeit mit einer Äolsharfe."

Schön gesagt. Warum aber die genannte Dame von „geistiger Telegraphie" redet und nicht einfach von Telepathie, ist mir unverständlich. Denn das uns allen so vertraute Wort Telepathie bezeichnet doch offenbar gerade das, was Aub in so hohem Grad vermag: durch das Medium der Schrift oder Photographie sich in Verbindung zu setzen mit dem fernen Schreiber und tief hineinzublicken in dessen Seele. Ja es scheint sogar auch ohne dieses Verbindungsmittel Aub zu gelingen, in der Psyche eines Anwesenden sich Auskunft zu holen über einen Abwesenden. Dies kann man Gedankenübertragung oder Telepathie oder auch hellsinniges Einfühlen nennen, wie dies Letztere Aub tut.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

„Wovon sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt . . ."

Aus dem Feldpostbrief eines Offiziers.*)

Feldlazarett bei . . . ., 28. Juni 1915.

. . . Für die freundliche Zigarrensendung, die sich sehr zu ihrem Vorteil von den berüchtigten Liebesgaben unterschied, meinen herzlichen Dank! Sie werden es mir nicht verargen, daß

*) Mit Genehmigung des Herrn Verfassers entlehnt der 54. Kriegsnummer des „Daheim" (Verlag Velhagen u. Klasing, Leipzig, Hospitalstraße 27). — Red.

ich das „Rauchwerk“ kameradschaftlich mit meinen Leuten geteilt habe, wie wir hier überhaupt so ziemlich alles unter einander gemeinsam haben. So oft es mir möglich ist, futtere ich auch mit ihnen aus ihrer Gulaschkanone.

Hier im Felde ist ja doch jeder in Freud und Leid auf den andern angewiesen, und wenn nach wiederholten Feldpoststockungen einmal für einzelne Leute 15 bis 20 Futter- und Rauchpakete zu gleicher Zeit ankommen, versteht es sich von selbst, daß man nach Herausnahme der Briefe mit denen teilt, die das Schicksal diesmal vergessen hat, oder denen spendende Angehörige gänzlich fehlen. Dieser Zug geht übrigens durch alle meine Leute hindurch; und man glaubt es gar nicht, wie zartfühlend unsere Feldgrauen sind, damit das Beschenktwerden von jenen Vergessenen nicht drückend empfunden wird. Da heißt es: „Du, Franz, probier' mal, ob nicht die Zigarren, die meine Frau das letzte Mal geschickt hatte, besser gewesen sind!“ oder: „Kinders, ich glaube, die Wurst ist zu frisch, die hält sich nicht; Franz, hilf mir mal einen Fetzen verdrücken!“

Übrigens pflege ich auch nach vollbrachtem Tagewerk niemals den Unteroffizieren die Fürsorge für die Kompagnie allein zu überlassen, wodurch die armen Leute ja gar nicht zur Ruhe kämen, sondern ich kümmere mich selbst darum. Da geht's einmal fixer, sodann weiß ich auch, daß jedes und alles seine Ordnung hat. Dafür gehen aber auch meine Leute für mich durchs Feuer, und wenn ich einmal in Zeiten der „Not“ frage: „Leute, wer hat noch eine ungerauchte Zigarre?“ dann will jeder mir seinen Vorrat aufdrängen, und mit fröhlichem Feixen schauen sie zu, wie ich mir das anscheinend ungefährlichste Kraut aussuche.

Die „Charakter- und Zeitbilder“, die mit den Zigarren kamen, lese ich eben mit Muße, denn hier im Feldlazarett habe ich Zeit im Überfluß. Übrigens, wie manches Gedruckte aus dem Büchlein mahnt mich an lebendige, gesprochene Worte aus meinen Schuljahren. Ach wie war man doch so froh, als man der Schule entronnen war und des Kaisers Rock tragen durfte; hier aber im Schlachtengetöse gedenkt man gern an sie, wie an einen schönen längst entschwundenen Traum. Ich habe mich wirklich gefreut, daß Seine Majestät ein Exemplar des Buches entgegengenommen hat; es ist ein treffliches Schriftchen. (Gemeint ist das Buch von Professor Gros: Charakter- und Zeitbilder. Verlag von E. Roth, Gießen.)

Also, ich bin verwundet, ich kann Gott danken, daß ich nur verwundet bin, denn der Tod ist im Verlauf von ein paar Tagen mir mehr als einmal dicht zur Seite gestanden, während wir mutig dem feindlichen Artilleriefeuer standhielten und sogar in dem brodelnden Hexenkessel noch erfolgreich vorrückten. Zwei-

mal ward ich bei dem wahnsinnigen Trommelfeuer unsrer Gegner verschüttet; einmal gruben meine Leute mich aus, die es trotz Staub und Qualm rechtzeitig gemerkt hatten, und das zweite Mal geschah es kaum eine Stunde danach. Wir hatten uns nach unserem ersten Vorgehen am Rande eines Hohlwegs Löcher zum Schutze gegen die feindliche Artillerie gegraben, aber das Streu-Feuer, mit dem wir auch da abgesucht wurden, kam näher und näher. Plötzlich schlug eine schwere Granate nur etwa dreiviertel Meter hinter meinem Rücken in die Erde. Ich wußte im ersten Augenblick gar nicht, was geschehen war; ein Mann neben mir wurde weggeschleudert, erholte sich aber auch wieder. Ich war vollkommen von der Erde verschüttet und arbeitete mich selbst mühevoll heraus.

Als ich heraus war, betastete ich erst meine Knochen und suchte dann nach meinen Sachen. Alles war weggeflogen und zertrümmert, bis auf meinen Tornister, der von der Erde vergraben war. Mein Gewehr war auch fortgeschleudert, und es hatte beinahe das Genick gebrochen. Wie ich so mit heiler Haut davongekommen bin, verstehe ich kaum: es war Gottes gnädige Führung, ja es ist wahrhaftig ein Wunder, und jeder meiner Leute, die es mit angesehen haben, staunt, daß es so abgegangen ist.

Ein französisches Geschoß schlug mir, als ich gleich darauf mit meinen Leuten vorstürmte, das Bajonett vom Gewehre ab, ein zweites riß mir den Halskragen meines Waffenrockes auf; hätte ich gerade gestanden, so wäre es der schönste Lungenschuß und vielleicht mein Ende gewesen. Dann aber wurde ich richtig angebleit mit einem Hals-Schulterschuß, der mich außerdem umwarf, dazu noch einem schmerzenden Fleischschuß im linken Oberschenkel. Wie sorgsam haben die rauhen Hände meiner Wehrleute mich armen Kerl zurückgebracht zum Verbandsplatz! Es sind Prachtkerle, alle miteinander.

Nach Aussage des Arztes habe ich ein „duseliges Glück" gehabt, da die Kugel, ohne die Lunge zu berühren, einen Millimeter an der Schlagader vorbeigegangen ist und das Schulterblatt glatt durchschlagen hat. Nun liege ich seit ein paar Tagen hier im Feldlazarett, kreuzfidel, bei vorzüglicher Pflege, reichlich versorgt mit „besserem" Rauchwerk, und meine Leute sehen abwechselnd nach, wie ich aufgehoben bin. Behutsam auf den Zehen schleichend, wie junge Elefanten, kommen sie an mein Bett, als wenn sie an die Wiege eines schlafenden Säuglings treten müßten, und alle freuen sich, daß es mir gut geht, und daß ich noch lebe. Allerdings hat der wuchtige Schlag der beiden neben mir niedergehenden Granaten meine Ohren doch stark angegriffen, was ich in dem Getöse an der Front gar nicht merkte;

hier in der Ruhe des Lazaretts brummt und braust es mir ganz übel im Schädel.

Voraussichtlich komme ich in den nächsten Tagen auf Erholungsurlaub heim, und ich darf Sie doch einmal besuchen? Sie glauben gar nicht, wie ich mich darauf freue! Wie manches Wort, das Sie zu uns gesprochen, und das nur gedächtnismäßig festgehalten war, ist hier in der Seele lebendig geworden, wie wenn ein Samenkorn sich zur Pflanze auswächst. Jetzt weiß ich für mein ganzes Leben, daß Sie recht haben: Das Christentum ist wirklich die „heldenhafte Form des Lebens“. Ich muß Ihnen persönlich die Hand drücken, denn durch das eine Jahr des Krieges mit seinen fröhlichen und schauerlichen Erlebnissen und durch unsern wiederholten schriftlichen Gedankenaustausch sind wir Beide — ich darf doch so sagen? — uns im Herzen näher gerückt, als während der Reihe von Schuljahren, wo ich zu Ihren Füßen saß.

Und nun kann ich nicht umhin, Ihnen noch ein Beispiel von dem zu geben, wovon, wie Sie sagten, sich unsre Schulweisheit nichts träumen läßt. Ende März und anfangs April lagen wir im Alarmquartier. Wissen Sie, was das heißt? Es bedeutet, hinter der Front, in verhältnismäßig sicherer Stellung, als Reserve, jeden Augenblick völlig gerüstet zum Vormarsch und zum Eingreifen in den Kampf, das Gewehr zur Hand und alles bereitgelegt. Soweit es uns möglich war, — ich durfte den Leuten nicht einmal erlauben, die Stiefel auszuziehen, — machten wir es uns in unsern Kleidern bequem. Wir lagen im stark gewölbten Keller eines zusammengeschossenen Gutshofs, und die Feldküche sorgte gut und reichlich für uns. Am letzten März verirrte sich sogar ein größeres Faß Bier zu uns in die Unterwelt, und ich benutzte die passende Gelegenheit und die gehobene Stimmung meiner Leute, um ein paar schlichte Worte über Bismarcks Geburtstag zu ihnen zu sprechen und uns allen eine glückliche Heimkehr zu wünschen. Ich bemerke das ausdrücklich, weil das Datum im folgenden Zusammenhang von Wichtigkeit ist.

Für den Rest der Nacht suchte die Mannschaft zu ruhen, und wer es vermochte, schlief sich für ein paar Stunden Vorrat an. Nun habe ich in meiner Kompagnie einen Mann aus einem der großen rheinischen Industriebezirke, einen ruhigen, nüchternen Menschen, dabei einen sehr brauchbaren Soldaten. Er hat in der Heimat eine junge Frau und einen einjährigen Jungen, die sein höchstes Glück sind und deren Bilder wir alle schon haben bewundern müssen. Die Berichte vom Gedeihen und Wohlergehen seines Knaben sind uns allen geläufig, wie überhaupt jeder über die Familienverhältnisse des Andern auf dem Laufenden ist.

Dieser Mann nun erzählte am folgenden Morgen — wir konnten drei Tage in jenem Quartier liegen —, er habe geträummt, daß es zu Hause bei ihm gebrannt habe, und er habe deutlich gesehen, wie seine Frau den Jungen auf den Armen aus der brennenden Wohnung herausgetragen habe. Er erzählte das sehr anschaulich und mit solcher Ruhe, als ob er das Ganze entweder nur für einen bedeutungslosen Traum hielte, oder als ob der Traum ihm eine wirkliche Zuversicht gegeben habe, so daß er über das Schicksal seines Kindes völlig beruhigt sein könne.

Nun kommt aber das Merkwürdige. Dieser Mann bekam mit der nächsten Feldpost einen Brief von seiner Frau mit folgendem Inhalt. In der Nacht vom letzten März auf den 1. April hatte sie am Ofen ihres Wohnzimmers Wäsche zum Trocknen aufgehängt und sich sodann im Nebenzimmer mit ihrem Jungen schlafen gelegt. Mitten aus dem ersten Schlaf wurde sie plötzlich geweckt, weil sie ihres Mannes Stimme hörte, der sie laut bei ihrem Namen rief. Als sie erwachte, sah sie völlig deutlich im Dämmerschein für einen Augenblick ihren Mann in feldgrauer Uniform, wie beim Auszug, neben der Wiege des Kindes stehen. Sie fuhr aus dem Bett auf, aber da war die Erscheinung auch schon verschwunden. Die Frau aber merkte jetzt, daß das ganze Zimmer voll Rauch war, weil die Wäsche am Ofen hell brannte. Rasch rettete sie ihr Kind zu den Nachbarsleuten, mit deren Hilfe es rasch gelang, den Zimmerbrand zu löschen.

Die Frau schloß den Brief — ich habe ihn natürlich lesen müssen —, mit den Worten, sie habe die Gewißheit, daß ihr Mann es sei, der das Leben des Kindes gerettet habe. Den Eindruck dieses Briefes auf jenen Mann — dessen Seele während jener Nacht bei Weib und Kind gewesen war —, und auf alle Leute der Kompagnie, die von dem Traum ihres Kameraden wußten, können Sie sich vorstellen. Das war ein Gegenstück zu meinem seltsamen Erlebnis am Kanal, von dem ich Ihnen schrieb [s.vor. Heft, S. 411 ff.].

Wie wunderbar übrigens ein Mensch behütet werden kann, sehe ich an einem jungen Leutnant, der zwei Betten von mir liegt. Er hat einen Kopfschuß bekommen; Einschuß links neben der Nasenwurzel, Ausschußöffnung fast in der Mitte des Nackens. Dem Manne fehlt nichts, er ist fröhlich, geht demnächst auf Erholungsurlaub in die Heimat und freut sich heute schon, recht bald wieder zu seinen Leuten zurückkehren zu können; seine Kompagnie hängt mit rührender Treue an ihm. Bei seiner Verwundung hat die Kugel, wie der Oberstabsarzt sagte, den ‚richtigen Weg' genommen."

Zeitliches Fernsehen und seine Deutung.

Mit dem eigenartigen Problem des geistigen Schauens in die Zukunft beschäftigt sich W. Kuhaupt ausführlich im „Türmer“ (Herausgeben J. E. Freiherr von Grotthuß; Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart). Er verweist auf die zahlreichen uns überlieferten Fälle des Schauens von Himmelszeichen, gespenstigen Heeren und ähnlichen Erscheinungen und bemerkt, anknüpfend an die bemerkenswerten, wohl allgemein bekannten Aufzeichnungen der Somnambule Frau de Ferriem:

„Haben wir nach alledem ein gutes Recht, von einem zeitlichen Fernsehen als einer Tatsache zu sprechen, so liegt nichts im Wege, auch einen Teil der Berichte über Himmelszeichen, kämpfende Heere in der Luft usw. auf die gleiche Wurzel zurückzuführen und sie so zu deuten, daß das magische Erkennen sich hier betätigt und wie beim zweiten Gesicht im Tagesbewußtsein den Eindruck von tobenden Schlachten, kämpfenden Flotten, flammenden Schwertern usw. hervorruft. [Vgl. S. 40, K.-N. b) und S. 146, c).]

Es wird also etwas geschaut, was schon war oder was noch kommt. Vielleicht wird das Vermögen des magischen Schauens zuerst in einem einzelnen aus der Versenkung gehoben und überträgt sich dann nach noch unbekannten Gesetzen auf viele, um in ihnen ein gemeinsames Bild in den Sinnen hervorzurufen. Wir hätten es also mit einer psychischen Ansteckung zu tun, die durch die überragende, dem Instinkt ähnliche, weil reflexionslose Kraft des magischen Erkennens erzeugt würde. Die Menschen, die auf solche Weise Bilder der Zukunft oder der Vergangenheit schauen, können den Eindruck völligen Wachseins machen, und trotzdem arbeitet nicht das Tagesbewußtsein, sondern eine plötzlich freigewordene, hinter den Sinnen tätige, rückwärtige Kraft des Erkennens für einen Augenblick in ihnen.

Ein treffliches Beispiel für solche Wachvisionen, wobei allerdings das Künftige in allegorisch-symbolischer Gestalt offenbart wird, ist das Erlebnis der Lehrerin Maria Bauer auf dem Friedhof zu Mergentheim. „Es war im Sommer 1848“ — so lesen wir in der bei Altmann-Leipzig vor kurzem erschienenen Schrift von Grobe-Wutischky: „Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie“ —, „als Marie Bauer, eine Lehrerin, mit ihrer Tante auf dem Friedhof zu Mergentheim dem Begräbnis eines jungen Mannes beiwohnte. Sie vermochte aber der Predigt auf die Dauer nicht aufmerksam zu folgen; denn es war ihr, als hörte sie in der Paulskirche (wo das Parlament tagte) als Werkstatt mit dröhnenden Hammerschlägen die Einheit, Größe, Macht und Glückseligkeit ihres geliebten Vaterlandes, eines neuen Deutschland, schmieden. Plötzlich wurde sie von einem eisigen Schauer geschüttelt. Statt der Tante, die den Schatten aufge-

sucht hatte, sah sie einen jungen, erdfahl aussehenden Menschen, in einen schwarzen Mantel gehüllt, neben sich stehen und sie mit großen, totenstarren Augen ansehen. Als dessen Blick sich zum Himmel wandte, folgten ihre Augen dahin, und sie sah im wolkenlosen, klarblauen Himmel einen Erntewagen . . . Sie wollte die Tante darauf aufmerksam machen, fühlte aber wieder den geheimnisvollen Blick, der sie zum Himmel zu sehen zwang, auf sich gerichtet. Zu ihrer großen Überraschung war der Erntewagen verschwunden; dafür stand dort, klar und scharf gezeichnet, eine riesige, in solcher Größe noch nie geschaute Kanone. Nach dem seltsamen Nachbar gewandt, wollte sie diesen fragen, was das bedeuten solle; aber dessen Blick zwang sie wieder zum Himmel, wo statt der Kanone nun ein deutscher Weinstock mit Trauben und Blättern stand. Wieder wandte sie sich an den Menschen, um ihn zu fragen, aber wieder wies sein Blick zum Himmel. Da sah sie vier riesengroße Zahlen: 187 ganz klar, als vierte aber eine schwache 0; plötzlich stand jedoch an der Stelle eine deutliche 1. — Als sich Marie Bauer an ihren Nachbar wenden wollte, war er verschwunden. Zur selben Zeit hatte der Geistliche seine Rede geendet. Seltsamerweise konnte aber die Seherin am einzigen Ausgang des Friedhofes den geheimnisvollen Menschen nicht finden, obgleich sie noch vor Beendigung der Trauerfeier dorthin gegangen war, um die ganze Trauergesellschaft an sich vorüberziehen zu lassen." — Sowohl die Seherin als auch ihr Bruder, ein alter Burschenschaftler, der lange in der Verbannung gelebt, hatten gleich ein richtiges Gefühl für die Bedeutung dieses Vorgesichts.

Die glorreichen Schlachten 1870, u. a. auch die Entscheidungsschlacht bei Sedan, ereigneten sich zwischen Getreideernte und Weinlese. 1871 war das Jahr der Wiedergeburt Deutschlands, und im Frühjahr vollzog sich die Gründung des neuen Deutschen Reiches. Die Vision, die 22 Jahre vorher den Gang der Dinge symbolisch entschleiert hatte, hat sich also als zutreffend erwiesen.

Daß sie aber auch wirklich in der mitgeteilten Weise und zu so früher Zeit erlebt wurde, bezeugt der bekannte Dichter Eduard Mörike, der eine eigenhändige Niederschrift Marie Bauers sorgfältig aufbewahrt hatte. —

Einen anderen merkwürdigen Fall von Vorausschauen des Zukünftigen erwähnt die Abendausgabe der „Vossischen Zeitung" vom 6. April d. J. Hiernach ist das Schicksal Tsingtaus bereits im Jahre 1912 in der Ausgabe der „Mitteldeutschen Zeitung" vom 24. Februar vorausgesagt worden. [S. „Psch. Studien", Maiheft d. J., S. 209.] . . . Es bestätigt sich hier wieder, was wir bereits vorher erwähnten; der Seher sieht das Zukünftige nicht ab-

strakt, sondern als nackte Wirklichkeit, und das dürfte der Grund für spätere kleine Irrtümer des Wachbewußtseins sein. —

Die bereits ausgesprochene Ansicht, daß wir es auch bei Massengesichten von Himmelszeichen, gespenstigen Heeren u. dgl. mit Wachvisionen zu tun haben, die vielleicht in einem einzelnen erzeugt und von diesem durch ein rückwärtiges Leitungsnetz auf die Gehirne Tausender übertragen werden, findet mehr als durch die vorherigen Beispiele gerade durch die Wachvision der Lehrerin Bauer eine Verstärkung und verläßliche Grundlage. Es werden zwar bei dieser Wachvision die geschauten Bilder nicht auf die Umstehenden, deren Aufmerksamkeit durch die Worte des Predigers ja voll in Anspruch genommen war, übertragen, aber wir haben aus jüngster Zeit ein Beispiel, wo eine solche Wachvision die sich auf kommende Kriegsereignisse bezieht, auch zugleich als Massenbild auftritt.

Die in Lemberg erscheinende Zeitung „Naprzod" schrieb kurz nach der ersten Belagerung Przemysls, die Russen hätten eine entsetzliche Angst, gegen die Teufelsfestung zu gehen; sie sängen auch ein Lied, Przemysl habe ein Teufel erbaut, und nur wieder ein Teufel könne die Festung erobern. Viele russische Soldaten, die die erste Belagerung mitgemacht hätten, erklärten, gesehen zu haben, wie die Gottesmutter mit ihrem Mantel die Stadt beschütze und alle gegen die Festung gerichteten Geschosse ohne Wirkung abprallten.

In der Tat ist ja Przemysl, das sich seit dem 1. Juni wieder im Besitze Österreichs befindet, strategisch von den Russen nicht bezwungen worden; weder Feldherrnkunst noch Kanonengewalt konnten ihm etwas anhaben. Bei der zweiten Belagerung fiel es lediglich dem Hunger zum Opfer, und man kann wohl sagen, das symbolisch-visionäre Bild habe sich mutatis mutandis erfüllt. Wie die allegorisch- konkreten Bilder in der Wachvision der Lehrerin Marie Bauer: Erntewagen, Kanone, Weinstock, Jahreszahl, ein Stück geschichtlichen Werdens dem seherischen Auge entschleierten, so kann man auch hier das über der Stadt schwebende Muttergottesbild mit dem schützenden Mantel und den daran abprallenden Geschossen als eine Vorahnung des künftigen Schicksals der Festung ansehen. Wer indessen dem Falle Przemysl keine besondere Beweiskraft zuerkennen möchte, der mag ihn ruhig ausschalten und auf seine Art deuten. Auch die vorher gezogenen Schlüsse sollen niemand aufgedrängt werden; es gibt selbstverständlich noch andere Mittel und Möglichkeiten der Deutung. Soviel ist jedoch sicher, daß die oft so plötzlich und überraschend in das Leben und in das Bewußtsein eintretenden, vom Wege alltäglicher Erfahrung so weit abliegenden okkulten Wirklichkeiten, wie sie uns aus Berichten über Himmelszeichen, kämpfende Heere, Waffengeklirr in der Luft usw. bekannt ge-

worden sind, nicht aufhören, Wirklichkeiten zu sein, weil unsere Schulweisheit mit ihnen nichts anzufangen vermag.

Wenn dem Horizont unseres Erkennens nach dieser Richtung noch lästige Schranken gezogen sind, so entbindet uns das doch nicht der Pflicht, nach Mitteln zu suchen, die ihn erweitern könnten, und sollten sich selbst diese Mittel als Fehlgriffe erweisen. Wenn uns das Leben an allerlei ungeöffnete Schlösser führt, so ist es ganz selbstverständlich, daß wir auch nach passenden Schlüsseln suchen."

(„Tägl. Unterhltgsbl. d. Fränk. Kuriers", 62. Jahrg. Nr. 232.)

Kurze Notizen.

a) Die Wünschelrute im Feld hat sich laut „Übersinnl. Welt" (Sept. Nr. 9, S. 307) trefflich bewährt. Das „Stuttgarter Neue Tagblatt" vom 13. August 1915 brachte die nachfolgende Zuschrift: „Krieg und Wünschelrute". Unter dieser Überschrift veröffentlichen Sie in der Abendausgabe Ihres Blattes vom 14. Juli einen Artikel. Der Verfasser Dr. Adolf Reitz äußert die Hoffnung, daß wohl auch in diesem Kriege die Wünschelrute in Anwendung kommen möge. Dies ist, das möchte ich zu seiner Beruhigung sagen, bei uns im fernen Rußland bereits, und zwar mit vollem Erfolg geschehen. Obwohl ich persönlich der ganzen Frage äußerst skeptisch gegenüberstand, mußte ich mich angesichts der Tatsachen doch davon überzeugen lassen, daß hier kein irgendwie gearteter Schwindel getrieben, sondern eben einfach eine rätselhafte Begabung des Rutengängers vorliegt. — Wir lagen seit einigen Wochen nördlich der Weichsel. Das Gelände ist dort mit Ausnahme der Täler stark sandig und trocken. Als mit dem weiter vorrückenden Frühjahr und Sommer die Trockenheit immer größer wurde, begann der einzige Brunnen, der in dem elenden Nest vorhanden war, allmählich zu versiegen, so daß (ein anderer Brunnen, der noch vorhanden war, hatte ziemlich schlechtes Wasser) die Gefahr, der Brunnen versage bei dem großen Bedarf, den eine Kompagnie täglich an ihn stellt, bald vollständig, vorlag. Bald erfolgte auch für die Mannschaft ein Verbot der Wasserentnahme, wahrscheinlich um den Küchenbedarf zu sichern. Das veranlaßte nun einen Krankenträger, die Behauptung aufzustellen, daß er mit der Wünschelrute jederzeit Wasser finde. Er sei, von Beruf Dampfstraßenwalzenführer, noch nie wegen Wasser, wenn er auf weiter Strecke, wo es kein laufendes Wasser oder dgl. gebe, in Verlegenheit gekommen! Bald war denn auch eine Gabelweide beschafft. Voll Spannung gingen wir nun an das Suchen. Unsere Erdhöhlen standen auf einem etwas erhöhten Sandhügel. Vor uns befand sich ein sumpfiges Wiesental. Die Rute fest in der Hand, den zusammengewachsenen

Teil der Rute nach oben, ging er nun unweit der Hütten, wohlverstanden noch auf dem erhöhten Sandhügel, also nicht in der sumpfigen Wiesenfläche, langsam vorwärts, und siehe da, plötzlich fing die Gabel an zu zucken, um sich endlich, obwohl er sie sehr fest hielt, mit einem Ruck nach abwärts zu neigen. Ein mehrmaliges Experiment hatte stets den gleichen Erfolg. Nun wurde unter Leitung eines im Brunnengraben geübten Maurers, Unteroffizier Laub aus Degerloch, nachgegraben. In etwa 1½ m Tiefe stieß man auf ein bergabwärts fließendes, sehr starkes Wasser! Leider war es trotz eifrigster Arbeit und großer Mühe nicht möglich, die Quelle zu fassen, da der starke Wasserdruck stets eine Unmenge Sand heraufspülte und so die Umgebung immer wieder nachstürzte. Nach einigen Tagen wurde dann an anderer Stelle der Versuch wiederholt, und dort gelang es dann, einen tadellosen Brunnen zu erhalten. Heute verfügt die Kompagnie nun über mehrere, auf diese Weise erzeugte Brunnen. Da sich das Ereignis naturgemäß bald herumsprach, ist dieser Mann nun bereits von mehreren anderen Truppenteilen ausgeborgt worden, selbst beim Divisionsstab, und nie hat die Rute versagt. Somit ist wenigstens, zumal seitens der Division auch zahlreiche Pumpen beschafft wurden, der bedrohliche Wassermangel in den Sandwüsten russisch Polens abgewendet worden. Ein Versuch von zahlreichen Ärzten und Offizieren, sowie vieler Mannschaften mit der Wünschelrute, ebenso eingehende Studien meinerseits, hatten absolut keinerlei Erfolg, während bei dem betreffenden Mann mit tödlicher Sicherheit ein Erfolg sich zeigte. Trotzdem kann ich mich dem Schlußsatz der Ausführungen im ersten Artikel anschließen: Ob wir hierdurch neue Ergebnisse zur Lösung dieses Problems erhalten oder nicht, Hauptsache ist, daß wir Wasser haben!

Stuttgart-Degerloch, Falterau. W. Hinderer, Sanit.-Unteroff.

Aber sogar über erfolgreiche Verwendung der Wünschelrute beim Auffinden von Geschossen werden in einem der „Hagener Zeitung" zur Verfügung gestellten Feldpostbrief beachtenswerte Mitteilungen gemacht. Ein Wehrmann im Landwehr-Ersatz-Bataillon 13 aus Soest war in Nordfrankreich durch Granatsplitter an beiden Unterschenkeln verletzt worden. Ein oberhalb des rechten Knies eingedrungener Splitter konnte an der Einschußstelle nicht gefunden werden, man trug sich bereits mit dem Gedanken an eine Abnahme des Beines. Da gelang es dem als Sanitätsunteroffizier unter den Waffen stehenden Rutengänger Dannert aus Hagen mit Hilfe einer aus verschiedenen Metallen hergestellten Wünschelrute, das Geschoß oberhalb des Schenkels, am Knochen angeschmiegt, zu finden. Eine Röntgendurchleuchtung (in Wesel) bestätigte den Fund. Dannert ist darauf zu weiteren Versuchen an Verwundeten

herangezogen worden. Die Wünschelrute soll in allen Fällen mit Sicherheit die Stellen nachgewiesen haben, an denen das gesuchte Geschoß sich befand. Nach der „Hag. Ztg." besitzt Dannert verschiedene andere aus Metallen hergestellte Wünschelruten, die in seiner Hand untrüglich das Vorhandensein von Metallen an der Stelle nachweisen, auf welche die Wünschelrute reagiert. Dannert behauptet, auch das Vorhandensein von Kohle, Petroleum und Kali mittels der Wünschelrute nachweisen zu können. Ärztlicherseits sind genauere Untersuchungen in der Angelegenheit eingeleitet worden.

b) „Der Ruf." Unter dieser Aufschrift bringt „Das deutsche Familienblatt: Welt und Haus" in Heft 47 (14. Jahrg., 1915) eine fesselnde Erzählung von Wilhelm Lennemann, deren uns vom freundlichen Einsender empfohlenen vollen Abdruck wir nur deshalb ablehnen, weil aus ihrer Form nicht hervorgeht, ob es sich nicht um freie Erfindung eines okkultistisch geschulten Schriftstellers handelt. Ein Professor der Altphilologie ist mit seinem einzigen Sohn, den er „Hannibal" getauft hat, zerfallen, weil derselbe, anstatt des Vaters Fach zu ergreifen, sich der strengen Zucht des letzteren durch die Flucht aus dem Gymnasium entzogen hat, um Ingenieur zu werden. Er ist in Magdeburg als einfacher Arbeiter in eine Maschinenfabrik eingetreten, wobei ihm die liebende Mutter durch Vermittlung des Direktors noch den Besuch des dortigen Polytechnikums ermöglicht hat. Gleich in den ersten Tagen des Krieges hat er sich nun aber freiwillig gemeldet und der Mutter regelmäßig von den blutigen Kämpfen, zuletzt um die Lorettohöhe, geschrieben. Beim Vorlesen eines Zeitungsberichts über einen neuen Durchbruchsversuch Joffre's verspricht der jetzt geängstigte Vater seiner Frau, sich mit dem „verlorenen", von Gewissensbissen über den ihm bereiteten Seelenschmerz gequälten Sohn auszusöhnen, wenn dieser „ihn rufen" sollte. Während nun die Alten eines Abends in stummem Leid ratlos beisammen sitzen, lauscht der Vater plötzlich mit vorgebeugtem Kopf und schreit: „Hannibal, ja ich komme!", indem er den wehen Schrei eines Todwunden: „Vater" vernommen zu haben glaubt. Er fährt schon an einem der nächsten Tage mit einem Liebesgaben an die Front bringenden Auto in die Nähe des Schlachtfelds, wandert von einem Verbandsplatz zum andern, findet den Schwerverwundeten endlich in einem Lazarett und bringt ihn in die Arme der beglückten Mutter, wo er dann erzählt, im wilden Schlachtgetöse mit zerschmettertem Oberarm und Schulter jenen Ruf wirklich ausgestoßen zu haben. Sinnend spricht hierauf der tief ergriffene Vater: „Ob Dein Wort zu mir gedrungen, oder ob mein Ohr hellhörig auf Deinen Ruf geworden, weder der Theologe, noch der Wissenschaftler werden uns eine befriedigende Antwort darauf geben können. Stellen wir uns vor

die Tat mit der gläubigen Naivität der Kinder, nehmen wir sie wie ein Liebeswunder, bei dem man nicht nach dem Woher und Warum fragt. Ein wenig Unwissenheit mehr schmerzt bei der Menge der ungelösten Rätsel und Fragen nicht. Seien wir aber dem Wunder dankbar, daß es Harmonie schuf und Linien umlenkte, die Gefahr liefen, sich dauernd weiter und weiter voneinander zu trennen." Mag nun der geschilderte Vorfall sich wirklich so ereignet haben oder bloßes Phantasieprodukt sein, jedenfalls ist als erfreulicher Fortschritt in der Erkenntnis der Wichtigkeit derartiger scheinbar übersinnlicher Vorkommnisse die Tatsache zu begrüßen, daß allmählich auch in Deutschland die angesehensten Organe der öffentlichen Meinung sich mit solchen Fragen aus dem geheimnisvollen menschlichen Seelenleben eingehend zu befassen beginnen.

c) Magie der Zahlen? — Im Leben des Südpolforschers Scott spielte die Zahl 23 eine Schicksalsrolle. Er wurde im Jahre 1868 geboren: 1 + 8 + 6 + 8 = 23. Das Schiff „Terra Nova" lichtete in London seine Anker am 15. 6. 1910: 1 + 5 + 6 + 1 + 9 + 1 + 0 = 23. Die „Terra Nova" trat in die Regionen des Polareises ein am 9. 12. 1910: 9 + 1 + 2 + 1 + 9 + 1 + 0 = 23. Leutnant Evans starb am 17. 2. 1912: 1 + 7 + 2 + 1 + 9 + 1 + 2 = 23. Der Abschiedsbrief des Kapitäns Scott trug das Datum: 25. 3. 1912: 2 + 5 + 3 + 1 + 9 + 1 + 2 = 23. Ekkehard.

d) Gehörshalluzination oder Geisterspuk? Von einem angesehenen hiesigen Arzt erhielten wir, dat. Tübingen, 17. IX. 15 die nachfolgende Zuschrift: „Sehr geehrter Herr Schriftleiter! Nur zögernd folgte ich Ihrer Aufforderung, etwas über ein gewisses, anscheinend übersinnlich begründetes Erlebnis am hiesigen Orte zu berichten, da doch möglicherweise noch eine Erklärung auftauchen könnte, die auf gewöhnlichen Vorgängen beruht. Etwa vor fünf Monaten hörte ich nachts etwa 3½ Uhr morgens plötzlich ein lautes Stimmengewirr, wie von einem nahe gelegenen stillen Wege auf der Höhe des Schloßberges kommend. Ich weiß nicht mehr, bin ich dann erwacht, oder war ich ohnehin vorher aufgewacht. Es war ein Geschrei von heftig erregten Menschen, eine richtige Hetze, worin eine hohe Frauenstimme, die schreckliche Angstrufe ausstieß, zu unterscheiden war. Die Sache endete dann ganz plötzlich wie im Vorbeijagen oder, als wenn eine erwürgte Person nun still geworden wäre. Dies Phänomen habe ich bis jetzt viermal zu verschiedenen Nachtzeiten gehört. Als ich es zum ersten Male wahrnahm, hatte ich die Überzeugung, daß ein Verbrechen geschehen sie und fragte nächsten Vormittag den Polizeiwachtmeister, ob ihm nichts gemeldet worden, was er verneinte. Etwa zwei Monate darnach glaubte ich wieder dieselben Schreckens-

rufe und dieselben hetzenden Stimmen zu hören; es war dies vor Mitternacht. — Noch zweimal erschien dieselbe „wilde Jagd", wobei auch meine Frau die Gehörseindrücke ganz deutlich hatte, Jetzt erst kam mir der Gedanke: Das scheint nichts „Natürliches" zu sein, und ich mußte unwillkürlich an die Sage vom wilden Heer denken. Ehe ich das aussprach, sagte meine Frau: „Das war nichts Natürliches." Bald darauf hörte die Sache auch mein erwachsener Sohn, welcher die Stimme ganz so schilderte, nur glaubte er zum Schluß, der ebenfalls plötzlich war, einen Ton oder Klang wie von einer Enthauptung gehört zu haben, auch meinte er dazwischen, als Schreckens- und Hilferuf, das Wort „Eugen" gehört zu haben. Bei diesem Anlaß — wieder in der dunklen Morgenfrühe — bin ich nicht erwacht. Zuletzt wurde das Geschrei und Jagen in meiner Abwesenheit von einer Anverwandten im Hause gehört, immer anscheinend von leicht erreichbarer Nähe kommend, plötzlich einsetzend und endigend. — Es wäre erwünscht zu hören, ob sonst jemand hier ähnliche Beobachtungen gemacht hat; ebenso könnte vielleicht ein auf dem Gebiete bewanderter Leser Ihrer Zeitschrift etwas über die dem „wilden Heer" zu Grunde liegenden etwaigen Wahrnehmungen oder bekannt gewordenen Erscheinungen mitteilen. Ich bemerke noch, daß sich das Geräusch jedesmal von vollkommener nächtlicher Stille der ganzen Umgebung abhob. S."

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Wir im Land! Briefe eines Optimisten an einen Schwarzseher. Von L. Bernhard. Verlag von Oswald Mutze in Leipzig. 32 S., Preis 60 Pf.

Das den Daheimgebliebenen gewidmete Heft bietet wie ein Schatzkästlein vieles, was allen jüngeren, aber auch manchen älteren, zumal den nervenkranken Zeitgenossen zu wissen not tut. Die von warmem Gottvertrauen und echt vaterländischer Gesinnung sprechenden, überzeugenden Lebensregeln werden dauernd Recht und Geltung behalten und sind nicht weniger wertvoll als die Gedanken, zu denen es anregt. In Briefform bespricht Verf., der sich offenbar selbst in harten Lebenskämpfen von neurasthenischem Pessimismus zu einer optimistisch tatenfrohen Lebensauffassung durchgerungen hat, 1) Allgemeines, 2) das Walten der Vorsehung, 3) Aberglauben, 4) die Macht des Wunsches, 5) Willenshemmungen und Nervosität — Willensschwäche ist Nervenschwäche, die Nervenkraft wird gestählt durch Selbstbeherrschung und Selbstzucht —, 6) Ausbildung des Willens, 7) Verkehr mit anderen, 8) Vorwärtskommen des Einzelnen, 9) das Glück, und 10) das Schicksal der Völker, wobei er scharfsinnig nachweist, daß, wie der Wille des Einzelnen sein Geschick beeinflußt, so auch die Resultate im Parallelogramm der Volkskräfte, Neigungen und Schwachheiten die Gesamtheit mit Sicherheit nach dem Ziele aller dieser Bestrebungen führen. Die Deutschen als arbeits-

freudiges, vorsorgendes, genügsames Volk dürfen daher der Zukunft trotz aller Anfeindungen, Drohungen und Verleumdungen neidisch-gehässiger Nachbarn mit ruhiger Zuversicht entgegensehen. Das mit einem hübschen Brustbildchen Bismarcks geschmückte Schriftchen verdient die Beachtung jedes Vaterlands- und Menschheitsfreundes. Fritz Freimar.

Adam Rambacher, Das grelle Licht der „Antispiritistin" Dr. med Mathilde von Kemnitz, geb. Spieß, bei Beleuchtung der durch Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing festgestellten Materialisations-Phänomene. 19 S. München, 1915. Selbstverlag (Weißenburgerstrase 43 II.).

Obschon der lärmende Streit über das epochemachende Werk des Münchener Nervenarztes unter dem Kanonendonner des Weltkrieges verstummt ist und eine Fortsetzung seiner hochinteressanten Versuche mit dem Medium Eva C. in Paris für lange Zeit selbstredend ausgeschlossen erscheint, dürfte dieses gutgeschriebene Verteidigungsschriftchen allen unbefangenen Erforschern des Mediumismus willkommen sein. Verfasser, dem das Studium der Lourdes-Wunder seit 1890 eine ganze Welt okkulter unbestrittener Tatsachen erschlossen hat, zeigt die weitgehende Oberflächlichkeit im Aburteilen der „Entlarverin" über Dinge, von deren eigentlichem Wesen sie keine Ahnung hat. Er selbst geht soweit zu erklären, daß die von Freiherrn Schrenck-Notzing photographisch festgestellten Materialisationen, „an und für sich schon, zum Zwecke einer wissenschaftlichen Niederlage für den gelehrten Forscher, so gehalten sind, daß jeder Uneingeweihte sie als Schwindelmachwerk des Mediums ansprechen muß. Darnach ist eine Schrift, wie die der Frau Dr. v. Kemnitz, vollends plausibel für alle Nichtkenner, und das sind doch 99 Prozent der Gesammtbevölkerung." Nach des Verfassers Ansicht ist die traurige Folge dieser vorschnellen Veröffentlichung nur die, daß die „offizielle Wissenschaft, welche schließlich doch eine besondere Anregung durch die v. Schrenck-Notzing'schen Feststellungen erhalten hätte, noch lange warten wird, bis sie das dunkle Gebiet energisch betritt. So aber wollen es jene Kräfte [Verf. meint die in den Sitzungen wirksamen „Dämonen"], damit sie unbehindert die Einen (Medien) besitzen und durch diese die Andern für ihre Zwecke gewinnen können. Also hat die junge Frau Doktor mit ihrer Broschüre nicht der Wissenschaft und dem Volk, sondern dem Dämonismus (der Spiritismus ist nichts Anderes als Dämonismus) einen Dienst erwiesen. Das grelle Licht, mit dem sie in die Dunkelkammer der Medienforscher leuchtete, ist nicht das richtige, weil es blendete." . . „Ganz verdienstlos ist indessen die Arbeit der Frau Doktor nicht, insofern, als ihr Vorgehen wieder einmal zeigt, wie man heutzutage schnell aburteilt in Dingen, die man nicht kennt." Gerade die moderne Wissenschaft, als deren Vertreterin Frau Dr. v. Kemnitz auftritt, könnte an ihrem Beispiel lernen, wie notwendig es ist, in Dingen, die nicht alltäglich sind, vorsichtig mit dem Urteil zu sein in einer Zeit, wo noch große Enttäuschungen gerade für die Gelehrten kommen werden, die an metaphysische Kräfte überhaupt nicht glauben wollen. Andererseits ist gerade der gegenwärtige Krieg so recht ein Feld für den Dämonismus. „Wenn der gefallene Gatte, Vater oder Bruder in einer spiritistischen Sitzung „erscheint" und die Seinen „tröstet", ahnen die Wenigsten, welch boshafte „Geister" hinter dem scheinbar Guten und Frommen lauern. „Wer das echte Wunder kennt, das nur Gott wirken kann, erkennt leicht das falsche, das der Dämon dem echten nachäfft. Eine Anfängerin freilich, die mit einem Dr v. Gulat-Wellenburg zusammenarbeitet, der bekanntlich der Assistent des Herrn Dr. Eduard Aigner

in seiner Tätigkeit gegen Lourdes war, konnte von ihm über das echte Wunder nicht unterrichtet werden, da er es leugnet". — Wenn man auch dieser Dämonentheorie nicht beipflichtet und nicht glauben mag, daß der Autosuggestion der „neugescheidten" Frau Doktorin sich auch noch dämonische „Fremdsuggestion willfährig zeigte," wird man doch den Schlußsatz unterschreiben müssen: „Es ist hier wie bei jeder ernsten Erforschung der Welträtsel, je tiefer der Gelehrte in dieselben eindringt, desto größere Abgründe tun sich vor ihm auf." Fritz Freimar.

Briefkasten.

Herrn Franz Bucher, Frankfurt a. M., danken wir ganz ergebenst für Ihre weiteren Nachforschungen über die, wie wir nach der schönen, des Dichters durchaus würdigen Sprache und nach der genauen, durch die Tagespresse unbeanstandet gegangenen Quellangabe glauben mußten, echte Vision Hamerlings (s. Briefkasten Sept.-Heft, S. 420) und bringen Ihre Zuschrift über das Resultat Ihrer Anfrage zum Nutzen unserer Leserschaft und zur Anregung weiterer Untersuchung der Sache hiermit zum Abdruck. Sie schreiben (dat. 7. IX. 15): „Bezüglich des Abdruckes „Vision" von R. Hamerling erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, daß die Sache wohl eine sehr raffiniert angelegte Mystifikation ist. Nach Anfrage an das „Hamburger Staatsarchiv" ging nämlich der Bescheid ein, daß dieser Stelle von einem dort hinterlegten Gedichte solchen oder ähnlichen Inhaltes von Robert Hamerling nichts bekannt sei. Durch Veröffentlichung dieses offiziellen Bescheides in den „Psych. Studien" wäre es event. möglich, weitere Nachforschungen darüber anzuregen, ob nicht irgend einer anderen Stelle oder Person doch etwas von einer solchen Dichtung Hamerlings bekannt ist." Besonders wertvoll wäre die Feststellung, welche Zeitung zuerst den angeblichen Aufbewahrungsort des Gedichtes nannte, damit die betreffende Redaktion bezw. der Einsender darüber befragt werden könnte. Etwaige Auskunft bitten wir direkt an obige Adresse oder an unsere Schriftleitung zu richten.

Herrn Ökonomierat B. in N. Sie haben Recht; wer in böser Absicht so schamlos lügt und hetzt, verdient eine gehörige Tracht Prügel wie der mutwillige Tierquäler. „Erst in neuerer Zeit hatte man den törichten Einfall, daß eine Strafe nur nach einem bestimmten Gesetze erfolgen dürfe; diese traurige Ansicht ist wirklich überall herrschend geworden. Die Alten hatten gerade den entgegengesetzten Grundsatz: der Knabe, der ein Tier marterte, wurde von der Atheniensischen Volksversammlung zum Tode verurteilt, obgleich die Gesetze nichts zum Schutz der Tiere enthielten; daher wurde auch ein Mensch zum Tode verurteilt, wenn er nur eine Handlung begangen hatte, die dem allgemeinen Ehrgefühl widersprach." Das sind beherzigenswerte Worte des schon neulich (S. 372) von uns an dieser Stelle zitierten kritischen Kulturforschers B. G. Niebuhr („Vorträge über römische Geschichte", herausgeg. von M. Isler. Bd. I, Berlin, G. Reimer, 1846, S. 321).

Druckfehlerberichtigung.

Im Aug.-Heft war zu lesen: S. 345, Z. 26, 23, 15 v. u. Klara (st. Anna); sodann im Sept.-Heft: S. 383, Z. 2 v. u.: Geschmacksrichtung; S. 387, Z. 14 v. u.: erneuter; S. 390, Z. 16 v. u.: haben soll. Zu; ib. sind die Zeilen 7 u. 8 v. u. verdreht! S. 407, Z. 21 v. u.: egoistischen; S. 403, Z. 6 v. u.: Teleologen (st. Theologen; S. 415, Z. 2 v. u.: Metapsychik (st. Metaspychik); S. 417, Z. 1 v. u.: Gegenstand.

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **November.** **1915**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Eine Experimentalforschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

(Fortsetzung von Seite 427.)

II. Mentalphänomene.

Die Mentalphänomene rechnet Prof. Hyslop zu den interessantesten des Falles. Sie erschienen mehr oder weniger mit Klopftönen. Es scheint, daß letztere das Grenzgebiet der mentalen Phänomene bilden.

Die Trancepersönlichkeiten sind wie schon erwähnt Dan Rulland und Black Cloud. Ferner Schwestern der Mrs. Milton und oftmals ihre Mutter. Vor allem ist es Dan, der die Sitzungen leitet. Black Cloud kommt selten, wenn automatisch geschrieben wird. Eine Schwester der Mrs. Milton kommt auch mit Klopftönen und im Schreiben, aber ihre Klopftöne sind ganz verschieden von jenen Dan's. Merkwürdig ist, daß Dan nicht sofort schreiben kann, wenn er um etwas gefragt wird; immer verstreicht eine gewisse Zeit, bis Dan soweit ist, daß er sich schreibend manifestieren kann.

Leider wissen wir noch zu wenig über den Prozeß bei subliminalen Erscheinungen. Wir müssen den Fall wie jenen Phinuit's bei der Piper betrachten. Das Charakteristische dieser Phänomene mag aus folgenden kurzen Zügen entnommen werden:

Am 31. Januar 1910 hielt Prof. Hyslop eine Sitzung. Dan beantwortete die Frage, ob Freunde Hyslop's anwesend seien, durch heftige Schläge. Miss Burton griff nach dem Bleistift und Dan schrieb, daß man das Licht auslöschen solle. Es geschah und bald kam die Nachricht, ein Licht zu beschatten und aufzudrehen. Als dies geschehen war, begann die Hand, welche den Stift zwischen Daumen und erstem Finger hielt, Bewegungen zu machen. Prof. Hyslop erwartete, daß nun der Stift zwischen ersten und zweiten Finger genommen würde, da dies bei der

Piper immer der Fall war, wenn Hodgson schrieb. Es geschah aber nicht und es wurde geschrieben: „Ja; er wird etwas später kommen; es ist noch ein wenig schwer für uns; alles ist so neu!"

Es folgte eine lange Pause und dann machte die Hand dieselben Bewegungen; wieder glückte es nicht und Dan schrieb: „Es sind drei Leute da — — sie versuchen den Stift zu gleicher Zeit zu gebrauchen; dies ist der Grund, warum es so langsam ist . . ." Wieder folgte eine Pause, dann wurde es nochmals versucht, allein es gelang nicht.

Endlich schrieb man: „Ja, ich bin hier usw. Am Schlusse hieß es: „Wenn ich irgend etwas sagen könnte, ich könnte ein Buch schreiben. (H. . — ein sichtlicher Versuch den Namen ‚Hodgson' zu schreiben)."

Dann gelang es, den Stift zwischen ersten und zweiten Finger zu bringen. Es folgte eine dramatische Szene und die Hand schrieb, was als Pelham gelesen werden kann. Es ist nicht sicher zu entziffern. Nachdem dies geschehen war, fiel Miss Burton vorwärts auf den Tisch in schwere Ohnmacht (Collaps). Als sie sich erholt hatte, wurde der Versuch, den Stift zwischen ersten und zweiten Finger zu nehmen, noch einmal gemacht, aber er mißlang wieder. Es wurde geschrieben: „Es hält ihn etwas zurück; ich glaube, er ist zu ängstlich." Es ist offensichtlich Hodgson gemeint, welchem diese sonderbare und ungewöhnliche Haltung des Schreibstiftes eigen war; indes beweisend sind die Botschaften nicht, wenn man auch nicht in Abrede stellen kann, daß das ganze Vorgehen Dinge enthält, welche Miss Burton nicht wissen konnte, die aber für Hodgson sehr charakteristisch sind.

In einer anderen Sitzung ereignete sich folgender interessante Fall. Miss Burton sah ein Licht, oval und gelb. Hyslop erkannte, was nun kommen würde, nämlich eine Bildszene. Schließlich erklärte das Medium, daß es ein Gesicht sei, eine Dame mit blauen Augen. Dann sah sie darüber einen Namen geschrieben: „Mary". Hierauf brach Miss Anna bewußtlos zusammen.

Mary war der Name von Hyslops Gattin! Ihre Augen waren hellgraublau. Es war möglich, daß Miss Burton wußte, daß Hyslops Frau gestorben war, und wenn sie das Buch „Science and a Future Life" gelesen hat, kann sie auch wissen, daß die Augen der Frau blau waren, allein es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie von all dem das geringste weiß. Miss Burton erklärte dem Professor Hyslop, daß sie nichts über Spiritismus gelesen habe. Sie habe nur von Mrs. Milton erzählen hören, von „Schadowworld" und ein wenig von der Paladino, doch habe sie niemals den Namen Hodgson gehört. Sie habe auch kein Buch Hyslops gelesen und von der Frau Hyslops nicht gewußt. Mrs. Milton habe nur einige Seiten von „Schadowworld" gelesen; auch sie kennt die spiri-

tistische Literatur nicht. Von Hodgson hatte sie nichts gehört und nichts gelesen. Auch Hyslops Schrift kannte sie nicht; sie wußte den Namen von Hyslops Frau nicht und hat nie von derselben gehört.

Prof. Hyslop ist der Ansicht, daß in diesen Phänomenen viele Beweise für supranormale Erscheinungen zu finden sind. Sogar eine Kreuz-Korrespodenz wurde in einer späteren Sitzung erhalten. Die Sache verhielt sich kurz erzählt folgendermaßen: In einer automatischen Schrift mit dem Medium Mrs. Chenoweth gab sich eine Persönlichkeit zu erkennen, welche den Namen Jennie P — führt und oft den Prof. Hyslop „Hurricane" nennt und sich selbst „Whirlwind". Als der Gelehrte am 30. März wieder eine Sitzung mit Mrs. Chenoweth hatte und diese Jennie P — kam, bat er sie, bei einer anderen Person, mit der er demnächst experimentierte, auch zu kommen, ohne mitzuteilen, wann und wo es zuletzt war. Jennie versprach ihr Möglichstes zu tun.

Am 10. April begannen die Sitzungen mit Mrs. Burton. Erst am 21. April fing man an, die Mentalphänomene systematisch zu studieren. Sie bestanden zunächst in clairvoyanten Visionen, also sog. „Gesichten". Das erste war ein eisernes Gitter. Professor Hyslop vermutete, daß dieses Bild von Hodgson stamme; das Gitter mußte Hodgson täglich durchschreiten, wenn er in Boston von seinem Büro in seine privaten Räume ging. Dann kam ein anderes Bild: ein Raum mit einem großen Schreibtisch darin und ein Licht auf demselben, davor ein großer bequemer Stuhl mit hoher Rücklehne usw. Hyslop kannte den Raum, den Tisch und den Stuhl, aber nicht das Licht. Aber er hatte sich später versichert, daß Hodgson ein Licht auf dem Tisch stehen hatte . . .

Später schrieb Miß Burton im Trance. Sie zeichnete eine Figur*); es sind offenbar die Flügel einer Windmühle gemeint. Drei Klopftöne bestätigen diese Anschauung. Merkwürdig, Hyslop dachte zuerst an die Windmühle eines Wasserwerks auf der Farm seines Vaters. Er fragte, ob ein Mann damit in Verbindung zu bringen sei. Nein! Ein Weib? Ja! Mutter? Nein! Schwester? Nein! Jetzt wußte sich Hyslop keinen Rat mehr. Plötzlich dachte er an Whirlwind. Sogleich kamen drei Klopftöne und durch weitere Fragen wurde denn auch die Identifikation von Whirlwind erreicht.

In den folgenden Sitzungen wurden ausschließlich Mentalphänomene erreicht. Das Medium sah besonders Initialen, welche ev. auf Fred Myers u. a. schließen ließen. Es ist sehr unwahr-

*) Die Zeichnung stellt einen 5teiligen, verschrobenen Windmühlenflügel vor, und halten wir eine Reproduktion desselben hier für überflüssig. O. M.

scheinlich, daß das Medium diese Namen je gehört hat. Auch Mrs. Miller wußte nichts von denselben. U. a. schrieb das Medium den Namen: „Newbold". Professor Newbold war bekanntlich intimer Freund von Dr. Hodgson. Das Medium kannte den Namen nicht.

In einer der letzten Sitzungen kam auch die Initiale Myers' in Verbindung mit E, auch Ellen wurde geschrieben. Es ist wahrscheinlich, daß dies Eveline bedeuten sollte, denn so hieß Myers' Gattin. Dann wurden die Buchstaben R e c erhalten und später schrieb das Medium „Rector". Miss Burton wußte nicht, was der Name zu bedeuten hatte; sie wußte nur, daß Stainton Moses ein Medium war, allein von der berühmten Geistergruppe Rector's wußte sie nichts.

Wenn man die einzelnen Sitzungsberichte liest, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier viele Erscheinungen vorhanden waren, welche supranormalen Charakter an sich trugen.

Als Prof. Hyslop seine Experimente mit Miss Burton beendet hatte und wieder in Boston war, hielt er Sitzungen mit dem Medium Chenowet, ohne daß diese etwas von den Sitzungen mit Burton wußte. Nun kam aber in diesen Sitzungen manches, was an diejenigen Burtons erinnerte. Dr. Hodgson und Pelham kamen und erinnerten Hyslop an Einzelheiten aus den Sitzungen mit Miss Anna Burton. Nur ein Beispiel. Es kam die Mitteilung: „Erinnern Sie sich an ein Bild, das so hing, daß Ihr Auge darauf fiel?". — Ja! — „Es ist das Bild einer Person — ich sah es und die Augen waren solche, die folgten. Erinnern Sie sich, was ich meine?" — Ja! — „Dann war noch ein Bild da, eine Landschaft, etwas weiter rechts in demselben Zimmer. Sie können es nicht gesehen haben; es war nicht in ihrem Gesichtskreis, aber ich sah es. Der Raum war nicht groß, aber angenehm, sonnig, mehr ein Raum, der familiär anmutet . . ." Und in der Tat, Hyslop saß bei Burton auf dem Sopha in einem Familienzimmer und gegenüber hing das Bild einer Dame. Die Familie hielt es für ein Geistergemälde. Weiter rechts hing eine Landschaft; sie hing nicht im Sehkreis Hyslops. Das Zimmer war sonnig, klein und mit wenigen Fenstern versehen. Auch Mrs. Milton wurde treffend geschildert, usw.

Übrigens betont Prof. Hyslop ausdrücklich, daß der Schwerpunkt dieser Experimente durchaus nicht in Beantwortung der Frage liege, ob die Dinge supranormal seien. Für ihn bot die Psychologie der Phänomene das Hauptinteresse. Er summiert die wichtigsten Punkte derselben wie folgt:

1. Die absolute Ehrlichkeit der Miss Burton in ihrem normalen Zustand ist einwandfrei dargetan.

2. Die Ausführung von Handlungen im Trance, welche deutlich jenen gleichen, welche als betrügerische Beispiele be-

schrieben werden würden, geschähen sie im normalen Zustand, läßt an Trance-Täuschung denken und macht es notwendig, die Mentalphänomene sorgsam zu studieren.

3. Die Anwesenheit einer großen Menge von Automatismen und unbewußten Handlungen, welche selbst mit subliminalem Betrug oder Täuschung nicht vereinbar sind.

4. Die Ausführung von Handlungen im Trancezustand, welche das Medium im normalen Zustand nicht ausführen kann, wie Pfeifen, Levitationen des Tisches, usw.

5. Die Existenz von Klopftönen, die gut als selbständig bewiesen sind und nicht erzeugt durch normale Mittel.

6. Die Erzeugung von Lichtern unter Bedingungen, für welche gute Beweise ihres supranormalen Charakters erhalten wurden, ob sie nun unabhängig waren oder durch die Hand erzeugt wurden.

7. Die Erzeugung von offenbar supranormalen Mentalphänomenen des gewöhnlichen mediumistischen Typus unter guten, wenn auch nicht zwingenden Testbedingungen.

8. Das Vorhandensein von Anästhesie und Hyperästhesie und auch Amnesie.

9. Die Tatsachen des automatischen Schreibens, gelegentlich mit offensichtlichem Beweis von Supranormalität.

10. Das Auftreten von Hellsehen, Visionen usw.

(Schluß folgt.)

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 433.)

Auch das Kobe nahegelegene Osaka, die dritte große Hauptstadt Japans, ist mit seinen 1½ Millionen Einwohnern eine gewaltige Handels- und Industriemetropole, die aber bislang wenig Europäer angezogen hat. Auch das stattliche Osakahotel ist nur halb europäisch. Es hat eine hübsche Terrasse an dem großen Seekanal. Ihr gegenüber liegt ein umfangreicher Tempel, von dem eine mächtige Steintreppe zum Wasser herabführt. Von hier geht alljährlich eine große Laternenprozession aus, die auf besonderen Wallfahrtsbooten ausfährt. Leider kam ich hierzu an jenem Tage etwas zu spät, so daß ich nur mehr wenige mit Lampions geschmückte Schiffe, die sich auf der schönen Wasserstraße bewegten, sah. Auch liegt der Höhepunkt des Schauspiels in dem festlichen Pomp, der sich beim Einsteigen in die Boote auf der breiten Ufertreppe entfaltet. Die Lage des Osakahotels an dem stattlichen Kanal, der einen Teil des aus dem

Biwasee fließenden Wassers ins Meer führt, ist eine entschieden malerische. Wegen seiner zahlreichen Meereskanäle wird Osaka mit Recht das japanische Venedig genannt.

Den bis zum äußersten getriebenen Formalismus der Japaner lernte ich an einem andern Tage in Osaka kennen. Um die alte Daimioburg, das auf zyklopischen Mauern ruhende, von tiefen Wassergräben umgebene Shogunenschloß O Shiro — jetzt zur Kaserne eingerichtet — zu besuchen, soll man sich auf dem Stadthaus einen Erlaubnisschein holen. Um aber keine Zeit zu verlieren, fuhren wir — es war eine kleine Gesellschaft — vom Bahnhof direkt dorthin. Die Wache wollte uns nicht einlassen. Was tun? Wir hatten weder Visitenkarten bei uns, noch konnten wir uns mit den Soldaten verständigen. Nach einiger Zeit mimischen Verhandelns erschien ein Unterleutnant. Dieser wechselte mit der Wachmannschaft einige Worte, zwei Mann führten uns mit gezogenem Seitengewehr durch mehrere Höfe auf ein Bureau. Dort wurden mit japanischen Hieroglyphen Zettel geschrieben, die aber, da unsere Namen ja nicht gegeben wurden, nichts anderes enthalten konnten als „2 unbekannte europäische Herren und 1 Dame". Jedem von uns wurde ein solcher Zettel in die Hand gedrückt, wir wurden wieder bis vor das Außentor geführt, präsentierten jetzt die uns übergebenen Zettel und durften nun unter Begleitung der beiden Soldaten aufs Neue eintreten und abgesehen von dem Aufstieg auf die aussichtsreiche Plattform der Zitadelle denselben Weg machen wie vorhin. Man sieht, der heilige Bureaukratius erfreut sich auch bei den Japanern einer großen Beliebtheit.

Eine sehr ausgedehnte, interessante und vielbesuchte Tempelanlage ist das Tennoji, das Hauptheiligtum von Osaka. Innerhalb der Tempelmauern befinden sich eine ganze Anzahl von Tempeln und Tempelchen, aber auch Erfrischungshallen mit (warmem) Bier und Zuckerbäckereien. In letzteren kauft man Bälle von zähem Schaumzucker, den man den Schildkröten zuwirft, von denen ein großer Teich wimmelt. Nun ergötzen sich die Frommen, welche den heiligen Tieren solche Opfer spenden, daran, zu sehen, wie die Kröten den großen Bissen, den sie doch nicht verschlingen können, hin und her stoßen, bis er endlich aufweicht. Das Wasser dieses heiligen Teiches fließt nun durch ein unterirdisches Rohr in eine Tempelhalle, in welcher es aus dem Munde einer ehernen Schildkröte wieder zum Vorschein kommt und ein in der Tiefe dieses Raumes gelegenes Becken ausfüllt. Mit Schöpfnäpfchen an langen Stangen wird dieses heilige Wasser hier hochgeschöpft und von manchen Frommen, namentlich Frauen, getrunken. Andere aber werfen beschriebene Holzplättchen in diesen Teich und fischen sie nach kurzer Zeit mit den Schöpfkeulen wieder heraus. Dem etwas komplizierten Beschreiben dieser schmalen und dünnen Holztäfelchen wohnte ich

in einem andern Tempel bei. Dort sitzt ein Bonze und nimmt die Wünsche der Andächtigen entgegen. Hat er alles gehört, was einer auf dem Herzen hat, so schreibt er es — gegen Entgelt — nieder, eben auf solche Holzplättchen mit Pinsel und Tusche. Dies frisch beschriebene Täfelchen reicht er einem zweiten Bonzen, der den Inhalt dem Altar zugewendet — gegen Entgelt — dem Gott vorliest. Alsdann empfängt es der Gläubige, der sich nun zu dem Tempel mit dem Teich in der Tiefe begibt und es ins Wasser wirft, um es nach einer Weile mit der Schöpfkeule, die ihm der dortige Bonze — gegen Entgelt — reicht, wieder heraus zu fischen. Soweit die Tusche nicht verwischt ist, darf er nun das, was er schwarz auf gelb besitzt, getrost nach Hause tragen. Die hiesigen Schildkrötenbonzen aber dürfen anscheinend keinen Mangel leiden.

In Osaka beobachtete ich erstmalig, wie später auf dem Kamagawa in Kyoto und Ganges in Indien, kleine im Fluß schwimmende Schiffchen mit einem Lichtchen. So zeigt sich hier wie in allen primitiven Religionen das Empfinden eines mystischen Zusammenhanges zwischen Meer und Schattenreich. Alle diese Schiffchen, welche man hier wie dort auf den Fluten treiben sieht und die schließlich ins Meer fließen, sind nichts anderes als Weihgeschenke für Tote. Auch der Grieche tritt die Reise zum Hades übers Wasser an, und der Germane läßt seine Kinder aus dem Brunnen ans Tageslicht treten. Wie schon der griechische Weise, gleich unserer heutigen Naturforschung, im Meere die Quelle alles Lebens sah, so ahnt der Volksgeist einen Zusammenhang, der sich auch in der umgekehrten Richtung für ihn geltend macht. Daher das Ablassen der lichtgeschmückten Schiffchen, zumal am japanischen Allerseelentag. —

Wer ureigenes, von europäischem Einfluß unberührtes Japanertum kennen lernen will, der hat dazu wohl kaum irgendwo bessere Gelegenheit, als in der alten Kaiserstadt Kyoto und seiner Umgebung. Hier habe ich denn auch weitaus den längsten Teil meines Aufenthaltes in Japan zugebracht, Woche um Woche zugegeben und mich schließlich nur schwer von dieser wunderbaren Stadt und ihren freundlichen Bewohnern losgerissen. Die Bevölkerung ist dort weit fremdenfreundlicher als die Bewohner von Tokyo z. B., auch — nebenbei bemerkt — dem gegenwärtigen Krieg gegen Deutschland durchaus abgeneigt.

Wohnung nahm ich im Daibutsuhotel, welches seinen Namen von der riesigen, aber grotesken und unschönen Holzfigur Buddhas herleitet, die sich anstoßend in einem Tempelhain befindet. Dort steht auch eine mächtige Glocke. Hierüber wenige Worte. Jedes bedeutende Heiligtum besitzt eine möglichst große Tempelglocke, und es gibt in Japan fast so viele „größte" Glocken, wie heilige Röcke in der Christenheit. Sie sind stets in besonderen

hölzernen Hallen aufgehängt, haben die Form eines Bienenkorbs und sind mit Buchstaben und Bildern geschmückt. Ob es an ihrer Form, der Art ihres völlig freien Schwebens, am Guß oder an der Art des Läutens liegt, weiß ich nicht, Tatsache aber ist, daß man sich kaum etwas Lieblicheres und Ergreifenderes denken kann, als wenn der Ton einer solchen Glocke aus einem nahen oder fernen Tempelhain erschallt. Das Anschlagen erfolgt nicht durch metallene Klöppel, sondern durch einen Schwebebalken, der, seitlich der Glocke aufgehängt, mit seiner Spitze wuchtig gegen ihre Außenwand geschwungen wird. Die Glocke in dieser Weise anschlagen zu dürfen, welches als ein gutes Werk gilt, muß man von dem Tempeldiener durch ein kleines Opfer erkaufen. In dem anstoßenden Tempel hatte ich häufiger Gelegenheit, Zeremonien beizuwohnen, welche mich stark an gewisse katholische Gebräuche erinnerten, speziell die Art der Segenspendung und der Gebrauch des Weihwassers unter Austeilung desselben vermittels eines Wedels.

Ehe wir jedoch näher auf die Beschreibung der wichtigsten Tempel von Kyoto eingehen (es gibt dort nahezu 900 buddhistische Sanktuarien, z. T. allerdings verfallene, sowie etwa 90 offizielle Shintoschreine, in der näheren Umgebung derselben jedoch zahllose, man spricht von 1000), welche dieser mehr als 1000jährigen Residenzstadt des Mikado den Namen des japanischen Roms gegeben haben, wollen wir einen Blick auf die Residenzen und sonstigen profanen Bauwerke und Kunstdenkmale der Stadt richten.

In der nächsten Nähe meines Hotels liegt das neue Kaiserliche Museum, ein hübscher Backsteinbau, mit hellen luftigen Räumen und reichem Inhalt an Kunstgegenständen. Neben japanischen sieht man hier auch sehr schöne Chinasachen, wie man denn überhaupt in Kyoto chinesische Kunst besser studieren kann als in China selbst, wo durch Kriege und Plünderungen das meiste und beste verloren gegangen ist, während hier die Tempel, Paläste und Museen eine Fülle von chinesischen Kunstschätzen aufgespeichert haben. Neben schönen Bildern besitzt das Museum herrliche chinesische Rotlacksachen, Perlmuttereingelegtes usw. Besonders interessant ist die prähistorische und frühhistorische Abteilung, erstere wie auch in Tokyo wenig umfangreich, letztere in Metallsachen schon frühzeitig den Hang der Japaner zum Zierlichen, aber auch Kleinlichen verratend, während die ältesten Töpferwaren, einfach und schmucklos, als praktische Gebrauchsgegenstände erscheinen. Graf Hochberg hat einen ganzen Schrank mit Porzellanen der Berliner Manufaktur gestiftet.

Hinter dem Daibutsu liegt der Ohrenhügel, der viele tausende Ohren enthält, die bei dem Feldzug des Hideyoshi den Koreanern abgeschnitten wurden, ein bleibendes Denkmal japanischer Grau-

samkeit, Dem Hotel gegenüber steht das Denkmal Hideyoshis auf der Spitze eines bewaldeten Berges, zu dem man auf 400 Stufen empor steigt. Ohrenhügel und Grab sind mit einem plumpen Obelisk von phallusartiger Form geziert, wenig der sonstigen Zierlichkeit der japanischen Architektur und Skulptur entsprechend. Auf diesen Ohrenhügel anspielend sagte ich eines Tages einem Bonzen, der mir in dem jetzt als buddhistisches Kloster dienenden Palast eines resignierten Mikados zahlreiche Kunstwerke als Geschenke koreanischer Kaiser vorwies: „Ihr Japaner habt eine eigene Art, eurer Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Erst schneidet ihr euren Wohltätern die Ohren ab, dann nehmt ihr ihnen ihr Land ab.“ Der Priester quittierte mit einem Lächeln. Wer hätte in diesem Augenblick gedacht, daß sich auch uns sobald die japanische Dankbarkeit in Tsingtau im gleichen Lichte zeigen würde? Ganz sterotyp ist dieses Lächeln der Japaner, man möchte sagen, ihr einziger Gesichtsausdruck. Ob man sie lobt oder schilt, sie lachen. Tritt einer dem andern auf den Fuß, sie lachen, sie lachen beide. Ich sah fünf Arbeiter bemüht, einen großen Steintrog von der Stelle zu schaffen. Sie schwitzten wie die Bären und stöhnten vor Überanstrengung und Ermattung. Endlich begriffen sie: es ging nicht. Kein Ausruf des Ärgers, kein Fluchen. Sie stecken die glühenden Köpfe zusammen und — lachen. Vielleicht glaubt man manchmal zu Unrecht, daß sie aus Schadenfreude lachen. Möglicherweise ist es ein Ausdruck des Bedauerns. Gewisses weiß man nie. Das macht aber diese Leute oft so unheimlich.

Mit dem Tokyoer Erlaubnisschein besuchte ich den kaiserlichen Palast, der, von einer doppelten Mauer umgeben, in einem ausgedehnten Park liegt. Hinter der ersten Mauer liegt der Sento-gosho, der Palast für abgedankte Kaiser, der einfach ausgestattet, aber von einem prächtigen Landschaftsgarten mit alten Bäumen, Felspartien und Wasserfällen umgeben ist. Der Hauptpalast „Gosho“ liegt innerhalb der zweiten Mauer. Nach Eintragung in ein aufliegendes Buch geht es nun unter freundlicher Führung durch eine ganze Flucht von Sälen. Der Thronsaal ist eine weite hohe Halle, alles Holzwerk. An den Wänden Porträts, der Thron in der Mitte. Vom Hof führt eine elfstufige Treppe heran, entsprechend den elf Rangstufen des Adels, während in den Arkaden der drei Seiten des Hofes bei den großen Zeremonien die Hof- und Reichsbeamten ihre Aufstellung finden. Alle Räume sind höchst einfach gehalten, ihren Schmuck bilden nur Wandbilder, Hängebilder, Wandschirme und Temperazeichnungen auf geglätteten Holztüren, Tiere oder japanische Landschaften darstellend, meist Kunstwerke von hohem Wert. Einen etwas verzeichneten Tiger entschuldigte der Führer — in den kaiserlichen Palästen sind dies durchgehends angesehene, ge-

bildete und sprachenkundige Beamte — mit den Worten: „Unsere Meister sind gewohnt, nach der Natur zu arbeiten; hier aber hat der Künstler ein chinesisches Original zur Hilfe nehmen müssen, da es in unserem Lande keine Tiger gibt."

Einen noch großartigeren Eindruck als der Kaiserliche Palast hat die Shogunenburg Nijo no Shiro auf mich gemacht, wo neben den Mikados ihre Herren, die Shogune, zeitweilig residierten. Das Schloß besteht aus fünf Palästen, einer kostbarer als der andere, mit zahlreichen Kunstwerken ausgestattet. Was hier in 32 Sälen an Kunstschätzen (Wandbilder, Türdekorationen, Decken- und Friesverzierung und Schnitzereien in reichster Vergoldung) zu sehen ist, spottet jeder Beschreibung. Prachtstücke der Malkunst sind die „schlafenden Finken" und „Fasan im Regen", von Holzskulpturen eine durchsichtige Sürporte, auf der einen Seite Begonienzweige, auf der anderen Pfauen darstellend, ohne daß die beiden Darstellungen einander im geringsten störten. Hier sah ich auch die Zimmer, welche der deutsche Kronprinz während der für dieses Jahr festgesetzten Kaiserkrönung bewohnen sollte. Das ist nun inzwischen anders geworden. Kommt er heute nach Kyoto, so wird er wohl nicht dem Tenno die Krone aufsetzen helfen, sondern ihm vielmehr eine Perle aus dieser herausklauben, die da nicht hinein gehört, die Perle Ostasiens, Tsingtau. —

(Fortsetzung folgt.)

Telepathie in der Todesstunde, Todesahnung, Todesvoraussage.

Von Professor Gr. in O.[1])

Ehe ich vor nunmehr zwölf Jahren ins höhere Schulamt übertrat, war ich über ein Jahrzehnt Geistlicher; im Anfang meiner Amtstätigkeit habe ich persönlich ein merkwürdiges Beispiel von Telepathie erlebt. Meine Eltern lebten in einem mehrere Stunden entfernten Orte, wo mein Vater als Hauptlehrer angestellt war. Meine Mutter, die infolge mehrerer mißlungener Augenoperationen seit ungefähr acht Jahren fast gänzlich erblindet war, kränkelte zwar, doch gab ihr Leiden eigentlich keinen Anlaß zur Besorgnis; aber so oft es mir trotz meiner vielen Arbeit möglich war, besuchte ich mein Elternhaus; meist zweimal im Monat.

---

*) Der Herr Verfasser der beiden „Daheim"-Feldpostbriefe (Sept.-Heft S. 411 u. Okt.-Heft. S. 458) schreibt uns zu dieser g..tigen Einsendung: „Anbei sende ich Ihnen einen Beitrag zu Ihrer Zeitschrift ein, der seiner Zeit in der im ersten Feldpostbriefe erwähnten Schulstunde von mir besprochen wurde und die Veranlassung zu dem Hamlet-Zitate gab." — Unsere Leser ersehen daraus, daß es sich in diesem Fall um bestbeglaubigte wirkliche Erlebnisse handelt. — Red.

Eines Abends, es war kurz vor Ostern, hatte ich an meiner Predigt gearbeitet, ging um elf Uhr zu Bett und schlief ruhig und traumlos. Plötzlich wurde ich wach, da ich die Stimme meiner Mutter zweimal ganz laut meinen Namen rufen hörte; und zwar so deutlich, daß ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Schall noch körperlich im Zimmer nachklingen hörte. Sofort war ich gänzlich munter und nicht wenig beunruhigt; deshalb stand ich auf, obschon es erst gegen fünf Uhr und noch dunkel war und nahm mir meine Predigt wieder vor. Um neun Uhr vormittags bekam ich ein Telegramm meines Vaters, daß früh um fünf Uhr meine Mutter gestorben war, und als ich zu Hause ankam, erzählte mir meine Schwester, daß die sterbende Mutter unmittelbar vor ihrem Tode wiederholt von mir gesprochen und gewünscht habe, daß ich sie bald wieder einmal besuche; mit meinem Namen auf den Lippen war sie gestorben. —

Über Vorahnung des Todes folgendes Erlebnis. In den Jahren 1895—1900 war ich im hohen Vogelsberg angestellt. Die Männer des Ortes gingen während des meist sehr schneereichen Winters in den „Oberwald" zum Holzfällen. In der morgendlichen Dämmerung wanderten sie durch einen Hohlweg an meinem Pfarrhaus vorbei, und da sie fast alle Mitglieder des Gesangvereins waren, ließen sie trotz der oft grimmigen Kälte auf dem Hinweg wie bei ihrer Rückkehr ihre mehrstimmigen Weisen ertönen. Besonders erfreute mich Tag für Tag die Stimme eines gewissen Johannes B.; denn er sang einen prachtvollen, klaren Tenor und war infolgedessen gewissermaßen der Chorführer. Die Schar versammelte sich täglich in der Art, daß derjenige Holzhauer, der am äußersten Dorfende wohnte, an der Tür des nächsten, der natürlich schon bereit war und auf den Abruf wartete, klopfte, sodann bei dem folgenden, bis schließlich alle versammelt waren.

Eines Morgens nun, es war in der Weihnachtszeit, kam auf dem Hinweg kein Lied zustande. Johannes B. hatte nicht mitgewollt, weil er die Ahnung hatte, an diesem Tage würde ihn ein Unglück treffen, und erst die Ermahnungen seiner jungen Frau und der Spott seiner Kameraden bewegten ihn zum Aufbruch. Sonst der fröhlichste und lauteste, ging er heute traurig und gedrückt; er mochte auch nicht singen, „denn heute ist mein Todestag", wiederholte er mehrmals. Das alles haben seine Frau und seine Arbeitsgenossen mir am selben Abend ausführlich erzählt. Es ging jedoch alles wider Erwarten gut. Baum um Baum wurde gefällt, das mitgebrachte Essen aufgewärmt und in der benachbarten Schutzhütte eingenommen, dann gings wieder an die Arbeit. Aber gegen Abend, als man schon bald Feierabend machen wollte, stürzte ein bereits eingekerbter Baum ganz unerwartet nach der falschen Seite und erschlug den jungen Holzhauer. —

Ein noch frappanteres Erlebnis ist mir von einem Amtskollegen verbürgt worden. Er lebte mit seiner 28jährigen Frau in überaus glücklicher Ehe und zwei Knaben von 3 und 5 Jahren waren der Stolz der Eltern. Da erkrankte die junge Frau ernstlich, ohne daß der Arzt vorerst die Art des Leidens feststellen konnte, und starkes Fieber minderte sichtlich ihre Kräfte. Die Fieberanfälle waren so hochgradig, daß sie weder Mann noch Kinder kannte und nur mit Mühe vom Pflegepersonal im Bett gehalten werden konnte. Dazwischen traten wieder lichte Momente ein, in denen sie Speise und Trank zu sich nahm und in der liebevollsten Weise sich mit den Knaben beschäftigte, während ihr Mann fast vor Kummer verging, denn die Kranke schwand zusehends dahin, ohne daß irgend welche Hilfe möglich war. Am vierten oder fünften Nachmittag war sie wieder bei Bewußtsein, hatte ihre Kinder begrüßt, die aber dann, um der Mutter jede Aufregung zu ersparen, vom Mädchen alsbald wieder weggebracht wurden. Dann röteten sich als Vorboten des Fiebers plötzlich ihre Wangen, angstvoll drückte sie die Hand ihres Mannes, aber als sie dessen Unruhe sah, sagte sie tröstend zu ihm: „Sei still, mein Lieber, ich sage Dir vorher, wenn ich sterben muß." Ehe er jedoch darauf antworten konnte, verfiel sie wieder in die entsetzliche Raserei; und mitten darin wiederholte sie dreimal in feierlichem Tone: „Am siebenten Tage, um die achte Stunde." Der Anfall ließ am Abend nach, und wunderbarerweise schien von diesem Augenblicke an die Kraft der Krankheit gebrochen. Die Patientin erholte sich zusehends, aß tüchtig, duldete ihre Kinder im Krankenzimmer und konnte sogar am fünften Tage nach diesem letzten Anfall das Bett für einige Stunden mit einem Sessel vertauschen. Trotzdem hatte mein Freund in seiner Besorgnis über die obigen Worte, von denen seine Frau offenbar gar keine Ahnung mehr hatte, mit seinem Hausarzte gesprochen; der aber lachte nur und sagte: „Ach was, das sind Fieberphantasien; seien Sie froh, daß wir Ihre Frau über den Berg weg haben!" Der von meinem Freund trotzdem mit Bangen erwartete siebente Tag war ein Sonntag und wurde gewöhnlich mit einem gründlichen Ausschlafen begonnen. Doch war mein Freund, von großer Unruhe getrieben, während seine Frau noch sanft schlief, um sechs Uhr aufgestanden und versuchte im nebenanliegenden Studierzimmer zu arbeiten. Wieder und wieder ging er an die Tür seines Schlafzimmers, um zu lauschen, aber er hörte immer nur die ruhigen Atemzüge der Genesenden. Als die Standuhr seines Schreibtisches 8 Uhr geschlagen hatte, trat er klopfenden Herzens abermals an die Tür, dann zum Bett; da lag seine Frau und war eine Leiche. „Am siebenten Tage, um die achte Stunde," wie sie es vorausgesagt hatte.

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.

(Fortsetzung von Seite 439.)

3. Fall. Ein oberbayerisches Pfarrhaus als verwunschenes Spukhaus. Dieser von Dr. Joh. Clericus berichtete Fall findet sich in den „Psych. Studien", 1910, S. 31 ff.[1]) — Jahrzehntelang sollen hier von einer Reihe von Pfarrern unheimliche Dinge, wie Klopflaute, Zuschlagen von geschlossenen Türen und Fenstern, ja selbst von Geistererscheinungen beobachtet worden sein. Die Aufzeichnungen liegen im Pfarr-Archiv. Kleinlicher und unbedeutender Natur sind die Spukerscheinungen; es heißt in dieser Abhandlung: „Ein Pfarrer aus Württemberg teilte mir (1905) eine Reihe von unheimlichen Vorkommnissen mit, die er in seinem Pfarrhofe in seinem sechsjährigen Aufenthalt erlebt haben will, so Türenzuschlagen, Schläge an die Tür, schwere Tritte in den Zimmern, Poltern, Ächzen und Seufzen usw. Schon mehrere Dienstboten hätten deswegen das Haus verlassen. Die religiösen Mittel, Gebet, Benediktionen, Messelesen, nützten nichts. Ich gab dem Herrn den Rat, sich an die Geheimpolizei zu wenden, da ich den Verdacht habe, es handle sich um Bosheit oder einen hysterischen Spuk, und bat ihn, mich weiter über die Vorgänge zu informieren. Da ich bis 1909 nichts mehr hörte, bat ich wieder um Aufschluß. Ich bekam zur Antwort, daß die Vorgänge sehr selten geworden seien. 14 Tage lang sei, obwohl Tür und Fenster des Schlafzimmers geschlossen gewesen, in demselben jede Nacht ein Geräusch hörbar gewesen. Der Pfarrer will vorher jedesmal um die gleiche Minute erwacht sein. Aber die Sache sei im Abnehmen begriffen."

4. Fall. Am 15. Januar 1907 berichtete das Pariser Regierungs- und Weltblatt „Matin" folgenden Spuk aus Cherbourg (Frankreich). Seit sechs Wochen wird die Wohnung des Staatsanwaltes Osmont de Courtisigny fortdauernd durch Koboldsspuk geplagt. Zur selben Stunde erlöscht alle Abend die Leuchtlaterne, und der infernale Spektakel beginnt. Sitzt der Prokureur bei Tisch, hageln Steine und Kieselsand bis in den Suppenteller. Am hellen Tage fliegen Steine von dem Hofe oder der Straße gegen das Haus und die Fenster. Die Stadtpolizei entfaltet alle Wachsamkeit bei Tag und Nacht. Man stellte Fallen, elektrische Batterien und Sonnerien (Läutwerke) auf, um den Plagegeist zu fangen und zu entlarven. Man hatte selbst das Pfarrhaus als Ursache im Argwohn. Allein dasselbe stand längst leer und verlassen, keine Spur beglaubigte den Verdacht. Man konnte die mysteriöse Kraft oder den X-Erreger nicht entdecken.

---

[1]) Vergl. „Walther, Aberglaube und Seelsorge", Paderborn, 1911.

5. Fall. In einem Weiler, Teigneville, zwischen Béthune und Lille, lebte das Ehepaar Sénéchal-Jacquin, 70 Jahre alt, das ein Spezereigeschäft betrieb. Sie vernahmen an einem Samstag im Winter 1906 im Speisezimmer ein Tellergerassel; die Hängelampe fiel zur Erde, Wasserflaschen und Kaffeetassen huben zu tanzen an, alles flog wild durcheinander. Am Sonntag wiederholte sich der Spuk; alle Einwohner des Städtchens, der Dechant an der Spitze, liefen herzu. Zwei Geistliche beteten die Exorcismusformeln. Allein am andern Tage begann der Hexensabbath aufs Neue.

6. Fall. Das Blatt „Vingtième siècle" vom 14. Februar 1906 berichtete aus Vielsbeke (Belgien): Am hellen Tage, in Gegenwart von 20 Personen, wurden bei der 70jährigen Wirtin Abcale am 6. Februar die Hausmöbel verschoben und verrückt. Alsdann begann ein regelrechter Spuk, indem Gläser, Teller usw. weggenommen und 20 andere hingestellt wurden. Durch Exorcismus befreite der Pfarrer das Haus. (Revue: „Die unsichtbare Welt", März 1906, S. 30.)

7. Fall. Spuk von Dr. Wolfram in Küps in Oberfranken, am 26. Januar 1905 beobachtet. Die Dienstmagd Barbara Röschlau, 14 Jahre alt, gesund und normal entwickelt, war im Dienste bei dem Ökonom Hofmann, 31 Jahre alt. Um ½8 Uhr abends begann in der Küche der Spuk, indem ein Messer vom Schlüsselbrett flog, der Spülhader ihr aus der Hand gerissen wurde, die Schüssel ins Wanken kam. — Andern Tags kam ein 20 Liter Bierfaß, eine volle Wasserbütte ins Wanken, ein 50 Kilogramm schwerer Bottich fiel mehrmals um, ein Wasserblechtopf goß den Inhalt aus, ein Kinderschlitten flog der Barbara um die Schulter, die Kartoffeln im Keller fingen zu tanzen an. Am Mittwoch 10 Uhr vormittags war der Arzt Augenzeuge des Spuks, über den er in der „Augsburger Abendzeitung" berichtete: „Sowie die Röschlau in eine Kammer eintrat, hörten wir alle etwas mit lautem Gepolter auffallen; ich trat sofort hinzu, eine große alte Blechpfanne war auf den Boden gefallen; diese war nicht etwa spitz an einem Nagel, sondern an einem tiefen Haken aufgehängt gewesen. Während ich immer meine Augen auf das Nebenzimmer richtete, sehe ich einen Gegenstand durch die Luft fliegen und höre ihn auffallen. Sofort sprang ich hinzu, das Mädchen griff sich an den Kopf und wollte weinen; der betreffende Gegenstand, ein ziemlich schwerer Kindersessel aus Rohrgeflecht, hatte nach Angabe des Hofmann hinter dem Bett, etwa 3 m vom Mädchen entfernt gestanden, er war also in gewundenem Bogen aufgeflogen, dem Mädchen jedenfalls mit einem Fuße an den Kopf und über diesen hinweg noch etwa 2 m weit auf den Tisch. Ich hob den Sessel auf, konnte aber an ihm nichts Besonderes bemerken. Außerdem war auch seit einigen Stunden Ruhe im

Hause eingetreten, so daß das Mädchen zu mir sagte: „Jetzt gehe ich nicht mehr zu meiner Mutter, es ist ja alles vorbei". Gegen Abend jedoch ging die Unruhe von neuem los. Das Mädchen begab sich nun auf Veranlassung seiner Dienstherrschaft nach Hause.

Die oben geschilderten einzelnen Vorgänge wurden außer von den bereits genannten Personen noch von vielen anderen, ebenso aufgeklärten wie zuverlässigen Augenzeugen, z. B. Herrn Lehrer Opitz, Bäckermeister Karl Fischer, Kaufmann Grau, Ökonom Thauer, genau beobachtet."

Dr. Wolfram ist aber noch weiter gegangen und hat versucht, eine Erklärung der Erscheinung zu geben, aber in dieser Beziehung ist er leider sehr unglücklich gewesen. Er sucht die Ursache des Phänomens in der Elektrizität, da die Gegenstände des Unwesens mit entgegengesetzter Elektrizität geladen waren. Das ist nun einmal die Sucht, alles Unerklärliche mit Od, Nervenfluiden, Zerebration, Elektrizität zu erklären, gemäß dem Spruch: „Was man nicht erklären kann, sieht man als elektrisch an."

8. Fall. Die „Augsburger Postzeitung" vom 16. Januar 1908 berichtete: „Die seltsamsten geisterhaften Erscheinungen tragen sich, wie aus Ancona berichtet wird, im Hause des dortigen Oberstaatsanwalts Marracino zu. Es handelt sich nicht etwa um einen Aberglauben betörter Menschen, sondern um Phänomene, mit denen sich Männer der Wissenschaft ernstlich beschäftigen. In unbewohnten Zimmern standen Möbel stets anders als zuvor, in der elektrischen Uhr schlägt es ununterbrochen die Stundenreihe herab, vorwärts und rückwärts, obwohl Marracino die Batterie zerstört hat. In der Nacht regnet es einmal Wasser, einmal Milch, einmal Wein, auf den Möbeln erscheinen Äpfel, Birnen und Trauben. Ein kleines Mädchen, die Tochter Marracino's, ist einzig und allein imstande, das Obst zu sammeln. Mehrere Birnen wurden von dem Oberstaatsanwalt selbst in das Büffet gelegt und verschlossen. Morgens waren sie verschwunden. Die wissenschaftliche Untersuchung der Vorgänge hat noch kein Resultat ergeben; mehrere Professoren neigen aber der Ansicht zu, daß die Trägerin der Phänomena das kleine Mädchen ist. Der Vorsitzende der Anwaltskammer, Ravizza, hat die Ergüsse von Wasser, Milch und Wein, die aus der Wand zu kommen scheinen, mit angesehen. Die Ingenieure Valentini und Matteuce haben das ganze Gebäude durchforscht, ohne Verdächtiges zu finden. Dr. Angiolani, ein Chemiker, untersuchte die gespendeten Stoffe und bezeichnete z. B. den Wein als ganz reinen Wein, wie er in Italien gar nicht angetroffen werde. Es versteht sich, daß ganz Ancona in größter Aufregung ist."

9. Fall. Das „Echo du Merveilleux" (Paris, Febr. 1912) berichtete von einer Näherinstube, worin einen Monat lang die

Nadeln, Fingerhüte und schwere Gegenstände abhanden kamen. Ein 16jähriges Mädchen, Ralfo aus S. Michel de Maurienne, wurde für das Medium gehalten.

III. Dr. Caesar Lombroso und seine Abhandlung über Spuk, Klopftöne, Apporte usw.

Gleich dem Universitätsprofessor Dr. Zöllner, Dr. Crookes, Dr. Wallace, Dr. Du Prel und zahlreichen Naturforschern ersten Ranges war dieser berühmte Seelenarzt anfänglich als Darwinist und Monist ein Bekämpfer des sog. Übernatürlichen, wurde aber auch durch die Wucht der unerklärlichen und unwiderlegbaren Tatsachen gezwungen, sich mit diesen wunderbaren Erscheinungen näher zu befassen, sie zu studieren. In zahlreichen Büchern hat er seine Forschungen und Ansichten niedergelegt, so besonders in einem Werke: „Hypnotische und spiritistische Forschungen" (Deutsch, Stuttgart, 1910). Im 12. Kapitel dort behandelt er die Spukhäuser. In Turin allein besuchte er zehn solcher verwunschener Häuser und suchte die Ursachen zu ergründen, die Erreger herauszuklügeln. Da er aber die Erscheinungen des Hypnotismus, des Spiritismus und der Suggestion durchstudiert hatte, wollte er, da er dabei soviel Raps, Injekte, Apporte, Klopftöne usw. bei den Trancezuständen der Medien feststellte, auch die eigentlichen Spukphänomene überall durch Medien in Spukhäusern herausfinden. Bei vier solcher Turiner Häuser glaubte er Medien als Ursache ansehen zu dürfen, bei den sechs anderen aber fand er gar keine erweisbare Ursache auf. In einem Hause schien ein hysterisches Mädchen Schuld und Ursache der Phänomene zu sein, nach deren Verheiratung der zwei Jahre andauernde Spuk tatsächlich aufhörte. Man hatte Wasserbesprengung, Schellenläuten, trotz des Durchschneidens der Drähte, Versetzungen von angenagelten Möbeln usw. beobachtet.

Lombroso behandelt im Kapitel 12 des genannten Werks speziell die „Spukhäuser"; er teilt sie in sieben Abschnitte ein, und versucht nach wissenschaftlicher Methode „natürliche" Erklärungsversuche nach seinen sonstigen Ansichten und Auffassungen zu geben, die aber leider mißlungen, wie mit den Haaren herbeigezogen, keineswegs maßgebend und ohneweiteres annehmbar sind. Schon in der Einleitung bemerkt er, daß sie einen wichtigen Beitrag zur Lösung des Problems der Tätigkeit der Verstorbenen nach dem Tode liefern. Sie würden den Phänomenen der gewöhnlichen Medien ähnlich sein, wenn sie nicht spontaner ohne greifbare Ursache und immer lokaler Natur wären, ein Haus, ein Zimmer, eine Personengruppe angehen. Zu bemerken ist als charakteristische Eigentümlichkeit, daß sie scheinbar zweck- und ziellos, absurde Erscheinungen und Bewegungen, Möbel- und Geräteumstürzen, Fliegen von Steinen und anderen Gegenständen

durch die Luft, selbst bösartige Verletzungen und Schaden aller Art, Brand usw. verursachen.

In allen Sprachen und bei allen Völkern seit dem Anfang geschichtlicher Berichte findet sich der Spuk und die betreffenden Häuser haben ihre eigenen Bezeichnungen: haunted im Englischen, spiritale oder infestate im Italienischen, maisons hantées (verzauberte Häuser) im Französischen.

So behandelt er 1. medianimische, 2. pseudomedianimische, 3. tragische Fälle (wo Verbrechen und Mord stattfanden), 4. warnende und prophetische Erscheinungen (wie die „weiße Frau"), 5. Fälle ohne bemerkbare Medien, 6. autonome Geister, 7. Familiengeister. Aber hier hat er den Spuk ganz auf das spiritistische Gebiet hinübergelenkt.

Vergebens hoffte man von geistlicher Seite, daß der Gelehrte als Katholik in seinen Forschungen den Glauben der Kindheit zurückrufe und für diese brutalen Tatsachen, die er nicht als unbekannte Naturwissenschaft der Zukunft zu lösen überlassen darf, im Geisterreiche, bei der gefallenen Engelwelt, den Schlüssel zur Lösung suchte und auch finden werde. Allein er starb inzwischen und es ist nicht bekannt geworden, daß er den katholischen Standpunkt zurückgewonnen und das rein Übernatürliche, die dämonischen Einflüsse, anerkannt habe. —

(Fortsetzung folgt.)

Spiritualistische Erlebnisse.

(Fortsetzung und Schluß von Seite 341.)

Von Fr. Heiß.

II.

Um das individuelle Wirken der unsichtbaren Intelligenzen durch ein Medium annähernd zu verstehen, bedarf es eines auf dem Gebiete des Seelenlebens eingehenden Studiums.

Erstens ist es notwendig, das Medium selbst zu studieren und auszufinden, welche Kräfte in seiner Seele schlummern.[2])

Zweitens ist es notwendig zu wissen, was man unter Seele verstehen kann.

Drittens ist eine Feststellung der Geisteskraft im Verhältnis zum Menschen vonnöten. —

Über den Begriff „Seele" sagte unser „Seelenlehrer" durch sein Medium auf eine an ihn gestellte Frage betreffs Reinkarnation oder Wiedergeburt als Mensch auf dieser Erde: „Die Seele wird im menschlichen Körper als ein selbständiges Subjekt auf dieser Erde geboren. Sie stammt von geistigen Keimen, die im

---

[2]) Siehe: „Die seelische Wiedergeburt". Zu beziehen durch den Verlag des „Inspirator." [Vgl. S. 338, Fußnote].

Ätherraum vorhanden waren, ehe sie vom menschlichen Körper aufgenommen, und durch den Zeugungsakt zu einem Ganzen gebildet wurden. Unsere Erde ist die erste Stufe der Entwicklung für ein selbständiges menschliches Subjekt. Je nach der Beschaffenheit der Seelenkraft in ihm, und je nach den äußeren Eindrücken und Aufnahmen entwickelt sich der Mensch (Seele)[3]) in seinem Körper. Im menschlichen Leben bildet sich die Seele aber nicht aus; sie wächst nur langsam in ihrem Körper; — ist der Körper gestorben, entwickelt sich die Seele weiter bis zu einem gewissen Grade der Reife —, bis der Mensch, seinen natürlichen Keimen nach, ausgelebt haben muß. Der aus seinem Körper ausgeschiedene Mensch, der auf Erden in seinem groben Körper noch nicht ausgelebt hat, muß in dieser Sphäre ausleben, d. h. er muß so lange um Menschen sein, bis seine Erd-Naturkraft erloschen ist. Ein solcher Außerkörperlicher strahlt sein Empfinden aus, das er in seinem Körper besessen. Kommt er mit einem sensitiven Menschen in Berührung, so empfindet dieser ebenfalls alle Symptome der Ausstrahlung. Dadurch entstehen bei manchen Menschen Krankheits- und sonstige Empfindungen, die im eigenen Körper nicht vorhanden sind.

Wird eine sensitive Person (von euch Medium genannt) in einen magnetischen Schlaf versetzt, so kann ein fremder Geist (Geisteskraft) durch die Seelenkraft dieser Person wirken. Der Geist des Mediums wird zurückgedrängt und ein anderer Geist bemächtigt sich der Seelenkraft des Mediums. Dieser neue Geist findet sich in früheren Lebensstadien wieder und wirkt durch die Seele des Mediums auf den menschlichen Körper ein, der dann das Empfinden der Seele ausspricht. Es können so nacheinander verschiedene Geistesströmungen wirken, in verschiedenen Phasen. Das Medium wird immer sagen: „das war ich" und erweckt den Anschein bei dem Experimentator, als ob es in eine frühere Existenz zurückgeführt sei und eine andere Persönlichkeit aus ihm spreche. In Wirklichkeit sind es fremde Geistströmungen, die durch die Seelenkraft des Mediums sprechen. Diese Geistesströmungen können verschiedentliche Erinnerungen von dieser Welt aus ihrem früheren Leben sowohl, wie auch weiteres Wissen aus den Sphären bringen. Ja, sie können sogar Schattenformen annehmen von einem anderen Körper.[4])

Geisteskraft bildet eine Kette, an der alle wirken, die in dieser Strömung arbeiten. Sie wirken durch ein Medium, indem sie ihre Kraft abwechselnd dem Medium mitteilen; alle bilden dann das eine ‚Ich' des Mediums, und doch sind sie zusammen-

---

[3]) Der Vortragende sagte: „Ich betrachte auch die aus dem Körper ausgeschiedene Seelenkraft als Mensch, so lange sie noch in der Erdsphäre leben muß".

[4]) Siehe die Experimente des französischen Gelehrten de Rochas.

gesetzt je nach dem Stadium ihrer Erinnerung und ihres Wissens. Alle Geisteinflüsse bekunden sich durch die eine Seele des Mediums. Das ist lediglich bei medialen Personen möglich, die keine seelische Kontrolle haben und nur unter geistiger Leitung stehen. Hierdurch wird bei manchem menschlichen Forscher der fälschliche Eindruck erweckt, die menschliche Seele müsse sich nach dem Ausscheiden aus ihrem Körper noch mehrmals in einen anderen Menschenkörper einverleiben zum Erdenleben. — Wird eine sensitive Person von einem stärkeren Willen beeinflußt (was Ihr magnetisieren nennt), so kann der Magnetiseur bei jeder neuen Behandlung dieser Person einer anderen Geistströmung Platz machen, ebenfalls seinen eigenen Willen übertragen und zur Geltung bringen. Die Seele des Mediums muß alles über sich ergehen lassen.

Seelen, die aus der fünften Stufe wirken, kommen mit ihrem eigenen Geisteswissen, welches sie in der sechsten und siebenten Stufe — auch Belehrungs-Sphären benannt — vervollkommnet, als Lehrer, und bringen durch Medien mit magnetischer Heilkraft das direkte Wissen zurück, für die Bewohner der unteren Sphären sowohl als auch für die Menschen auf eurer Erde. —

Nach den Lehren, wie sie uns durch sich manifestierende Wesen durch unser Medium gelehrt werden, ist die Geistkraft (der Geist) eine vollkommene Einheit, und doch unendlich teilbar; kann sich aber nicht offenbaren ohne eine Seelenkraft. Eine Seelenkraft (Seele, ob noch im menschlichen Körper oder schon davon gelöst) nimmt die Geistausstrahlungen auf und verarbeitet sie, je nach ihrer Befähigung."

An einer anderen Stelle sagte unser Lehrer: „Geist bildet eine Einheit und ist doch unendlich teilbar, kann aber nur durch eine Seelenkraft wirken. Ist diese Seelenkraft seine eigene, so bildet Geist und Seele ein vollkommenes ‚Ich', welches aber nur erreicht werden kann, nachdem die Seele den menschlichen Körper verlassen hat. Wirkt die Geisteskraft auf Seele im Menschenkörper, so ist es Inspiration zu nennen." —

Unsere menschliche Seelenkraft ist an ihren fleischlichen Körper gebunden und infolgedessen ist unser Wissen ein beschränktes. Anders verhält es sich mit den Seelenkräften in den Sphären, die nicht mehr an eine grobmaterielle Hülle gefesselt sind, sondern sich frei mit ihrem Geiste in den Sphären entfalten können. Die Erfassung der Geisteskraft, oder besser gesagt: das göttliche Walten der ewigen Naturkräfte ist für diese klarer und kann von ihnen leichter verstanden werden, — wenn notwendig — von ihnen sogar zum besten für uns Menschen angewendet werden. In letzterem Falle bedarf es natürlich eines menschlichen Bindegliedes, und das sind unsere „Medien", durch welche die Phänomene entstehen.

Es ist daher notwendig für den Forscher, zuerst das Vorhandensein von Seelenkraft festzustellen. Dies ist nicht so schwer, wie allgemein angenommen wird, vorausgesetzt, man steht mit einem guten Medium in Verbindung, durch welches Seelenkräfte aus den Sphären wirken. Zum Beispiel in unserer Vereinigung — deren Zugehörige alle zwei Wochen zusammenkommen — sehen und hören wir es in jeder Versammlung. Unser Medium ist nicht im Trance, sondern bei vollem Bewußtsein und doch sprechen fremde Persönlichkeiten durch ihren Mund in Sprachen, von denen das Medium keine Ahnung hat; sie halten vollständige Vorträge und übersetzen diese darauf ins Deutsche. Zuweilen sogar werden Lieder und Operntexte in lateinischer Sprache gesungen. Regelmäßig zu Anfang unserer Zusammenkünfte stellen sich altindische Kräfte ein und verrichten ihre Andacht in ihrer Muttersprache, die immer in einem Appell an die Allmacht der Liebe ausklingt, häufig in hebräischer und galiläischer Mundart, die dann regelmäßig ins Deutsche übergeht. Es ist nicht allein das Sprechen bei vollem Bewußtsein des Mediums, was uns von der Anwesenheit fremder Kräfte vollkommen überzeugt hat, sondern hiermit verbunden ist auch eine sogenannte Transfiguration, d. h. der Gesichtausdruck des Mediums verändert sich mit jeder neuen Kraft, die durch dasselbe wirkt. Einmal sieht sie aus wie ein steinaltes Wesen, dann wieder strahlend wie die leuchtende Sonne. Ich habe bei einer Gelegenheit bemerkt, daß ihr Körper plötzlich um etwa zwei Zoll wuchs, ohne daß sie sich dabei auf die Fußspitzen erhob, sondern flach aufstand. Wer diese Manifestationen einmal mitangesehen hat, für den gibt es wohl keinen Zweifel mehr an dem Vorhandensein fremder bewußter Kräfte, die imstande sind, durch einen menschlichen Körper zu wirken. —

Es würde zu weit führen, wollte ich auch noch näher auf die Heilungen von Krankheiten eingehen, die von diesen Kräften durch das Medium vollbracht wurden; solche der schwersten Art sind darunter, wo alle menschliche Kunst versagt hatte; hauptsächlich akute Blutvergiftungen, bei denen der menschliche Arzt sich nur durch einen schnellen chirurgischen Eingriff zu helfen gewußt hätte, wurden hier nach einigen magnetischen Behandlungen beseitigt, ohne die geringste Verabreichung von Medikamenten, nur durch das Übertragen der magnetischen Lebensströmung durch die seelischen Sphärenkräfte des Mediums auf die erkrankten Organe. Und was die hauptsächlichste Eigentümlichkeit ist, diese Manifestationen finden nicht etwa zu gewissen Zeiten und unter besonderen Vorbereitungen statt, sondern zu jeder Zeit, wo immer das Medium sich befinden mag, ohne irgend eine Vorbereitung, weil diese Kräfte die stetigen Begleiter des Mediums sind.

Ich habe dieses angeführt, lediglich um der Bemerkung des Herrn Dr. Altschul zu begegnen, der annimmt: „daß Wunderheilungen nur an Wallfahrtsorten geschehen, und zwar durch gottbegnadete Menschen, die sich einbilden durch das Erscheinen von Gott, Christus oder Maria eine besondere Kraft erhalten zu haben". —

Die Hervorbringung von Phänomenen durch Medien hat weder mit Frömmigkeit, noch mit Schulweisheit das Geringste zu tun, sondern nur mit der Zusammensetzung der Kraft, die in der Seele des Mediums schlummert.[1]) Betrachten wir das Hervorbringen von Phänomenen durch ein Medium als einen chemischen Prozeß und die ausführende unsichtbare Kraft als den operierenden Chemiker, der aber einen menschlichen Körper dazu notwendig gebrauchen muß, um den feinen Ausstrahlungen die notwendige Dichtigkeit zu verschaffen. Dieser menschliche Körper muß aber alle für diesen Prozeß notwendigen Keime in sich enthalten, sonst ist es auch diesen außerkörperlichen Intelligenzen — trotz ihrer erweiterten Kenntnisse der Naturgesetze — nicht möglich, Phänomene hervorzubringen; denn aus Nichts kann nicht Etwas entstehen. Die Phänomene durch ein Medium hervorgerufen, unterliegen genau so den Naturgesetzen, wie das Hervorbringen eines Baumes aus dem verborgenen Keime im Schoße der Mutter Erde, der einer naturgemäßen Entwicklung unterworfen ist. Jedes Medium ist nicht imstande, jede Art Phänomene hervorzubringen, weil es nicht die hierzu notwendigen Keime in sich birgt. Auch ist ein Medium nicht fähig aus sich selber heraus, – ohne die Hilfe einer anderen Kraft — die in ihm schlummernden Keime zu Phänomenen zu entwickeln. Eine bewußt operierende Kraft ist hierzu vonnöten, die es versteht, die Verbindungen zu diesem Prozesse herzustellen. Ist eine solche Kraft eine beständige, leitende Kraft, die ihr Medium nicht verläßt, so wird das gleiche Phänomen immer wieder hervorgebracht werden können; ist es aber nur eine vorübergehende Kraft, so wird das Medium diese Eigenschaft verlieren. Ein gewissenhaftes Medium wird dann nicht mehr weiter auf diesem Gebiete tätig sein, ein Medium aber, welches es mit der Wahrheit nicht so genau nimmt, wird versuchen in etwas nachzuhelfen, und schließlich als Betrüger entlarvt werden. —

Zur Illustration obigen Vergleichs sei hier ein Vorkommnis erzählt, welches ich im Jahre 1908 erlebte: Eines Sonntagsnachmittags saßen wir in unserem Speisezimmer und plauderten gemütlich bei einem Glase Rotwein über die Möglichkeiten im Bereiche der Außerkörperlichen. Plötzlich sagte meine Frau mit

---

[5]) Weit näher liegt doch die Annahme von der unbestreitbaren Macht der Autosuggestion! — Red.

veränderter Stimme zu mir gewandt: „Soll ich Dir mal zeigen, was Ihr da trinkt?“ Ich sah gleich, daß eine fremde Kraft durch sie sprach und bat um eine Probe. Ich holte ein leeres flaches Gefäß und füllte ein anderes Glas mit Wein. Meine Frau nahm ein halbes Glas Wein zu sich, behielt ihn einige Augenblicke in ihrem Munde und ließ dann eine Flüssigkeit in das leere Gefäß, die wie trübes Wasser aussah. Obenauf schwammen einige weiße Flocken und als Bodensatz konnte ich einige braune Körnchen beobachten. „Siehst Du,“ sagte die Stimme darauf, „das ist Dein Wein, ein verfälschtes Produkt. Das bischen Traubengehalt, was darin war, hat mein Medium bei sich behalten; die helle Flüssigkeit, die Du siehst, ist der Zusatz von Wasser, die weißen Flocken ist Alkohol und die braunen Körnchen der Farbstoff, mit dem das Gemisch seine tiefe Färbung erhalten hat.“ —

Einige Tage später wurde derselbe Auflösungsprozeß am Kaffeetische vorgenommen. Die unsichtbare Kraft löste durch den Mund meiner Frau den fertig gekochten Kaffee mit Milch vermengt auf, so daß die zermahlenen Bohnen, die Milch und das Wasser vollkommen gesondert wieder aus ihrem Munde gelassen wurden. Ferner zeigte uns dieselbe Kraft, wie sie durch die Finger meiner Frau ein fein geschliffenes, hellklingendes Weinglas in ein grobes, dumpfklingendes verwandeln konnte. Ebenso geschah es mit einer Porzellantasse, die ich nach ihrer Präparierung auf Wunsch dieser unsichtbaren Kraft sogar auf den Fußboden warf, ohne daß sie zerbrach; erst nach Zurückverwandlung in ihren ursprünglichen Zustand konnte ich das Gefäß zerbrechen.

Diese Kraft war — nach den Aussagen des Führers des Mediums — eine vorübergehende Kraft, die mit den Gesetzen der Chemie wohlvertraut war, die aber nicht bei einem Medium beständig wirkt. Einige Zeit später stellte sich dieser „geistige Chemiker“ wieder ein. Es war an einem Sonntag im darauffolgenden Sommer. Wir saßen beim Mittagsmahl und hatten unter anderem ein Gefäß mit Gurkensalat auf dem Tische stehen. Ein Bekannter nahm am Mahle teil, der seit Jahren keinen Gurkensalat mehr angerührt hatte, weil er erklärte, daß er in früheren Jahren nach dem Genusse desselben totkrank geworden war. Meine Frau, die kurz vorher in den oberen Räumen eine magnetische Behandlung erteilt hatte, kam gerade hinzu, als der Bekannte seine frühere Erfahrung mit Gurkensalat erzählte. Sie war noch unter Einfluß, ging an den Tisch und fuhr einige Male mit den Händen über die Schüssel mit dem Salat und sagte darauf zu dem Manne: „So, nun kannst Du getrost davon essen, er wird Dir diesmal gut bekommen.“

Ich redete ihm ebenfalls zu, davon zu nehmen, und er tat es. Der Salat schmeckte ihm, er aß viel davon. Am Abend gingen

wir alle zu einem Vergnügungsplatz, wo Bier getrunken wurde. Es stellten sich keinerlei Beschwerden ein. — Einige Wochen später saßen wir wieder beim Mahle, wobei Gurkensalat serviert wurde. Derselbe Bekannte war anwesend und glaubte auch diesmal den Salat versuchen zu dürfen. Meine Frau war nicht anwesend, hatte auch den Salat nicht zubereitet. Nach Vollendung des Mahles stellten sich aber bei unserem Bekannten heftige Beschwerden ein, die in regelrechte Krämpfe ausarteten. Zum Glück für den Kranken kam bald darauf meine Frau zurück und gab ihm eine magnetische Behandlung, die ihn dann in kurzer Zeit wieder herstellte. — Die Heilkraft erklärte uns auch den Vorgang bei Präparierung von schwer verdaulichen Speisen näher, deren Beschreibung hier aber zu weit führen würde. —

Ich könnte noch hunderte ähnliche Vorkommnisse anführen, alle mit dem Hinweis auf eine für das normale menschliche Auge unsichtbare, jedoch scharf denkende und handelnde individuelle Kraft durch das Medium, die wohl imstande ist, auch den größten Skeptiker von dem Weiterleben der seelischen Individualität zu überzeugen. Viele unserer Forscher bemühen sich aber in der verkehrten Richtung und andere wieder glauben sich sehend, und sind doch blind. — Warum sind Phänomene erzeugende Medien meistens weiblichen Geschlechts? — Auch diese Frage ist leicht zu beantworten, wenn wir verstehen, daß alle Erzeugnisse (Leben) in der Natur hauptsächlich durch zwei Kräfte hervorgerufen werden: durch die Elektrizität, die der Erde entströmt, und den Magnetismus aus der Sonne. Diese zwei Kräfte sind tätig bei dem Wachstum der Pflanzen sowohl, wie bei der Samenentwickelung; letztere wird noch beeinflußt durch die Formation des Erdreichs, in welchem das Samenkorn ruht. Ebenso können durch ein menschliches Medium nur solche Phänomene hervorgebracht werden, deren Atome überwiegend in seiner Seelenkraft vorhanden sind, aber latent schlummern. Um diese zu erwecken, bedarf es aber — wie schon gesagt — einer anderen bewußten Kraft, die es versteht, die in der Seele des Mediums schlummernden Atome oder Wesenheiten zu befruchten, oder besser gesagt, die positiv wirkende Verbindung herzustellen; und diese operierende Kraft ist eine bewußte seelische Individualität, aus den Sphären — auch Führer des Mediums genannt —, durch den dann wieder alle anderen Kräfte wirken müssen. — Wie mir unser Lehrer auseinandersetzte, ist sogar das Übertragen von Gedanken bei den Menschen (das wir mit „Telepathie“ bezeichnen) nur möglich, indem es von uns umgebenden Seelenkräften übermittelt wird. — Da nun das Weib aber naturgemäß der gebärende Teil ist, so hat es auch von der Natur die dazu notwendigen Keime empfangen. Die Natur nimmt aber in der Verteilung dieser Gaben keine Rücksicht auf „bedeutende oder un-

gebildete Personen" — was allerdings ein Herr k. k. Obersanitätsrat Dr. Theodor Altschul in Prag nicht verstehen kann, da er eben die Phänomene des Spiritualismus nur soweit begreift, wie es ihm sein „gesunder Menschenverstand" (a priori) erlaubt. —

Es ist nicht meine Absicht, durch diesen Aufsatz irgend jemand belehren zu wollen, dazu fühle ich mich nicht berufen, und doch möchte ich damit einen Beitrag liefern auf dem „Untersuchungsgebiete der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens". — Die heutigen offiziellen Wissenschaftler sträuben sich noch gegen die Anerkennung der spiritualistischen Phänomene; sie glauben, selbige vom Standpunkt ihres „empirischen" Wissens zurückweisen zu müssen — warum? Weil sie selbst auf diesem Gebiete kein „empirisches" (durch Erfahrung gesammeltes) Wissen besitzen und auch nicht geneigt sind, es zu sammeln, Aber zu gleicher Zeit sprechen sie jedem anderen, der auf diesem Gebiete die notwendigen Beweise von einem individuellen Weiterleben der Seelenkräfte gesammelt hat, die Glaubwürdigkeit ab und versuchen ihn als Charlatan hinzustellen. Aber alles dieses kann den Zeiger an der Uhr des Fortschritts nicht aufhalten in seinem Lauf. Die Verbreitung des wahren Wissens ruht nicht mehr lediglich und ausschließlich in den Händen einiger weniger Kathedergelehrten, sondern sie wird in Zukunft verkündet werden von den Seelenkräften selbst, durch ihre dazu bestimmten Medien.

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Freie Gedanken eines russischen Dogmatikers.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

> »Der Engel des Lichtes unterscheidet sich von dem Engel der Finsternis durch die Liebe; er vereinigt mit dem reinsten Verstande die reinste Liebe. — Der Engel der Finsternis ist Verstand ohne Liebe: denn Verstand ohne Liebe ist die Eigenschaft der schlimmsten Wesen.«
>
> Karl v. Eckartshausen.

In dem Verlage von E. Pierson (R. Linke, k. u. k. Hofbuchhändler) in Dresden ist unter dem Titel „K. R. Pobedonoszew's Sammlung Moskowitischer Studien" im Jahre 1914 ein Buch erschienen,[1]) das für unsere Zeit von aktu-

---

[1]) In eleganter Ausstattnng mit schönem großen Druck im Umfange von 342 Gr. O. Seiten zum billigen Preis von M. 4. —

ellem Interesse ist, nicht nur, weil es gleich einem Scheinwerfer in die Schatten unseres modernen Kulturlebens hineinleuchtet, sondern auch weil es, indem es jeden Nationalcharakter der europäischen Kulturvölker einzeln fixiert und mit unheimlicher Schärfe beleuchtet, geeignet wäre, etwas zu einer richtigen Selbsterkenntnis beizutragen.

Pobedonoszew läßt sich von den Errungenschaften des modernen Geistes nicht verblenden, sondern er erkennt in seinem Licht, dem Intellekt, den Irrwisch, der auf Abwege führt, welche in Sümpfen und Morästen enden. Über die einseitige Verstandeskultur unserer Zeit und deren schädlichen Einfluß auf das Leben entwickelt er in obgenanntem Werke unter anderen folgende klare und, wie mich däucht, höchst beherzigenswerte Ideen:

„Im wirklichen Leben sehen wir, daß in den meisten Fällen es unmöglich ist, allein der Wirkung, der Fähigkeit des logischen Denkens im Menschen zu vertrauen; daß wir in jeder Angelegenheit des wirklichen Lebens uns mehr auf einen Menschen verlassen, der hartnäckig und ohne sich Rechenschaft zu geben, bei den unmittelbar angenommenen Meinungen beharrt, welche die Instinkte und Bedürfnisse der Natur befriedigen, als auf einen Menschen, der fähig ist, seine Ansichten nach den Schlüssen seiner Logik zu verändern, die ihm im gegebenen Momente als unbestreitbare Stimmen der Vernunft erscheinen. Bei solcher Anlage wird der Mensch zum gehorsamen Knechte einer jeden Erwägung, auf welche er augenblicklich nicht zu antworten weiß und ergibt sich leicht mit seiner ganzen Weltanschauung bedingungslos jeder neuen Weise logischer Argumentation über jeden beliebigen Gegenstand. Er wird wehrlos jeder Theorie, jeder Schlußfolgerung gegenüber, sobald er nicht selbst in der gegebenen Minute wie sein Gegner über ein gleiches Arsenal logischer Waffen verfügen kann. Der Syllogismus braucht nur für das höchste, unbedingte Maß der Wahrheit gehalten zu werden — und das wirkliche Leben gerät in Knechtschaft der abstrakten Formel des vernünftelnden Denkens, der gesunde Verstand muß sich der Leere und dem Unsinne unterwerfen, die die Waffen der Formel führen, und die durch das Leben erprobte Kunst muß vor der Deliberation des ersten besten jungen Mannes schweigen, dem das Abc des formellen Disputs bekannt ist. Man kann sich denken, was mit der Menge geschehen müßte, wenn es endlich unseren Reformatoren gelänge, der Masse den Glauben an eine unbedingte, leitende Bedeutung der logischen Denkformel einzuimpfen. (S. 84, 85.)

— — Der Glaube an eine unbedingte sittliche Wirkung der Verstandesbildung, welchen die Tatsachen widerlegen, ist nichts als ein a priori vorgefaßter, bis zur Torheit ausgedehnter Lehrsatz. — (S. 93.)

— Verstärkt denn das Einmaleins — das Vermögen zu addieren und zu subtrahieren — im Menschen die Kraft des Mitgefühls, und hält es ihn denn ab, den Nächsten zu kränken? Wird denn das Rechtsgefühl in irgend einer Hinsicht gekräftigt durch Lesen und Schreiben oder durch die allerspeziellste Kenntnis der Geographie? — — Ist es denn weniger töricht zu behaupten, daß die Disziplin der Verstandesfähigkeiten an und für sich den Menschen zur Empfindung für Edles und Wahres führen könne? (S. 94.) Es gibt Ausdrücke, die bis zur Abgeschmacktheit profaniert sind, weil man sie unaufhörlich, ohne bestimmten Sinn gebraucht, weil man sie in jedem Winkel von jedem hört und weil, indem er sie ausspricht, der Dumme sich bereits als Gescheiten verehrt, und der Unwissende auf der Höhe der Erkenntnis zu stehen meint.

Solches Los droht auch, wie es scheint, einem unserer Lieblingsworte: b i l d e n , B i l d u n g, In Büchern, Broschüren, Leitartikeln und Feuilletons, bei Tischreden, in Predigten und Salonunterhaltungen, in offiziellen Schreiben, bei Vorträgen, in den Lehrstunden im Gymnasium und in der Volksschule, — überall, allüberall tönt dieses Gebrauchswort uns in den Ohren, und Jammer befällt die Seele, sobald es ausgesprochen wird. Es wäre wohl an der Zeit, an eine ernste Prüfung des Begriffes, welcher in diesem Worte liegt, zu gehen, es wäre wohl Zeit, sich zu erinnern, daß dieser Terminus „Bildung", ohne Verbindung mit dem Terminus „Konzentration" (Sammlung) keinen bestimmten Begriff hat. Es wäre Zeit, sich um Erklärung des Sinnes an unsere Allmutter und Lehrerin — die Natur zu wenden. Es ist nicht schwer von ihr zu lernen, daß alle Bildung von einem Mittelpunkt ausgeht und ohne Mittelpunkt undenkbar ist, daß keine Blume sich aus der Knospe entfaltet und keine Blüte eine Frucht ansetzt, wenn das Zentrum der schaffenden Kraft, der Bildung und des Umsatzes der Kräfte vertrocknet ist. Aber zum Unglück haben wir der Natur vergessen, und ohne bei ihr anzufragen, stellen wir unsere Kinderrezepte für Bildung zusammen. Wir wollen mit rauher Hand, mechanisch, in der Blütenknospe die Staubfäden aufdecken und ausbreiten, früher, als die Zeit für sie gekommen ist, sich durch die innere Tätigkeit der Schaffenskraft zu entfalten, — und freuen uns und nennen das Bildung; wir verderben bloß die Knospe, und die von uns ausgebreiteten, aufgedeckten Staubfäden vertrocknen ohne gesundes Blühen, ohne Hoffnung auf gesunde Frucht! Ist das nicht ein wahnsinniges Beginnen und ähnelt das nicht der Phantasie des Kindes in der Fabel, das mit dem Becher das Meer ausschöpfen wollte? (S. 143.) Ein beschränkter Mensch allein kann vielleicht über alles klare Gedanken und Vorstellungen haben. Die teuersten Begriffe, welche der menschliche Geist in sich birgt, befinden sich im tiefsten

Grunde, im Halbdunkel; um diese nicht geklärten Ideen eben, welche wir nicht imstande sind miteinander zu verbinden, bewegen sich die klaren Gedanken, breiten sich aus, entwickeln und erheben sich. Wenn wir von diesem Hintergrunde getrennt würden, so würden in dieser Welt nur Geometer und verständige Tiere übrig bleiben. Die exakten Wissenschaften selbst würden in solch einer Welt ihre heutige Erhabenheit verlieren (haben sie schon verloren!), die von ihren verdeckten Beziehungen zu anderen unendlichen Wahrheiten abhängt, welche wir nur ahnen und zeitweilig scheinbar durchschauen. Dieses Unbekannte ist das teuerste Gut des Menschen: Nicht umsonst lehrt Plato, alles in dieser Welt sei ein schwaches Bild der himmlischen Baukunst. Es scheint sogar, daß die Hauptwirkung der sichtbaren Schönheit in der Erweckung des Gedankens in uns an eine uns unsichtbare Schönheit bestehe, und der Zauber, den z. B. Dichter hervorbringen, nicht sowohl in den Bildern liegt, die sie in uns erscheinen lassen, als in jenem entfernten Widerhall, den sie in uns erwecken und der aus der Welt des Unsichtbaren stammt.

Carus in seiner bekannten Schrift: „Über die Seele" (Psyche) sagt, daß der Schlüssel zum Verständnis des Wesens des sich bewußten Seelenlebens in dem Gebiete des Unbewußten liege. In seinem Buche erforscht er das gegenseitige Verhältnis des Bewußten und des Unbewußten im menschlichen Leben und spricht viel tiefe Gedanken aus. Das Göttliche in uns, sagt er, was wir Seele nennen, ist nicht etwas in einem gewissen Momente ein für allemal Festgewordenes, sondern etwas unaufhörlich sich Veränderndes im beständigen Prozesse der Entwicklung, der Zerstörung und Neubildung. Eine jede in die Zeit tretende Erscheinung ist eine Fortsetzung oder Entwicklung des Vergangenen und birgt in sich die Ahnung des Zukünftigen. Das bewußte Leben des Menschen scheidet sich in getrennte Augenblicke, und dem Menschen ist nur eine trübe Vorstellung seines Seins in der Vergangenheit und in der Zukunft möglich, der gegenwärtige Augenblick aber entschlüpft ihm, weil er kaum erschienen — schon in die Vergangenheit übergeht. Das Sammeln all dieser Momente zur Einheit, zum Herstellen einer Gegenwart, d. h. das Gewinnen eines wirklich festen Punktes zwischen dem Vergangenen und dem Zukünftigen, ist nur möglich in dem Gebiete des Unbewußten, d. h. da, wo es keine Zeit gibt, wohl aber eine Ewigkeit. (S. 207, 209.)

Alte Einrichtungen, alte Überlieferungen, alte Sitten sind Sachen von großer Bedeutung. Eine alte Einrichtung ist deshalb so teuer — ist unersetzbar, weil sie nicht ausgedacht, sondern durch das Leben geschaffen worden ist, weil sie aus dem vergangenen Leben, aus der Geschichte entstanden und in der Meinung des Volkes durch jene Autorität geheiligt ist, welche die

Geschichte — und nur die Geschichte — erzeugt. Diese Würde kann durch nichts ersetzt werden, da ihre Wurzeln in jenem Teile des Daseins liegen, in welchem die sittlichen Bande am festesten geschlungen und am festesten gegründet sind — nämlich in dem unbewußten Teile des Daseins. —

Die Menge eignet sich eine Idee nur unmittelbar durch das Gefühl an, welches in ihr nicht anders erzogen und befestigt werden kann, als durch die Geschichte, indem es ein Geschlecht dem anderen, eine Generation der anderen überträgt. Die Tradition kann wohl zerstört, aber nicht willkürlich erneut werden.

In der Tiefe alter Einrichtungen liegt oft eine tiefwahre, direkt dem Grunde des Volksgeistes entquollene Idee, und wenn es auch bisweilen schwer wird, diese Idee unter der Menge der äußeren Auswüchse, Formen und Hüllen, die sie umgeben und die für die neue Welt ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben, zu erkennen und zu fassen, so erkennt sie das Volk doch instinktiv und hält daher an den Einrichtungen, in den ihm gewohnten Formen fest. Es verteidigt sie in den oft unförmlichen, offenbar sinnlosen Hüllen, weil es instinktiv den Kern der unter ihnen verborgenen Wahrheit schützt — schützt gegen leichtsinnige Anschläge. Dieser Kern ist so überaus kostbar, weil in ihm durch uralte Satzungen sich das ursprüngliche Bedürfnis des Geistes ausgedrückt hat, weil in ihm die in der Tiefe des Geistes verborgene Wahrheit sich spiegelt. Die rauhe Form — das Gebilde äußerer Armut, rauher Gebräuche, grober Sitten — ist eine vorübergehende und zufällige Erscheinung. Sobald sich die Sitten zum Besseren wenden, wird auch die Form geistvoller, edler. Lasset uns das Innere läutern, den Volksgeist heben, die Idee beleuchten und zum Bewußtsein bringen — dann wird die rohe Form von selbst zerfallen und einer neuen Platz machen, einer vollkommeneren; das Äußere wird von selbst rein und einfach werden. (S. 201, 202.)

Der ewige Streit in der Welt der menschlichen Einrichtungen und Verhältnisse wird um die Freiheit geführt; aber wo ist sie zu finden, diese Freiheit, wenn nicht — in der menschlichen Seele? Überall erhebt sich der Verstand gegen die alten Autoritäten und bestrebt sich, scheinbar der Freiheit halber, sie zu zerstören, in der Tat aber, um an ihren Platz Autoritäten des Augenblickes zu stellen, die heute erfunden wurden, vielleicht nur um morgen anderen neuen Platz zu machen. — —

Man sagt uns: Werft das Joch des Gesetzes von euch; zerreißt die alten Ketten der Tradition und werdet frei!

Welche Freiheit ist das dann aber, wenn zu gleicher Zeit der gegenwärtige status quo uns zum Gesetze gemacht wird und sich auf uns als ein noch schwereres Joch, als das frühere war, legt; wenn anstatt der unfehlbaren (?) und vom Geist erfüllten

Schrift, die man uns nimmt, uns befohlen wird an die Unfehlbarkeit der Meinung der Menge zu glauben und wenn man verlangt, daß wir die Stimmenmehrheit für die unbestreitbare und unfehlbare Stimme der Wahrheit halten sollen." (S. 204, 205.) —

Die verhängnisvollen intellektuellen Verirrungen des Darwinismus behandelt Pobedonoszew in dem Kapitel „Der neue Glaube", und er äußert sich darin über ihn unter anderem wie folgt: „Dem Oberapostel des Darwinismus erscheint offenbar der Schutz des Starken und die Ausrottung des Schwachen als Grundgesetz des Daseins. Und dieselbe Regel will er augenscheinlich zum wirklichen Gesetz für die bürgerliche Gesellschaft erhöhen. Das wird eine traurige Zeit — falls sie jemals anbrechen sollte —, wenn der heutzutage gepredigte Kultus der Menschheit eingeführt wird. Die menschliche Person (das Individuum) wird in ihr nicht viel bedeuten; auch die jetzt gegen Gewalttätigkeit und Herrschsucht bestehenden Schranken werden fallen. Im Namen der Doktrine werden, zur Erreichung eingebildeter Ziele für die Vervollkommnung der Art, die allerheiligsten Interessen der persönlichen Freiheit zum Opfer gebracht werden, ohne die geringsten Gewissensbisse. — — Man sieht, bis zu welcher äußersten Grenze eine einseitige Idee eigener Erfindung führen kann. Außer ihr sieht der zukünftige Gesetzgeber der Gesellschaft nichts und erkennt offenbar für das Leben und die Entwicklung keine anderen als physiologische Motive an. Sittliche Motive erwähnt er gar nicht. Starke und schwache Organismen erscheinen ihm als Zahlen, als abstrakte Größen, die er mathematisch berechnet. Er fragt nicht einmal, ob seine Starken wirklich stärker werden durch den Untergang aller Schwachen." —

Im Darwinismus hat es der menschliche Egoismus mit Hilfe der von ihm aufgestachelten Verstandeskraft scheinbar dahin gebracht, sich naturwissenschaftlich zu begründen; Versuche einer philosophischen Rechtfertigung desselben wurden, wie die Geschichte der Philosophie lehrt, wiederholt gemacht, und sei hier nur an den Sensualisten Helvetius erinnert, der die Pflichten des Menschen aus der Selbstliebe ableitete. Der persönliche Charakter Darwins mag wie jener des Helvetius, weil im Gegensatze mit ihrer Lehre, dazu beigetragen haben, den egoistischen Ursprung ihrer Doktrinen etwas zu verschleiern und an sie, als unvermeidliche Resultate von Denknotwendigkeiten glauben zu lassen. Am augenfälligsten zeigt sich der Egoismus als die eigentliche Triebfeder des Denkens im Nietzscheanismus, in dem er die wunderliche Blase des Übermenschen trieb. —

In den Systemen der christlichen Theologie wird der Egoismus vornehmlich in dem Bestreben offenbar, den Menschen, um ihm eine privilegierte Sonderstellung zu sichern, von der übrigen Natur loszureisen. Des egoistischen Ursprunges verdächtig er-

scheint übrigens jedes intellektuelle System, das Hochmut, Unfehlbarkeitsdünkel, Glaubenseifer und Unduldsamkeit entfaltet, und das, ohne jede Rücksicht auf das Wohl und Weh anderer Wesen, nur dem Menschen — und selbst diesem nur mit Einschränkungen — ein Anrecht auf Leben und Lebensglück zuerkennt.

Wie vom Standpunkt der intuitiven Erkenntnis die einseitige Betätigung der Verstandeskräfte und deren Ergebnisse beurteilt werden, erfahren wir bei A. J. Davis, der sich in seinen „Penetralia" hierüber folgendermaßen äußert: „Die Logik oder das Schlußverfahren ist oft der breite Weg, der auf beiden Seiten der reinen Vernunft hinführt; und selten gelangt der Wanderer direkt auf ihm ins Reich der Wahrheit.

Es gibt keinen schnelleren und sichereren Weg zum Irrtum, als die Methode der logischen Schlußfolgerung. Die Sophisten beginnen mit gewissen Prämissen und springen auf Schlüsse über; sie treiben eine Art Gedankengaukelei und Taschenspielerei. Fange das an, mein Freund, und du bist auf dem geraden Wege zur Selbsttäuschung und Selbsterniedrigung. Es bleibt sich gleich, wie glänzend deine Fähigkeiten auch sein mögen; am Ende des Lebens wirst du doch nur einen verschwindend kleinen Rest von Genugtuung besitzen."

Über den Unterschied zwischen intellektueller und intuitiver Erkenntnis spricht sich Davis im „Reformator" aus. „Der Intellekt", sagt er darin, „hat keine innere Anschauung, keine Voraussicht; er ermangelt der Kraft des Selbstdenkens, der Fähigkeit Schlüsse zu ziehen, unabhängig von Daten oder von der Erinnerung an Ursachen und Erfahrungen; aber in der Intuition fühlt ihr den Geist der Natur und die Allgegenwart und Ewigkeit der Wahrheit, sowie die Übereinstimmung mit ihr." Daß der nach festen Prinzipien wirksame, mit ursprünglichen Qualitäten ausgestattete Universalgeist der Natur sich auch im Individuum, unabhängig von seiner sinnlichen Erfahrung und des hierauf gegründeten Denkens, in einer jenen Prinzipien und Qualitäten entsprechenden Weise, offenbaren kann, ja unter gewissen Bedingungen sich offenbaren muß, ist eine so einfache und leicht ergründliche Wahrheit, daß sich ihre Negation von seite des Verstandes nur begreifen läßt, wenn man seine normale Funktion als vom Egoismus beeinträchtigt annimmt. Eine Äußerung des Universalgeistes in uns muß das instinktive Empfinden der Wahrheit sein, welches sich der Unwahrheit gegenüber als Widerwille äußert. Ohne dieses, dem Allgeiste in uns immanente Gefühl für das Wahre ist der Verstand, wie ein führerloses Segelboot dem Winde und den Wellen, den egoistischen Trieben und Neigungen preisgegeben.

Als Illustration zu dieser Behauptung mag die Schilderung dienen, die uns Schwegler in seiner „Geschichte der Philosophie“[2]) von der griechischen Aufklärungsperiode, d. i. der Periode, in der die aufklärerische Reflexion herrschte, entwirft. Sie lautet: „Was das ganze griechische Leben während des peloponnesischen Krieges praktisch, ist die Sophistik theoretisch. Plato bemerkt in der ‚Republik‘ mit Recht, die Lehren der Sophisten sprächen eigentlich nur dieselben Grundsätze aus, die das Verfahren der großen Menge in ihren bürgerlichen und geselligen Verhältnissen leiten, und der Haß, mit dem sie von den praktischen Staatsmännern verfolgt würden, beurkunde gerade die Eifersucht, mit welcher die letzteren in ihnen gleichsam die Nebenbuhler und Spielverderber ihrer Politik erblickten. Ist in der Tat die Absolutheit des empirischen Subjekts (d. h. die Ansicht, daß das einzelne Ich ganz nach Willkür bestimmen könne, was wahr, recht, gut sein solle), das theoretische Prinzip der Sophistik, so tritt uns dieses praktisch gewandt als schrankenloser Egoismus in allen Gebieten des damaligen Staats- und Privatlebens entgegen. Das öffentliche Leben war zu einem Tummelplatz der Leidenschaft und Selbstsucht geworden, jene Parteikämpfe, die Athen während des peloponnesischen Krieges erschütterten, hatten das moralische Gefühl abgestumpft und erstickt; jeder einzelne gewöhnte sich, sein Privatinteresse über dasjenige des Staats und des allgemeinen Wohls zu stellen, in seiner Willkür und in seinem Vorteil den Maßstab für sein Tun und Lassen, Wollen und Wirken zu suchen. Der protagoräische Satz, der Mensch sei das Maß aller Dinge, wurde praktisch nur allzu treu befolgt, und der Einfluß der Rede in Volksversammlungen und Gerichten, die Bestechlichkeit des großen Haufens und seiner Leiter, die Blößen, welche Habsucht, Eitelkeit, Parteilichkeit dem schlauen Menschenkenner zeigten, boten nur allzuviele Gelegenheit, jene Praxis in Ausübung zu bringen. Das Herkommen hatte seine Macht verloren, die Gesetze erschienen als Übereinkommnis der Mehrzahl, die staatliche Ordnung als willkürliche Beschränkung, das sittliche Gefühl als Wirkung staatskluger Erziehung, der Glaube an die Götter als menschliche Erfindung zur Einschüchterung der freien Tatkraft, die Pietät als ein Statut menschlichen Ursprungs, das jeder andere durch Überredungskunst umzuändern berechtigt sei. Die Herabsetzung der natur- und vernunftgemäßen Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit zu einer zufälligen Menschensatzung ist hauptsächlich der Punkt, in welchem die Sophistik mit dem allgemeinen Zeitbewußtsein der Gebildeten sich berührte, und es ist nicht überall bestimmt zu entscheiden, welchen Anteil daran die Wissenschaft und welchen

---

[2]) Leipzig, Druck u. Verlag von Philipp Reclam jun., eleg. geb. M. 1.50.

das Leben gehabt habe, ob die Sophistik nur die theoretische Formel fand für das praktische Leben und Treiben der damaligen Welt, oder die sittliche Korruption vielmehr eine Folge jenes zerstörenden Einflusses war, den die Sophistik auf den gesamten Vorstellungskreis der Zeitgenossen ausübte." (S. 49, 50.)

In seinem Beitrag an das Thompson'sche Sammelwerk: „Proofs of Life After Death" (Verlag: Small, Maynard & Company, Boston, Mass. 15 Beacon Street) wirft Professor Elmer Gates ebenfalls die hier berührte Frage auf, ob das Bewußtsein unmittelbar Kenntnis von irgendeiner Wahrheit des Daseins haben könne, welche der Geist nicht zuvor auf induktivem Wege erfahren hat, und erörtert sie unter anderem wie folgt: „Das Bewußtsein hat seine eigene essentielle Natur, welche übereinstimmend mit der Natur des Erkenntnisprozesses — und in Erweiterung der Idee Kants — auch übereinstimmend mit der Natur des Erkannten, für alle Erkenntnis grundlegend ist, und es schien mir einleuchtend, daß die Natur des Erkenntnisprozesses mit der immanenten Wesenheit des Universums — dem Erkannten — notwendig übereinstimmen muß, weil das Bewußtsein, als individualisiert, generell davon abgeleitet worden ist und dynamisch und psychologisch davon ein Teil ist. Wenn es im Universum des Erkannten z. B. in der Natur der Körper liegt, Ausdehnung zu besitzen, und wenn ein Körper, gleichgültig wie klein er sei, ohne Ausdehnung nicht bestehen kann, — wenn das wahre Wesen der Wirklichkeit derart ist, diese Tatsache nötig zu machen; dann muß Bewußtsein — als ein Bestandteil der Realität und einerlei Wesens mit ihr — so beschaffen sein, um zu wissen, daß ein ausdehnungsloser Körper nicht bestehen kann.

Auf dieselbe Weise betont z. B. das Bewußtsein, daß etwas existiert, das keinen Anfang hatte, und die Vernunft fügt bei, daß sonst jetzt nichts bestehen würde; es behauptet nachdrücklichst, daß der Raum keinen Anfang gehabt haben konnte, daß Zeitdauer, daß Wahrheit ihn nicht gehabt haben konnte, und daß irgend etwas oder etwas anderes als diese drei Ewigen mit ihnen gleich ewig anfangslos gewesen sein muß — ein viertes Ewiges, welches unverursacht gewesen sein muß; denn es gab nichts Vorhergehendes, es zu verursachen. Jenes Etwas ist das ewige Mysterium des Daseins, und wir können es mit Spinoza ‚ewige Subsanz nennen, oder Energie, Geist, Gott, oder ihm nach Belieben einen Namen beilegen. Was es auch sein mag, so ist es doch das, was das unwandelbare Substrat des sichtbaren und des unsichtbaren Universums phänomenaler Kundgebungen bildet, und in ihm müssen solche essentielle ewige Eigenschaften, wie Ausdehnung, Fortdauer, Bewegung und Geist innerlich verbunden gewesen sein; denn wenn Bewußtsein diesem vielen Ewigen nicht ewiglich immanent war, wie konnte Geist oder konnten Geister

je entstanden sein? Bewußtsein muß daher ewiglich eine Eigenschaft oder ein Zustand dessen gewesen sein, was den Raum erfüllt, und Bewußtsein muß folglich in jener raumerfüllenden Substanz ebenso universal sein, wie Bewegung und Schwerkraft. Der Geist ist in den Naturprozeß ebenso sehr eingegliedert, wie das Fluten der Gezeiten, das Wachsen des Grases oder die Entwicklung des Sternensystems; es ist mit dem Universum ebenso unzertrennlich verbunden, wie die Bewegung. Wenn Geist (mind) nicht eine ewige Eigenschaft dessen ist, was ohne Anfang war, wie entstand er dann? Wenn Bewußtsein dem Kosmos immanent ist, so ist seine Natur von ursprünglicherer Art als die unserer beschränkten individuellen Erfahrung; es muß eine kosmische Natur besitzen, welche für seine eigene Erfahrung grundlegend (konstitutiv) ist. Wenn dem so ist, dürfen wir dann nicht erwarten, daß unsere Gefühlseinsichten und unsere intuitiven Kenntnisse im wesentlichen sich bewahrheiten? —

(Fortsetzung folgt.)

Jolanda. Ein Gespräch über Religionspsychologie auf okkulter Grundlage.

Von Hans Hänig, Zwickau i. S.

(Fortsetzung von S. 451.)

O.: Aber wir haben bisher doch noch etwas außer Acht gelassen: die Liebe zu uns selbst und zu unseren Mitmenschen, die wir doch auch zu den religiösen Gefühlen rechnen müssen. Denn die Liebe zu uns selbst tritt auch im religiösen Leben oft auf, indem wir ein gottgefälliges Werk zu tun glauben und darüber Zufriedenheit empfinden, während dieses Gefühl in nichts anderem seine Ursache hat, als in der befriedigten Eigenliebe. Wie ist es nun aber mit der Liebe zu unseren Mitmenschen? Fördern wir ihr Wohl deshalb, und empfinden wir deshalb Befriedigung, weil wir damit uns selbst zu fördern glauben, vielleicht weil wir meinen, daß uns im Falle der Not diese Liebe von ihnen vergolten wird? Oder weil, wie Anhänger der Entwicklungstheorien meinen, unser Lebenstrieb nicht mehr Gelegenheit haben würde, sich zu äußern, wenn unsere Mitmenschen um uns her zugrunde gingen? [6])

Th.: Die letztere Meinung scheint mir doch zu sehr gekünstelt zu sein, als daß sie ernstliche Beachtung verdiente!

---

[6]) Derartige Ansichten haben aufgestellt: Th. Ribot: „La psychologie des sentiments," Kap. VIII: Les sentiments moraux et sociaux, und M. Guyau: „Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction." Vgl. Delage u. Goldsmith: „Die Entwicklungstheorien" Verlag Th. Thomas, Leipzig) S. 186.

O.: Aber sie stützt sich doch eben auf die Vererbungslehre und jene beiden Erklärungen sind jedenfalls diejenigen, die am ehesten dem entsprechen, was wir heute eine wissenschaftliche Erklärung nennen. Und sie haben eben eine große Stärke, die zugleich ihre Schwäche ist: das Dunkel, in das bisher die ganze Vererbungslehre gehüllt ist.

Ph.: Das wird ja eines Tages durch die modernen Untersuchungen völlig gelichtet werden.

O.: Wir wollen es hoffen; denn dann würde ja unsere Frage völlig gelöst werden können. Bis dahin müssen wir jedenfalls versuchen, ihr auf eine andere Weise beizukommen.

Ph.: Welche sollte das wohl sein?

O.: Wir müssen jedenfalls zunächst einmal feststellen, was wir unter jenem Gefühl verstehen und wie es sich äußert. Ist es nun ein Gefühl, das dem ähnlich ist, das wir die Liebe zu unsern Eltern oder Verwandten nennen?

Th.: Das wohl nicht, sondern es ist ein Trieb, das Wohl anderer zu fördern, und dieser Trieb äußert sich eben darin, daß wir Befriedigung empfinden, wenn wir ihm nachgekommen sind.

O.: Und diese Befriedigung tritt ein, wenn wir ein solches Werk getan haben, sei es nun, daß der Betreffende unserer Unterstützung bedürftig war oder nicht?

Th.: Im ersteren Falle handelt es sich eben um die Befriedigung, die wir über eine Handlung empfinden, welche aus Mitleid entsprungen ist.

O.: Wir müssen also untersuchen, ob jene Befriedigung nicht vielleicht einem anderen uns bekannten Triebe entspringt, als jenem, den wir die Nächstenliebe genannt haben. Ist es nun vielleicht denkbar, daß jemand seine Mitmenschen nur deshalb fördert, weil er von ihnen gegebenenfalls das Gleiche erwartet?

Ph.: Warum sollte das nicht möglich sein?

O.: Und daß er darüber Befriedigung empfindet, weil damit seine Eigenliebe befriedigt ist, indem er eben hofft, im Falle der Not ebenfalls unterstützt zu werden?

Th.: Wie wäre es aber dann möglich, daß jenes Gefühl der Befriedigung gerade das Gegenteil des Egoismus zu sein scheint, während es doch diesem sein Dasein verdankte? Denn man müßte doch meinen, daß sich jener Ursprung auch in seinem Wesen zeigen müßte, wie die Kinder ihr ganzes Leben hindurch erraten lassen, wie ihre Eltern gewesen sind?

O.: Vielleicht hat sich aber jene Gewohnheit vererbt und ist so zum Triebe geworden, während sich ihr ursprünglicher Charakter allmählich verloren hat?

Th.: Das müßte doch zum mindesten erst bewiesen werden, und es will mir scheinen, daß auch dann noch jener Einwand bestehen bliebe.

O.: Und jene andere Erklärung, die an die Energielehre anknüpft, scheint Dir zu gekünstelt zu sein, als daß wir uns lange bei ihr aufhalten könnten?

Th.: Das scheint sie mir allerdings zu sein.

O.: Und vielleicht besteht zwischen den beiden ersten Erklärungen kein großer Unterschied, sondern die zweite ist nur die Umkehrung der ersten. Da sind wir nun wieder bei dem Gegensatz zwischen Egoismus und Altruismus angelangt, an dem unsere natürliche Erklärung der Menschenliebe zu scheitern scheint. Vielleicht finden wir aber auch noch andere Gefühle, die uns ebenfalls denselben Widerstreit zeigen. Doch wir haben uns noch nicht mit der Frage beschäftigt, wie die zusammengesetzten Gefühle im Menschen, soweit sie religiös sind, zu erklären sind. Das Mitleid entsteht also in uns durch die Liebe zu unseren Mitmenschen und die Unlust, sie leiden zu sehen. Wie hatten wir aber die Sehnsucht erklärt, die ebenfalls unter den religiösen Gefühlen eine so große Rolle spielt?

Th.: Sie entsteht, wie wir sagten, aus der Lust und der Liebe zum Unendlichen.

O.: Also etwas, das sich nicht mehr auf unsere Mitmenschen bezieht, sondern auf das Außer- und Überirdische, das wir außer uns wahrzunehmen glauben. Werden wir nun auch hier eine natürliche Erklärung finden?

Ph.: Das glaube ich wohl, denn die Liebe zum Unendlichen ist doch nichts anderes als die Hoffnung darauf, und wir haben doch festgestellt, daß auch die Hoffnung in religiösen Dingen ihren Grund in dem Lebensgefühle des Menschen hat.

Th.: Zwischen der Liebe zum Unendlichen und der Hoffnung darauf, ist aber doch ein wesentlicher Unterschied!

O.: Das mag wohl sein, aber wir müssen wieder wie vorhin fragen, ob es nicht eine natürliche Erklärung dafür gibt. Vielleicht könnte jemand eben mit Rücksicht auf jene Erklärung sagen: Unser Lebenstrieb nötigt uns, diese oder jene Dinge in der Welt zu erhoffen, die zur Förderung unseres Lebens zu dienen scheinen, deshalb hoffen wir auch ein Leben in der Ewigkeit, da diese für uns nur eine Steigerung des Irdischen bedeutet. Was wir aber erhoffen, begehren und lieben wir, daher lieben wir auch jenes höhere Leben, obgleich wir von ihm nur wenig wissen, sondern nur auf den Flügeln der Sehnsucht zu ihm gelangen können. Würde er damit nicht recht haben?

Th.: Vielleicht könnten wir ihm aber Dasselbe erwidern, das wir schon an jener ersten Definition von der irdischen Liebe auszusetzen hatten. —

O.: Jene Sehnsucht müßte dann doch, wenn jene Erklärung richtig wäre, eine sehr egoistische sein, da die Liebe, durch die sie entstünde, nur der Liebe zu dem eigenen Ich entsprungen

wäre, das durch jenes Leben eine Verbesserung seiner Lage zu erreichen hoffte. Jene Sehnsucht aber, wenn wir sie genauer betrachten, hat doch gar nichts mit Egoismus zu tun, sondern scheint vielmehr einem anderen Etwas in uns seinen Ursprung zu verdanken, das etwas Anderes und Reineres wie unser Ich darstellt. Vielleicht ist aber auch unsere Definition nicht einmal ganz richtig gewesen, wenngleich wir sie deshalb nicht umzustoßen brauchten.

O.: Wir haben die Sehnsucht in religiöser Hinsicht als Lust und Liebe zum Unendlichen erklärt.

Th.: Vielleicht müssen wir, wenn unsere Erklärung vollständig sein soll, dann noch etwas hinzufügen, nämlich die Unlust darüber, daß wir das, was wir wünschen, noch nicht haben, sondern erst später vielleicht zu erlangen hoffen.

O.: Wir müßten dieses Gefühl also eher mit einem anderen Gefühl zusammenbringen, das sich auf irdische Dinge bezieht und das wir daher außer Acht gelassen haben.

Th.: Welches sollte das sein?

O.: Ich meine das Gefühl, das im Menschen auftritt, wenn er sich nach einem Lande sehnt, das er liebt und das er doch nicht sogleich erreichen kann: das Heimweh. Denn wie sollen wir das Heimweh anders deuten, denn als Liebe zur Heimat, verbunden mit der Unlust, nicht bei dem geliebten Gegenstande zu sein?

Th.: Und zwar als Liebe, die nicht durch Egoismus entstanden ist, sondern durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem heimatlichen Boden, auf dem der Betreffende das Licht der Welt erblickt hat.

O.: Wodurch entsteht aber jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit?

Th.: Doch wohl durch die Eindrücke, die der betreffende in seiner Kindheit von seiner Heimat empfangen hat, sei es weil die ersten Eindrücke die stärksten sind, oder weil er an dieser Stätte Gutes empfangen hat und ihm davon eine dankbare Erinnerung geblieben ist.

O.: Oder weil er an dieser Stelle auf die Welt gekommen ist und seine Eltern, besonders seine Mutter, ihrerseits durch Assoziationen mit jenem Teile der Welt verbunden sind, so daß sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit von den Eltern auf das Kind überträgt. Jedenfalls weil das Kind durch gedächtnismäßige Assoziationen mit der Heimat verbunden ist. Wie müßten wir also hiernach die Sehnsucht nach dem Unendlichen deuten?

Th.: Als Liebe zu ihm, die durch Rückerinnerung im Menschen entsteht, verbunden mit der Lust zu diesem Gegen-

stande und der Unlust, ihn nicht sogleich besitzen oder nicht zu ihm kommen zu können.

O.: Gibt es nun noch eine andere Art von Liebe außer den beiden, die wir erwähnt haben? Denn die Liebe zu unseren Mitmenschen kommt doch hier ebensowenig in Betracht, wie das ästhetische Gefallen oder ähnliche Dinge.

Th.: Ich wenigstens wüßte keine andere.

O.: Ich auch nicht, aber wir könnten vielleicht doch eine Verbindung zwischen diesen beiden Arten von Liebe, jener ersten und der zu den Mitmenschen herstellen. Vielleicht erwächst diese wie auch das Moralgefühl auf demselben Boden wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Unendlichen, ohne daß wir darüber etwas weiteres zu sagen vermöchten. Vielleicht weil auch jene Mitmenschen dem Unendlichen angehören, wie wir selbst.[7])

Th.: Jedenfalls müssen wir jenem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer höheren Welt unter den religiösen Gefühlen einen wichtigen Platz einräumen.

O.: Ich glaube sogar, daß wir es in gewisser Beziehung als das religiöse Grundgefühl bezeichnen dürfen, von dem wir früher sprachen, und daß es gleichsam der Untergrund ist, auf dem sich das ganze religiöse Gefühlsleben in uns abspielt. Schleiermacher hat es das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit vom Universum genannt, aber der Ausdruck will mir wenig gefallen. Es findet sich doch auch bei solchen Menschen, deren ganze Anlage wenig auf Abhängigkeit gestimmt ist. Es ist vielmehr das Gefühl, daß wir nicht der Endlichkeit angehören, sondern der Unendlichkeit oder wenigstens einer Welt, die nicht von der kurzen Dauer unseres Planeten und unseres Daseins ist.

---

[7]) Schöne Bemerkungen über diesen Gegenstand findet der Leser in dem Buche von Dr. Rud. Steiner: „Die Schwelle der geistigen Welt" (2. Ausgabe. Berlin 1913), z. B. S. 89: „Wenn davon gesprochen wird, daß die Seele eine Vorbereitung braucht, bevor sie in der übersinnlichen Welt Erfahrungen machen kann, so darf hinzugefügt werden, daß zu den mannigfaltigen Vorbereitungsmitteln auch die wahre Liebefähigkeit, die Neigung für echtes menschliches Wohlwollen und Mitgefühl gehört." S 90: „Zur Entwickelung einer echt sittlichen Seelenstimmung ist aber notwendig, daß dieses Ich-Gefühl, obwohl es vorhanden sein muß, doch abgedämpft wird durch die Neigungen zu Mitgefühl und Liebe. — Gleichzeitig dürfte es die Leser vielleicht interessieren, von einer Stelle aus R. Steiner's Werken Kenntnis zu nehmen, wonach („Lucifer-Gnosis", 24—28, S. 61) in der nächsten Stufe der Menschheitsentwicklung die menschliche Seele nicht mehr bloß Bilder, sondern auch Gegenstände und Wesen selbst erschaffen werde, sodaß wir also in diesem Sinne in den ideoplastischen Phänomenen, die Schrenck-Notzing in den „Materialisationsphänomenen" geschildert hat, solche Vorläufer dieser Fähigkeit der Seele zu sehen hätten.

Ph.: Also dasselbe wie die platonische ἀνάμνησις?

O.: Mir will es allerdings scheinen, daß Plato hier das tiefste Wort ausgesprochen hat, das ein Mensch überhaupt von der Welt sprechen kann, daß also jenes religiöse Gefühl auf nichts weiter beruht als auf dunklen Erinnerungen an Dinge, die wir einst geschaut oder erfahren haben und vielleicht nach unserem irdischen Leben wieder schauen werden.

Th.: Manche rechnen übrigens auch das Naturgefühl des Menschen hierher, da ihnen jene ästhetische Erklärung allein unzureichend erscheint.

O.: Vielleicht ist das richtig und wir könnten so noch besser den Zauber verstehen, der uns immer wieder zur Natur hinzieht, daher auch vielleicht jene religiösen Stimmungen, die in uns aufsteigen, wenn wir von einem Berge hinabschauen[8]) auf die untergehende Sonne, oder wenn im Herbste das Brausen des Novembersturmes unerklärliche und ahnungsvolle Gefühle in uns wachrufen. Es sind vielleicht Erinnerungen in uns an vergangene Zeiten, an eine uralte Verwandtschaft des Menschen mit der Natur, wie manche sprechen, von der uns nur diese Gefühle geblieben sind. Sind wir nun damit am Ende angelangt, so daß wir uns jener logischen Vollzähligkeit rühmen könnten, der wir früher einen Platz in dem religiösen Gefühlsleben eingeräumt haben?

Th.: Ich meine, daß wir auch die Mystik bei unserer Betrachtung nicht vergessen dürfen, da wir doch lange Zeit über jenes religiöse Grundgefühl gehandelt haben, das wir das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer höheren Welt nannten. Denn auch der Mystik müssen wir doch unter den religiösen Gefühlen einen hervorragenden Platz zuweisen, wenn sie auch scheinbar zu manchen Zeiten ganz in den Hintergrund zu treten scheint. Für immer aber kann sie keine Religion ganz entbehren, sondern derjenige, der sie abzutöten sucht, tötet auch die Religion selbst oder wenigstens die Form, in der sie augenblicklich in einem bestimmten Kulturkreise auftritt.

O.: Sollen wir nun vor ihr stehen bleiben, da sie uns ins

8) Gerade dieses Beispiel beweist, daß die Stimmungen, die wir beim Anblick der Natur empfinden, nicht allein durch Einbildung erklärt werden können. (Vgl. Davis, „Der Tod im Lichte des Spiritualismus und der harmonischen Philosophie“, S. 17: „In jeglicher Beziehung sind wir dem großen Universum, das uns umgiebt, verwandt! Daher jene geheimnisvolle Sympathie, die wir an einsamen Plätzen empfinden; daher jene tiefe, ruhige, besänftigende Wirkung, die wir beim Anblicken grüner Felder und majestätischer Baumgipfel empfinden. Daher jene Freude beim Anschauen der Gebirge und Gestirne. Daher jener werte Trost in Sorge und Verzweiflung, der uns in der Stimme rauschender mächtiger Gewässer naht, und daher vor allem auch jenes Gefühl der Oberherrschaft über den Tod, das in solchen Augenblicken der Anschauung mit eminenter Gewalt durch unser inneres Wesen flutet.“!)

Unbegreifliche führt, oder sollen wir den Schritt ins Dunkle wagen und uns den Vorwurf zuziehen, daß wir alles erklären wollten und darüber ins Unergründliche geraten sind?

Th.: Wir würden dann eben die tiefste aller religiösen Fragen unerörtert lassen. —

O.: Wir haben jedenfalls festgestellt, daß es ein religiöses Grundgefühl gibt, und haben vermutet, daß auch jene anderen Gefühle, für die wir keinen irdischen Ursprung fanden, auf demselben Boden erwachsen sind. Werden wir nun vielleicht geneigt sein, auch die Mystik mit Hilfe jenes Grundgefühls zu erklären?

Th.: Das ist doch wohl wieder nur eine Analogie, und wir kämen auf diese Weise sogleich zu jenen phantastischen Behauptungen, von denen du vorhin selbst gesprochen hast.

O.: Wir müssen uns also zunächst damit begnügen, daß wir das Wesen der Mystik genau bestimmen und den Unterschied, der sie von den anderen Gefühlen trennt. Werden wir zunächst denen beistimmen, die sie für eine pathologische Erscheinung ansehen?

(Schluß folgt.)

Sir Oliver Lodge und der europäische Krieg.[1]

Sir Oliver Lodge sucht in „The War and After" (Methuen, London) die Aufmerksamkeit auf gewisse Punkte zu lenken und legt Nachdruck auf die im Vordergrund stehenden [spiritualistischen] Erscheinungen der gegenwärtigen schwierigen, doch hoffnungsvollen Situation. Er giebt die große Schuld zu, welche denkende Engländer den Deutschen von früher her zu verdanken haben. Die gebildete Welt ist daher entsetzt über den gegenwärtigen Ausbruch von Roheit, da er eine gotteslästerliche Schändung von hohen Gaben und ein in den Kotziehen einer edelen Vergangenheit ist. Eine Auflehnung ist erfolgt nicht allein gegen ideale Philosophie — die Philosophie eines Kant, Fichte und Hegel, — sondern auch gegen das Christentum; denn die deutsche Lehre von unverantwortlicher Macht und die Obergewalt des Staates, unkontrolliert von einer höheren Macht, ist praktischer Materialismus. Für was, fragt Sir Oliver, kämpfen die Deutschen? Kein Krieg war nötig für Ausbreitung des Handels, und die Behauptung, daß sie Krieg aus Furcht vor fremden Angriffen anfingen, ist eine falsche und jämmerliche Entschuldigung.[2]. Sir Oliver behauptet, daß selten in einem Kriege die Streitfrage so klar ist, als in dem gegenwärtigen, und denen die noch immer an dem einseitigen Standpunkt

[1]) Nach „Light", London vom 28. Aug. 1915, übersetzt von Prof. Willy Reichel (Pasadena).

[2]) So denken ja leider viele Engländer und Amerikaner, einmal aber muß die Wahrheit doch schließlich ans Licht kommen. W. R.

von Frieden und Brüderlichkeit und gutem Willen festhalten, erwidert er, daß guter Wille auf der negativen Seite nicht genug sei! Sir Oliver kommt dann auf die Änderungen in der Industrie und auf die sozialen Reformen zu sprechen, die nach dem Kriege gemacht werden sollten. Er erinnert an die gräßlichen Zustände von Leben und Tod, die wir ruhig ertragen, als unvermeidlich. Der Krieg, behauptet er, hat uns klar gezeigt, daß die Gesellschaft stärker organisert werden muß, um gegen eine Anzahl von heilbaren Bosheiten vorgehen zu können. Der „Light" setzt noch dazu, daß aktive Einmischung zu geschehen hat, wenn ein Feind einen Freund unter die Füße zu treten versucht. In dieser Lage sind wir jetzt und, Gott sei Dank, wir haben unsere Schuldigkeit getan. — Ich glaube kaum, daß ganz England dieser Ansicht ist; denn wie ich da und dort lese, bedauern viele Engländer die Beteiligung an diesem Kriege, am meisten in den Kreisen wahrhaft vornehmer Bildung. W. Reichel.

Nachwort der Red. Wenn man obigen Phrasenschwall liest, muß man sich erstaunt fragen, wie ist es möglich, daß einer der hervorragendsten Hochschullehrer eines erstklassigen „Kulturstaates", eine anerkannte Leuchte der Wissenschaft über die gegenwärtige politische Lage und speziell über die Beteiligung Englands am Weltkrieg mit so völliger Verkennung aller objektiv vorliegenden Tatsachen und mit solcher Verblendung über die wahren Ursachen des Weltkriegs so ungerecht und schief urteilt, daß er der „deutschen [!] Lehre von unverantwortlicher Macht und der von einer höheren Macht unkontrollierten Obergewalt des Staates" die Schuld an der grauenhaften Verwüstung aller höheren Kultur und an dem entsetzlichen Elend der jetzigen Menschheit beimißt. Ein von Vorurteilen sonst freier, in der wissenschaftlichen Welt so hochstehender Mann hätte doch wahrhaftig die moralische Pflicht, sich über die wirklichen Vorgänge und ihre Ursachen etwas genauere Kenntnis zu verschaffen, was nicht schwer ist, wenn man nur die in den Brüsseler Archiven vorgefundenen und von der deutschen Regierung jüngst veröffentlichten Berichte der belgischen Diplomaten über die gerade von England angestiftete, seit Jahren betriebene systematische Kriegshetze studiert und mit dem englischen Kriegsvorwand der (s. Z. Deutschland aufgenötigten) Verletzung der belgischen Neutralität, die tatsächlich längst von der Gegenseite untergraben war, das jetzige brutale, wenn auch durch heuchlerische Redensarten beschönigte Vorgehen der alliierten Engländer und Franzosen gegen das neutrale Griechenland vergleicht, dessen König sich glücklicherweise als Mann und Charakter bewährt hat. Und wenn es irgend einen Monarchen in Europa giebt, der sich einer höheren Macht gegenüber im tiefsten Herzen verantwortlich fühlt, so ist das sicherlich der deutsche Kaiser mit seinem demütig aufrichtigen Gottvertrauen im Kampf

um die von allen Seiten schwer bedrohte Existenz unseres gewissenlos überfallenen Vaterlandes. Wir müssen der Schriftleitung der „Übersinnl. Welt" beipflichten, die in ihrem Oktoberheft (S. 314 ff.) eine „aus einem neutralen Staat" ihr zugegangene gut gemeinte Aufforderung zur Sammlung von Geldbeiträgen für die unter der Ehrenpräsidentschaft eines über 90 Jahre alten (wohl englischen?) Spiritualisten und eines Vertreters für ihn aus Paris oder London geplante Organisation zur Stiftung eines „Internationalen Spiritualistentempels" als Zeichen dafür, daß die Spiritualisten der ganzen Welt nicht allein den Krieg verabscheuen, sondern fest überze gt sind, daß nur durch die Entwickelung der geistigen Eigenschaften des Menschen Rassenhaß, Eifersucht, Zwingherrschaft und Ungerechtigkeit verschwinden können, mit der Erklärung ablehnt: „Nach dem Kriege wird in Deutschland und Österreich-Ungarn kaum Neigung vorhanden sein, zur Errichtung des Spiritualisten-Tempels Geldbeiträge zu spenden. Es wird jedermann in erster Linie seiner Ehrenpflicht nachkommen, jeden entbehrlichen Pfennig zur Linderung der Not und des Elends beizusteuern, das der frevelhaft heraufbeschworene und den Mittelmächten aufgezwungene Krieg verursacht hat. Neben dem Idealismus kann und muß auch der deutsche Wirklichkeitssinn zu seinem Rechte kommen. Werke der Liebe und Gerechtigkeit gefallen Gott mehr als der Bau prunkvoller Tempel."

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Die Psychologie des Geruchs in der Politik.

Von Albert Kniepf (Hamburg).

Im September-Heft der „Psych. Studien" S. 415 ist der Bericht des französischen Arztes Dr. Bérillon*) über den für die Nasen mancher Franzosen angeblich sehr widerwärtigen Geruch Deutscher wiedergegeben. Die „Münchener Medizinische Wochenschrift", woher die Übersetzung rührt, hätte aber gut getan, diese empfindlichen französischen Kollegen auf die intime Befreundung der französischen Armee, und auch ihrer Bundesbrüder, der Engländer, mit den vielen Schwarzen und Gelben aufmerksam zu machen, deren blutdürstige Heerscharen sie jetzt als feile Mietlinge und Sklaven benützen, um die Deutschen zu bekämpfen, da sie es aus eigener

*) Der Herr Verf. schreibt: Bertillon. Was ist nun richtig? — Red.

Kraft nicht mehr recht wagten! Es ist aber eine alte Tatsache, daß die Schwarzen für den Weißen widerlich riechen. Die empfindsamen Yankees, die den schwarzen und gelben Halsabschneidern in den unrühmlichen Armeen der „Entente cordiale" jetzt Munition für Milliarden zur Abwürgung der Deutschen liefern, vermieden ebenfalls immer jenseits des großen Wassers die Annäherung selbst an Mischlinge, deren farbige Herkunft kaum noch an der Abtönung der Fingernägel erkennbar war! Das ist alles heute durch das „Bomben-Geschäft" des Morgantrusts und den Deutschenhaß, wie es scheint, vergessen. Schon vor dem großen Kriege schrieb ein bekannter deutscher Pariser Journalist, im Seinebabel häuften sich die Neger in den Cafés Chantants und sonst derartig an, daß er eher an eine baldige allgemeine Neger-Invasion, als an eine deutsche in Paris glaube! Dr. Bérillon hat sich also da schon interessante Studien über Schweißgerüche und Stickstoffgehalt im Urin aus der Nase gehen lassen, aber er hat bei diesem Kriege, wo seine Landsleute, ebenso die Engländer, eine so reiche Auswahl an allerhand Farbigen, und zwar als ausgeprägtes Kanonenfutter immer ihren eigenen Reihen voran, gegen die deutschen Schützengräben treiben, eine Gelegenheit, wie sie so leicht nicht wiederkommt, und kann also zur Ergänzung und mit „exakt-wissenschaftlicher" Unparteilichkeit noch vieles nachholen! Er mag aber auch den Geruch der Engländer nicht vergessen, die sein Volk bekanntlich noch nie leiden konnte und die es auch jetzt nicht minder zu allen Teufeln wünscht, nachdem Albion freilich die französische Revanchesucht und Eitelkeit ausgenützt hat, um sich an der französischen Kanalküste häuslich und selbstherrlich einzurichten und sich so leicht nicht gutwillig wieder aus dem französischen „Geruchskreise" zu entfernen, der schon weiter zu reichen scheint, als der französische Gesichtskreis, der politische wie der kulturelle!

Kurze Notizen.

a) Abermals eine geheimnisvolle Prophezeiung. In der „Times" vom 28. September findet sich folgende Mitteilung, die auch deutsche Leserkreise interessieren dürfte. Der englische Berichterstatter meldet seinen Lesern von einem Buch, das Prophezeiungen enthält, die ein arabischer Seher vor etwa drei Jahren kundtat; das Buch sei durch die Bemühungen der Jungtürken weit im Reich verbreitet. Der Berichterstatter hält das Buch für eine der Hauptquellen der unbedingten Siegeszuversicht, die die Türken fraglos seit ihrem Bündnis mit Deutschland beseele. In diesem Buche war der unglückliche Ausgang des

ersten Balkankrieges vorhergesagt. Aber, heißt es, die Türkei werde neu erstehen und unmittelbar nach dieser vorläufigen Katastrophe werde sie ihre alte ruhmreiche Geschichte fortsetzen. Das Wiederaufleben der Türkei werde mit Hilfe einer christlichen Macht sich vollziehen, welche, verbündet mit dem Sultan, gegen die anderen christlichen Staaten Krieg führe. Die Türken würden im ersten Teil dieses zweiten Krieges von ihren Feinden hart bedrängt werden. Aber das Ergebnis dieses Krieges werde die Vernichtung der Feinde sein. Die Türken werden alle ihre verlorenen Gebiete wiedererobern und ein Weltreich der Muselmanen unter der Oberhoheit des osmanischen Kalifen werde geschaffen werden. Jetzt, fährt der Berichterstatter fort, ist demnach der entscheidende Augenblick gekommen, der nach der Weissagung die Ankunft der verbündeten christlichen Heere, der deutschen Macht, bringen wird; der gemeinsam geführte Kampf wird mit der Vernichtung der Feinde der Türkei enden. So muß allmählich alles herangezogen werden. um die englisch-französischen Niederlagen an den Dardanellen zu erklären. Die Engländer haben allmählich gelernt, schwarz zu sehen. — Ob auch hier eine Mystifikation vorliegt, läßt sich um so schwerer ergründen, da in dem Zeitungsbericht über die angebliche Quelle leider nichts Greifbares angegeben ist. Jedenfalls scheint aber die gewünschte Wirkung auf die Gemüter unserer tapferen Waffengenossen erreicht worden zu sein, was ja schließlich die Hauptsache ist. —.d

b) Gegen die Echtheit der angeblich Hamerling'schen Weissagung, mit der wir uns zuletzt im Briefkasten vorigen Hefts (S. 342) befaßten, hat sich inzwischen auch der bekannte Hamerlingforscher Michael Maria Rabenlechner (laut „Unterhaltungsbeilage der Tägl. Rundschau“ vom 10. Sept. 15) im „Lit. Echo“ sehr entschieden erklärt. Es heißt dort: „Das bezügl. Gedicht stammt nicht von Robert Hamerling. Es liegt Mystifikation vor. Das Gedicht findet und fand sich nicht im Nachlaß des Dichters, es findet sich in keiner der bei Lebzeiten des Dichters von ihm edierten Gedichtsammlungen. Das Gedicht wurde anfangs dieses Jahres von einer angesehenen reichsdeutschen Zeitung [welcher? Red.] gebracht. Dort hieß es: „Original im Hamburger Staatsarchiv.“ Aber eine sofortige Anfrage meinerseits beim Hamburger Staatsarchiv zeitigte eine negative Antwort: „Das Manuskript befindet sich nicht im Hamb. Staatsarchiv.“ Das Gedicht stammt also sicher [? Red.] nicht von Hamerling. Wenn dieser Krieg unsere Feinde als Lügner und Betrüger aufzeigte, während bei uns Recht und Wahrheit stehen, sollte es keinen Volksgenossen geben, den Geldgier zu dem schmachvollen Mittel verleitet, einem toten deutsch-österreichischen Dichtergeist nicht von ihm stammende Worte und Formen zu unterschieben“. — Die Schriftleitung der „Tägl. Rundschau“ bemerkt dazu u. a.: „Das

Ergebnis unserer Nachforschungen deckt sich mit den Mitteilungen Rabenlechners. Das Gedicht stammt nicht von Hamerling; sein wirklicher Verfasser ist unbekannt." — Uns scheint, solange der Namen des Fälschers, bezw. des ersten Einsenders nicht festgestellt ist, die „Mystifikation" noch nicht über jeden Zweifel erhoben zu sein; auch glauben wir, daß als Motiv einer solchen wohl weniger Gewinnsucht, als das boshafte Vergnügen am Irreführen gläubiger Leser, bezw, eitle Sensationslust, oder auch die vom Geschichtsschreiber Livius an den Griechen getadelte, heutzutage besonders bei den Romanen stark hervortretende „Vaniloquentia" (Freude am leeren Geschwätz, an schön klingenden Phrasen) anzunehmen wäre. Liegt aber absichtliche Irreführung vor, so stimmen wir der Schriftleitung der „Übers. Welt" vollkommen bei, die (Okt.-Heft S. 343) dazu bemerkt: „Jedenfalls ist und bleibt es bedauerlich, daß in so ernster Zeit mit derartigen Kriegsprophezeiungen Unfug und mit Namen wie Hamerling, Geibel, Leuthold u. a. Mißbrauch getrieben wird."

c) Die Tätigkeit der Rutengänger hat, wie nach derselben Quelle aus den Presseberichten hervorgeht, zur Zeit im Felde auf allen Kriegsschauplätzen einen sehr großen Umfang angenommen. An der Zusammenstellung arbeitet bereits, wie wir hören, die Leitung des schon wiederholt genannten „Verbandes zur Klärung der Wünschelrutenfrage". [Vergl. vor. Heft, K. N. a) S. 466 ff.]

d) Gründung eines ungarischen psychologischen Laboratoriums. — In Budapest ist laut Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel vom 6. Oktober 1915 vom ungarischen Kultusministerium ein psychologisches Laboratorium zur Erforschung der Seele des nervösen Kindes gegründet worden. Auch heilpädagogisch-psychologische Untersuchungen sollen hier ausgeführt werden. Der Vorgang verdient Nachahmung.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Auguste Comte: Der Mann und sein Werk. Von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Verlag Unesma G. m. b. H. 5 M. Leinbd. 6 M.

Der bekannte Vorkämpfer des deutschen Monismus hat in dem vorliegenden Buche ein fesselndes, in die verborgensten Tiefen der Entwicklung leuchtendes Bild vom Leben und Schaffen des Mannes entworfen, dem er außerordentlich viel, wenn nicht das Entscheidende in seinem eigenen Denken und Handeln verdankt. Dadurch, daß der Verfasser sich nicht an die für Biographien übliche Beschreibung der Aufeinanderfolge von Ereignissen und Zuständen im Lebensgange gehalten hat, sondern mit Scharfblick und liebevoller Hingabe die treibenden Kräfte in der Entfaltung des Lebens und des Lebenswerkes aufspürte und diese, wie die den Lebensweg

Comtes kreuzenden, hier begleitenden, dort hemmenden und da fördernden Personen am rechten Orte und in der rechten Beleuchtung einführte und den Fäden eines kunstvollen Gewebes gleich verfolgte, ist es ihm gelungen, ein anschauliches, nicht nur bildhaftes, sondern gleichsam körperliches, lebendiges Denkmal zu schaffen, das zum Nacherleben nicht nur befähigt, sondern geradezu nötigt. Ich wüßte keine bessere Gelegenheit als hier, den vielgenannten, aber wenig gekannten Philosophen an der Hand des vortrefflich in die Hauptwerke einführenden Buches von Ostwald kennen und verstehen zu lernen, das ein wohlgelungenes Bild Comtes enthält und sich durch sein handliches Taschenformat wie auch durch sorgfältige Ausstattung in Papier nnd Satz auszeichnet.

A. Grobe-Wutischky.

Auguste Comte: Entwurf der wissenschaftlichen Arbeiten, welche für eine Reorganisation der Gesellschaft erforderlich sind (1822). Deutsch herausgeg., eingel. u. m. Anm. vers. v. Wilh. Ostwald. Leipzig, Verlag Unesma G. m. b H. 4 M., geb. 5 M.

Zweifellos war Comte ein hervorragender, bahnbrechender Denker und ein weitblickender, entschiedener Reformator der menschlichen Gesellschaft. Wer das noch nicht weiß, erkennt es zur Genüge schon aus diesem Jugendwerke, das mit genialem Wurfe die Grundlinien einer Neugestaltung des Lebens in jeder Beziehung, namentlich aber in politischer und soziologischer, unter der Vorherrschaft der Wissenschaften zeichnet und so Anregungen gibt, die nach beinahe 100 Jahren nicht nur unerfüllt geblieben sind, sondern teilweise noch nicht einmal allgemein in ihrer Notwendigkeit klar erkannt und verstanden werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß diesem Erneuerungsplane keine Bedenken entgegengestellt werden könnten. Ich möchte hier nur auf die Überwertung des Intellekts im Kulturleben hinweisen. Aber ich habe so viel Vertrauen in die gesunde Kraft des Kulturwillens in der Menschheit, daß er, wenn er nur ernstlich neuformen will und kann, die Mängel des Positivismus überwindet. Darum muß die Neuausgabe der Comte'schen Schrift als ein Reizmittel lebhafte Anerkennung finden, zumal da Ostwald in Anmerkungen Comtes Gedanken in Beziehung zu neuzeitlichen Erkenntnissen und Bestrebungen gebracht hat.

A. Grobe-Wutischky.

Die medizinische Astrologie. Unter Berücksichtigung des Pflanzenheilverfahrens, der Homöopathie, Hygiene und „**Biochemie**" dargestellt von Friedr. Feerhow. Bd. 9 der Astrolog. Bibliothek. Leipzig, Theosoph. Verlagshaus. 2 M., geb. 3 M.

Der Verfasser, der bereits durch seine zusammenfassenden und weiterhin anregenden Schriften zur Reichenbach'schen Odforschung, daneben aber auch durch astrologische Aufsätze und sein Lehrbuch „Kursus der praktischen Astrologie" als ein naturwissenschaftlich wohlbeschlagener und dabei scharfsinnig weitblickender Vorkämpfer auf fruchtbaren Arbeitsgebieten hinreichend bekannt geworden ist, gibt im vorliegenden Bande für Laien und Ärzte gleichwichtige Anregungen, die verheißungsvollen Ansätze einer medizinischen Astrologie experimentell auszubauen. Wer dieses Buch gründlich studiert und daraufhin eigene Untersuchungen anstellt, wird bei genügender Freiheit des Urteils bald von der Meinung ablassen, daß es sich in der Astrologie um abergläubischen Atavismus handle. Vielleicht können wir in nicht zu ferner Zeit ausführlicher darauf zurückkommen; denn es sind alle Anzeichen dafür vorhanden, daß

astrologische Fragen zu behandeln eine Notwendigkeit wird. Dann wird die medizinische Astrologie ein bevorzugtes Gebiet sein.

A. Grobe-Wutischky.

Volkspsychologie. Das Seelenleben im Spiegel der Sprache. Von Dr. Rudolf Kleinpaul. Berlin u. Leipzig, G J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Preis 4,80 M. Geb. 5,50 M.

Dr. R. Kleinpaul ist als volkstümlicher Führer in den tieferen Sinn unsrer Muttersprache weithin bekannt, und so wird diese umfangreichere Studie viele Freunde finden, umsomehr, da jetzt ganz besonders das Gewissen weiter Kreise geweckt und geschärft worden ist und die Pflicht erkannt wurde, mit dem Sprachgute sorgsam umzugehen, es liebevoll kennen und verstehen zu lernen und es in seiner naturgemäßen, von spielerisch gedankenloser, aber auch von pedantisch schulmeisterlicher Vergewaltigung freien Entwicklung zu pflegen.

Im vorliegenden Buche bemüht sich der Verfasser mit gutem Glücke, im leichtflüssigen, humorgewürzten Unterhaltungstone dem Sprachgeiste des Volkes seine psychologischen Feinheiten, aber auch seine teils ergötzlichen, teils sonderbar befremdenden Ungereimtheiten abzulauschen. — Die ganze Anlage des Buches erschwert eine eingehende Besprechung oder auch nur eine andeutende Aufzählung des reichen Inhalts, und so muß es hier genügen, wenn die leitenden Gedanken angedeutet werden. Der Verf. versucht mit der Leuchte der Sprachwissenschaft Wesen und Herkunft der Seele zu erforschen, indem er das Sprachleben daraufhin untersucht, ob und inwieweit sich etwa darin eine Seele, ein selbständiges, höheres Wesen offenbare. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß von solcher Offenbarung nichts zu finden ist, vielmehr sich die Sprache als eine Schöpfung des Menschen erweist und darin alles, was auf Seelisches deutet, ebenfalls nichts ist als ein Zeugnis für das manchmal glücklich erfreuende Tasten, manchmal aber auch für das täppische Bemühen, in der Nachahmung, in der Spiegelung des Naturlebens eine Seele zu schaffen. —

Dieser Versuch, die Seele aus der Sprache nachzuweisen und zu erkennen, muß unsrer Ansicht nach scheitern, wie es bei der herkömmlichen Psychologie der Fall ist — wie der Verf. gesteht: „Von der Seele merkt man in der Psychologie nichts" —, wenn nicht durch die Transzendentalpsychologie die nur messende und wägende Gehirnbewußtseinspsychologie erweitert wird. Dennoch verdient das Buch als Beitrag zur volkstümlichen Sprachwissenschaft aufmerksames Studium.

A. Grobe-Wutischky.

Durch welche Kräfte wird Deutschland siegen? Religiöse Vorträge von Gertrud Prellwitz. Verl. v. Eugen Diederichs in Jena 1915. (72 Seiten. Preis brosch. M. 2, geb. M. 3.—.)

„Deutschland muß durch die Läuterungsglut dieser Kriegsflamme sich jung glühen lassen, muß Kräfte in sich erzeugen, um die äußeren Feinde zu besiegen und zugleich den einen furchtbarsten inneren Feind, der allen Völkern mit erstarrender Gewalt ans Leben ging: den Geldgeist, den Materialismus. Die große Wendung von dem inneren Tode, dem alles Menschliche zuglitt, zu einer neuen inneren Lebendigkeit, sie muß jetzt von Deutschland vollbracht werden" — so lesen wir im zweiten dieser fünf Vorträge von Gertrud Prellwitz, in dem, der „von der Kraft der Weltdurchdringung" handelt. Eine ganz besonders bedeutsame Stelle findet sich ferner im dritten Vortrag über die „Kraft des Todeserlebens". Sie lautet: „Wie im leuchtenden Flammengefährt fahren sie hinüber in die

höheren Sphären — unsere Krieger, die draußen fallen —, wo ihnen dieser Körper nicht mehr zur Verfügung steht, aber die Kräfte der höheren Sphären dafür um so reicher. Und auflodernd flammender, seliger können sie mit diesen reicheren Kräften weiterwirken zu dem heilig gewollten Ziel! Für Deutschlands gottgesetzte Aufgabe in der Welt, die sie nun schauen still und klar im großen Weltzusammenhange. Höchsten Wissens Licht und Kraft werden sie holen für die Ringenden in der Gebundenheit der Erde.“ Und noch eine dritte Stelle in dieser Schrift soll hier wiedergegeben werden, aus der besonders deutlich zu erkennen ist, aus welcher Gesinnung heraus die Verfasserin ihre Gedanken schöpft. „Von den strömenden Quellen deutscher Mystik“ — dies ist der Titel des letzten der fünf Vorträge, der folgendermaßen schließt: „Komm deutscher Sieg! Komm aus Himmelshöhen in die Welt hinein! — Das Himmelsreich ist inwendig in uns. Deutscher Sieg komm! Siege in unseren Herzen, siege in diesem Völkerkriege! In die vergiftete Atmosphäre der Zeit voll Haß und Lüge und Verläumdung, voll Dumpfheit und Trägheit und Unverstand, fahre richtend, läuternd, reinigend hinein, neuschaffend, St. Michaels Flammenschwert — die lichte Kraft voll Wahrhaftigkeit und Liebe! die Kraft des Christusgeistes!“ Der Leser wird wohl aus den hier herangezogenen Stellen dieser ganz außerordentlich gehaltvollen, gediegenen und tiefgründigen Schrift erkannt haben, daß wir es hier mit einer überzeugten Anhängerin der theosophischen Weltanschauung zu tun haben. Nur wer von den Wahrheiten der Theosophie, von den Lehren der Geheimwissenschaft durchdrungen ist, kann so eindringlich zu Herz und Gemüt reden, wie Gertrud Prellwitz es hier tut. Möchte diese Schrift, mit deren Herausgabe der Verlag von Eugen Diederichs in Jena sich ein großes Verdienst erwirbt, recht viele Leser finden. Namentlich sei sie solchen zur Mystik neigenden Lesern empfohlen, die sich mit dem Gedanken der wiederholten Erdenleben noch nicht zurechtgefunden haben. Die Verfasserin hat es vorsichtiger Weise vermieden, ihn ihren Gedankengängen einzuflechten. Deinhard.

Ludwig Deinhard, Wer ist Mephistopheles? Aus der Sammlung: „Von hoher Warte“ Heft 2. München, Karl Kuhn. 1915. 75 S.

Was Goethe in der „gesteigerten Gestalt“ des Mephisto hat darstellen wollen, wird von Chamberlain in seinem Werke über Goethe bezeichnet als „die reine luziferische Natur, das seelenlose unbeirrbare Wesen, welches alles Gemeine als ihm wesensverwandt sofort bis auf den Grund durchschaut“. Diese Charakteristik, meint Deinhard, ist zutreffend, aber die Bezeichnung ist nach der Geheimwissenschaft falsch; Mephisto ist nicht identisch mit Lucifer, sondern mit Ahriman. Der Einfluß der luziferischen Geisterwesen auf die Menschheit ist nur zum Teil schädlich, zum Teil aber vorteilhaft und günstig, der Einfluß Ahrimans hingegen ist durchaus schlimm und verderblich. — Der Schwerpunkt der Abhandlung liegt in den theosophischen Ausführungen über die Rätsel von Schlaf und Tod und Welt- und Menschheitsentwickelung, bei denen sich der Autor stark an Rudolf Steiners „Geheimwissenschaft im Umriß“ (5. Aufl. 1913, Leipzig, M. Altmann) anschließt. Die Geister der unsichtbaren Welten, die am Weltwerden und an der Menschennatur in den früheren Weltperioden gearbeitet haben und die einem so hoch inspirierten Offenbarungsträger wie Paulus wohl bekannt waren (Engel, Erzengel, Throne, Herrschaften, Mächte, Gewalten usw.), werden nach ihrer Wesensart und Tätigkeit genauer charakterisiert, so daß daraus deutlich erhellt, welchen geistigen Einflüssen der Erdenmensch bis heutigen Tages untersteht. Die Faust-

figur Goethes ist ja nur ein genialisch hochragender Typus reinen Menschentums. — Was man an dem Buche vermissen kann, ist der philologische Nachweis, daß Mephistopheles wirklich der Ahriman der Geheimwissenschaft ist. Aber dieser Nachweis läßt sich aus unseres Dichterfürsten unsterblicher Schöpfung unschwer erbringen. Dem Verfasser kam es offenbar darauf an, den Leser mit den Lehren der Geheimwissenschaft bekannt zu machen und ihm so die Fähigkeit einzuflößen, hinter all den Dingen und Vorgängen der physischen Welt als Ursache und Ursprung etwas Geistiges zu sehen. Das ist ihm wohlgelungen. Von solcher hohen Warte aus gelangt man auch zum Verständnis der Mephistopheles-Figur.

F. Berger.

Albert Kniepf, Die Weissagungen des altfranzösischen Sehers Nostradamus und der Weltkrieg. Eine Sammlung von über 350 Jahre alten Vorhersagungen, auch zum jetzigen Weltkriege. 3. bedeutend erweiterte Auflage. 60 S. mit Anhang: Shakespeare-Trug, Bacons-Lug. Hephästos-Verlag, Hamburg 26. Preis 50 Pfg. (65 h.), als Nachnahme 75 Pfg.

Vielen „Zweiflern aus Grundsatz" ist Nostradamus sehr unangenehm, sie suchen ihn sogar öffentlich herabzuwürdigen, es ist ihnen allerdings durch die große Zahl der im Laufe der Jahrhunderte eingetroffenen Weissagungen eine arge Schranke gesetzt, die sich inzwischen zu einer dicken chinesischen Mauer verstärkte: seitdem nämlich in kürzester Zeit sechs weitere Quatrains, die unzweifelhaft zu den jetzigen Kriegen gehören, fast präzise eintrafen und kaum eine andere Deutung zulassen. Die Zweifler sind stiller geworden . . . . sehen wir doch staunend, wie sich auch die Erfüllung der anderen Quatrains mit eherner Macht vorbereitet. Nostradamus nannte Namen, Breitengrade und Jahreszahlen. Diese 3. Auflage enthält zum ersten Mal die Prosa-Epistel vom 27. Juni 1558. (Vergl. unsere ausführliche Besprechung der 2. Auflage im März-Aprilheft S. 156.)

Fritz Freimar.

Eingelaufene Bücher etc.

Internationale Rundschau. I. Jahrgang. Redaktion R. W. Huber, Zürich, Bärengasse 6. Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. Stockhelm: Albert Bonnier. Vierteljährlich 3 fr., im Postabonnement M. 2.50. [Das uns vorliegende 5. Heft vom 1. Sept. 1915 diser monatlich ein- oder zweimal erscheinenden neuen Zeitschrift, die sich den allmählichen Abbau des leider auch unter den „Intellektuellen" der feindlichen Kulturländer zunehmenden Hasses zum Ziel gesetzt hat und zu ihren Mitarbeitern eine große Anzahl führender Gelehrter aus den kriegführenden und den neutralen Staaten zählt, enthält u. a.: „Der Weg zum Frieden"; „Gerechtigkeit in Kriegszeiten" von B. Russell; „Schopenhauer und der Krieg" von Magnus Schwantje; „Eine Vision Leo Tolstoi's"; „Ein Schlußwort" von A. Messer; „Die Kriegskosten" und ihre Folgen" von M. Nachimson; „Aus Büchern und Flugschriften" vom freundlichen Zusender, Generalsekretär S. Feilbogen.]

Dr. Alex Schackwitz, Assistent am physiol. Institut der Univ. Kiel, „Die experimentelle Lösung des Schriftstreits". Flugschrift mit Aufruf des „Deutschen Schriftvereins für Österreich" (Geschäftsstelle: Wien 19/I, Chimanistr. 24; Vorsitzender Univ.-Prof. Dr. Leopold von Schroeder): Schutz der deutschen Schrift! Nebst Liste der zur deutschen Schrift zurückgekehrten Zeitschriften. —

Psychische Studien.

Monatliche Zeitschrift,

Vorzüglich der Untersuchung der wenig gekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet.

42. Jahrg. **Dezember.** **1915**

I. Abteilung.

Historisches und Experimentelles.

Eine Experimentalforschung.

Von Josef Peter, Oberst a. D.

(Schluß von Seite 477.)

Interessant ist die Feststellung, daß irgend eine Übung (training) zu solchen Phänomenen nicht stattfindet, sei es nun durch Sitzungen oder durch Erziehung. Dies macht es schwierig, die Tatsachen zu erklären, selbst wenn man irgend welche supranormale Geschehnisse und Vorkommnisse nicht annimmt. Es ist eine Kluft zwischen dem normalen Experiment und dem Trance-Phänomen und diese Lücke verlangt eine ungewöhnliche Erklärung.

Es kommen drei Hypothesen in Betracht: Betrug — Trance-Täuschung — Spirits. Die Meisten werden nur zwei zugeben: Betrug und Geister. Telepathie und Telästhesie kommen hier sicher nicht in Frage.

Prof. Hyslop hat den Fall deshalb so eingehend studiert, weil er zeigen wollte, wie notwendig es sei, zwischen Betrug im gewöhnlichen Sinne und den Phänomenen der Hysterie zu unterscheiden. Im letzteren Falle ist es falsch, von Betrug zu reden. Betrug ist ein Wort, das einen Fall derart stempelt, daß er für eine wissenschaftliche Forschung nicht geeignet ist.

Es ist natürlich nicht leicht, die Gruppe, die hier unter Trance-Täuschung verstanden wird, genau zu umschreiben. Sie hat mit bewußtem Betrug nichts zu tun, denn letzterer setzt moralische Zurechnungsfähigkeit voraus und zeigt, daß das betreffende Subjekt sich der Natur der Handlungen völlig bewußt ist und die Absicht hat, andere zu täuschen. Aber es gibt auch eine große Menge von Phänomenen, welche gänzlich unbewußt erzeugt werden und die nicht Motiven entspringen, wie die des bewußten Betruges: Trance-Täuschung — eigentlich zwei Wörter, die sich widersprechen — nennt sie Hyslop. Es ist

kein Zweifel, daß bei hysterischen Phänomenen objektive Handlungen vorkommen, welche genau jenen des bewußten Betrugs gleichen und dennoch gänzlich unbewußt ausgeführt sind. Daher glaubt Hyslop den Ausdruck Trance-Täuschung passend, solange nicht ein besserer gefunden wird. Der Ausdruck „Hysterie" soll ungefähr dasselbe sagen, nämlich daß die Phänomene unbewußt erzeugt werden, unbewußt in dem Sinne, daß die normale Verantwortlichkeit ausgeschlossen ist. —

Was nun die genannten drei Hypothesen für den Fall Burton im Speziellen betrifft, so hält Prof. Hyslop 1. ein weiteres Eingehen auf die Betrugshypothese für überflüssig, sobald Hysterie nachgewiesen ist. Mit dem Vorhandensein der unzweifelhaften Kennzeichen von wirklicher Hysterie, als da z. B. sind Anästhesie und Hyperästhesie und die Begleiterscheinung des Trance, ist bewußter Betrug ausgeschlossen.

2. Was die sog. Trance-Täuschung anlangt, so nimmt der Laie, der von Cartesianischen Ideen erfüllt ist, an, daß wenn das Bewußtsein nicht mit den körperlichen Handlungen verbunden ist, der Geist nichts damit zu tun hat und somit das Subjekt von jeder Verantwortlichkeit entbunden ist. Nun, daß letzte im moralischen Sinne in dem Falle geleugnet wird, ist korrekt, aber falsch ist, wenn man das Gebiet der Mental-Funktionen auf normales Bewußtsein beschränken will.

Die moderne Psychologie nimmt den Ausspruch Descartes' nicht an, daß nämlich Bewußtsein die einzige Funktion des Geistes ist. Sie beansprucht einen weiten Raum für das, was sie Unterbewußtsein nennt, dessen Tätigkeit sie doch von den reinen Nervenfunktionen unterscheidet.

Allein was wissen wir vom Unterbewußtsein? Man benützt das Wort dazu, alle möglichen Mysterien der Seele zu lösen und doch ist das Unterbewußtsein selbst das größte Mysterium. Es ist nur der Name für ein Gebiet in Beziehung zu dem uns bekannten Gebiet des Bewußtseins. Wir wissen nicht, was das Unbewußtsein ist, wir wissen lediglich, daß es ein Nichtbewußtsein ist. Es umfaßt das weite Gebiet zwischen den automatischen Funktionen und den vollständig teleologischen Handlungen.

Die Frage ist ungeheuer kompliziert: ist das Unterbewußtsein automatisch oder teleologisch? Es muß vor allem untersucht werden, ob irgend eine Form von intelligenter Tätigkeit mit dem Phänomen verbunden ist, für die das Subjekt moralisch nicht verantwortlich gemacht werden kann und die gleichwohl nicht das ist, was es vorgibt zu sein. Prof. Hyslop macht diese scharfe Unterscheidung zwischen automatischen und teleologischen Phänomenen in den Trancezuständen, ist aber überzeugt, daß sich nicht immer so streng zwischen beiden Erscheinungen unter-

scheiden läßt. In Wirklichkeit werden sie miteinander vermengt sein und das Endprodukt wird ein Gemisch aus beiden sein.

Wenn man die Anschauung annimmt, daß Trance-Täuschung verbunden ist mit der Absicht, den Beobachter zu täuschen, wenn auch unbewußt, so müssen wir uns fragen, ob die Handlungen vollständig automatisch sind. Nun, wenn man die Phänomene der Miss Burton betrachtet, so zeigen sich Beispiele, die unzweifelhaft beweisen, daß sie teleologischer Natur sind, welcher Quelle wir sie auch zuschreiben. Der Laie macht sich die Sache leicht; er sieht alle unbewußten Handlungen für automatisch an und zweifelt am Trance überhaupt. Für ihn ist die einfachste Erklärung, anzunehmen, Miss Burton ist normal bewußt, gibt aber an, unbewußt zu sein — mit einem Worte sie betrügt und zwar völlig bewußt.

Prof. Hyslop zeigt nun in eingehender und geistvoller Weise die Ähnlichkeit des Traumes mit dem Trance. Es ist falsch, zu sagen, daß das Traumleben und der Trance „unbewußt" sind. Richtig ist nur, daß kein Geisteszustand von Intelligenz im Schlafe existiert, es ist eben das normale Bewußtsein aufgehoben. Im Trance und im Traum kann jede einzelne Geistesfunktion aktiv sein, ausgenommen das normale Gedächtnis an die Tätigkeit und die introspektive Kenntnis einer sensorischen oder physischen Welt. Das Traumleben ist eine Welt von Halluzinationen. Die interpretierenden Funktionen des Intellektes können ebenso tätig sein, wie im normalen Zustand, aber sie sind nicht den Hemmungen und Richtigstellungen (Correctionen) unterworfen, welche das Sensorium liefert.

Die sensorische Anästhesie im Traume, wie im Trance schließt diese korrigierende Beeinflussung aus und die inneren (internen) Funktionen sind ihrem eigenen freien Willen überlassen, zu schaffen und auszulegen nach ihrer natürlichen Veranlagung, aber ohne die Notwendigkeit, sie einer äußeren Welt anzupassen. Das Subjekt dieser Phänomene ist getäuscht und ist ohne Mittel, die Täuschung zu entdecken. Über die Quelle dieser Impressionen herrscht Unkenntnis; sie können subjektiv sein oder objektiv und im letzteren Fall physisch oder spirituell.

Alles in allem: Der einzige Unterschied zwischen Traumleben oder Trance und dem normalen Bewußtsein ist jene Dissoziation der sensorischen und introspektiven Tätigkeit von den allgemeinen Fähigkeiten der Seele. Das Subjekt ist gewöhnlich nicht in der Lage, seinen eigenen Illusionen zu entgehen.

Selbst jenes Niederbrechen (collaps) bei Entdeckung der „Täuschungen" und die beständige Wiederholung des Versuchs, als wenn nichts geschehen wäre, das die Natur der Tatsachen enthüllte, hat seine Analogie im Traumleben. Das Alpdrücken

— jenes Angstgefühl, das im Volke der „Trud“, der Hexe zugeschrieben wird (engl. nightmares) — ist ein solches Gegenstück.

Der plötzliche Collaps oder das Fallen der Trompete bei Entdeckung der Miss Burton auf irgend einer Tat läßt natürlich an Bewußtsein oder an eine unterbewußte Kenntnis der Situation denken, also an versuchten Betrug. Sie macht es ja genau wie ein entdeckter Verbrecher. Aber die prompte Wiederholung des Versuches zeigt, daß es keine bewußte Täuschung irgend welcher Art ist. Was wir auch von dem Unterbewußtsein denken mögen, seine Intelligenz muß sehr armselig sein, einen Versuch, nach der Entdeckung wieder in derselben Weise aufzunehmen.

Der Collaps und das Fallenlassen der Trompete sind nicht ein Zeichen der Entdeckung, sondern ein Schock. Gefühlsempfindungen erzeugen in gewissen Stadien des Traumlebens dieselbe Wirkung auf den Geist, wie der Schock des Lichtes auf das Medium.

Wenn wir annehmen, daß Miss Burtons Trance schließlich ein Analogon des Traumlebens ist, werden wir klar verstehen, was vorgeht, ohne ihr bewußten oder unbewußten Betrug vorzuwerfen. Es mag in der Tat sein, daß der Trance absolut identisch mit dem Traumleben in allem ist, außer der „motorischen Situation“. In unserem normalen Schlaf sind wir kraftlos und matt. Die Muskeln sind schlaff und zeigen die natürliche Spannkraft nicht. Im gewöhnlichen Trance sehen wir die natürliche Spannung; sie kann aber schwanken zwischen der leisesten Dehnung und der vollständigen Katalepsie. Die geistigen Funktionen können genau wie im Schlafe bleiben. Miss Burton zeigt alle Grade hiervon; bald liegt sie mit ihrem Kopf auf dem Tisch wie ein Stück Fleisch, dann hat sie die normale Spannung der Muskeln und sitzt wie in natürlichem Zustand; dann wieder fällt sie in den starren Zustand der Katalepsie. Ihr normales Gedächtnis ist aufgehoben und zwar gleichmäßig in all diesen Momenten.

3. Die spiritistische Hypothese. Wie schon gesagt, erklärt Prof. Hyslop die meisten Phänomene des interessanten Falles Burton als hysterischen Automatismus. Dennoch zieht er auch die spiritistische Hypothese in Betracht. Er betont ausdrücklich, daß er dies wagt um so mehr, als diese Hypothese sowohl von dem Skeptiker, wie von dem Leichtgläubigen gleichmäßig falsch behandelt wird. Die Hypothese hat ihr Recht, wie andere. Piper und ähnliche Fälle, welche die Gesellschaft für psychische Forschung untersucht hat, berechtigen zu dieser Hypothese ganz ohne Zweifel.

Das Hauptinteresse bietet natürlich das Medium, durch welches sich das Supranormale manifestiert. Es ist ein System von unterbewußten Vorgängen, welche zur Kommunikation mit

den Toten dienen, Vorgänge, welche andererseits letztere stören und begrenzen. Sie färben eben die Kommunikationen. Dieser beschränkende, modifizierende Einfluß des Subliminalen ist so klar, daß es keinen Unterschied macht, welche Theorie wir für das Supranormale annehmen. Er ist bei der Telepathie so klar hervortretend, wie bei der spiritistischen Hypothese und ist ein notwendiger Teil der allgemeinen Erklärung der Phänomene.

Die unterbewußte Färbung ist die Fundamental-Frage. Man muß die Einschränkung verstehen, welche die Phänomene erleiden. Da die Übermittlung des Supranormalen von den verschiedenen Umständen abhängt, welche den Charakter des Mediums bestimmen, so müssen wir Fälle erwarten, in welchen nichts geboten wird, und solche, in welchen nur wenig gewonnen wird. Zwischen den besten und schlechtesten Fällen werden wir einige haben, welche durch die Aktion der Geister erklärt werden wird, während in dem ersten Stadium kein Beweis hierfür erlangt wurde. Dies ist übrigens in allen wissenschaftlichen Forschungen desgleichen der Fall. Eine Gruppe von Tatsachen beweist eine Hypothese und eine andere, welche sie nicht beweist, ist doch geeignet zu einer Erklärung, von der wir glauben, daß sie die beste ist.

In allen Phänomenen, in der automatischen Schrift, in dem automatischen Sprechen ist der mediumistische Einfluß ganz entschieden vorhanden. Wie weit aber dieser Einfluß geht, hängt von Umständen ab, über welche wir wenig oder nichts wissen bis jetzt.

Der einfache Laie bildet sich ein, daß jedes Phänomen, das nicht mit bewußtem Betrug zusammenhängt und das ungewöhnlich erscheint, die Annahme von Geistern rechtfertigt. Der Skeptiker fällt in das andere Extrem; er nimmt dieselbe Idee über die Geister an und über die Möglichkeit ihrer Tätigkeit, „wenn es solche gäbe, und löst dann die Tatsachen mühelos entweder als bewußten Betrug oder als gauklerische Tätigkeit des Unterbewußten.

Keiner von Beiden denkt, daß es möglich ist, daß das Ganze ein Gemisch von spiritistischer und von unterbewußter Tätigkeit ist. Und doch zeigen die Piper-Phänomene und andere klar, daß dieses der einzige Standpunkt ist, der in jedem Fall stattfinden kann, und daß wir die Phänomene immer von diesem Gesichtspunkte aus studieren müssen. Im Übrigen darf man nicht vergessen, daß solange wir nicht bewiesen haben, daß Geister existieren und sich nach den gewöhnlichen Gesetzen der physikalischen Wirkung betätigen, in den physikalischen Phänomenen auch der Beweis nicht liegen kann, daß sie existieren und sich so betätigen.

Anders verhält es sich mit den Mentalphänomenen.

Sie sind eher geeignet, uns einen Beweis zu geben für die Tätigkeit und die Einwikung einer Persönlichkeit außer dem Medium. Nehmen wir z. B. den oben erwähnten Fall, in dem anscheinend Hodgson versucht hat, sich zu manifestieren, durch die automatische Schrift. Die Art den Stift zu halten, war dieselbe wie bei Mrs. Piper. Miss Burton wußte nicht von dieser Tatsache und auch nichts davon, daß Hodgson versucht hatte, ihn in derselben Weise bei Mrs. Smead zu halten. Alles ging in Dunkelheit vor sich und nur die Gewohnheit Hyslops, seine Hand auf die Hand des Mediums zu halten, führte ihn zu dieser Entdeckung. Später sah er den Versuch auch bei Licht. Die Antwort auf die Frage, warum der Stift so gehalten würde, war, daß er (Hodgson) dies so in der Gewohnheit gehabt hätte. Miss Burton sagte, als Hyslop sie vorsichtig nach der Sitzung fragte, daß sie stets den Stift zwischen Daumen und Zeigefinger, also normal halte! Dies sind Tatsachen, die doch mehr als reine Zufälligkeiten sind, und spätere Wiederholungen der Erscheinung machen die Sache noch schwererwiegend.

In der Tat, wenn man die von Prof. Hyslop gegebenen detaillierten Berichte der Sitzungen liest, dann ist man überrascht und erstaunt über die Vorgänge. Viele Gedanken und Worte sind geradezu charakteristisch für Hodgson. Wie merkwürdig ist auch folgender Fall. Das Medium in Trance macht lange Anstrengungen, den Stift aus der ihm gewohnten Haltung in jene zu bringen, die Hodgson eigentümlich war (also zwischen ersten und zweiten Finger). Plötzlich schreibt das Medium in der normalen Haltung. Die „Kontrolle" Dan teilte mit, daß „er", d. h. der, der sich eben bemüht hat, sich mitzuteilen, später kommen würde. Und wirklich wurde später der Versuch, den Stift in der Manier Hodgsons zu halten, noch einmal gemacht. Dan hatte auch vorhergesagt, daß drei Persönlichkeiten anwesend seien, um an diesem Abend zu schreiben: nämlich Hodgson, Pelham und die Frau Hyslops.

In der Mitteilung, die angeblich von Hodgson kam, war alles charakteristisch für Hodgson und nichts ließ auf Dan schließen, sowohl was die Manier zu schreiben betrifft, wie auch inhaltlich. Die interessante Mitteilung lautete: „Ja, ich bin hier. Erinnerst Du Dich, wie ich mich gewöhnlich wunderte, daß sie nicht sprechen konnten, wenn sie wieder zurückkamen? Gut, ich habe gefunden, daß es nicht so leicht ist. Wenn ich etwas sagen könnte, wünschte ich ein Buch schreiben zu können. H."

Der Ausdruck „ich bin hier", ist meistens derselbe, mit dem Hodgson irgendwo in Sitzungen seine Mitteilungen macht. Mrs. Milton wußte nichts hiervon. Der Inhalt spielte im Leben Hodgsons eine große Rolle. Der Unterschied zwischen seinem Wunsch und seinem Können wurde auch bei der Piper aus-

gedrückt. Dies aber war zu jener Zeit noch gar nicht in die Öffentlichkeit gekommen. In derselben Sitzung ereignete es sich auch, daß das Medium hellsehend wurde. Sie sah einen Lichtschein, aus dem sich allmählich ein Gesicht entwickelte, eine Dame mit blauen Augen. Schließlich kam der Name und als ihn Hyslop als richtig bezeichnet hatte, fiel das Medium in Ohnmacht (collaps). Miss Burton konnte nicht gewußt haben, daß die Frau Hyslops blaue Augen hatte.

Merkwürdig waren die Visionen von Hodgsons Zimmer, welche oben erwähnt sind. Es werden auch hier Angaben von Tatsachen gemacht, welche das Medium nicht gekannt hat. Ebenso staunenerregend ist die symbolische Mitteilung des Namens der Jennie P. (Whirlwind). Hyslop erwähnt letzteren Fall als ein Mentalphänomen von außerordentlicher Bedeutung und möglicherweise von großer Beweiskraft. Das Phänomen erfüllt alle Forderungen, die man an die spiritistische Hypothese stellt.

Auch die Art, wie der Name W. H. Myers gegeben wurde, den wahrscheinlich Miss Burton nicht kannte, ist bezeichnend. Ferner ist auffallend, daß das Medium den Namen James brachte, obwohl weder Miss Burton noch Mrs. Milton jemals diesen Namen gehört hatten. Ebenso ist der vom Medium gebrachte Namen Newbolds in Verbindung mit den Anfangsbuchstaben Hodgsons zweifellos beweiskräftig. Der Fall ist schlagend, denn Newbold war ein intimer Freund Dr. Hodgsons und weder Miss Burton noch Mrs. Milton hatten hiervon Kenntnis.

Noch stärkere Beweise dafür, daß es sich hier um supranormale Phänomene handelt, waren die Namen Imperator und Rector. Der erstere kam mündlich. Rector gebrauchte in der automatischen Schrift des Mediums das Wort „Light" mit großem L geschrieben; dies aber geschah stets in der automatischen Schrift der Mrs. Smead und Mrs. Chenoweth!*) Es ist fraglos, die dramatische Art, in welcher all dies erfolgte, bei völliger Unkenntnis der Tatsachen seitens Mrs. Miltons und des Mediums, sowohl was Imperator als auch was Rector betrifft, ist ein ausgezeichnetes Beweisstück für die spiritistische Erklärung.

Eine weitere Tatsache ist das merkwürdige „Spiel der Persönlichkeit", das wir in den automatischen Schriften beobachten. Dasselbe ist sehr geeignet, die spiritistische Hypothese zur Erklärung der Phänomene zuzulassen. Es ist ja nicht leicht, dies „Spiel" zu erklären, sagt Prof. Hyslop; es ist vielleicht am besten zu beschreiben als das beständige Eindrängen eines anderen Kommunikators in die Situation. Ein Beispiel ist jener Fall, in welchem Lenore erklärte, warum sich die Gattin Hyslops nicht mitteilte, obwohl sie es doch wünschte. Für die sog. zweite

*) Zwei hervorragende Medien!

Persönlichkeit oder das Unterbewußtsein war kein vernünftiger Grund vorhanden, sich nicht zu manifestieren. So gut für Dr. Hodgson von dem sog. Unterbewußtsein eine Botschaft fabriziert wurde, so gut konnte es doch auch für Lenore geschehen.

Ich habe die umfassende Studie — sie enthält 660 Druckseiten — nur im Umrisse gegeben. Würden unsere Skeptiker sich die Mühe nehmen, derartige Experimentalergebnisse sorgsam zu prüfen, ich bin überzeugt, manches Vorurteil würde fallen gelassen.

Streiflichter auf japanischen Kultus und japanische Kultur.

Von Dr. med. Franz Freudenberg, z. Zt. Cassel.

(Fortsetzung von S. 482.)

Die Blüte der gegenwärtigen Kunst- und Gewerbeindustrie ist in dem umfangreichen Gewerbemuseum ausgestellt. Die Preise sind teils angegeben, teils von den Beamtinnen zu erfragen. Manche Gegenstände kommen aus Yokohama, wiewohl Kyoto in der japanischen Kunstindustrie den ersten Platz behauptet. —

Während man in den Küstenplätzen jetzt ziemlich sicher auf den regelmäßigen Bezug von Milch und Butter rechnen kann, ist dies im Inland anders. Der Japaner geht von der Anschauung aus, daß die Kuhmilch dem jungen Rinde gehöre und nur diesem. Daher bringt er Milch nur für Europäer auf den Markt und hat durch diese erst die Butter kennen gelernt. Er selbst verzichtet darauf und lebte bis vor kurzem streng vegetarisch. Da mit dem letzten Krieg jedoch beim Militär Fleischernährung eingeführt ist, kommt diese jetzt mehr in Aufnahme. Nur die alten Leute weisen sie entschieden zurück. Überhaupt tötet der Japaner nicht gerne ein Tier, entsprechend Buddhas Lehren. Doch wenn er junge Hunde und Katzen z. B., statt sie schonend zu töten, aussetzt und verenden läßt, ist dies entschieden grausamer. Oft hört man solche arme Tiere nächtelang wimmern. Kühe werden nie zu Feldarbeiten benutzt, nur Stiere. Auch darin spricht sich eine große Liebe zu Tieren aus, daß man in Japan sogar für billiges Geld beim Tode solcher Lieblinge des Hauses für diese auf einem Friedhof unter gewissen kirchlichen Zeremonien ein Begräbnis für wenige Sen oder Yen erlangen kann. Für die Genügsamkeit der unbemittelten ländlichen Bevölkerung spricht die allgemeine Benutzung von Tang neben minderwertigem Reis als Nahrungsmittel. Der aus Reis gebraute Schnaps, sherryartig schmeckend, ist sehr beliebt, doch sieht man Trunkene, wie gesagt, selten. Nach europäischem Muster gebraute Biere von mäßiger Güte (am besten das Kirinbier) und einheimische Mineralwässer sind jetzt fast überall zu haben.

Eine häßliche Sitte ist bei Frauen, die als Witwen nicht mehr heiraten oder als Ehefrauen keinem anderen Mann gefallen wollen, sich die Haare kurz abzuschneiden und die Mundhöhle kohlpechrabenschwarz zu färben. Beim Sprechen sieht das geradezu grauenvoll aus. Zwar soll dieser Gebrauch jetzt abkommen, doch habe ich in Kyoto öfters so entstellte Frauen gesehen.

Interessant ist es, einen Blick in die große Sporthalle zu werfen, wo unter anderem die Nachkommen der Samurai mit den mächtigen Ritterschwertern, die mit zwei Händen geführt werden, gewaltig aufeinander lospauken. Der Kopf ist durch einen Drahtkorb geschützt und die Bandagierung die gleiche wie bei unseren akademischen Säbelmensuren.

Zu dieser Butoku-den genannten stattlichen Übungshalle, welche einer vornehmen, auch aus Damen bestehenden Gesellschaft gehört, hat der Fremde zuvorkommenderweise unentgeltlichen Zutritt und kann hier auch die holde Weiblichkeit mit Holzschwertern und Spießen miteinander kämpfen oder dem Bogenschießen obliegen sehen. Auch das Jiujitsu wird hier gepflegt.

Sehr hübsch liegen die zahlreichen einfachen Gebäude der Universität in Gartenanlagen am bewaldeten Yoshidayama, von dem aus man eine prächtige Aussicht ins Kamogawa- und Takanogawa-Tal hat. Der nahegelegene zoologische Garten hat nur mäßige Bedeutung.

Eine sehr nützliche Anlage ist der Biwaseekanal, der Schiffe nach Kyoto führt und zugleich elektrische Kraft für die städtische Beleuchtung und Triebkraft für viele industrielle Werke liefert. Für Personen aber ist die Fahrt unbequem. Sie dauert eine Stunde. Man muß der Matten wegen die Schuhe ausziehen und sich unter das niedere Dach des Bootes kauern, welches während 20 Minuten einen wenig hohen Tunnel beim Scheine von Lampions passiert.

Auch Kyogoku, die Kyoter Theaterstraße, ist sehenswert. Sie ist enger als solche in anderen Städten und zum Teil überdacht. In ihr befinden sich drei größere Theater, zahlreiche „Kintöppe" und Unterhaltungstempel aller Art, Teehäuser und Läden. Jeder Fahrverkehr ist in ihr verboten. Abends wirkt die sie durchflutende Lichtfülle wahrhaft blendend, und es herrscht dann ein lebhaftes Gedränge in ihr, da abendliche Zerstreuungen ja außerhalb derselben nicht geboten sind.

Noch einer Besonderheit Japans muß ich gedenken. Das sind die Zikaden, deren Gesang dort so sehr beliebt ist. Der Fremde muß sich erst an dieses etwas eintönige Gezirpse gewöhnen, findet aber schließlich auch, daß den Hainen und dem Wald ohne dasselbe etwas fehlen würde. Gute Sänger werden hochbezahlt. In kleinen Holzkäfigen sind sie überall zum Kaufe ausgestellt und man veranstaltet öffentliche Wettsingen mit ihnen,

wobei hohe Wetten eingegangen werden. Die harmlosen Tierchen, denen man als Nahrung nur etwas Tau bietet. sind kurzlebig. Jede Jahreszeit hat ihre besonderen Zikaden, die ein geübtes Ohr rasch unterscheiden lernt.

Wenn wir nun der prächtigen Gotteshäuser von Kyoto gedenken, so müssen wir billigerweise zuerst den Doppeltempel Nishi-Hongwanji (d. h. westlicher Hongwanji) und die großartige Tempelanlage Higashi Hongwanji (östl. H.) erwähnen. Beide Sanktuarien, der Shin- oder Montosekte gehörig, sind der Hauptsitz jener Bestrebungen, die, unter großem Entgegenkommen gegenüber dem Shintoismus, unter Japans Führung die Buddhisten ganz Asiens zu vereinigen bestrebt ist. In hellem Holz mit weißgebeizten Kehlungen und vergoldeten Säulenkapitälen aufgeführt, machen beide westlichen Tempel einen überaus vornehmen Eindruck. Der Hondo des Haupttempels trägt auf seinem Altar ein Bildnis Amidas, daneben Inschriften mit den Namen der Kaiser, der Altar des anderen Tempels dagegen ein Bildnis seines Stifters Shinran-Shonin. Die Altäre zeigen reichste Vergoldung. Fromme Beter füllen beständig die äußere Halle, während im Allerheiligsten freundliche Priester ihres Amtes walten. Hier atmet alles Ernst und Würde. Auch der östliche Tempel, gleich seinem Nachbar von schönen Naturparken umgrenzt, zugleich der größte Tempel Japans, ruht auf Holzsäulen und überragt mit seinen geschweiften Dächern alle Bauwerke der ganzen Riesenstadt, so daß er weithin erkennbar ist. Der Altar des Allerheiligsten zeigt in goldenem Schrein die Statuette des Stifters, während der kleinere, aber immerhin noch mächtige Seitentempel auf seinem Mittelaltar die Figur des Amida trägt. Wiewohl die östliche Tempelanlage wesentlich jünger ist als die westliche (erstere entstammt dem Jahre 1272, letztere dem Jahre 1602), ist sie doch schon viermal abgebrannt, aber immer schöner neuerstanden. In der Verbindungshalle zeigt man das von geopfertem Frauenhaar geflochtene 110 Meter lange Seil, womit beim letzten Bau die ungeheueren Balken hochgehoben wurden. Die Wände der Tempel sind vielfach mit den Bildern der Äbte geschmückt. Die äußeren Tore weisen überaus feine Bronzearbeiten auf.

Der im Jahre 1912 verstorbene Oberpriester des einen Tempels hatte durch seine Verschwendungssucht und Maitressenwirtschaft das reiche Kloster an den Rand des Abgrunds gebracht. Trotzdem ist das Ansehen dieser Würde so groß, daß seiner Leiche 15 000 Priester im Ornat folgten, der großartigste Zug, den die Stadt bislang gesehen hat. Auch der Abt des anderen Klosters, ein mit der Tochter des verstorbenen Kaisers vermählter Graf, wirtschaftete unbesonnen und mußte vor kurzem wertvolle Kunstschätze des Tempels verkaufen. Fromme Leute aus dem

Westen erstanden ein kostbares Bild für 100000 Yen (200000 M.) und schenkten es dem Kloster wieder zurück, unter dem Beding, daß fortan verständiger gewirtschaftet werde. —

Unweit gelegen ist der Sangusangendotempel, eine unglaublich lange Halle mit 1001 überlebensgroßen, vergoldeten Kwannonstatuen, eine wie die andere, in elffacher Reihe übereinander gestellt. So hübsch wie auch der dieser Anlage zugrunde liegende Gedanke ist, so wirkt dieses Übermaß in der Darstellung desselben doch plump und geschmacklos.

Ungleich schöner als die Lage dieser innerhalb des ebenen Teils der Stadt gelegenen Tempelanlagen ist die der zahlreichen Tempel, welche an dem und auf dem das linke Ufer des Tales begrenzenden waldigen Bergzug erbaut sind. Da ist vor allem der Kiyomizudera zu erwähnen, ein Kwannontempel, der zum Teil und mit einer angeschlossenen Terrasse völlig frei auf riesigen Holzpfählen über der Tiefe schwebt. Welch ein Bild bietet sich hier beim Anblick des Talkessels und der mächtigen Stadt (400 000 Einwohner), zumal abends, wenn diese im Licht der verschwenderischen Beleuchtung erstrahlt. Hier finden wir außerhalb des Tempels unseren verehrten Heilgott wieder; hier hängen die Ringe, Stangen und schweren Eisenschuhe, in denen Büßer ihren Rundlauf um den Tempel bewerkstelligen; hier gießt ein kunstvoll gearbeiteter Bronzedrache segenspendendes Wasser in ein schmuckes Bronzebecken. Doch noch wirksameres Wasser spendet der berühmte Dreistrahl im angrenzenden einzig schönen Waldpark des Tempels. Es ist das eine Felsenquelle, welche in dreifachem Strahl ihr Wasser in ein weites flaches Steinbecken ergießt. Mit Schwimmhosen die Männer, mit Mänteln die Frauen bekleidet, treten unausgesetzt Andächtige in diesen Teich und lassen den Strahl auf ihren Nacken fallen. Nebenan stehen Buden mit Erfrischungen und Haarkünstlerinnen, welche die nassen Haare der aus der Gnadenquelle heraustretenden Damen trocknen und wieder in Ordnung bringen.

Ein kurzes Wort über die tempelbesuchenden Pilger sei hier eingeschoben. Gegenwärtig zieht über eine halbe Million Pilger durch Japan, welche das Gelübde zur großen Wallfahrt, d. h. zum Besuch der 1000 größten Heiligtümer Japans abgelegt haben. Mit einem Kittel bekleidet, mit breitem Strohhut, auf dem Rücken die Schlafmatte, den Reisbecher an der Seite, durchziehen sie so 6—7 Jahre lang — so lange dauert gewöhnlich die Wallfahrt — das Land. Auch Frauen und Kinder sieht man darunter. Sie betteln nicht, aber wo sie Rast machen, ist es Pflicht der Frommen, ihren Reisnapf zu füllen. Für die durchgängig blutarme Landbevölkerung ist dies eine große Steuer, die sie aber einmal der Sitte entsprechend und sodann, um selbst ein gottgefälliges Werk zu vollbringen, gerne auf sich nimmt. Auf Wegen und Stegen be-

gegnet man solchen stabbewehrten Wallern, denn wo läge in Japan nicht irgend ein verstecktes Heiligtum?

Eine besondere Andachtübung sah ich häufiger in den kleineren zu diesem Tempel gehörenden Schreinen und auch anderswo. Erst zündet man vor dem Schrein Räucherkerzchen und Lichtchen an, läuft dann unzählige Male um das Tempelchen herum, bleibt an einer bestimmten Stelle stehen, klatscht in die Hände, murmelt eine Gebetsformel und wirft, ehe man scheidet, ein Opfer in die offenstehende Truhe.

Am großen Kwannontempel sah ich eine Inschrift, die mir mein Freund übersetzte, in der ein tausendmaliges Umlaufen des Tempels als besonders verdienstlich und gnadenspendend empfohlen war.

Auch Shintotempel liegen hier im Grünen; in einem derselben wird der Geist Hideyoshis verehrt. Desgleichen steht hier eine hübsche, aber beschwerlich zu besteigende Pagode mit schöner Aussicht.

Durch den schönsten Park Kyotos mit dem berühmten tausendjährigen Kirschbaum voneinander getrennt liegen die vielbesuchten Gion- und Chion-in-tempel. In ersterem wird der Bruder der Sonnengöttin verehrt; er ist halb shintoistisch, halb buddhistisch. Obwohl schon im 9. Jahrhundert erbaut, wirkt sein feines Holzwerk doch ganz wie neu. Goldene Glyzinien, von oben herabhängend, umgeben den gleichfalls vergoldeten Altar wie eine Laube. Man kann sich nichts Anmutigeres denken! Hier liegen geräumige Tanzhallen für die Tempelspiele und zahlreiche Teehäuser und Verkaufsbuden mit religiösen und profanen Ton- und Porzellanwaren. Manche derselben erinnern an den ältesten christlichen Kult, z. B. das auf einem Fisch reitende Knäblein. Noch großartiger und ausgedehnter ist die Tempelanlage Chion-in, der buddhistischen Jodosekte gehörig, mit einem geschnitzten Buddhabild. In ihren Klosterräumen birgt sie reiche Kunstschätze. Jeder Raum trägt seinen Namen nach einem berühmten darin befindlichen Gemälde. Die Gänge geben beim Durchschreiten melodische Töne von sich und werden daher Nachtigallenfluren genannt. Auch die Tendaisekte hat hier ein Sanktuarium. Die vor dem reichgeschmückten Altar des Chion-in-Tempels sitzenden Bonzen murmeln fortwährend ein eintöniges La-La oder Ma-u Ma-u und schlagen dabei auf rotlackierte Trommeln in Gestalt eines Fisches. Bei einem Tempelfest sah ich zahlreiche Andächtige im Außenraum kauern, die den gleichen Ton mit den Priestern abwechselnd murmelten. Nie aber beobachtete ich weder hier noch in andern Tempeln selbst in Folge solcher monotonen Andachtübungen den Eintritt von Extasen, wie ich dies in dem später zu erwähnenden Betgraben des Nanjenjitempels zu sehen Gelegenheit hatte.

Der Chion-in-tempel besitzt die wirklich größte Glocke Japans, 7 400 kg wiegend, im Jahre 1633 gegossen.

Tiefer in den Bergen, in einem waldgrünen Tal, liegt die Leichenverbrennungsstätte. Zu dem vornan liegenden Tempel führt ein mit Lotosornamenten geschmücktes Tor. Vor dem Altartisch steht ein Stuhl für den Priester und auf dem Altar selbst eine Art Pinienzapfen mit einer Flamme auf der Spitze von Porzellan, links davon Räuchergerät, rechts eine Kanne mit einer Bockfigur als Deckel. Hinter dem Tempel liegen die Verbrennungsöfen, 24 an der Zahl. Zwei davon sah ich in Tätigkeit. Die Heizung geschieht durch Holz. Die Verbrennung ist offenbar eine unvollkommene. Nach etwa einer Stunde suchen die Angehörigen Knochenteile, speziell das Zungenbein und Halsknöchelchen aus der Asche heraus und bringen diese zunächst nach Hause, wo sie im Buddhaschrein eingestellt und verehrt werden. Später bringt man sie in einer Urne zu dem mehr im Tale gelegenen Nishi-Otanitempel, zu dem eine mächtige Steinbrücke über einen schönen Lotosteich hinüberführt. Manche lassen auch im Garten dieses Tempels ihre Asche begraben, um in demselben Boden zu ruhen, wie die Asche des buddhistischen Heiligen Shinran Shonin, des Stifters der weitverbreiteten und höchstangesehenen Hongwanjisekte. Das Grab dieses Mannes, d. h. die Stelle, an welcher ein anderer Teil seiner Asche begraben liegt, befindet sich beim Tempel Highashi Otani und ist durch ein mächtiges Steindenkmal ausgezeichnet. Zu diesem führt ein Tor, an welchem sich von den Japanern vielbewunderte, seltsame Schnitzereien befinden.

Die ganze Leichenfeier liegt in der Hand der buddhistischen Priester, welche die Leiche vor der Verbrennung einsegnen. Offizianten und Leidtragende erscheinen in Weiß, der Trauerfarbe Japans und Chinas. Erstmalig im Jahre 1912 sah man bei der Leichenfeier des Kaisers Schwarz; auch das Militär trug damals nach europäischer Sitte schwarze Trauerflöre um den Arm. Der Tod eines Angehörigen macht die Familie für 5 Wochen unrein, und so lange darf vor dem strenggeschlossenen Shintoschrein des Hauses nicht gebetet werden.

Eine große Unsitte sind die Leichenschmäuse und die Verpflichtung, an alle Kondolenten Geschenke auszuteilen. Wenig begüterte Familien werden dadurch zur Abgabe ihrer Ersparnisse oder gar zur Aufnahme von Schulden genötigt. Ich habe betrübende Fälle dieser Art kennen gelernt.

Während man vor den großen Tempeln mächtige Wände von aufgeschichteten Reissäcken sieht, alles fromme Opfergaben, fehlen vor keinem der unzähligen Schreine Schälchen mit Reis oder Früchten aller Art als Spenden. Auch ist kein Tempelchen so abseits gelegen, so tief im Walde versteckt, daß nicht ein Andächtiger den Weg zu ihm fände und sein Kerzchen davor ent-

zündete. Ich habe bei meinen Wanderungen durch Berg und Tal, namentlich in den Jnaribezirken abendlicher Weile geradezu rührende Ausdrücke solch kindlicher Frömmigkeit beobachtet. Der ganz Arme stellt ein mit Wasser gefülltes Fläschchen hin.

Vor den größeren, des Abends prächtig mit Hunderten von Lampions geschmückten Tempeln stehen oft auch kleine Eimer mit Wasser: Tempelwasser, Weihwasser. Man hält es dort für Kranke, auch wohl, um es auf die Gräber zu sprengen. Daß die japanischen Friedhöfe, welche schlichte, mit Emblemen versehene Grabsteine enthalten, nicht sowohl Friedhöfe im eigentlichen Sinne als vielmehr Erinnerungsstätten an die Toten sind, versteht sich bei der üblichen Leichenverbrennung leicht. Doch kommt auch ein wirkliches Bestatten vor, meist in Hockerstellung der Leiche. In üppigem Wald versteckt, mit mossbedeckten und von blühenden Schlingpflanzen überwucherten Leichensteinen wirken diese alten Grabstätten manchmal überaus malerisch. Ein solcher Totenacker war es auch wohl, auf dem L. Hearn den Gedenkstein fand, den er nachstehend in seinem Werke „Lotos“ beschreibt: „ Ich weiß, daß eine Form die 5 buddhistischen Elemente veranschaulicht. Eine auf einem Kubus ruhende Himmelssphäre, die eine Pyramide trägt, auf der eine flache viereckige Schale mit 4 sichelförmigen Spitzen und gebogenen Ecken ruht. Und in der Schale ein birnförmiger Körper, der mit der Spitze nach aufwärts steht. Diese veranschaulichen Erde, Wasser, Feuer, Wind, Äther, die 5 Elemente, aus denen der Körper besteht. Das Fehlen jedes Emblems für das 6. Element ‚Erkenntnis‘ wirkt hier ergreifender, als es irgend eine Darstellung vermocht hätte.“ Denn, so möchte ich erklärend hinzufügen, gerade in diesem Fehlen liegt der deutliche Hinweis darauf, daß der unter dem Grabstein mit den obigen Emblemen Ruhende einen mächtigen Schritt nach vorwärts in der Erkenntnis zu tun im Begriffe stehen soll. Dieselben Embleme finden wir übrigens auch im Shintokultus, wie wir später beim Jnarifuchs sehen werden.

In der Asche eines abgebrannten Tempels fand ich mehrere Tonfiguren des Glücksgottes Hotei, mit dem stereotypen japanischen Lächeln. Ein kleines Exemplar davon nahm ich mir zur Erinnerung mit. (Fortsetzung folgt.)

Ein klassisches Muster metapsychischer Phänomene unserer Zeit.

Von Dr. Philalethes.

(Fortsetzung von Seite 489.)

Wir erwähnen noch die folgenden Berichte: In einem Zimmerchen des vierten Stockes zu Turin wohnte eine arme Buchsetzerfamilie. Man bemerkte, daß beim Schlafe eines 8jährigen

Kindes der Spuk ausging und aufhörte, wenn das unbewußte Medium entfernt ward. — In einer Rahmwirtschaft (crêmerie) in Turin war ein 6jähriges Knäblein, Sohn und Neffe eines anderen Mediums, schuld an einem 18tägigen Spuk. — Nach Pull sollen 28 Prozent von Spukhäusern von einem Medium herrühren, die meistens Frauen und Kinder sind und ohne ihr Wissen im Schlafe diese Phänomene anregen. — In Turin sah man Via Bava No. 6 im Keller die Flaschen sich bewegen, rollen, an einer verschlossenen Tür sich auftürmen. In einem Obergemach wurden Möbel verrückt und zerbrochen. Ein Hut, den ein Besucher auf ein Bett legte, verschwand und er ward dann in dem Abtritt im Hofe wiedergefunden. Polizei und Priester wurden vergeblich gerufen, aber der Hexentanz ward ernster beim Exorcismus des Priesters und in Gegenwart des Dr. Lombroso. Dieser untersuchte die Bewohner. Er hieß die ob ihrer Hysterie verdächtige Hausfrau in ihre Heimat Nola reisen. Der Spuk dauerte an. Ein 13jähriger Dienstknecht, der anscheinend ganz normal ist, ward fortgeschickt und der Spuk hörte auf. Aber an anderen Orten seines ferneren Verbleibens kommt keine ähnliche Erscheinung mehr vor, so daß er doch unschuldig zu sein schien. — Die Familie Butter wohnte in Irland. Die Frau sah im Traume ein Haus, das ihr gefiel, und sie besuchte es öfters im Traume. Als ein Haus in der Grafschaft Hampshire zum Verkaufe angeboten wurde, meldeten sich die Butter als Käufer. Wie erstaunt war die Frau, das Haus zu sehen, das im Traumgesichte sie öfters erfreut hatte. Beim Gespräche erfuhr nun das Ehepaar von einem Geiste, der nachts umherginge und Ursache des Verkaufes sei. Welch ein Staunen ergriff alle, als man in Frau Butter den „Geist" erkannte. — Eine Dame sah 1880 in einem alten Schlosse in Schottland einen Mann ohne Kopf, der die Kleidung des Zeitalters Cromwell's trug. Er war ein geächteter Ritter, hatte ein Asyl im Schlosse gesucht und war verräterisch ausgeliefert worden. Deshalb meldet der Geist sich immer zu einem bevorstehenden Todesfall an. — 1857 sah Miss Brewster auf Schloß Kilpenrass in Schottland den Geist einer hochgewachsenen Frau auf der Treppe. Ein Major mit Frau, die nebenan schliefen, fielen beide im Aufstande in Indien. — Bei einem Arbeiter R. D. flogen Fenster und Türen plötzlich auf, Schläge wie Kanonenschüsse wurden gehört, die Kinder wurden bei den Haaren gezogen. Dr. Lombroso stellte eine junge Frauensperson fest, bei deren Ankunft dieser Spuk sich einstellte. Er fand an ihr hysterische Punkte, Tanzbewegungen am Bauche und ließ sie ins Spital bringen. Nach ihrer Heilung hörte der Spuk auf. — Ende September 1867 huben in Florenz Via Ghibellina No. 14 Spukerscheinungen mit unterirdischem Donnerrollen an. Beim Mahle der Familie erfolgten plötzliche Schläge am Tische, Krachen an den Schränken, Stein-

regen, unsichtbarer Händedruck an den Armen, Gespenstererscheinungen mit Hüten der Krankenbrüder auf dem Kopfe. Der Mieter strengte einen Prozeß gegen den Hauseigentümer an, und nach dem Zeugenverhör erhielt er durch Erbringung der Tatsachen recht. — In Neapel hatte die Herzogin von Castelpoto mit ihrer Familie in einem Hause Karlshof No. 7 ähnlichen zunehmenden und abnehmenden Spuk zu verzeichnen. Seltsames Geräusch, Schläge, die zumal nachts stärker waren, Verrückung der Möbel. Ein Gespenst kam hörbar und warf einen Schlüssel an der Türschwelle in die Gesellschaft. Bei einer Rückkehr fand die Familie eines Abends die Türen verrammelt, die Möbel aufgeschichtet. Sie forderten und erhielten Aufhebung ihres Mietvertrages. — In seiner Justiz-Encyklopädie bejaht Dalloz die Frage ob Gespenstererscheinungen die Responsabilität des Hausbesitzers nach sich ziehen, und er sagt, daß die Mehrzahl der Autoren sich dafür aussprechen, so daß also die Aufhebung des Mietvertrages geboten erscheine. — Graf Golateri hatte bei Annecy ein Landhaus erworben. Bald zeigten sich Spukphänomene von Geräusch, Auffliegen der Türen, Möbelbewegung. Die Mutter war Hellseherin und sah einen Soldaten mit Holzfuß, der gestand unter Napoleon I. gedient und durch Leichenberaubung sich viel Geld angehäuft zu haben, das er im Keller verborgen hätte. Durch diesen Spuk wolle er die Gräfin auf den Schatz aufmerksam machen, damit sie denselben an Arme zur Sühne seiner bereuten Freveltaten verteilen möchte. Man forschte und grub nach, verteilte das gefundene Geld und der Spuk hörte auf. — Im „Matin" vom Januar 1906 stand folgender Spuk zu lesen. Dr. Hélot von Bolbec ward 1880 in ein Spukhaus gerufen, wo auf dem Speicher ein seltsames Geräusch war, das als wohl von Ratten, Katzen, Eulen bzw. von neidischen Nachbaren angestiftet erklärt wurde. Alle Pächter mußten abziehen. Der jetzige Hofpächter nun sah das Sträuben seiner Kuh, die nie über die Stalltür ein- und ausgehen wollte. Er entdeckte in einem Mausloche Knochen, die er dem Dr. Hélot zur Untersuchung brachte, wo sie sich als Menschenknochen ergaben. Auf Ersuchen des dortigen Richters entdeckte man dann ein Skelett und die Bewohner hatten bald den Schlüssel zu einem Morde. Vor 20 Jahren hatte nämlich der Besitzer des Hofes einen Sohn, der, ein Ausbund aller Schlechtigkeit, immer nur im Zustande der höchsten Verkommenheit und verwahrlost in Vaterhaus zurückkehrte und dann seinen Vater und seine Schwester unmenschlich behandelte. Eines Morgens war der Sohn verschwunden. Verdächtig erschienen der Vater und die Tochter, doch ergab eine gerichtliche Untersuchung keine Anhaltspunkte. Zwei Jahre später verkauften beide das Gehöft und zogen in eine entfernte Ortschaft, wo beide als Sonderlinge in der Verlassenheit starben. Als man die Gebeine auf dem Kirchhofe

beerdigt hatte, hörte der bisherige Spuk von selbst auf. — Der gleiche Spuk wird im 1. Jahrgang der „Revue du monde invisible“ 1898 S. 25 von Dr. Hélot erzählt: Zu St. Jean de la Neuville bei Bolbeet wurden allabendlich die Bewohner durch Schläge aus dem Schlafe gestört, die sich am hellen Tage bei der Arbeit in Stall und Schuppen wiederholten. Alle Pächter, die sich so oft dieses Spukes wegen ablösten, hatten geklagt. Am 20. Mai 1881 wurde aber ein Menschengerippe, das unter der Stalltüre vergraben war, aufgefunden. 20 Jahre zuvor war der ungeratene Sohn eines Witwers, Besitzer des Hauses, verschwunden. Vater und Tochter verkauften das Anwesen und starben bald in vollständigem Marasmus und Trübsinn, erzählt das Volk, und daher der Spuk. — Spuk zu Mondavezan, am 3. November 1897. In einem Hause begann der Spuk, nachdem Eltern und Großeltern auf Allerheiligen mit ihrem Erstkommunikanten die hl. Kommunion empfangen hatten. Im Kuhstall lösten sich die Ketten, Stühle stürzten um, die Türen öffneten sich von selbst, Teller und Ackergeräte fielen herab, unsichtbarlich wurden Mützen und Gerätschaften weitfortgeschleudert. — In Tilly spukte es einmal bei einer Erle. Die Leute schälten den Baum. — Als der Jesuit P. Gury 1886 in Vals starb, vernahm man im ganzen Dorfe ein Geräusch gleich einer Kanonade, welches die Leute aus den Häusern trieb. — Bei Hof Santo Spiritu ward 1905 beim Tode des Pfarrers ein Priester hingesandt. In der Nacht brach schon ein Spuk los nach allen Regeln der Laune, Unbeständigkeit, voll Trotz und Verschmitztheit. — Am 7. September ist das Haus des Kaufmanns Sellier-Lepelletier von ähnlichem Spuk heimgesucht worden, indem ungewöhnliches Geräusch, Revolverschüsse, Fensterklirren mit fallenden Dachschiefern vor den Augen von 500 Zeugen und vor den wachhabenden Gendarmen drei Tage hindurch andauerten. — Bei Mons ward am 12. September in Nimy ein Häuschen während acht Tagen allabendlich von 9—10 Uhr, auch am hellen Tage, von Schiefern, Ziegeln, Flaschen und anderen Geschossen unsicher gemacht, so daß mehrere der Zuschauer verletzt wurden. Man wollte gar das Häuschen in Brand stecken, weil weder Weihwasser, noch Gendarmerie den Spuk zu heben vermochten. — Harry Thels, Sohn eines protestantischen Pastors in Amerika, bekam seine Kleider in Fetzen zerrissen. Man sah plötzlich Stühle, Tische sich bewegen. In einigen Wochen zerbrachen und zerstückelten bei ihm 71 Gegenstände. . Bei Spaziergängen schleuderten unsichtbare Hände Steine gegen seinen Wagen. Diese Verfolgungen hörten erst auf, als er mit den in spiritistischen Sitzungen sich meldenden Geistern in Verkehr trat. — Der russische Pächter Schtchapov erzählt im „Rebus“ 1886, wie er sechs Monate hindurch mit seiner Familie allerlei Schabernack auszustehen hatte. Es hub mit Klopfen an Mauern und Türen an;

Gegenstände wurden verrückt, eine Leuchtkugel bildete sich über dem Bette der Pächtersfrau und ließ sich anwachsend auf sie nieder. Die aufgeschreckte Familie bezog hierauf eine andere Stadt. Aber der Spuk zog mit ihnen. Messer und Gabeln flogen durch die Luft, entwanden sich den Kästchen und steckten sich in die Türen und Mauern. Ein schweres Kanapee erhob sich und fing zu tanzen an. Von selbst entzündeten sich Brennstoffe, und eines Tages brannten der Frau die Kleider am Leibe, ohne daß sie jedoch Brandwunden davon trug. — Ein gewisser Dr. Dexter stand ganz skeptisch dem Spuk und allem Spiritismus gegenüber. Er wurde aber durch Spukphänomene gezwungen, sich mit diesen Erscheinungen und dem Spiritismus zu beschäftigen. — Bei Piana (Griechenland) ist ein Abgrund, darin die Geister der ehemals Hineingestürzten erscheinen sollen. Auch das Kap Feto ist berüchtigt durch Geisterspuk, der von den hier Hinabgestürzten auszugehen scheint. — In der Kirche S. Johann zu Medica geht der Geist einer Waschfrau um, die eine andere Frau gemordet hatte und plötzlich starb. — (Näheres s. bei Lombroso „Hypnotisme et Spiritisme", Flammarion, Paris 1910.)

(Fortsetzung folgt.)

II. Abteilung.

Theoretisches und Kritisches.

Freie Gedanken eines russischen Dogmatikers.

Von Alois Kaindl, Linz a. D.

(Schluß von S. 496.)

Alles, was die Menschheit durch Erfahrung wahr gefunden hat, ist a posteriori, während a priori sich auf Kenntnisse von Zuständen und Dingen bezieht, die, während sie uns in aktueller Erfahrung begegnen können, ihren Ursprung in der Natur des Geistes haben und von Erfahrung unabhängig sind und anzeigen, was ein Ding sein muß, wenn es jemals ins Dasein kommen soll. Meine Erweiterung der Bedeutung des a priori faßt den Begriff in sich, daß es eine Kenntnis von der Beschaffenheit der Dinge ist, nicht nur wie die Natur des Geistes sie bedingt, was die Kantische Einsicht (insight) ist, sondern daß es auch eine Kenntnis von der Beschaffenheit der Dinge ist, wie sie durch die objektive Natur und jene totale Realität, worin der Geist ein Faktor ist, notwendigerweise bedingt werden, d. h., daß die Natur des Geistes und die Natur des objektiven Daseins eine Natur sind und

daß der Geist eine solche Natur wie es besitzt, weil er ein Teil der totalen Realität ist, und weil sowohl der Geist als auch das objektive Dasein mit der essentiellen Wahrheit übereinstimmen muß, gemäß welcher alle Dinge notwendig bestehen. Diese notwendigen Wahrheiten sind dem Bewußtsein als solche bekannt, weil Geist und objektives Dasein sich in Übereinstimmung mit solchen notwendigen Wahrheiten entwickelt haben. (S. 337, 338.) Die Wahrheit bestand zu jeder Zeit und selbst die Allmacht vermochte daran nichts zu ändern. Die Wahrheit herrscht über die Allmacht von Ewigkeit her, weshalb auch nicht ein Schatten von Wandelbarkeit in ihr gefunden werden kann." —

In richtiger Würdigung dieser durchaus logischen Ausführungen von Prof. Elmer Gates, welche als eine Begründung der von Ralph Waldo Emerson präzis ausgedrückten intuitiven Wahrheit aufgefaßt werden können, daß der Glaube in der Annahme der Behauptungen der Seele, der Unglaube aber in einer Leugnung derselben besteht, wird man Pobedonoszew vollkommen beistimmen können, wenn er sagt: „Wie hoch sich der Menschengeist auch über die Welt stellen mag, er bleibt untrennbar von der Seele, die Seele aber strebt zu glauben, bedingungslos zu glauben: ohne Glauben vermag der Mensch nicht zu leben. Theorie und Formel, welcher Art sie auch seien, können nicht das Bedingungslose in sich einschließen; jede von beiden ist notwendigerweise — weil im menschlichen Geiste entstanden — etwas Unvollendetes, Zweifelhaftes, Bedingtes und Falsches. Was unermeßlich höher ist als mein Ich, was von Anfang an war und ist, was unwandelbar und unendlich ist, was ich nicht umfassen kann, was aber mich umfaßt und hält, das ist das, woran ich glauben will als unbedingte Wahrheit, aber nicht an ein Werk meiner Hände, an ein Produkt meines Geistes, nicht an eine logische Formel meines Verstandes.

Für die Berechtigung des Glaubens tritt auch der Dichter ein:

"Zertrümmert scheint, zermalmt zu losem Staube,
Der Menschen Grundbaufels, der Glaube! — —
Erschlossen denn schon Wage und Retorte
Zu Psyches Heiligtum die letzte Pforte?
Ist das den Sinnen Unzulängliche
Nicht doch in uns das Unvergängliche?" (W. Jordan.)

Den Anmaßungen des Verstandes aber begegnet er mit jener ruhigen und überlegenen Sicherheit, welches nur das innere Empfinden der kosmischen Grundwahrheiten verleiht:

„Der Turm, von dem Dein Blick so vornehm niederschaut,
Wovon ist er — worauf ist er erbaut?
Wie kamst Du selbst hinauf — und seine kahlen Höhen,
Wozu sind sie Dir nütz, als in das Tal zu sehen?"

und wie Pobedonoszew läßt auch der Genius des Dichters sich nicht verblüffen durch die ungeheure Arbeitsleistung, auf welche der menschliche Verstand stolz triumphierend weist, sondern er beurteilt jene nach dem, was sie im Dienste der Wahrheit geleistet, und zieht das Kalkul nach diesem ihrem inneren Werte:

„Weil Du liesest in ihr, was Du selber in sie geschrieben,
Weil Du in Gruppen für's Aug' ihre Erscheinungen reih'st,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst Du, es fasse Dein Geist ahnend die große Natur."
(Friedrich Schiller.)

Bei Beurteilung des Katholizismus und des deutschen und englischen Protestantismus erörtert Pobedonozew unter anderem auch die Kontroverse, welche zwischen römischer und protestantischer Theologie wegen der Alternative geführt wird, ob dem Glauben oder den Werken der Vorzug gebühre, und gibt der Meinung Ausdruck, daß die russische Kirche sich gegen jene insofern im Nachteile befände, als sie ihre Werke ihrem Glauben gegenüber nicht zu repräsentieren verstehe. Der Protestantismus aber habe vor der russischen Religion voraus, daß, weil er auf die Werke und in Verbindung mit den Werken auf die Religion selbst vom praktischen Gesichtspunkte blicke, in ihm eine sehr wichtige praktische Seite für das irdische Leben, für diese Welt liege.

„Dieser praktische Grundbau des Protestantismus erscheint", wie er sagt, „nirgends so deutlich, als in der anglikanischen Kirche und in dem Geiste der religiösen Anschauung der englischen Nation. Es stimmt auch überein mit dem Charakter des Volkes, wie er sich in seiner Geschichte herausgebildet hat: Gedanken und Tätigkeit überall auf praktische Ziele zu richten, standhaft und unverwandt Erfolg zu erringen und zu allem die Wege und Mittel zu wählen, welche näher und sicherer zum Erfolge führen. — Entsetzen ergreift uns beim Lesen gewisser englischer Schriftsteller, welche die Saiten des anglikanischen Protestantismus mit besonderer Kraft ertönen lassen. Bei Carlyle erreicht z. B. das Lobpreisen der Kraft, der Geschicklichkeit des Siegers und die Verachtung gegen den Besiegten das Pathos der Entzückung. In der Betrachtung seiner Helden, der starken Menschen, verehrt er die in ihnen Fleisch gewordene Gottheit und spricht mit feinem, verächtlichem Humor über die Schwachen und Unglücklichen, über die Ungeschickten und Gefallenen, welche der Siegeswagen zerquetschte. — Bei den Heiden der klassischen Periode — bei denen sogar! — ging neben dem Siegeswagen zuweilen ein Narr, der als Vertreter des sittlichen Prinzips mit seinen Späßen nicht die Besiegten, sondern den Sieger selbst verfolgen mußte. — Carlyle ist wenigstens Dichter. Aber Froude, der berühmte

Historiker der englischen Reformation und der allerhervorragendste Vertreter der englischen kirchlichen und politischen Nationalprinzipien spricht in dem ruhigen Tone des Geschichtsschreibers, liebt Dialektik, und es gibt kein Verbrechen, das er durch seine Dialektik, zugunsten seiner Lieblingsidee nicht freispräche, keine Heuchelei, die er nicht zum Recht machte, sobald er das Recht der Reform und ihrer Hauptagitatoren beweist. Er steht unbeweglich, fanatisch auf dem Fundamente der anglikanischen Rechtgläubigkeit und hält für dessen Eckstein — das Bewußtsein der gesellschaftlichen Pflicht, die Ergebenheit gegen die Staatsidee, das Gesetz und die erbarmungslose Verfolgung des Lasters, des Verbrechens, des Müßigganges und alles dessen, was Verrat gegen die Pflicht heißt. — Dies ist die Religion des englischen Volkes in ihren besten und festesten Vertretern. — — Wo bleiben denn in der Welt und in der Kirche die Zöllner und die Sünderinnen, die, welche nach dem Worte des Erlösers nicht selten im Gottesreiche den Kirchlich-Gerechten vorangehen? — — Zu solchen Begriffen der Religion kann der Gedanke eines überzeugten anglikanischen Protestanten gelangen. Sie enthalten in der Tat eine direkte Entstellung des evangelischen Wortes; es ist als ob sie sagten: Selig sind die, die in der Tat fest und stark sind; ihnen gehört das Reich. Ja, sagen wir, das irdische Reich, aber nicht das Himmelreich. — — Welch furchtbare, welch verwegene Doktrin!“ — —

Im Kirchentume hat die christliche Lehre längst aufgehört, das praktische Leben nach ihren Idealen zu gestalten, im Gegenteil hat sie sich bereit finden lassen, ihre Ideale nach den Anforderungen des praktischen Lebens zu modifizieren, und der Wert einer „Religion“ wird heute nach dem Grade bemessen, in dem sie sich jenem anzupassen versteht, und nach dem Erfolge, den sie in der Förderung seiner utilitarischen Ziele aufzuweisen hat.

Anstatt sich auf die Alternative zwischen Glauben und Werke einzulassen, welche einen Gegenstand des Streites zwischen der katholischen und der protestantischen Theologie bildet, hätte Pobedonoszew meines Erachtens besser getan, sich auf den Apostel Paulus zu berufen, welcher mit den Worten: „Und wenn ich jede Erkenntnis habe und allen Glauben, und habe die Liebe nicht, so bin ich ein nichts. Und wenn ich all mein Besitztum den Armen schenke und meinen Leib dahingebe und habe die Liebe nicht, so kann mir nichts frommen,“ die Liebe über Glauben und Werke stellt.

Pobedonoszew scheut sich, wie es scheint, mit Rücksicht auf den vom Darwinismus durchsetzten Zeitgeist sich auf diesen, den Kern des Christentums in sich fassenden, Ausspruch des Apostels zu berufen, weil dieser mit dem Evangelium der Macht, dem

jener huldigt, in direktem Gegensatz steht, er selbst aber an der absoluten Gültigkeit und Realisierbarkeit, der darin enthaltenen Direktive zu zweifeln scheint, wenn er sagt: „Wehe den Schwachen und Fallenden! Wehe den Überwundenen." Freilich, für dieses Leben ist das eine unumstößliche Wahrheit, und die Regel der Lebensweisheit sagt einem jeden: kämpfe, sammle deine Kräfte und erhalte sie dir, wenn du leben willst; für den Schwachen ist in der Welt[3]) kein Platz, aber dieser Regel, wie der Protestantismus, eine unbedingte, einem Dogma gleichkommende Kraft im religiösen Sinne beizulegen, das ist es, wogegen sich unsere Seele sträubt. —"

Wenn man dem Zeitgeist einer seichten Aufklärung einmal so weit entgegenkommt, wie hier Pobedonoszew, so darf man sich auch nicht wundern, daß es weiter kam als man wollte. „Gib dem Teufel einen Finger und er nimmt die ganze Hand."

Wenn folgende Stelle aus den Korinther-Briefen: „Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen, und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um die Starken zu beschämen", den Geist des Christentums richtig darstellt, — und sie stellt ihn in der Tat ebenso richtig dar wie die vorher angeführte Stelle —, dann erscheint Pobedonoszew allerdings berechtigt, den englischen Protestantismus der direkten Entstellung des evangelischen Wortes anzuklagen.

Die moderne christliche Theologie hat sich als intellektuelle Disziplin dem Zauber der darwinistischen Theorie alsbald gefangen gegeben und ihre Hauptlehren stillschweigend akzeptiert. Dies trat dann bei den Vertretern der diversen christlichen Kirchen als Bestreben zutage, ihre Systeme der neuen Lehre nach Möglichkeit anzupassen, was bei dem „christlichen" Denker Carlyle mit besonderer Schärfe hervortritt.

Gleich der Wissenschaft glaubt auch die moderne Theologie, daß die natürliche Entwicklung im oberbewußten Geistesleben des Menschen ihre Fortsetzung findet, ohne dabei zu bedenken, daß, wie Pobedonoszew treffend bemerkt, in der Natur alle Bildung und Entwicklung von einem Mittelpunkte ausgeht, und daß sie ohne denselben ebenso undenkbar ist, wie die Entwicklung von Blüte und Frucht ohne ein Zentrum der schaffenden Kraft. Dieses Zentrum der schaffenden Kraft ist aber das Unbewußte oder, wie es Du Prel nennt, Unterbewußte, inbezug auf welches Primäre das Oberbewußte mit seinem Intellekt nur ein Sekundäres ist. Es ist ein verhängnisvoller Fehler der Entwicklungslehre, das Oberbewußte anstatt des Unterbewußten als Zentrum der schaffenden Kraft zu betrachten, und damit den Schwerpunkt der Entwicklung aus dem Entwickelnden in das

---

3) **Ja! in der Welt — der kapitalistischen Gesellschaftsordnung.**

Entwickelte zu verlegen, das Entwickelnde oder Unterbewußte aber rundweg zu leugnen und seine Wirksamkeit lahm zu legen. Die hierdurch begründete Monokratie des Verstandes erweist sich besonders auch dadurch als unheilvoll, daß er, nachdem das von ihm negierte Unterbewußte, worin nach Carus allein der Schlüssel zum Verständnisse des bewußten Seelenlebens gefunden werden kann, für ihn kein Objekt der Forschung bildet, das Menschenrätsel und damit auch das Daseinsrätsel zur Unlösbarkeit verdammt, analog den Ärzten, die eine Krankheit, welche sie schulgemäß nicht heilen können, als unheilbar bezeichnen. Aber auch der Verstand, der sich diesem „Ignorabimus" nicht anschließt, wird viel zur Verdunkelung der Wahrheit beitragen, denn er wird zu begründen suchen, wozu er sich selbst oder durch die Neigung angetrieben fühlt.

Daß der Verstand wohl alles zu begründen, aber die Wahrheit nicht zu ergründen vermag, wenn er nicht von dem, aus der kosmischen Natur des Geistes resultierenden inneren Empfinden der Grundwahrheiten alles Daseins inspiriert und geleitet wird, welches sich um so vernehmlicher äußert, je inniger der Kontakt ist, welcher zwischen ober- und unterbewußter Region besteht, erläutert Swedenborg in seiner „Göttlichen Vorsehung" in ausführlicher Weise, und sei in der Folge das Wichtigste daraus mitgeteilt:

„Viele glauben, der Mensch könne nichts Wahres sehen außer durch Begründung; dies ist aber falsch. — In rein vernünftigen, moralischen und geistigen Dingen erscheint das Wahre durch das ihm eigene Licht. — Begründen läßt sich alles und zwar das Falsche mehr als das Wahre. — Weil nun alles Falsche im natürlichen Menschen leuchtet von den Scheinbarkeiten und Trugschlüssen desselben, das Wahre aber nur im geistigen Menschen, so erhellt, daß das Falsche mehr als das Wahre sich begründen läßt. — Das Vermögen, alles Beliebige zu begründen, ist nicht Einsicht, sondern nur Scharfsinn, welcher auch bei den Schlechtesten sein kann. — Denke dir zehn noch so verkehrte Irrlehren, und sage einem Scharfsinnigen, er solle sie begründen, so wird er es tun; und wenn du sie dann einzig von diesen Begründungen aus betrachtest, wirst du nicht Falsches für Wahres ansehen? — — Nachdem das Falsche begründet worden, kömmt das Wahre nicht zum Vorschein (zur Erkenntnis), wohl aber kömmt, nachdem das Wahre begründet worden, das Falsche zum Vorschein (d. h. zum Bewußtsein). Dies ergibt sich aus vielem. — Wer vermag das Geistig-Unreine zu fühlen, außer dem, der in dem Geistig-Reinen ist? Wer das Grausame, außer dem, der im Guten der Nächstenliebe ist? — —

Es gibt eine Begründung mit dem Verstande, ohne daß sie zugleich im Willen wäre, aber jede Begründung im Willen ist

auch im Verstande. — Diejenigen, welche von der tätigen Liebe getrennten Glauben begründen, und dennoch ein Leben der Liebe leben (z. B. Helvetius, Darwin, Nietzsche) und im allgemeinen die, welche Falsches der Lehre begründen, und doch nicht nach demselben leben, sind in der Begründung mit dem Verstande, und nicht zugleich in der Willensbegründung. Diejenigen aber, welche Falsches der Lehre begründen, und nach demselben leben, sind in der Willens- und zugleich in der Verstandesbegründung. —

Einsichtsvoll sind nur Diejenigen, welche wahrnehmen, daß das Wahre wahr ist, und dieses durch in stetigem Zusammenhang wahrgenommene („continue perceptas") Wahrheiten begründen. Diese können von den Scharfsinnigen nicht leicht unterschieden werden, weil nicht unterschieden werden kann zwischen dem Lichte der Begründung und dem Lichte der Wahrnehmung des Wahren, und es nicht anders scheint, als daß die, welche im Lichte der Begründung sind, auch im Lichte der Wahrnehmung des Wahren seien, während doch ein Unterschied besteht wie zwischen einem Irrlicht und einem echten Licht." — —

Daß der Verstand auch das Wesen der natürlichen Entwicklung nicht richtig erfaßt hat, wird uns offenbar, wenn wir ihre Wirkungsweise mit der Methode vergleichen, welche die Vertreter der Entwicklungslehre in Anwendung bringen. Anstatt zu trachten, die Absichten der Natur zu ermitteln, welche sie in der Entwicklung verfolgt, und die Art und Weise, auf welche sie dieselben realisiert, sich zum Vorbilde zu nehmen, substituieren sie dafür ihre eigene, durch verständige Schlußfolgerung gewonnene Entwicklungsidee und suchen sie auf eine der Natur konträre Weise zu realisieren; anstatt, wie die Natur es tut, die im Alten, Vorentwickelten, verborgen liegenden Keime allmählig zu entfalten, und so aus dem Alten verbessernd das Neue zu gestalten, werfen sich die Vertreter der Entwicklungslehre, mit dem jedem Verstandesdogmatismus eigenen Fanatismus, auf das Alte, und zerstören mit ihm zugleich die Keime zu einer natürlichen Fortentwicklung, die es in sich birgt, und wofür ihre Doktrin keinen Ersatz zu bieten vermag.

Von einer positiven Reform, wie sie Pobedonoszew vorschlägt und die, wie er glaubt, durch innere Läuterung und Hebung des Volksgeistes und durch ein Beleuchten und Zumbewußtseinbringen der Idee anzubahnen sei, „wollen die Volksreformatoren der Aufklärung, in ihrer Entrüstungswut über die Formen und über den Mißbrauch mit den alten Satzungen, nichts wissen. Über den Gebräuchen und Formen vergessen sie des Wesens der Satzung und sind bereit, in ihr nichts als Roheit und Aberglauben sehend, sie ganz zu zertrümmern. — — Die Intoleranz gegen fremden Glauben und fremde Meinung ist noch niemals so bestimmt ausgedrückt worden, als in unserer Zeit durch die Apostel

radikaler und verneinender Lehren: ihre Intoleranz ist unerbittlich, grausam, bissig, von Haß und Verachtung durchdrungen. Wenn man sich hineindenkt in die Beziehung dieser neuen Lehren zu einem von ihnen nicht anerkannten Glauben, so scheint diese Unerträglichkeit vielleicht noch schrecklicher, als die alte religiöse Unduldsamkeit, welche blutige Glaubensverfolgung hervorrief." —

Nach Davis ist Reform natürliche, normale Entwicklung. „Wenn ihr," sagt er, „den Plan und Zweck der Natur und das beständige Spiel zahlloser Kräfte im Gebiete der Materie studiert, so werdet ihr entdecken, daß Formation und Reformation, Bildung und Umbildung gesetzmäßig gleichberechtigte Begleiter des allgemeinen Lebens, die unvermeidlichen Resultate der Wirkung unveränderlicher Gesetze sind. — Wie das Höhere nicht nur aus dem Niedrigen hervorgeht, sondern auch hinsichtlich seiner Existenz von ihm abhängt, — die Wirkung die Eigenschaft der Ursache enthält —, so ist Reformation die natürliche Folge der Formation —, so ist unsere Erde nicht der Endpunkt des kosmischen Wachstums, sondern nur die Vorhalle zu einem noch größeren und herrlicheren Systeme, zu einer Reformation, wenn ich so sagen darf, des gegenwärtigen Zustandes und Planes. — Fast alle Reformatoren treten mit dem Gedanken auf, irgend einen gigantischen Irrtum zu entfernen. Sie haben einen großen Teufel niederzukämpfen, einen Apollyon zu vernichten. Sie sehen nicht, daß Reformation ein Glied ist in der Kette universaler Fortschritte, ein Mittel des Fortschrittes, der Veränderung und des Wechsels, das alte Gewande für junge Körper passend macht und das die Zustände vergangener Generationen in Baumaterialien für die unmittelbare Gegenwart und die Zukunft verwandelt. — Vielleicht werden sie dahin kommen, einzusehen, das die Tatsache (eines verkehrten Anfangs in ihrer Arbeit) erklären wird, warum sie oft so wenig Erfolg erringen. Es gibt kein „Übel" in der Welt, sondern es gibt nur Zustände, die zu verändern sind. Die Reformatoren sind, oder sollten sein, die Ursachen von Veränderungen und Verbesserungen; sie sind Erbauer, nicht Zerstörer, wenn sie letzteres nicht zufällig werden."[4])

„Ihr zwingt den jungen Frühling nicht herbei,
Wenn ihr vom Baume reißt die dürren Blätter,
Und wähnt, die frischen werden sprossen neu,
Trotz Frost und Nässe, Trübe, Wind und Wetter.

Doch wenn des Frühlings Licht und Hauch,
Den Baum erfüllt mit neuen Lebenssäften,

---

[4]) Andrew Jackson Davis „Harmonische Philosophie, 4. B. „Der Reformator". Deutsch von Gr. C. Wittig. Verlag Oswald Mutze, Leipzig 1874.

Dann fallen wohl die alten Blätter auch,
Vom jungen Wuchs gestoßen von den Schäften.

Ist das Zerstörung, wenn das alte Laub,
Tief unten modert, frischem Wald zur Düngung?
Nein! — Was vom Stamm hing, ausgedörrt und taub,
Schwankt nun und schwillt in reinster Lichtverjüngung.

Dem Frühling aber fiel es niemals ein:
Er sei gesandt das Alte wegzuwaschen. —
Wer auflöst, heißt im Himmelreiche klein;
Groß wirst du durchs Erfüllen nur und Schaffen.

Doch wirst du nicht ein echter Schöpfer sein,
So du dich vornehm lossagst nur vom Alten.
Das Neue kann aus Altem nur gedeih'n,
Durch deines Geist's Erschau'n und Fortentfalten.

Propheten und Gesetz sind ewig wahr,
Der kleinste Titel muß ein Ew'ges hegen,
Und aller Fortschritt macht nur offenbar,
Was vom Beginn verborgen drin gelegen.
(Friedrich von Sallet.)

(Dieses Gedicht „Altes Laub" hat Pobedonoszew in eigener Übertragung seinem Buche eingefügt und wurde von C. J. Wohlbrüch wieder zurückübersetzt.)

Jeder, der noch eines unbefangenen Urteils fähig ist, wird einräumen müssen, daß der intuitiv gefaßte Entwicklungsgedanke, wie er uns hier vom Seher und Dichter dargeboten wird, sich mit der betreffenden Naturtatsache mehr im Einklang befindet, als die ausführlich ausgearbeitete Entwicklungstheorie Darwins.

Die üblen Folgen, welche sich ergeben, wenn die der primären Denkkraft, der Intuition, gebührende Vorherrschaft die sekundäre, der Intellekt, an sich reißt, versucht uns Steinbeck in seinem Buche „Der Dichter ein Seher" begreiflich zu machen. Er schreibt: „Da das intellektuelle Prinzip, die wache Verstandes- und Vernunfttätigkeit, sich der Herrschaft über den Menschen bemächtigt hatte und sein Führer geworden war, so traten natürlich die untern Kräfte der Seele ebenso in den Hintergrund, als der höhere Geist in seiner Reinheit getrübt und verdunkelt wurde; daher trat der, dem Menschen mit der Tierwelt gemeinsame, tierische Instinkt zurück und konnte seine Existenz nur auf Augenblicke offenbaren, um zu beweisen, daß der Mensch nicht aus der Kette der tierischen Wesen herausgerissen sei, sondern daß dieser Verband nur durch die klügelnde Vernunft verhüllt werde,

während der Mensch noch ein anderes Leben führe, als das sei, in welches er widernatürlich und widerstrebend durch die intellektuelle Tätigkeit der Seele hineingerissen wurde. Solche Augenblicke waren aber nur flüchtig und wurden von der schnell wieder erwachenden vernünftelnden Reflexion lebhaft weggestritten. Der Mensch wollte nur in jedem Augenblicke Gründe, während er früher eine unmittelbare Einsicht in das Wesen, den Zusammenhang und die Bedeutung aller Dinge hatte und keiner Gründe bedurfte. — Wir haben zwar an der Vernunft in dieser Finsternis einen scheinbar sicheren Führer, derselbe ist aber dennoch so oft trügerisch und kennt die rechte Bahn selbst nicht, weil er sie ja erst kennen lernen will, weshalb er uns alle Augenblicke auf Irr- und Abwege führt, welche uns oft weit von unserem Ziele entfernen. Nur der Geist mit seiner unmittelbar schauenden Kenntnis und mit der Fülle seiner ihm innewohnenden Offenbarung ist jener sichere Führer, der erhaben über Raum, Zeit und Gegenwart, abgesondert für sich eine höhere Existenzweise lebt und nur bisweilen in gewissen Zuständen und bei gewissen Menschen mehr oder minder flüchtig an sein Dasein erinnert." —

Die Fülle tiefer Gedanken, die Pobedonoszew in seinem Buche entwickelt und die unmöglich hier alle berührt werden können, lassen erkennen, daß, wiewohl er sich, als Hauptvertreter der russischen christlichen Hierarchie, auf die Lehre Christi als absolute Autorität beruft, und sie als den Prüfstein aller Wahrheit betrachtet, er sich dessenungeachtet unter dem Einflusse des Geistes befand, den Steinbeck als den einzig zuverlässigen Führer in dem Labyrinthe der Gedanken erachtet. Hätte er den Glauben, anstatt ihn auf den sterilen Boden einer zwar intuitiv entstandenen aber intellektuell zu einem abgeschlossenen, festen System ausgearbeiteten Lehre zu stellen, auf den Urgrund primärer Erkenntnis zurückverpflanzt, so würden seine in Dogmatismus erstarrten Formen wieder neues Leben empfangen und damit die Kraft zur Fortentwicklung erhalten haben; so bildet er in seinen verschiedenen Formen nur ein Hindernis auf der Bahn der natürlichen Entwicklung.

Besteht der Glaube, wie Emerson sagt, in der Annahme der Behauptungen der Seele, der Unglaube in Leugnung derselben, so kann man, wofern man unter den Behauptungen der Seele jene Gefühlsgewißheit oder Gefühlseinsicht versteht, die nach Elmer Gates eine Folge der kosmischen Natur der Psyche ist, und die daher über Wahrheit und Unwahrheit, über Wirklichkeit und Unwirklichkeit der zuverlässigste Richter ist, diesen Glauben als den wahren Glauben bezeichnen.

Dieser Glaube ist aber für das äußere Bewußtsein kein fertig Gegebenes, sondern er hängt inbezug auf seine Vollkommenheit von der Höhe des Entwickelungsgrades ab, und da dieser

wieder durch die Gunst oder Ungunst der Entwicklungsbedingungen bestimmt wird, so ist es ohne weiteres klar, daß in einer Zeit, wo der Verstand das Zepter führt und die Entwicklungsbedingungen schafft, der wahre Glaube nicht gedeihen kann. — Inbezug auf diesen, im Geist des Kosmos wurzelnden Glauben kann man mit dem Dichter sagen:

„Der Glaube ist der höchste Segen,
Und besser ist's, den müden Staub
In's ungeweihte Grab zu legen,
Als daß der Geist des Todes Raub."

(Lenau's Savonarola.)

„Ein Herz hat Ruh', das nie geglaubt,
Und glücklich, wen die böse Stunde,
Die solchen Glaubens ihn beraubt,
Gleich drauf verscharrt im Grabesgrunde."

(Lenau's Faust.)

Im Hinblick auf die Menschheit aber, die in unseliger Verblendung ihren beschränkten Verstand höher schätzt als die ihr vom Allgeist anererbte Wahrheit, wird man mit demselben Dichter fragen müssen:

„Wer führt sie durch die Erdendämmerungen?
Wohin wird sich das Menschenvolk noch wenden?
Wie wird auf Erden noch ihr Schicksal enden?"

Und in Anbetracht der Unmöglichkeit, daß der Verstand aus dieser grandiosen Verirrung selbst einen Ausweg findet, wird man dem Dichter aus voller Überzeugung beistimmen müssen, wenn er sagt:

„Es treibt sie fort, trotz ihrer Seele Bängnis,
Stets tiefer in die Sünde, ihr Verhängnis —,
Weil so umnachtetem Gemüt,
Kein Hoffen mehr auf Erden blüht."

(Lenau's Faust.)

Zu den radikalen, d. h. im kosmischen Geiste des Individuums wurzelnden, unabweisbaren Verlangen, gehört nach Elmer Gates auch jenes nach Glück und einer ewigen Dauer des letzteren, was den Wunsch nach Unsterblichkeit in sich schließt. Dieses Verlangen wird aber von dem Verdachte, seinen Ursprung im Egoismus der äußeren Natur zu haben, nie völlig gereinigt werden können.

Ein Verlangen oder eine Forderung unseres Wesens, die über solchem Verdachte steht, und deren kosmische Wurzelechtheit kaum anzufechten ist, ist meines Erachtens das unabweisbare Verlangen nach einer allgemeinen Gerechtigkeit, weil, wo es mächtig geworden, es offenbar wird, daß sich ohne Befriedigung desselben auch die übrigen radikalen Wünsche unserer inneren Natur nicht aufrecht erhalten lassen.

Daß die Welt, trotz aller Schätze, die sie birgt, ohne das Walten einer allseitigen Gerechtigkeit, nicht wert wäre, zu bestehen, findet einen klaren, bündigen und prägnanten Ausdruck in dem zum Buchstabendienst oft mißbrauchten Sprichworte:

„Fiat justitia et pereat mundus."

Jolanda. Ein Gespräch über Religionspsychologie auf okkulter Grundlage.

Von Hans Hänig, Zwickau i. S.

(Schluß von S. 511)

Th.: Es gibt Leute, die alles, was sie nicht erklären können, für pathologische Zustände ansehen, aber zwischen diesem Gefühlszustand und einem pathologischen ist doch ein zu großer Unterschied, als daß man sie auf dieselbe Weise erklären könnte. Es gibt natürlich krankhafte Zustände im Gefühlsleben des Menschen, die ähnliche Zustände hervorrufen, aber mit der wahren Mystik haben sie doch wenig zu tun. —

O.: Wie soll dieser Zustand aber dann definiert werden?

Th.: Es ist ein Gefühl von Glückseligkeit, das so vollständig über das menschliche Gemütsleben hinausgeht, daß wir in diesem unmöglich seinen Ursprung suchen können.

O.: Wenigstens wie diejenigen behaupten, die einen solchen Zustand schon an sich erlebt zu haben glauben. Manche führen daher diesen Zustand auf eine Einwirkung der Gottheit zurück, ohne daß sie anzugeben vermöchten, wie diese Wirkung zu denken sei.

Th.: Es kommt ja auch gar nicht darauf an, alles zu erklären, sondern nur den Unterschied zwischen diesen Gefühlen und den übrigen festzustellen.

O.: Daran mag wohl etwas Richtiges sein, aber wir wollen uns doch nicht gefangen geben, ohne wenigstens eine Erklärung versucht zu haben. Wir haben jedenfalls zwischen zwei Erklärungen zu wählen: der einen, nach denen jenes Gefühl in der Seele entsteht, wenn die Gottheit von außen auf sie einwirkt und sie ihre Nähe empfinden läßt, oder jener anderen, nach der die Mystik nur ein Gefühl ist, das in der Seele selbst entsteht.

Th.: Das haben wir allerdings.

O.: Welche sollen wir aber nun wählen? Für uns Menschen würde natürlich jene zweite Erklärung näher liegen als die erste. Aber es würde doch ein großer Irrtum sein, wenn wir sie nur aus diesem Grunde annehmen wollten. — Bei jener ersten Ansicht werden jedenfalls hierbei mindestens zwei unbekannte Faktoren hereingebracht: die Gottheit und jene Wirkung auf die menschliche Seele. Könnten wir nun nicht, um dabei stehen zu bleiben, annehmen, daß die Gottheit in diesem Augenblick eine Art Suggestion auf die menschliche Seele ausübe, so daß sie uns also nötige, jenes Gefühl anzunehmen?

Th.: Das scheint mir nicht unmöglich zu sein.

O.: Jenes Gefühl könnte dann aber doch nur die graduelle Steigerung eines Gefühls sein, das schon vorher in dieser Seele gelegen hat. Ganz abgesehen davon, daß wir damit auch einen metaphysischen Faktor, Gott, in unsere Erklärung hereinbringen.

O.: Wir haben aber doch festgestellt, daß jenes Gefühl so vollständig von dem sonstigen Gefühlsleben der Seele verschieden ist, daß es unmöglich aus diesem erklärt werden kann? Ist das nicht so?

Th.: Allerdings.

O.: Es kann also in diesem Falle kaum eine suggestive Wirkung von außen vorliegen. Oder ist noch eine andere Wirkung durch die Gottheit auf die Seele denkbar?

Th.: Ich wüßte wenigstens augenblicklich keine. —

O.: Mir will es allerdings scheinen, daß diese Widerlegung an sich wenig stichhaltig ist. Vielleicht können wir aber doch auf diesem Wege weitergehen. Vielleicht sehen wir einmal zu, wie sich die Anhänger jener Ansicht die Wesenheit denken, die sie bei ihrer Erklärung der Mystik als unbekannten Faktor hineingebracht haben. Was verstehen sie nun unter Gott?

Th.: Das Allbewußtsein.

O.: Was sagen sie aber über den Ursprung der menschlichen Seele?

Th.: Sie glauben, daß sie von Gott kommt.

O.: Was heißt das aber? Denn die menschliche Seele d. h. nach ihrer Meinung: unser Bewußtsein ist doch eben ein Bewußtsein, und der Gottheit schreiben sie doch ebenfalls Bewußtsein zu. Ist das nicht so?

Th.: Allerdings.

O.: Und zwar glauben sie, daß das Bewußtsein der Gottheit zeitlich und räumlich unbegrenzt sei, daß es also alles umfasse, was jemals war, ist und gewesen ist. Wie kann aber ein Bewußtsein von einem anderen kommen? Doch wohl nur, indem jenes Allbewußtsein eine andere Form annimmt vermittels des Urwillens, von dem es getragen wird. Oder siehst du eine andere Möglichkeit?

Th.: Augenblicklich wenigstens nicht. —

O.: Vielleicht würde uns aber unser Physiologe dabei rechte Schwierigkeiten machen. Aber wir wollen einmal dabei stehen bleiben. Wir haben also die Möglichkeit eingeräumt, daß unser Selbstbewußtsein von Gott herrühre; sollte dann nicht jenes andere Bewußtsein, das hinter dem Selbstbewußtsein des Menschen steht, erst recht von Gott stammen? Denn jenes Unendlichkeitsgefühl in uns setzt doch eine Rückerinnerung voraus, und diese kann doch nicht unserem körperlichen Bewußtsein angehören, da dieses eben nichts von ihr weiß, sondern nur einem höheren Ich, das hinter unserem körperlichen steht.

Th.: Könnten wir nun aber nicht jenes Ich mit dem Allbewußtsein identifizieren?

O.: Das wäre nicht unmöglich, und wir müßten also wohl zugeben, daß jenes andere Bewußtsein, von dem das Unendlichkeitsgefühl ausgeht, entweder das Allselbstbewußtsein der Gottheit selbst ist oder ein Mittelglied zwischen diesem und unserem Körperbewußtsein.

Th.: Das müßten wir wohl zugeben. —

O.: Wir müßten also auch zugeben, daß wir erstens ein körperliches Bewußtsein haben und zweitens hinter diesem ein Allbewußtsein oder ein Mittelglied zwischen diesem Allbewußtsein und dem Körperbewußtsein, dessen Einstellung unser Ichbewußtsein ist. Welchem von beiden sollen wir aber dann jenes mystische Gefühl zuweisen, von dem wir ausgegangen sind?

Th.: Offenbar richtet sich das darnach, ob jenes Mittelglied überhaupt existiert oder nicht. —

O.: Ich glaube wohl, daß wir auf diese Weise zu keinem Ziele kommen würden. Aber wir haben ja schon vorhin eine Voraussetzung jener Leute zu der unseren gemacht.

Th.: Welche nämlich?

O.: Daß es eine Gottheit gebe und daß hier der Ursprung der menschlichen Seele zu suchen sei. Diese Gottheit ist es also nach ihrer Meinung, die die Seele beeinflußt, wenn sie sich im Zustande der Mystik befindet. Was wäre dann also nach unserer Erklärung die Mystik, wenn wir bei jener Voraussetzung blieben?

Th.: Sie wäre weiter nichts, als daß das Gefühl der Glückseligkeit, das dem Allbewußtsein eigen ist, in den Empfindungskreis derjenigen Form von ihm tritt, die wir Körperbewußtsein nennen. —

O.: Denn jenem Allbewußtsein müßten wir ja natürlich auch das höchste Glück oder die höchste Seligkeit zuschreiben, da es das höchste Wissen besitzt.

Th.: Das müssen wir allerdings. —

O.: Zu dieser Erklärung kommen wir also, wenn wir das, was jene annehmen, zu Ende denken. Es könnte freilich auch

sein, daß auch jenes Mittelglied jenes Gefühl zu eigen hat, wenn auch in nicht so hohem Maße wie das Allbewußtsein. Jedenfalls haben wir damit eine Antwort auf die Frage gefunden, die wir uns vorhin gestellt haben. Ist das nicht so?

Th.: Es ist so, aber mir scheint doch, daß vielmehr die Fragestellung falsch war. Denn wir sind auch jetzt nicht ohne die Einwirkung der Gottheit ausgekommen, wenngleich wir angenommen haben, daß dieses Gefühl nicht entsteht, wenn die Gottheit sich von außen dem Menschen nähert.

O.: Sondern wir müssen sie eben hinfort in uns selbst suehen, wie die Gefühle, die wir in die Dinge dieser Welt hineinlegen, so daß es uns zuletzt scheint, als lägen sie wirklich in jenen und nicht in uns selbst. Aber wir können vielleicht bei unserer Begriffsbestimmung auch ganz ohne die Annahme einer Gottheit auskommen, wenn wir an das denken, was wir soeben gesagt haben.

Th.: Es war die Rede davon, daß auch jenes Mittelglied jenes Gefühl zu eigen haben könnte, wenn auch nicht in so hohem Maße wie das Allbewußtsein.

O.: Die Mystik wäre also dann das Erwachen eines Gefühlszustandes in der Seele, das einem höheren Leben entspricht, welches nicht ihr selbst zukommt, sondern dem höheren Ich, das hinter ihr steht. Denn von einer Einwirkung von außen her könnte doch dann keine Rede mehr sein.

Th.: Ich wüßte wenigstens nicht, wer außer der Gottheit, die wir ja dann ausgeschaltet hätten, noch in dieser Weise auf die Seele wirken könnte.

O.: Und es gibt ja Leute, die etwas Ähnliches behaupten, wie das, was wir soeben als Voraussetzung nahmen, daß sich nämlich die Seele von unten entwickelt habe und daß sie sich nur für einige Zeit auf der Erde verkörpere, um zu lernen und sich weiter zu entwickeln. Jedenfalls haben wir doch nun eine Deutung der Mystik gefunden, die gültig ist, wenn wir eine Gottheit annehmen oder wenn wir auf diese Annahme verzichten; wir müssen nur ein höheres Leben annehmen, aus dem unsere Seele in das irdische herabgestiegen ist.

Th.: So ist es allerdings.

O.: Und wir haben ja gesehen, daß diese Annahme notwendig ist, da wir mit einer anderen Erklärung mancher religiösen Phänomene in große Schwierigkeiten kommen. Aber wie ist es nun mit der Annahme, daß es über allem Bewußtsein ein Allbewußtsein gibt, von dem alles andere ausgeht? Werden wir denen beistimmen können, die diese Annahme machen, oder müssen wir uns mit der Erklärung begnügen, die wir selber gefunden haben?

Th.: Die menschliche Vernunft wenigstens hat darauf bisher keine andere Antwort gefunden. Wir sehen doch überall in

der Welt einen Willen, der nichts Vernunftsloses zu sein scheint, sondern der nach bestimmten Zwecken handelt und dem wir daher ein Allbewußtsein zuschreiben müssen.

O.: Aber vielleicht ist es doch damit nicht anders als mit vielen Naturgeschehnissen, in denen wir bisher auch einen Zweck sahen, bis uns die Wissenschaft darüber aufgeklärt hat, daß es nur mechanische Vorgänge waren und daß wir nur etwas in sie von uns aus hineingelegt hatten, was gar nicht darin lag, wenn wir in ihnen Zwecke wahrzunehmen glaubten.

Th.: Aber das ist doch nur bei einzelnen Vorgängen geschehen, während sie in ihrer Gesamtheit, besonders ihrer Entstehung nach, ganz unerklärlich sind. — Denn alles Geschaffene setzt doch einen Urheber voraus.

O.: Und dieser Schöpfer ist selbst ewig, so daß er nicht erst von etwas anderem erschaffen zu werden brauchte. Aber die so sprechen, sehen nicht ein, daß sie selbst dieser Logik widersprechen, wenn sie ihn nicht von etwas anderem geschaffen sein lassen. Vielleicht hängt das aber eben damit zusammen, daß wir die Dinge nicht sehen, wie sie sind, sondern so, wie sie uns scheinen, weil wir eben überall unsere Begriffe in sie hineinlegen. Aber wir müssen doch wohl, solange wir nichts anderes darüber wissen, bei unserem Gottesbegriff stehen bleiben, denn er enthält doch eben diejenige Deutung des Geschehens im Weltall, die unserem Denken am wenigsten zuwiderläuft. Vielleicht führt uns aber auch noch eine andere Erwägung dazu. —

Th.: Was sollte das wohl sein?

O.: Wir sehen doch, daß unser Körper nichts weiter ist als eine Erscheinungsform dessen, was wir Materie nennen; sollte nun unser Bewußtsein etwas anderes sein als ebenfalls eine andere Form jenes Urbewußtseins? Was könnte dann also unser Ich nur sein?

Th.: Eine auf eine bestimmte Erscheinungsform der Materie eingestellte Bewußtseinsform jenes Urwillens — oder jener U energie, wie man sich wohl heute ausdrückt, deren Bewußtsein eben alles umfaßt, was jemals war, ist und sein wird. Und die Mystik würde eben, um bei dem stehen zu bleiben, was wir vorhin sagten, nichts weiter sein als die gefühlsmäßige Erinnerung unseres Ichbewußtseins an seine Herkunft. Vielleicht spricht aber doch eine Erfahrung dagegen.

O.: Welche nämlich?

Th.: Das Verlangen in uns nach einer persönlichen Unsterblichkeit. Denn nach dem, was du sagst, müßte doch unser Bewußtsein schließlich wieder in das göttliche Allbewußtsein eingehen?

O.: Diese Meinung läge allerdings nahe, wenn nämlich, so könnte man denken, unser Bewußtsein oder jenes Mittelglied,

dessen Einstellung auf unseren Körper es war, genügend reif geworden ist durch seine Erfahrungen, um den Urgrund aller Erscheinungen und seines eigenen Selbst zu erkennen. Was ist aber doch die menschliche Persönlichkeit zunächst?

Th.: Das Körperbewußtsein. —

O.: Demnach würde jenes Verlangen in uns ein ewiges Leben fordern in einem Körper, der dem unseren gleich oder wenigstens ähnlich wäre?

Th.: Das würde allerdings so sein. —

O.: Die Seele ist aber doch nach der Meinung dieser Leute von Gott ausgegangen, also vom Unpersönlichen. Denn Gott müßte hiernach doch als das Unpersönliche bezeichnet werden?

Th.: Allerdings.

O.: Sie ist also aus etwas Unpersönlichem zu etwas Persönlichem geworden und strebt darnach, etwas Persönliches zu bleiben? Also scheint ihr wohl jener Zustand, in dem sie etwas Persönliches geworden ist, besser zu sein als derjenige, in dem sie etwas Unpersönliches war? Müßte sie sich darnach nicht in ihrem gegenwärtigen Zustande in einem größeren Glücksgefühle befinden als vorher, da sie sich noch im Zustande der Unpersönlichkeit befand?

Th.: Das müßte sie wohl. —

O.: Aber wir haben doch eben festgestellt, daß die höchste Glückseligkeit nur jenem Allbewußtsein selbst zugeteilt werden kann und nicht der menschlichen Seele. Jenes Gefühl, in einem dem menschlichen Körper ähnlichen Körper weiterzuleben, muß also doch wohl anders entstanden sein?

Th.: Das müßte es hiernach wohl. —

O.: Wir könnten auch nach dem früher Gesagten mehrere Gründe hierfür finden: wir haben doch diese Anschauungen in uns aufgenommen, als wir Kinder waren.

Th.: Das wird wohl so gewesen sein. —

O.: Und diese Anschauungen haben sich uns damals viel tiefer in die Seele geprägt, als wenn wir sie später in uns aufgenommen hätten; denn unsere Seelen waren eben damals noch unbeschrieben. — Deshalb hat es uns auch soviel Mühe gekostet zu glauben, die Erde stehe nicht im Mittelpunkt des Alls, sondern sei ein Körper wie alle anderen, weil wir eben das Gegenteil in unserer Jugend gelernt hatten.

Th.: Das wird man wohl zugeben können. —

O.: So wird es wohl auch mit jener Anschauung gewesen sein, daß der Mensch ewig leben müsse mit einem Körper, der dem unseren ähnlich sei. — Denn das sind doch die Anschauungen des jüdischen Volkes und des Christentums bei seiner Entstehung gewesen, die wir in der Jugend kennen gelernt und an die wir geglaubt haben. — Als wir aber größer wurden, legten wir manches

davon ab, allein die Erinnerungen steigen noch heute manchmal in uns empor, seltsame Erinnerungen wie aus einem Märchenland, so daß viele nicht wissen, was sie damit anfangen sollen.

Th.: Also etwas Ähnliches wie das, was du schon früher über die religiösen Gefühle gesagt hast.

O.: Es wird wohl nicht anders sein, und wir können auch hier wieder jenes religiöse Grundgefühl heranziehen, das, wie wir sagten, den Untergrund bildet, auf dem sich unsere religiöse Gefühlswelt aufbaut. Denn es äußert sich eben in uns während unseres irdischen Daseins, indem es sich mehr oder weniger mit jenen Gefühlen verbindet, die wir betrachtet haben, und es bringt daher auch entsprechende Vorstellungen in uns hervor, deren Inhalt sich im übrigen nach dem jeweiligen Kulturkreise und nach dem Anteile richtet, den ein jedes Individuum daran genommen hat.

Ph.: Jene ältere Vorstellung von dem Schicksale der Seele hängt natürlich mit den Anschauungen zusammen, die die Israeliten von Gott und Welt hatten. Denn sie konnten nicht an ein Eingehen der Seele in Gott glauben, weil sie sich ihn wie einen Herrscher dachten und über der Erde sitzend, die seiner Füße Schemel war. --

O.: Sie hatten eben noch nicht das Weltall entdeckt und klammerten sich daher an jene alten Vorstellungen, indem sie ihre eigenen Gedanken in das ihnen Unbekannte hineinlegten. Mir fällt da eine Legende ein, die ich in einem alten Buche gelesen habe und die etwas Ähnliches besagen will wie das, was wir zuletzt festgestellt haben. —

Th.: Willst du sie uns nicht hören lassen?

O.: Vielleicht könnten manche noch etwas daraus lernen. Jolanda, die Heilige, so lautet sie, predigte den wilden Völkerschaften an der Grenze der Wüste, und da sie anders redete, wie diese wollten, fielen sie über sie her und erschlugen sie. Da stand sie nun an der Pforte des Himmels und pochte. „Was willst du, Jolanda?" sprach der Heilige, dem der Eingang zum Himmel zur Bewachung gegeben war. „Ich will in den Himmel zu Gott," sprach sie, „damit ich von ihm den Lohn für meine Taten empfange." — „So gehe wieder zurück auf die Erde, Jolanda," sprach der Heilige, „und predige wieder den Heiden und laß dich von ihnen töten. Denn was wäre dir geschehen, wenn du das Angesicht Gottes erblicktest? Du würdest vor seinem Glanze erbleichen wie der Schmetterling, der sich seine Flügel an dem Lichte verbrennt, nach dem er geflogen ist, und was würde aus deinen Verdiensten und ihrer Belohnung werden, wenn du geblendet von jenem Glanze und vor ihm erblichen wärest?" — Würde nicht jenes Allselbstbewußtsein vielmehr die Erfüllung dessen bedeuten, was wir in unserem Leben hoffen und ahnen,

wenn wir unsere Blicke auf die entferntesten Himmelskörper richten oder auf das, was sich einst vor Tausenden von Jahren abgespielt hat im Weltall?

Th.: Vielleicht könnten wir aber auch bei jenem ersten Falle vom Erleben, nämlich dem, den uns Goethe berichtet, das Gefühl der Mystik zu Hilfe nehmen?

O.: Das scheint mir nicht ganz unmöglich, aber die meisten dieser Berichte, die wir darüber haben, weisen doch eben auf eine ganz andere Entstehung dieser Vorgänge hin. Und ein gewisser Zusammenhang scheint doch auch hier zwischen beiden zu bestehen. — Auch jenem Unendlichkeitsgefühl wiesen wir ja transszendenten Ursprung zu, wie dem mystischen Gefühle. — Wie kommst du aber auf diesen Einwand?

Ph.: Ich glaube wohl, daß er damit für seine Anschauungen noch einen kleinen Gewinn herausschlagen wollte. Er wollte wohl sagen: wenn es möglich ist, daß die menschliche Seele jener göttlichen Glückseligkeit inne wird, der ein göttliches Wissen entspricht, müßte dann nicht in jenem Augenblick auch jenes Wissen der Seele bewußt werden?

Th.: Derartige Gedanken habe ich allerdings auch gehabt.

O.: Also etwas Ähnliches, als wenn nach der Meinung der Theosophie die Seele durch Intuition der göttlichen Weisheit inne wird, wenn sie alle ihre Gedanken auf das Ewige in ihr gerichtet hat.

Th.: Das ist allerdings etwas Ähnliches.

O.: Es wäre theoretisch nicht unmöglich, aber wie wollte dann ein Mensch, der sich in jenem Gefühlszustand befindet, nachweisen, daß ein Satz seines Glaubens, zu dessen Bejahung ihn in diesem Augenblick sein Gefühl zwingt, aus dem entsprechenden göttlichen Bewußtsein kommt und nicht aus seinem eigenen Unterbewußtsein?

Th.: Wenn er einen Satz erlebte, der gänzlich über alles hinausginge, was er bis dahin erfuhr und gedacht hat, könnte dieser wohl nicht dem Unterbewußtsein zugewiesen werden. —

O.: Wenn es aber einer der ihm bekannten Glaubenssätze wäre?

Th.: Dann könnte er wohl auch aus dem Unterbewußtsein gekommen sein. —

O.: Was ist aber ein Satz seines Glaubens anderes als etwas, was seit seiner Kindheit beständig in seinem Bewußtsein gewesen ist? Und erleben die Menschen nicht immer das, wozu sie eine angeborene religiöse Neigung führt, oder die Einwirkungen, denen sie in religiöser Hinsicht ausgesetzt waren? Der gläubige Christ die Glaubenssätze der Bibel, der Theosoph die Anschauungen seiner Lehre, während der Spiritist seine Meinungen in seinem innersten Herzen wiederzufinden glaubt? Ich meine also, daß

die auf diese Weise erlebten Erkenntnisse nur dann brauchbar sind, wenn unsere Vernunft, die sich auf unserer Erfahrung gründet, ein endgültiges Urteil darüber fällen kann. In den meisten Fällen wird aber jener mystische Zustand der Seele nicht mit derartigen Erlebnissen verbunden sein, sondern nur ein Gefühl bedeuten, das, wie wir angenommen haben, von jenem höheren Bewußtsein ausgeht, das hinter unserem irdischen steht.

Ph.: Was ist das nun aber, was ihr bis jetzt geredet habt? Es sind Redensarten und leere Worte, weil ihr nicht bei der Erfahrung stehen geblieben seid, die uns durch unsere Sinne gegeben ist!

O.: Vielleicht hast du Recht, und wir müßten dann unsere Untersuchung nochmals von vorn beginnen. Denn wir haben ja auch eine Voraussetzung gemacht, als wir zu dieser Erklärung der Mystik gekommen sind.

Th.: Welche nämlich?

O.: Wir haben uns doch an die Angaben derer gehalten, die behaupteten, jenes Gefühl der Glückseligkeit sei ein so großes, daß es unmöglich in uns selbst entstanden sein könne. — Könnte es nun nicht doch in uns selbst seinen Ursprung haben gleich jenen anderen Gefühlen und Vorstellungen, die sich im Unterbewußtsein des Menschen entwickeln?

Th.: Dann wäre eben die Mystik nichts anderes wie jene Vorgänge, von denen wir früher gesprochen haben.

O.: Denn jene Angaben darüber können doch nie genau sein, weil diese Gefühle nicht gemessen werden können wie andere, und wir wissen ja auch gar nicht, bis zu welcher Stärke jene Entwickelung gehen kann, ohne daß wir sie in uns gewahr werden!

Th.: Das wissen wir allerdings nicht. —

O.: Und wir müßten daher, um unsere Frage zu beantworten, nach anderen Faktoren suchen als diejenigen, die wir bisher herangezogen haben. Vielleicht müßten wir versuchen, in uns willkürlich jenes Gefühl hervorzubringen; denn dann könnten wir es wohl nicht anders als durch das Unterbewußtsein erklären, oder wir müßten auf die Begleiterscheinungen achten, die sich etwa beim Menschen einstellen, wenn er jenes Gefühles teilhaftig geworden ist.[9])

Th.: Damit bin ich ganz einverstanden. — Jedenfalls scheint es, als ob wir auch jetzt noch jene Höhlenmenschen sind, die nur die Schattenbilder sehen von dem, was wirklich ist, und daß vieles von dem noch unsicher ist, was wir in dieser Hinsicht ausdenken, wenn wir nicht das Wesen des Menschen noch besser erkennen lernen als bisher. Damit wir noch besser erkennen, wo unsere Phantasien aufhören und jene Wirklichkeit beginnt, die

---

9) S. darüber Staudenmaier, M. exp. a. N., S. 123.

hinter ihnen steht und damit wir einsehen lernen, daß es noch tieferer Erkenntnis bedarf wie bisher, um das in uns wirklich zu finden, was das eigentliche Wesen des Menschen und der Religion ausmacht.

Propheten des nahen Weltgerichts.

Von Hochschulprofessor Dr. Ludwig, Freising.*)

Politisch oder sozial erregte Zeiten sind von jeher ein günstiger Nährboden für religiöse Schwärmereien gewesen. Von der religiös-kommunistischen Bewegung der Donatisten in Nordafrika zur Zeit des hl. Augustinus an bis zum mittelalterlichen Sektenwesen des 11. u. 12. Jahrhunderts, wo die Prophezeiungen vom Kommen eines neuen „echt christlichen" Zeitalters die Geister in gewaltige Aufregung versetzt hatten, und von den religiös-sozialen Bauernaufständen zu Beginn des 16. Jahrhunderts bis zu den schwärmerischen Sekten der Pöschlianer[1]) und Chiliasten[2]) mit ihren religiös verbrämten kommunistischen Idealen zu Anfang des 19. Jahrhunderts, immer zeigt der Verlauf der Welt- und Kirchengeschichte die gleiche Erscheinung, daß tiefe politische und soziale Erregungen apokalyptische Hoffnungen und Erwartungen wecken. Es wäre demnach fast eine Abnormität, wenn der jetzige furchtbare Weltkrieg nicht aufs neue so manche Geister in der Überzeugung von der Nähe des Weltgerichts bestärken würde. Dies ist denn auch geschehen. Der ehemalige katholische Pfarrverweser in Gaildorf Otto Feuerstein, gegenwärtig in Degerloch bei Stuttgart weilend, verbreitet ein Flugblatt[3]) unter der alarmierenden Aufschrift: „Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen!" Es kann nicht auffallen, daß die neue Schwärmerei von Württemberg ausgeht, weil dort bei der starken Neigung des Volkscharakters zum Mystizismus das protestantische Sektenwesen stets auf zahlreiche Anhänger rechnen konnte. Aus diesem Flugblatt geht aufs deutlichste hervor, daß man es wieder wie zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit einer religiös-kommunistischen Bewegung zu tun hat. Freilich ist Feuerstein in seinen Ideen nicht originell. Er entnimmt sein Programm in allen wesentlichen Punkten den „Offenbarungen" eines österreichischen „Pro-

*) Entlehnt der „Literarischen Beilage zur „Augsburger Postzeitung" Nr. 29 vom 28. Oktober 15 mit Genehmigung des hochwürdigen Herrn Verfassers. — Vergl. unsere Anzeige in „Eingelaufene Bücher etc." in diesem Heft. Die Flugschrift wurde ohne Vorwissen des Schriftleiters auch unserer Monatsschrift beigelegt. — Red.

1) Vrgl. meine Schrift: „Neue Untersuchungen über den Pöschlianismus", Regensburg 1906.

2) Vrgl. meine Schrift: „Die chiliastische Bewegung in Franken und Hessen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts." Regensburg 1913.

3) In 25000 Exemplaren gedruckt!

pheten“ Lorber. Derselbe war Musiker in Graz, der sich schlecht und recht durchs Leben schlagen mußte. Eines Tages vernimmt er in sich „die Stimme des Herrn“ (in Wirklichkeit die Äußerungen seines unbewußten Seelenlebens), die ihm die letzten Jahre seines Lebens hindurch eine lange Reihe von „Offenbarungen“ zuteil werden läßt. Freimark[4]) sagt davon sehr richtig: „Der flache und platte Stil, in dem diese Dinge vorgetragen werden, sucht vergeblich durch Anlehnung an die biblischen Berichte die überwältigende Sprache der Bibel zu erreichen. Die Niederschriften sind Produkte eines religiös exaltierten Geistes, der das Dasein, die Weltgeschichte, seine eigene Zeit und die früheren Jahrhunderte in Christus spiegelt und der die Reflexe in weitschweifigen Ergüssen auf das Papier bannt“ . . . Als seiner Hand der Griffel entsank, machte sich Mayrhofer an die Fortsetzung des von ihm begonnenen Werkes und als auch diesen der Tod abrief, fühlte sich die Bietigheimerin[5]) Johanna Ladner als „Magd des Herrn“ bewogen, ihre schwache Kraft der Schreibarbeit zu widmen. Eine umfangreiche Sammlung nicht eben schmächtiger Erbauungsbücher ist auf diese Weise zu Stande gekommen. Es handelt sich also hier um ein in der Geschichte des Mediumismus sehr häufig vorkommendes Phänomen: das ekstatische Schreiben, das von Unkundigen auf Rechnung göttlicher Inspiration geschrieben wird.

So macht auch gegenwärtig eine Frauensperson zu Schippach im Spessart viel Aufsehen, die als echtes Schreibmedium ihre „Offenbarungen“ zu Papier bringt und viel gläubige Anhänger selbst unter jenem Teil des Klerus findet, der sich nie mit dem Studium der okkultistischen, psychiatrischen und psychoanalytischen Literatur beschäftigt hat. Die „Offenbarungen“ Lorbers nun sind dem ehemaligen Priester Feuerstein ein neues Evangelium. Doch hat er auch selbst schon die Einwirkung des göttlichen Geistes an sich erfahren, als er 1911 „gedrängt“ wurde, seine Schrift zu verfassen: „Sozialdemokratie und Weltgericht“, wo er „an der Hand der Heiligen Schrift und der Zeichen der Zeit den Nachweis führte, daß das Weltgericht unmittelbar vor der Tür stehe.“[6]) In Wirklichkeit war es ohne Zweifel der Geist der Lorber'schen und Mayrhofer'schen Schriften, der ihn inspirierte. Deren Schriften sollen übrigens „nach dem Willen des Herrn“ vorläufig noch nicht in die breite Öffentlichkeit kommen, sondern nur einzelnen Wahrheitsfreunden kundgegeben werden.[7]) Danach

---

[4]) „Moderne Theosophen“, Leipzig 1912; vrgl. dazu die letzten Jahrgänge der „Psychischen Studien.“

[5]) Bietigheim a. E. in Württemberg.

[6]) Seit der „Einkreisung“ Deutschlands wurde ja der Weltkrieg wiederholt von „Sehern“ und „Seherinnen“ prophezeit.

[7]) Ganz wie bei der Schippacher Prophetin und anderen ähnlichen aftermystischen Schriften!

wird „um das Jahr 1918 herum" die Wiederkunft Christi eintreten, vorher aber das große Völkerringen stattfinden, das den Beginn des eigentlichen Weltgerichtes bildet. Da nun, so schließt Feuerstein, diese Prophezeiung vom Weltkrieg sich erfüllte, so wird auch alles andere gewiß eintreffen. Dieses „andere" aber sind schwere Katastrophen, die über die sündige, in Unglauben und Sittenlosigkeit gefallene Menschheit hereinbrechen. Es werden Seuchen, Revolutionen, Erdbeben und schließlich das eigentliche Feuergericht kommen. Aber, wie die Propheten Lorber und Mayrhofer verkünden, wird es nicht Gott sein, der diese Katastrophen verursacht, sondern die Menschen selbst sind es, die durch ihr verkehrtes Treiben sie herbeiführen, weil der Mensch durch sein sittliches Verhalten „magnetisch" auf die Natur zurückwirkt. Doch werden alle diese Katastrophen nur partikuläre sein, d. h. dort stattfinden, wo es unbedingt nötig ist zur Ausrottung des Unglaubens und der materialistischen Gesinnung. Auch auf die christliche Religion selbst soll sich diese Reinigung erstrecken. Die Zukunftsreligion des Reiches Gottes auf Erden wird nicht mehr verlangen, „daß man alles blind glaubt und tut, was vom Geiste Gottes oft sehr entfernte Kirchenoberhäupter lehren und vorschreiben, sondern daß man nur glaubt und tut, was Gott durch sein geoffenbartes Wort und seinen Geist in unserem Innern uns lehrt und heißt." Das ist genau die Sprache der von Luther so benannten „Schwarmgeister", eines Karlstadt, Thomas Münzer und der Wiedertäufer. Die entsetzlichen Wiedertäufer-Exzesse zeigten der Welt bereits zur Genüge, welch'liebliche Früchte zu erwarten sind, wenn jeder das tut, was der Geist in seinem Innern spricht! Das neue Christentum wird, so lehren diese naiven Utopisten, kein Christentum der „kaltherzigen Orthodoxie und der Zeremonien sein, sondern Demut, Selbstverleugnung und allgemeine Bruderliebe, eine Religion, die sich nicht zu Geld- und Machtzwecken mehr ausnützen läßt."

Wir werden dann durch die Flugschrift weiter darüber belehrt, daß die Wiederkunft Christi eine doppelte, eine unsichtbare und eine sichtbare, sein wird. Die erstere hat sich bereits vollzogen, denn geistig ist der Herr schon durch Lorbers und Mayrhofers Auftreten wiedergekommen. Aber auch die sichtbare Ankunft des Herrn soll im grellen Widerspruch zu Matth. 24, 30 nicht allen dann Lebenden erkennbar sein, sondern nur einem kleinen Kreise seiner wirklichen Jünger zu teil werden. Unter willkürlichster Allegorese der betr. Schriftworte wird die von Paulus verkündete „Entrückung" eine geistige sein, d. h. eine Verwandlung des Innern bei den Gläubigen, und auch die Auferstehung verden Toten ist „geistig" zu fassen; denn eine Auferstehung verwester Leichname sei eine törichte Vorstellung. Nach dem vollzogenen Weltgericht (der Vernichtung der Gottlosen) tritt das

1000jährige Reich, dieser Lieblingstraum aller religiösen Schwärmer von der Zeit des altkirchlichen Chiliasmus her bis auf Pöschl und Proli[8]) in seinen Bestand. In dem nun aufgerichteten Reich Gottes herrscht dann der „moralische Kommunismus", d. h. es wird zwar noch Privateigentum geben, aber kein unbeschränktes, die Obrigkeit wird es regulieren in Rücksicht auf das Gemeinwohl. Das Wirtschaftsleben wird nicht, wie die Sozialdemokratie es sich vorstellt, ein allgemeiner Fabrikbetrieb sein, wo keiner mehr frei wäre, vielmehr werden die Menschen jetzt sich als Brüder und Schwestern fühlen, die das, was sie nicht selbst für einen mäßigen Lebensunterhalt brauchen, gern anderen zur Verfügung stellen, — und soweit dies trotzdem die Einzelnen nicht freiwillig tun, wird die Obrigkeit nachhelfen. Also trauen die Propheten doch nicht so recht dem neuen moralischen Kommunismus! Der Verfasser gesteht in rührender Offenheit, daß er noch in seiner Schrift „Sozialdemokratie und Weltgericht" die Weissagungen von einer Bekehrung der Juden am Ende der Zeiten wörtlich genommen, daß er aber durch Lorbers Neuoffenbarungen belehrt sei, auch diese Weissagungen seien allegorisch zu deuten. Sie beziehen sich auf das Israel Gottes, d. h. die echten Nachfolger Christi. Die Juden haben ihre Rolle als Nation für immer ausgespielt. Zum Schluß kommt auch noch der Patriotismus zu seinem Recht; denn Deutschland und Österreich, die relativ am wenigsten korrumpierten Nationen, sind „Gottes Polizei" bei diesem ersten Akt des Weltgerichts. Aber nur dann wird Deutschland auf der Höhe bleiben, wenn es seine künftige Machtstellung in der Welt nicht zu Übermut und neuem Weltsinn mißbraucht. Sonst werden die weiteren, noch bevorstehenden Katastrophen auch uns nicht verschonen. —

Dies der Inhalt der Flugschrift. Wenn nun die für die Zeit „um 1918 herum" prophezeite sichtbare Wiederkunft des Herrn, die ohnehin nur wenigen Auserwählten zu teil wird, ausbleibt, so darf man doch nicht auf eine Bekehrung und Belehrung der irregeleiteten Schwärmer hoffen; denn es werden sich wie die Sektengeschichte lehrt, neue „Offenbarungen" einstellen, die das Ausbleiben des erwarteten zweiten Kommens des Herrn „erklären", damit der Glaube nicht wanke und die Hoffnung nicht sinke. Die Kirchengeschichte aber zeigt uns, daß eine volkstümlich massive Auffassung des Christentums und insbesondere der geheimen Offenbarung Johannis immer wieder, sobald die Gegenwartsverhältnisse als besonders drückend empfunden werden, zu derartigen chiliastischen Erwartungen geführt hat und führen wird. Es bewährt sich auch hier die Maxime der Alten: „Historia vitae magistra".

---

[8]) Siehe meine oben zitierten Schriften (Fußnote 1 u. 2.)

Ancestrale Vererbung und Reïnkarnation.

Von Dr. med. phil. scient. et lit. Eduard Reich,
Universitäts - Professor der Philosophie.

Auf allen Gebieten der geistigen Tätigkeit gelangen Tollheiten zur Ausgestaltung. Dieselben kennzeichnen sich als Produkte seelischer Unreife und mächtiger Vorurteile, von Auto-Sugestion und Beeinflussung seitens robuster Besser-Wisser. Diese Tollheiten sind nicht zu vermeiden, so lange die menschliche Tiergattung in unvollkommener Entwickelung weiter rast und dadurch sich selbst in allem Guten hemmt. Wäre sie vernünftig und edel, so förderte sie alles Gute und gelangte zu Reife der Entwickelung, zu Harmonie in Erkenntnis und reiner Religion. Damit bekämen die ancestralen Vererbungen bessern Inhalt und nähmen mildere Formen an, hörten auf, die Sprößlinge unglückselig zu beeinflussen und ließen absurde Theorien und phantastische Hypothesen nicht zu Tage kommen, gleichwie unweise Blaustrümpfe nicht in ernsten Dingen zu Einfluß und Herrschaft gelangen sollen.

Unmöglichkeiten ausgesprochenster Art werden von Geistesschwachen als Tatsachen von bedingungsloser Wahrhaftigkeit verkündigt, und wehe dem, der an diese Verdrehtheit nicht glaubt! Die Lehre von der Seelenwanderung des Altertums war ein Ergebnis geistiger Unreife und wissenschaftsloser, vorurteilsvoller Kritik. Diejenigen, welche solche Lehre aufstellten und handhabten, hatten keine Vorstellung von dem Möglichen und von dem Unmöglichen in den Kosmen, von den Endzielen der fortschreitenden Entwicklung der Wesen; Phantasie bildete die Grundlage ihrer Theorie. Ganz ebenso verhält es sich mit der Reïnkarnationslehre der Gegenwart; dieselbe ist Torheit der Mode geworden, angesichts aller Forschung und vernünftigen Kritik.

Ein Schöpfungsplan, der jede Seele in verschiedene Persönlichkeiten jagte und normale Entwicklungsstadien in logischer Folge ausschlösse, wäre kein vernünftiger, kein logischer Schöpfungsplan. Ich habe meinen Gedanken über die Phasen der Entwickelung der Seele im stofflichen, ätherischen und dynamischen Organismus, die von ihr sukzessive gebildet werden, und zwar unter der Übergangserscheinung des sogenannten Todes, in meinem Werke „Der Kosmos des Übersinnlichen und die Entwickelung der Wesen" (Berlin, 1898, Verlag von A. Flemming) Ausdruck gegeben, und habe diesen Gegenstand ausführlich in meinen neuesten Werken behandelt. Von welcher Seite ich auch alles, was Reïnkarnation genannt wird, betrachten möge, es kommt mir immer vor, daß dessen Erscheinungen aus ancestraler Vererbung, beeinfußt durch Irrtum, Täuschung und Suggestion, hervorgehen. Den Hauptfaktor macht immer die seelische Vererbung seitens der Vorfahren aus; diese ist das Material, aus welchem die bildende Phan-

tasie einer mehr oder minder großen Zahl von Individuen sämtliche Erscheinungen der sogenannten Wiederverkörperung gestaltet.

Nach wie vor mischt sich kein fremder Geist in das Geschäft der Zeugung der Elternpaare. Die ganze Lehre der Reïnkarnation ist ganzer Irrtum, ganzer Blödsinn. Die seelischen und materiellen Eindrücke, welche die Vorfahren während des Daseins im stofflichen Körper erfuhren, setzen sich im stofflichen Leibe der Nachkommen mehr oder minder ausgesprochen fort; andererseits werden alle diese Eindrücke bei jedem Individuum in die ätherische gleichwie dynamische Existenz mit herüber genommen, und die Seelen der Vorgänger beeinflussen ihre Sprößlinge.

Nun kommt bei allen solchen Entwicklungen und Beeinflussungen viel Gewöhnliches und auch manches Ungewöhnliche heraus. Da jedoch manche Menschen mit einer Art von leiblichen und geistigen Fächeraugen begabt sind und infolgedessen manches anders sehen, als andere Vettern der Gorilla, bringen sie Kunststücke und Theorien zu Tage, welche in Barnum's Museum ausgestellt zu werden verdienten. Sehr bezeichnende Nummern dieser Art sind die Kapobster [? Red.] der Reïnkarnationsanbeter.

Es wäre höchst unzweckmäßig, naturwidrig, unästhetisch und verkehrt, wenn sich abgeschiedene Seelen in das Geschäft der Zeugung von zwei Personen mischten, den Mann vertrieben und die Frau befruchteten. Ja, solches wäre geradezu polizeiwidrig und von den schlimmsten Zuständen gefolgt. Solchen Skandals könnte die Gottheit sich nicht schuldig machen; aber der entartete Mensch verdorbener Zivilisation ersinnt Theorien, welche als Ausgeburten der Unvernunft erscheinen und für Angriffe auf Gottes großen Weltplan sich bekunden. Dieser Weltenplan schließt Unmöglichkeiten aus, und seine Verwirklichung wird vollbracht durch Entwickelung, Vernunft, Religion, Gesittung und Hygieine.

Unmöglichkeiten sind Hemmnisse und müssen ausgeschaltet werden. Das Heilbestreben der Natur sucht aller Hindernisse und Störungen sich zu entledigen. Dasselbe muß überall und jederzeit kräftigst unterstützt werden. Solches geschieht zunächst durch Ausschließung vernunftwidriger, antireligiöser, vexierender, Unmöglichkeit befassender Irrlehren.

M u i d e r b e r g in 4 Gooi, nächst Amsterdam, d. 24. 8. 15.

III. Abteilung.

Tagesneuigkeiten, Notizen u. dergl.

Friedrich Lienhard als Dichter und Denker.

Von L u d w i g D e i n h a r d (München).

Die Weltanschauung L i e n h a r d ' s — des elsässischen Romanschriftstellers, Lyrikers und Dramatikers, der kürzlich seinen

50. Geburtstag gefeiert hat — wurzelt — so lesen wir im Oktoberheft von „Bühne und Welt“, Monatsschrift für das deutsche Kunst- und Geistesleben, Seite 481 — „in der tiefinnerlichen Gewißheit, daß unser wahres Wesen einer geistigen Welt entstammt, in die es durch den Tod zurückkehrt. Unsere Zugehörigkeit zu einer übersinnlichen Welt ist nicht empirisch zu beweisen, sondern muß innerlich erlebt werden. Die innere, nicht sinnliche Erfahrung beansprucht aber dieselbe Realität wie die sinnliche. In diese stoffliche Welt wurden wir gebannt zur Entwickelung und Läuterung unserer Persönlichkeit. Mit dieser Welt haben wir den Kampf daher aufzunehmen. Der irdische Zweck ist erfüllt, wenn der Mensch sich heldenhaft bewährt . . . Mensch sein heißt Kämpfer sein, heißt im Lebenskampf sich als Held bewähren.“ — So schreibt an der hier oben angeführten Stelle Dr. Artur Dinter, ein Mann, der zu Lienhard's intimsten Freunden zählt.

Und von einem anderen Freund Lienhard's, dem Professor Gustav Köhler, erfahren wir im Oktoberheft des „Zentralblattes für Okkultismus“ über diesen: „Er besitzt in hohem Grad die Gabe der Intuition und Inspiration. In der Vorrede zu seinem Drama ‚Wieland der Schmied‘, in dem Geistkunde höchsten Stils gepredigt wird, spricht er sich darüber aus, wie er in wenigen Tagen durch Inspiration in den Besitz der Grundlagen gelangt ist, deren Verwertung dann das herrliche Werk als Frucht gezeitigt hat. Und aus den Gesprächen, die ich mit dem Freunde über derartige Dinge oft geführt habe, weiß ich, daß er häufig unter direkter Inspiration steht. Oft erwacht er mitten in der Nacht fühlend, daß er im Geiststrom liegt. Auch überströmt es ihn wohl plötzlich sonst, z. B. auf Wald-Spaziergängen unter rauschenden Baumeswipfeln, an murmelnden Bächen. Dann nimmt er schnell ein Notizbuch, das er stets bei sich trägt, zur Hand und schreibt, schreibt solange, als der Strom strömt . . . Daß solche Gaben übrigens nur stoffliche Grundlagen für seine Dichtungen bilden, versteht sich bei einem Dichter von selbst, der kein Manuskript in den Druck gibt, ehe er nicht mit größtem Fleiß immer von neuem alles getilgt hat, was das Werk nach Inhalt und Form beeinträchtigen könnte.“

Soviel über den Dichter Lienhard. Nun wollen wir uns aber auch mit dem Denker Lienhard befassen. Am besten lernen wir diesen kennen, wenn wir seine in diesem Jahr erschienene Schrift: „Deutschlands europäische Sendung“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, zu 50 Pfg.) aufschlagen: „Es ist ein Grundgefühl germanischen Empfindens — lesen wir dort —, die Tatsächlichkeit der geistigen Welt oder der Gottheit genau so stark zu erleben, wie die Tatsächlichkeit der Sonne. Ohne diese Grundvoraussetzung ist der ganze ‚Faust‘ undenkbar; und ebenso undenkbar Dantes ‚Comödia‘. In beiden

Dichtungen sind Vorgänge der geistigen Welt geschildert, in der ein Teil unseres Wesens immerdar lebt. Wir müssen wieder symbolisch denken lernen, dann werden wir zugleich geistiger denken und dem Geheimnis des Lebens näher kommen . . . Das höhere Ich ist im Heiligtum des Menschen das Innerste, wie etwa die Ampel über dem Hochaltar der katholischen Kirche. So ist Deutschland das innerste Land, wo der Mensch zum Bewußtsein seines unvergänglichen Ich und damit zu einer Neugeburt seines ganzen Wesens gelangen kann."

Ich kann diese hier genannte Schrift die in vielem an die bekannte Schrift: „Die Zuversicht" von H. St. Chamberlain erinnert, den Lesern der „Psych. Stud." nicht warm genug ans Herz legen.

Geistige Werte für die Gegenwart.

Von Ludw. Deinhard.

> Das Wahre war schon längst gefunden,
> Hat edle Geisterschaft verbunden,
> Das alte Wahre faß' es an!

Mit dieser allbekannten Strophe aus dem Gedicht „Vermächtnis" von Goethe beginnend, möchte ich hier auf ein Vermächtnis deutscher Philosophie hinweisen, das unter dem Titel: „Geistige Werte" (herausgegeben von Max Frischeisen-Köhler) vor kurzem in Berlin im Verlag von Otto Reichl erschienen ist. „Wenn wir heute — schreibt der Herausgeber in der Einleitung —, da wiederum die Not der Zeit uns zwingt, alle Kraft zusammenzunehmen und auf das Tiefste unseres deutschen Wesens uns zu besinnen, wenn wir trotz des ungeheuren Ringens, in dem wir uns befinden oder gerade deswegen, weil wir uns in ihm befinden, über die handgreiflichen Ziele und Güter die ewigen Werte nicht vergessen wollen, werden wir Kraft und Anregung gern aus den Werken jener Denker schöpfen" — nämlich jener deutschen Dichter und Philosophen, die in diesem Band durch kürzere oder längere Abhandlungen vertreten sind. Wir begegnen hier Kant, Herder, Goethe, Schiller, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Schopenhauer, Hegel, Fechner, Lotze, Nietzsche und Dilthey, die uns hier über irgendein philosophisches oder religiöses Problem ihre Anschauung auseinandersetzen. Wir haben also da als Vermächtnis deutscher Philosophie geistige Werte vor uns, um die Kraft und den Mut daraus zu schöpfen, deren wir zur Ertragung all der Not und all des vielen Leids bedürfen, die uns überall entgegenblicken, wohin wir jetzt die Augen wenden.

Schlagen wir z. B. die Abhandlung auf, durch die Schopenhauer in diesem Band vertreten ist, so finden wir hier das Kapitel 41 des II. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“, Schopenhauers bekannte, 1844 zum ersten Male erschienene Abhandlung: „Über den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich“.

Gibt es — möchte ich fragen — heute, wo dem grausamen Schnitter Tod eine so reiche Ernte zufällt, wie sie ihm seit Jahrhunderten nicht mehr zuteil geworden ist, gibt es da für uns eine brennendere Frage, als diese hier?

Und wie beantwortet Schopenhauer diese Frage?

„Wie durch den Eintritt der Nacht die Welt verschwindet, dabei jedoch keinen Augenblick zu sein aufhört, ebenso scheinbar vergeht Mensch und Tier durch den Tod und ebenso ungestört besteht dabei ihr wahres Wesen fort. Nun denke man sich jenen Wechsel von Tod und Geburt in schnellen Vibrationen und man hat die beharrliche Objektivation des Willens, die bleibenden Ideen der Wesen vor sich, feststehend wie der Regenbogen auf dem Wasserfall. Dies ist die zeitliche Unsterblichkeit. Infolge derselben ist trotz Jahrtausenden des Todes und der Verwesung noch nichts verloren gegangen, kein Atom der Materie, noch weniger etwas von dem innern Wesen, welches sich als die Natur darstellt. Demnach können wir jeden Augenblick wohlgemut ausrufen: „Trotz Zeit, Tod und Verwesung sind wir noch alle zusammen.“ — Soweit Schopenhauer, dem nur zu wünschen gewesen wäre, daß er noch die Ergebnisse der heutigen okkulten Forschung erlebt hätte. Er hätte dann die obige Frage sehr viel klarer und bestimmter beantworten können, als er sie hier beantwortet hat. — Immerhin müssen wir anerkennen, daß er in dieses Problem so tief eingedrungen ist, als dies ohne Anlehnung an okkulte Forschung möglich ist, die sich ja erst heute allmählich Geltung verschafft.

Sehr bemerkenswert ist auch der Aufsatz von Prof. Wilhelm Dilthey über „Das metaphysische Bewußtsein“, den wir in diesem Band vorfinden: „Nicht durch logische Folgerichtigkeit gezwungen,“ lesen wir dort, „nehmen wir einen höheren Zusammenhang an, in den unser Leben und Sterben verwebt ist. Es läßt sich zeigen, wohin diese logische Folgerichtigkeit führt, wenn sie auf einen solchen Zusammenhang ausgedehnt wird. Vielmehr entspringt aus der Tiefe der Selbstbesinnung, die das Erleben der Hingabe, der freien Verneinung unserer Egoität vorfindet und so unsere Freiheit vom Naturzusammenhang erweist, das Bewußtsein, daß dieser Wille nicht bedingt sein kann durch die Naturordnung, deren Gesetze sein Leben nicht entspricht, sondern nur durch etwas, was dieselbe hinter sich zurückläßt.“

Auch hier sind Anklänge an das vorhanden, was der heutige Okkultismus über die Früchte der wahren Selbstbesinnung, der Besinnung auf das wahre Selbst, der freien Verneinung unserer Egoität lehrt, aber eben nur leise Anklänge.

Ist es nötig, auch noch auf die Abhandlung hinzuweisen, mit der Goethe in diesem Buch vertreten ist, um dem Leser zu beweisen, wie wertvoll dieses „Vermächtnis deutscher Philosophie" ist?

Von Goethe finden wir dort dessen berühmten Aufsatz: Die Natur, der im Jahre 1782 im Tiefurter Journal erschien. Und was sagt der 33jährige Goethe von der Natur?

„Leben ist ihre schönste Erfindung und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten."

Nicht warm genug kann diese Sammlung von geistigen Werten eines Volkes, das heute als ein Volk von Barbaren verschrieen wird, allen denen empfohlen werden, die in dieser drangvollen Zeit gerade nach solchen Werten Verlangen hegen.

Mr. Maskelyne und der Okkultismus.*)

In einem Artikel in „Weekly Dispatch", in dem er einige von seinen Erlebnissen während seiner Laufbahn als öffentlicher Unterhalter für fünfzig Jahre beschreibt, gibt Mr. J. N. Maskelyne, obschon er behauptet, daß er alle spiritualistischen Medien, seit den Davenports, des Betruges überführt habe, folgende interessante Erklärung ab:

„Trotz allen Betruges und Humbugs des Mediums würde es nicht recht sein zu sagen, daß nichts am ganzen Okkultismus ist. Selbst an der Astrologie scheint ja ‚etwas zu sein' und sicher ist viel an der Telepathie. Der erwähnenswerteste Fall passierte in meiner Jugend, als ich einmal fast ertrank. Ich sah meine Mutter mit ihrer Hausarbeit, und als ich nach Hause kam, erzählte sie mir, daß sie eine plötzliche Erregung hatte und daß sie sofort zu erfahren wünsche, ob mir etwas zugestoßen sei.

Ich denke nicht, daß Telepathie in der Zukunft weiter entwickelt werden kann, einfach deshalb, weil man ein leeres Gehirn haben muß, um Impressionen aufzunehmen. Es geschieht viel Derartiges unter Tieren und unter wilden Völkern, doch das Gehirn eines modernen Kulturmenschen ist viel zu beschäftigt und zu gespannt.

---

*) Übersetzt von Prof. hon. Willy Reichel aus „Light", London, 3. Juli 1915.

Ich sah viele wundervolle Fälle von Hypnotismus und ich sah auch dabei ebenso vielen Betrug. Es ist aber tatsächlich möglich, daß eine Person eine andere unter volle Kontrolle bringen kann, und das Subjekt, das immer hochgradig nervös erregt ist, mag dadurch schwer leiden. Ich kenne einen Fall, daß ein junger Mann, der viel als hypnotisiertes Subjekt gebraucht wurde, schließlich irrsinnig wurde."

Ich bemerke hierzu, daß Katalepsie, oft eine Folge der Hypnose, nach meiner Erfahrung auch Besessenheit zuläßt. Der negative Zustand des Hypnotisierten gibt unentwickelten Exkarnierten Gelegenheit, von seinem Körper Besitz zu nehmen. Hypnotismus kann nicht heilen, außer eingebildete Krankheiten, doch kann der Hypnotiseur die Krankheit von einer Stelle des Körpers zu einer anderen bringen, wo sie dann als eine neue erscheint, da er den Krankheitsstoff nicht ausscheiden kann; das kann nur der Magnetismus, der dem Blute des Kranken die Kraft geben kann, den Krankheitsstoff auszuscheiden. W. R.

Kurze Notizen.

a) Über erfolgreiche Verwendung der *Wünschelrute im Kriege* werden in einem der „Hager Ztg." zur Verfügung gestellten Feldpostbrief beachtenswerte Mitteilungen gemacht. Ein Wehrmann im Landwehr-Ersatz-Bataillon 13 aus Soest war in Nordfrankreich durch Granatsplitter an beiden Unterschenkeln verletzt worden. Ein oberhalb des rechten Knies eingedrungener Splitter konnte an der Einschußstelle nicht gefunden werden, man trug sich bereits mit dem Gedanken an eine Abnahme des Beines. Da gelang es dem als Sanitätsunteroffizier unter den Waffen stehenden Rutengänger Hans Dannert aus Hagen mit Hilfe einer aus verschiedenen Metallen hergestellten Wünschelrute, das Geschoß oberhalb des Enkels, am Knochen angeschmiegt, zu finden. Eine Röntgendurchleuchtung (in Wesel) bestätigte den Fund. Dannert ist darauf zu weiteren Versuchen an Verwundeten herangezogen worden. Die Wünschelrute soll in allen Fällen mit Sicherheit die Stellen nachgewiesen haben, an denen das gesuchte Geschoß sich befand. Nach der „Hag. Ztg." besitzt Dannert verschiedene andere aus Metallen hergestellte Wünschelruten, die in seiner Hand untrüglich das Vorhandensein von Metallen an der Stelle nachweisen, auf welche die Wünschelrute reagiert. Dannert behauptet, auch das Vorhandensein von Kohle, Petroleum und Kali mittels der Wünschelrute nachweisen zu können. Ärztlicherseits sind genauere Untersuchungen in der Angelegenheit eingeleitet worden.

b) Totenbett-Visionen. (Übersetzt aus dem Englischen von Prof. Willy Reichel.) Eine berufsmäßige Krankenpflegerin, die sich „Joy" unterzeichnet und an vielen Totenbetten gestanden hat, erzählt in der „ Christian Commonwealth", daß in einer Anzahl von Fällen die sterbende Person, bevor das Ende kam, Jemanden erkannte oder zu erkennen schien, der den Übrigen unsichtbar war. Da Miss Joy selbst medial veranlagt war, sah sie verschiedentlich gleichfalls das, was die sterbende Person sah, und ebenso die nachfolgende Umbildung. Sie beschreibt eine ihrer Erfahrungen folgendermaßen; „Es war in einem Hospital. Ein junges Mädchen von 17 Jahren, gut, freundlich und kirchlich gesinnt, war sterbend an Auszehrung. Kurze Zeit bevor sie starb, erschienen plötzlich zwei geistige Gestalten — ich nenne sie „Engel" —, die am obersten Ende des Bettes standen, einer auf jeder Seite. Sie waren so genau für mich sichtbar, als wären sie lebende Menschen. Gerade bevor diese erschienen, rief das junge Mädchen: „„Es ist dunkel geworden, ich kann nichts mehr sehen."" Dann sah sie diese beiden Gestalten und ein Lächeln reizend aussehend, glitt über ihr fahles Gesicht. Sie breitete ihre Hände aus und rief: „Sie sind gekommen, um mich zu holen; ich bin glücklich, denn ich bin sehr müd." Als sie ihre Hände ausstreckte, reichten beide Engel ihr die Hände, einer nahm ihre rechte und der andere die linke. Ihre Gesichter waren durch ein Lächeln verklärt, noch schöner als das des jungen Mädchens, die bald die Ruhe finden sollte, die sie ersehnte. Sie sprach nicht mehr, doch für fast eine Minute, so schien es mir, blieben ihre Hände ausgestreckt, von den Händen der Engel angefaßt, während sie fortfuhr, mit einem glücklichen Gesichtsausdruck lächelnd auf diese zu blicken. Ihr Vater, Mutter und Bruder, die zugerufen worden waren, weinten bitterlich, denn sie wußten, daß sie sterben würde. Von meinem Herzen kam ein Gebet, daß sie sehen möchten, was ich sah, aber sie sahen nichts. Die Engel ließen jetzt die Hände der Sterbenden los, die auf das Bett fielen. Ein Seufzer kam noch von ihren Lippen wie von Jemand, der sehr Schlaf benötigt, und in der nächsten Minute hauchte sie ihren Geist aus. Doch das süße Lächeln, mit dem sie die Engel anblickte, blieb auf ihren Gesichtszügen. Auch die Engel blieben am Bett, während der kurzen Zeit, welche die geistige Form über den Körper, in welchem das physische Leben aufgehört hat, braucht, sich zu entwickeln. Dann erhoben sie sich und standen schwebend für ein paar Augenblicke, jeder auf einer Seite von ihr, die nun zu diesen Wesen gehörte. Und ich sah hierauf deutlich drei Engel die Stube verlassend, in der kurze Zeit vorher nur zwei gewesen waren." — So der Bericht der Diakonissin. A. J. Davis beschreibt in seiner Philosophie des Todes im „Arzt" genau denselben Vorgang beim Ableben einer guten Person; bei anderen,

bösen oder sittlich verkommenen Menschen ist der Vorgang des Sterbens ein ganz anderer, wenn man den unzähligen Aussprüchen Entkörperter in spiritistischen Sitzungen glauben will.

c) Wunder der Elektrizität.[1]) Der Fortschritt der elektrischen Wissenschaft zeigt uns den Weg von den gröberen zu den feineren Kräften des Lebens. Mr. Edgar Lucien Larkin[2]), Direktor des Mount Lowe Observatory bei Los Angeles, California, beschäftigt sich in einer der letzten Nummern des „Spiritual-Journal" (Boston) mit einigen kürzlichen Erfindungen der Elektrizität. Er erwähnt den kolossalen Betrag von Geld, das in der noch nicht einmal vierzig Jahre alten elektrischen Industrie angelegt ist. Dann fährt er fort: „Doch hat dieses nichts zu sagen im Verhältnis zu den Tatsachen und Wundern der Elektrizität selbst. Steigender Gebrauch dieses mystischen und ganz unbegreiflichen Agens ist nun so rapid, daß man seine ganze Zeit für diese Dinge opfern muß. Doch was kann in einer kritischen Zeit nützlicher sein, z. B. eine Minute vor Zusammenstoß von zwei Expreßzügen, voll mit Menschen, als ein fast plötzliches Anhalten von beiden Zügen durch drahtlose Wellen von elektrischer Kraft, vermöge der Manipulation eines entfernten Expedienten? Drahtlose Zugkontrolle ist jetzt eine Tatsache, und der Nutzen dieser Erfindung ist kaum zu übertreiben. Zwei Vierhunderttonnen-Mogol-Lokomotiven, siebzig Meilen pro Stunde laufende schwere Eisenbahnwagen ziehend, wenn sie sich nähern, durch irgend ein Versehen in alles vernichtendem Zusammenstoß, können beide angehalten werden durch Anwendung elektrischer Wellen, die von einem entfernten Expedienten abgesandt sind. Man kann jetzt also reisen ohne Furcht vor einem Zusammenstoß. Das menschliche Element, Ermüdung und Augengebrechen, ist nun ganz ausgeschaltet: die Reisenden können sich nun auf die Semaphoren-Signale verlassen. Fünf Millionen Eisenbahnleute in der ganzen Welt haben sich selbst wie Maschinen von Stahl trainiert; doch Zusammenstöße erfolgen. Aber elektrische Wellen, ausgesandt vom Zugexpedienten im kritischen Augenblick, bringen jetzt Züge zum Halten ohne Tätigkeit des Ingenieurs. Experimente mit diesen Hertz-Wellen wurden bereits auf der Bahn zwischen Washington und Baltimore gemacht. Das ist dieselbe Bahn, über welche s. Z. die erste Dampf-Lokomotive ging und das erste Morse-Telegramm gesandt wurde. Ein merkwürdiges Zusammentreffen! Vollständiger Er-

---

[1]) Aus „Light", (London v. 25. Sept. 1915) übersetzt von Prof. Willy Reichel (Pasadena).

[2]) Prof. Larkin und das Mount Lowe Observatory ist mir persönlich wohl bekannt. Vergl. Willy Reichel: „An Occultist's Travels", New York, 1908, pag. 33 und „A Travers le Monde", Paris Paul Leymarie, 1907, pag. 25.

folg wurde erlangt auf einem Geleise von Chicago bis La Grange, Illinois, und in Toronto, Canada. Stationen für drahtlose Telegraphie werden bald in Christiania, Mandal, Bergen, Hammerfest und auf Spitzbergen eingerichtet werden; diese werden in Verbindung mit allen anderen Stationen in Schottland, England, Dänemark und Holland sein. Dienstpersonen werden während der langen, leidigen Polarnächte in Spitzbergen stationiert werden. Ihre Botschaften werden durch elektrische Wellen über den Nordpol gesandt werden. Zukünftige Cooks und Pearys können dann Entdeckungen vom Nordende der Erdaxe mitteilen und ebenso Kapitäne von Walfischfängern in Not, sowie Lenker von Luftballons über die gefrorenen Einöden des fernen Nordens. Von der Einsamkeit und Düsterheit der Polarnächte werden Wellensignale über Nordlicht, magnetische. elektro-magnetische Luft- und Landstürme gesandt werden. Die Änderungen der magnetischen Nadeln können an die astronomischen und magnetischen Observatorien übersandt werden. Solche Störungen können nach Zeit und Heftigkeit mit den unermeßlichen Explosionen und intensiven Cyklomen auf der Sonne verglichen werden. Die Bildung von Eisstürmen kann in Europa angezeigt werden, ebenso in Canada und den Vereinigten Staaten, sodaß alles bereit ist für das Näherkommen von grimmigen Nordstürmen. Die Nationen mögen durch den Gebrauch der elektrischen Hertz-Wellen inniger vereinigt werden und mit Kriegen endlich aufhören." — Möchten wir nicht hinzufügen, daß der kommende noch weiter ausgedehnte Gebrauch von Elektrizität schließlich auch noch vielleicht die Übermittelung von Botschaften von der anderen Seite des menschlichen Lebens, die wir als die psychische bezw. spirituelle Welt bezeichnen, bringen wird?

d) † Sr. B. Corralès, der Vater des vor einigen Jahren vielgenannten Pseudo-Mediums Ofelia, ist nach einer Mitteilung ihres damaligen Entlarvers, Prof. Willy Reichel, nicht mehr unter den Lebenden. Letzterer, der s. Z. keine Kosten und Mühen scheute, um die besonders in den „Annales des sciences psychiques" gerühmten Vorführungen dieses nach den Darstellungen ihres Vaters besonders starken Mediums an Ort und Stelle zu studieren, schreibt uns, datiert Pasadena, Cal., den 5. Oktober 1915: „S. g. H. Prof.! Heute erhielt ich einen Brief von Enrique A. Echandi (San José, Costa-Rica, d. 18. September 1915), in welchem er mir unter anderem mitteilt, daß Buenaventura Corralès, Vater von Ofélia, vor ein paar Tagen an einem schmerzhaften Magenkrebs gestorben ist. Vielleicht interessiert es ihre Leser, das zu wissen. Ihr ganz ergebenster Reichel." — Unser langjähriger Herr Mitarbeiter, dessen eingehender und vorzüglicher Bericht über diese in den Augen wohl jedes unbefangenen Beurteilers restlos durchgeführte Entlarvung sich im Jahrgang 1911

unserer Monatsschrift (Februarheft S. 88 ff) findet, hatte, als überzeugter Spiritualist und genauer Kenner der mediumistischen Erscheinungen, die weite Reise dorthin lediglich aus Eifer für die okkultistische Wissenschaft unternommen, war dann aber eben wegen seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe von C. Vesme, dem Herausgeber der in Paris erscheinenden „Annales", der noch kurz zuvor die nachgewiesen gefälschten Photographien über die angeblichen Materialisationserscheinungen veröffentlicht hatte, mit ebenso ungerechten als unverfrorenen persönlichen Vorwürfen angegriffen worden.

e) 50 Jahre Universitätsprofessor ist (laut „Tüb. Chronik" vom 15. Nov. cr.) nun der Altmeister der neuzeitlichen Psychologie, Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Wundt, der schon 40 Jahre lang an der Leipziger Hochschule wirkt. Geboren 1832 zu Neckarau in Baden studierte der reichbegabte Jüngling, u. a. in Tübingen, zunächst Medizin. Von 1866—1868 vertrat Dr. Wundt den Bezirk Heidelberg in der badischen Ständekammer, übersiedelte 1874 von Heidelberg nach Zürich und 1875 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig. Er ist wohl gegenwärtig der geistig hervorragendste Vertreter der Psychologie und Ethik an sämtlichen europäischen Universitäten.

Literaturbericht.

Nachstehend besprochene Werke sind zu Originalpreisen durch die Buchhandlung von Oswald Mutze, Leipzig, Lindenstraße 4, zu beziehen.

Bücherbesprechung.

Das Shakespeare-Idol Francis Bacons", von **Albert Kniepf,** Hephaestos-Verlag, Hamburg 26. — 256 S. mit neuen Facsimilis in Autotypie und Lichtdruck nebst Handzeichnungen des Verf. Preis: 5.— M., geb. 7.— M.

Der Shakespeare-Dichter muß zu den Kennern des Okkultismus und der Rosenkreuzerei in allen Formen gerechnet werden; in seinen Sonetten finden wir auch in No. 59 und 71 den Glauben an die Wiederverkörperung. Die Streitfrage, wer er war, gehört daher in unsere literarische Rundschau. Es ist aber eigentlich keine Frage mehr, wenn auch gewisse Literaturkreise, die sich auf den Trug mit dem Manne aus Stratford festgelegt haben, von einer Sinnesänderung nichts wissen wollen. Wer sich über die Unmöglichkeit des Stradforders als Dichter unterrichten will, der lese z. B. Hofrat Prof. G. Holzer: „Das Shakespeare-Problem", Weiß'sche Buchhandlung in Heidelberg, 1 M., Dr. phil. Joseph Fest: „Hie Bacon!", C. Koch, Nurnberg, 3 M. In Kniepfs Arbeit liegen nunmehr viele neue Ergebnisse vor. Er zeigt, wie Bacon seine Autorrechte in der Shakespeare-Dramenfolio von 1623 durch deutliche Monogramme auf seinen Namen und andere seiner Sinnbilder, ja durch versteckte, Selbstporträts, also auch als gar meisterhafter Zeichner, neben der Shakespeare-Maske und in einer der großen Kopfleisten in gewissen

Exemplaren dieser Folio dokumentarisch gewahrt hat, was man bisher nicht ahnte! Andererseits sind Hinweise gleicher Art auf seine verschiedenen Dichterpseudonyme, wozu nach Kniepf und englischen Forschern wie I. G. Harman B. A. auch die angeblichen hochgenialen Vorläufer „Shakespeares", die Marlow, Green, Peel, Kyd, Lyly, Edmund Spenser gehören, in den Kopfleisten der Original-Ausgaben seiner philosophischen Prosawerke vorhanden, wie Kniepf mannigfach und mit Hilfszeichnungen nachweist. Ein wahres Wunder dieser Kunst wird gleich im ersten Kapitel aus der Frankfurter Folio der „Opera Omnia" von 1665 in hochinteressanter Weise erläutert. Aber auch der philologische Zusammenhang der Vorreden der Dramenfolioansgabe von 1623 mit gewissen Ankündigungen derselben in den Prosaschriften Bacons wird nachgewiesen. Weiter ist nunmehr klar bewiesen, daß der Francis Bacon eigentlich kein „Bacon", sondern der Sohn der „jungfräulichen" Königin Elisabeth von Lord Leicester und damit ein Großsohn Heinrichs VIII. war, sich daher immer als „Prinz von Wales" betrachtete, worin ein Hauptgrund für den Gebrauch seiner zahlreichen Pseudonyme lag; aber wir erhalten so das Bild vor allem eines neuen Genius von erstaunlichen Fähigkeiten, weit über den Rahmen des bisherigen Shakespeare, eines Dichters der literarischen Masken von größtem Reichtum der Erfindung mit Geist, Witz und Künstlerschaft ohne Gleichen in der Weltliteratur, und Kniepf bringt auch neue Zeugnisse für die schon von Sir Edwin Durning Lawrence ausgesprochene Behauptung, daß Bacon auch der Verfasser des „Don Quixote" sei! Vollständig verblüfft werden die Leser durch den offenbar gelungenen Nachweis, daß er, der Führer und Fürst der Rosenkreuzer, 1626 nur einen „rosenkreuzerischen Scheintot" veranstaltet hat und der Verfasser seiner eigener Trauercarmina ist, um freilich seine Genialität als größter Dichter darin desto besser zu verkünden! So toll dieser Bluff klingt, so ist er ihm nach allem, was wir sonst von ihm erfahren, durchaus zuzutrauen. Wir haben tatsächlich ein derart interessantes und wichtiges Buch seit Langem nicht vorgefunden, und daß ein Deutscher das ursprünglich nur für den englischen „Cant" bestimmte „Shakespeare-Idol" als Geheimnis des größten Genies der Masken und „fremden Flaggen" entschleiert, ist gerade heute der Beachtung wert! Wir lernen in diesem Dichter-Philosophen und Kanzler Bacon ein Universalgenie kennen, dem es ein diabolisches Vergnügen machte, die Welt durch Pseudonyme und kaleidoskopartige Vexierbilder, die nun Kniepf mit großer Sachkenntnis entziffert hat, hinters Licht zu führen. Er ist bestrickend durch Geist und Witz, ein gewaltiger Hypnotiseur und Magier, ein Meister in Heuchelei, Lug und Trug, neben dem ein Mr. Grey als Stümper erscheint. Das Buch eignet sich auch durch die vornehme Ausstattung als Weihnachtsgabe. *) Dr. —r.

---

*) Die Vielgestaltigkeit der Künstlerschaft dieses rätselhaften „Autor-Meisters" erinnert den Psychologen an phantastische Geisterbilder und läßt in Bacon fast ein Medium vermuten. — Für eine voraussichtliche 2. Auflage von Kniepf's Meisterwerk bemerken wir noch, daß der gegenwärtig noch mehr als sonst spukende Druckfehlerteufel außer den hinten schon berichtigten Versehen noch folgende errata geleistet hat: S. 43, Z. 1 v. o. (in der Überschrift) ist zu lesen: Cogitata (st. Cogitota); S. 61, Z. 16 v. o.: Dignitate (st. Dignatate); S. 62, Z. 12 v. o.: übertreffen (st. übertroffen); S. 156, Z. 6 v. u.: des (st. ses); S. 166, Z. 8 v. o.: wem (st. wen); S. 181, Z. 2 v. o. semihomoque (st. semihoque); S. 183, Z. 13 v. u.: jedwedem (st weden); S. 222, Z. 14 v. o.; omne (st. ome). — Red.

Religion in Vergangenheit und Zukunft von Carl Becker (Verl. Hugo Steinitz, Berlin SW. 68. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ein recht lesenswertes Buch. Der Verfasser, der auch über „Die moderne Weltanschauung“ und über „Geistiges Leben und Schaffen“ Schriften publiziert hat, entwickelt hier seine Ansichten über die geschichtliche Entwickelung der Religion und schildert hierauf seine Auffassung vom Christentum und den Religionen des Ostens, worauf er dann den gemeinsamen Grundzug aller Religionen in dem Glauben an Gottheiten feststellt. Es folgen Untersuchungen über „die religiöse Lage der Gegenwart“, über „den Trieb zur Religion“, über „die Überwindung des Gottesglaubens“ und schließlich über „unsern Weg zur Religion“. — Man wird dem Verfasser durchaus zustimmen, wenn er in dem Abschnitt über den Trieb zur Religion folgendes schreibt: „Eine besondere Art von Bedrängung seines inneren Lebens erwuchs dem Menschen aus seinem Kausalitätsbedürfnis. Die Welträtsel beunruhigten ihn stets: die Fragen nach dem Ursprung des Menschengeschlechts, das eine Sonderstellung im Weltall einzunehmen schien, nach der Stellung des Menschen zur Welt und zu den Gottheiten, nach dem Sinn und Zweck des menschlichen Daseins.“ Aber — so wird man fragen — ist es denn dem Verfasser selbst geglückt, in die Rätselfragen unseres Daseins einen solchen Einblick zu gewinnen, daß ihm dadurch über den Ursprung und das eigentliche Wesen der verschiedenen Religionen die Augen geöffnet wurden? Der unterzeichnete Rezensent hat diesen Eindruck nicht gewinnen können. Denn besäße der Verfasser diesen Einblick, so hätte er doch die Tatsache erwähnen müssen, daß die Begründung der Religionen stets von Eingeweihten ausgegangen ist, d. h. von solchen, die eingeweiht waren in die Rätsel der unsichtbaren übersinnlichen Welt. Den Begriff des Eingeweiht-Seins in die Welt des Über- oder Außersinnlichen kennt freilich die wissenschaftliche Religionsphilosophie nicht oder besser: sie macht davon keinen Gebrauch, weil er nach ihr der total unwissenschaftlichen Mystik angehört. Dagegen findet sich dieser Begriff in jedem Werk, das die Ergebnisse der sogen. okkulten Forschung behandelt, z. B. in den zahlreichen Schriften von Dr. Rud. Steiner, Annie Besant und Geistesverwandten. In dem Buch von C. Becker weht ein gewisser Zug, der an den Franzosen Auguste Comte (1798 bis 1857), den Begründer des Positivismus, erinnert. Schon Comte setzte an Stelle der religiösen Metaphysik und ihres Gottesbegriffs den Begriff der Gesamtmenschheit, schon ihm schwebte eine dem katholischen Kultus nachgebildete Religion der Verehrung der Menschheit vor. Etwas derartiges scheint auch dem Verfasser dieses Buches als Religion der Zukunft vorzuschweben. — Die Unsterblichkeitsfrage beantwortet er (S. 210) mit dem Satz: „Das Seelenleben der Menschheit ist des Menschen Unsterblichkeit.“ Das Nirwana des Buddhismus ist für ihn gleichbedeutend mit dem „absoluten Nichts.“ Der buddhistische Seelenwanderungs-Begriff ist ihm „ein unklarer Punkt“, was sehr begreiflich ist, wenn man sich mit dem Problem der Palingenie (der wiederholten Erdenleben) niemals gründlich auseinandergesetzt hat, wozu z. B. durch die jüngste Schrift von Max Seiling: „Wer war Christus“ (München 1915 bei Karl Kuhn) eine treffliche Gelegenheit geboten wird. Andererseits enthält das Buch Beckers gewiß auch manches Wertvolle, so einige wertvolle Beiträge zur Frage nach der religiösen Lage der Gegenwart, namentlich da, wo der verstorbene Jatho, wo Gottfried Traub, wo Rudolph Eucken herangezogen werden. Dort findet sich folgender bedeutsame Ausspruch von Jatho: „Es frägt sich nicht, ob wir ge-

tragen von dem Strome einer vielseitigen Geistesbildung noch Christen sind, sondern ob wir trotz dieser Kultur schon Christen sind. Ich glaube wir sind es noch nicht.“ Soweit Jatho. Daß wir wirklich noch nicht Christen sind, daß wir vielmehr noch erst in das Verständnis der Erscheinung des Christus geistig hineinwachsen müssen, dies geht mit voller Evidenz auch aus der oben genannten Schrift von Hofrat Max Seiling hervor. Aber trotz alle dem, was ich von meinem Standpunkt als Anhänger der Esoterik aus an dem Becker'schen Buch auszusetzen habe, möchte ich demselben doch recht viele Leser wünschen. Und ich zweifle auch nicht, daß sich diese finden werden. Denn die Fragen, die es zu beantworten sucht, stehen ja gegenwärtig mit den Fragen von Krieg und Frieden im Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Daß dem so ist, dies haben wir dem Weltkrieg mit all seinen Schrecken zu verdanken. Ludw. Deinhard.

Der getreue Eckhart 1916. Ein Jahrbuch für denkende Freunde der Natur, der Menschen- und der Tierwelt. Herausgegeben von Prof. Dr. Paul Förster. Verlag Albert Schütt (Dresden-A. 16.) 48 S. Preis 10 Pf., auf je 100 Stück fünf Freistücke. —

Dieses nun im 7. Jahrgang erscheinende köstliche Büchlein ist gewidmet dem heldenhaften siegreichen deutschen Kriegsheer und seinen bewunderungswürdigen Führern, voran dem deutschen Kaiser, dessen Bild es schmückt. Es soll das deutsche Volk in dieser schweren Drangsal zum Durchhalten ermutigen und die Begeisterung bei unseren Feldgrauen wachhalten, für die es im Schützengraben wie im Lazarett willkommenen Lesestoff bietet. Der verhältnismäßig reiche Inhalt beginnt mit einem Rückblick auf des Vaterlandes Not vor hundert Jahren, woran sich treffende Urteile deutscher Helden des Gedankens und der Tat über den Krieg anreihen. Dem mit entsprechenden Abbildungen versehenen Kalendarium schließt sich eine Sammlung von Sprüchen und Liedern für die Kriegszeit: „Das deutsche Wesen in den Stimmen der Denker und Dichter“, sowie Dichterklänge aus der Zeit und zu der Zeit an. An den gedankenreichen Betrachtungen des Herausgebers über „Mensch und Tier im Kriege“ mit Beilagen „Zur Wegezehrung“ wird nicht bloß der Tierfreund seine Freude haben, so daß der treue Mahner auch diesmal mit guten Hoffnungen in die Welt gehen kann. Dr. —r.

Der kleine Tierfreund 1916 als Kriegsbüchlein. Herausgegeben und verfaßt von E. Mariels. Verlag Albert Schütt, Dresden. 40 S. Preis 10 Pf. (50 St. 4 M., 100 St. 6 M., 600 St. 35 M., 1000 St 50 M.)

Auch dieses Büchlein empfiehlt sich wiederum von selbst durch seinen sinnigen Inhalt und seine geschmackvolle Ausstattung mit reizenden Bildchen, die geeignet sind, ihm die Herzen von Jung und Alt im Sturm zu erobern. Die Geleitverse treffen also das Richtige, wenn sie sagen: „Ziehe, Büchlein, wieder aus, / Zieh in deutche Lande. / Bringe unsern Kindern Gruß / Heut im Kriegsgewande / Sollt' ein Kriegsmann auch einmal / Lesen deine Seiten, / Aus der Heimat einen Gruß / Sage ihm bescheiden.“ Die herzigen Tiergeschichten predigen „Deutsche Sitte — auch für die vierfüßigen Hausfreunde.“ Das Heftchen mit dem niedlichen Titelbild „Zwei Wackere“ sollte in keinem deutschen Haus auf dem Weihnachtstisch fehlen. Dr. —r.

Moritz Bartsch: Der Siegeszug des deutschen Geistes. Ein philosophischer Ausblick in die Zukunft des Germanentums. Breslau, Trewendt u. Granier 1915. 31 Seiten.

Der Autor beginnt die interessanten, seinen drei feldgrauen Söhnen gewidmeten Ausführungen mit einer philosophischen Be-

trachtung über die Denkernatur des Menschen, die sich mit der Erfassung der Welt um uns in den Naturwissenschaften und dem Begreifen der Welt in uns in den Geisteswissenschaften abgibt. Auf beiden Gebieten, also auch in der Naturwissenschaft, hat der deutche Geist den englischen überflügelt, und zwar in dieser darum, weil er für das Schaffen im Mineralischen durch seinen dem nur praktischen Engländer unerschwinglichen selbstlosen Idealismus eine tiefere Erfassung der geistigen Welt und ihrer Rätsel mitbrachte. So ist das gewaltige Weltenringen durch die Tatsachen der geistigen Welt eigentlich bereits entschieden, denn der deutsche Geist ist dem englischen überlegen, die italienische Kultur ist zurückgeblieben und veraltet, der Franzose hascht nach dem Phantom der Gloire und Rußlands Volk hat noch viel zu lernen, ehe es für Deutschland gefährlich werden kann. Das Germanentum ist also von der Vorsehung deutlich dazu ausersehen, die Führerrolle im kommenden Geistesleben Europas zu übernehmen. Die Broschüre ist in edler Sprache geschrieben, voll idealistischen Schwungs, ein Hochgesang aufs Vaterland, durchweht von der Hoffnungsfreudigkeit: Es muß uns doch gelingen. F. Berger.

Otto Feuerstein, Mit dem Weltkrieg hat das Weltgericht begonnen. (24.—25. Tausend.) Verlags- u. Handelsdruckerei Lorch (Württ.) 6 Ex. 50 Pf., 12 Ex. 80 Pf. u. s. f.

Der durch frühere Schriften über „Sozialdemokratie und Weltgericht", „Das Geheimnis der Person Jesu" u. a. bekannte Verfasser will in dieser Flugschrift auf Grund biblischer und anderer Prophezeiungen, namentlich der österreichischen Mystiker Jakob Lorber und Gottfried Mayerhofer, welche „die Stimme Gottes Wort für Wort, Satz für Satz, klar und deutlich in ihrem Herzen vernommen" haben wollen — also Offenbarungsspiritismus sogenannter Vatermedien! — nachweisen, daß „um das Jahr 1918 herum" nach furchtbaren Seuchen, Erdbeben und gewaltigen Revolutionen" die Wiederkunft Jesu zum Weltgericht, die „Entrückung" der treugebliebenen Jünger Jesu, die „Auferstehung der Toten" und der Beginn des „tausendjährigen Reichs" unfehlbar eintreten werde! Dr. — r.

Wieder ein Jahr neigt seinem Ende zu, und unter furchtbaren Opfern an Gut und Blut müssen wir es diesmal beschließen, und noch ist ein absehbares Ende dieses gewaltigsten aller Kriege nicht wahrzunehmen. In opferfreudiger Hingabe für unsere wackeren Kämpfer und die trauernden Hinterbliebenen, von dem unerschütterlichen Vertrauen zu dem Höchsten beseelt, uns auf unsere uns verliehene Kraft stützend, treten wir getrost, alles weitere dem Lenker der Welten überlassend, ins neue Jahr 1916 hinüber.

Und wie die deutsche Tatkraft auch mit einer Welt von Feinden den Kampf aufnahm, so wird sie ihre Wurzeln tief in die kommenden Zeiten schlagen; der Saaten Früchte werden und müssen einst reifen für unsere Kinder und Kindeskinder.

In diesen schweren Zeiten des Durchhaltens bittet der unterzeichnete Verlag die werten Leser wie Anhänger unserer okkulten Philosophie, auch weiterhin frdl. mit tätig zu sein in der Ausbreitung unserer erhabenen Lehre; sicherlich bedarf es gerade jetzt, wo das Gemüt der denkenden Menschheit für unsere Literatur weit empfänglicher ist als ehedem, meist nur eines geringen Anstoßes, um sie zu uns herüberzuziehen, namentlich die Angehörigen von im Felde Gefallenen.

Haben Sie daher die Güte, sich der Verbreitung meines diesem Hefte beigefügten Weihnachts-Kataloges unterziehen zu wollen, denn — Bücher sind wohl das Einzigste, das nicht im Preise verteuert worden ist.

Der Verlag Oswald Mutze, Leipzig.